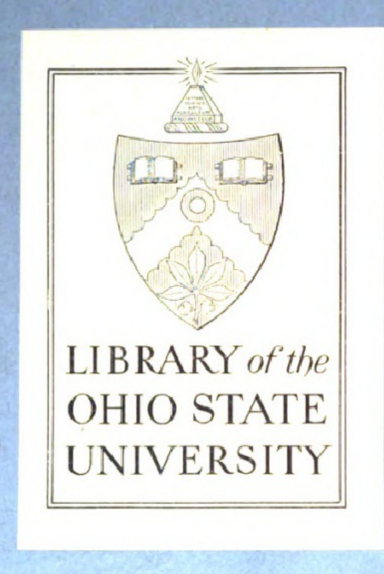

ILLUSTRIRTE
ZEITUNG,
LEIPZIG





O.S.U.
AP
30★
129
1919




LIBRARY of the
OHIO STATE
UNIVERSITY

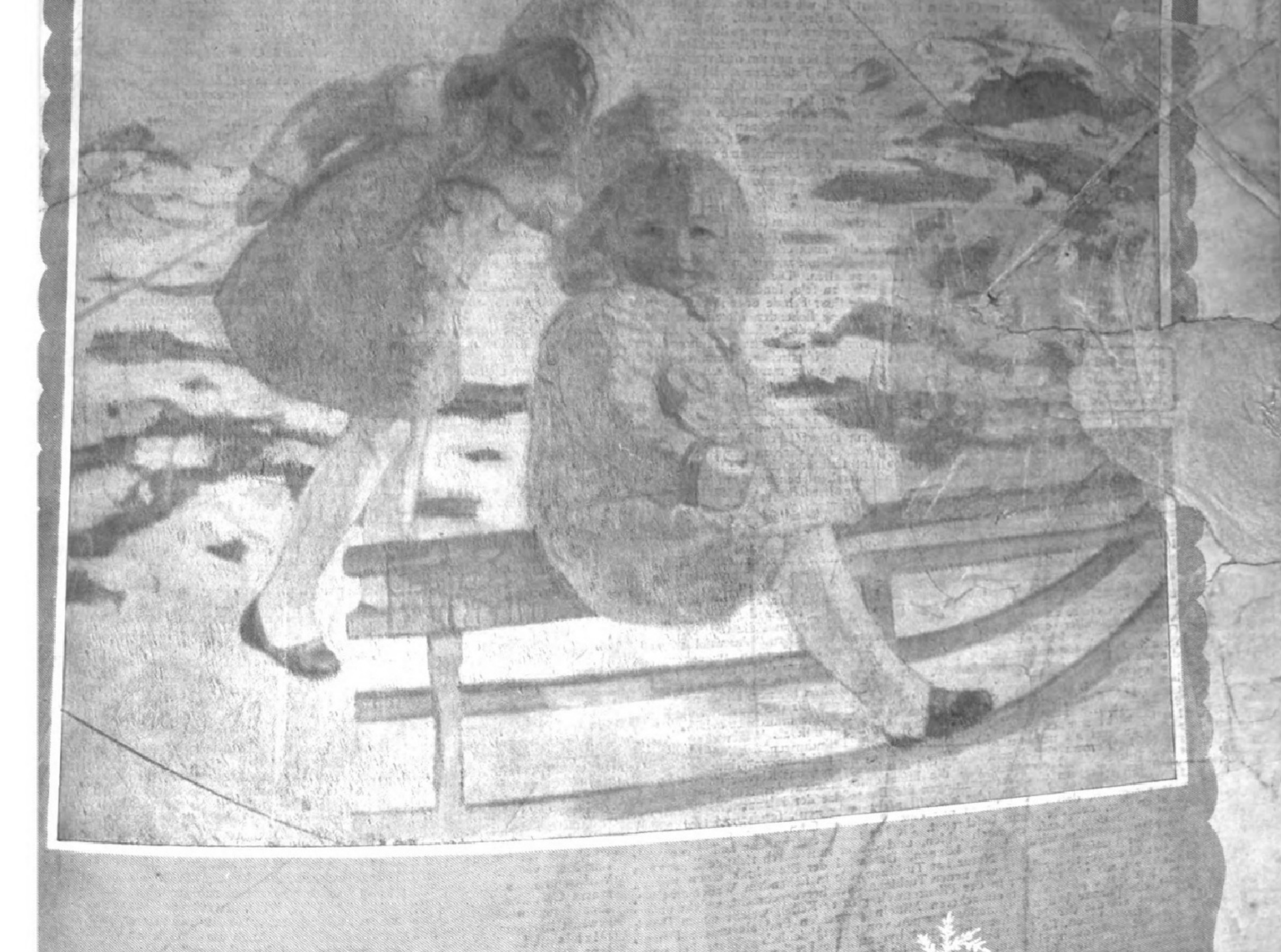

LIBRARY of the
OHIO STATE
UNIVERSITY





(A)

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

Preis 1 Mark 30 Pf.

3940.

AUS WISSENSCHAFT UND TECHNIK

ZUR EINFÜHRUNG

In der vorliegenden Nummer beginnen wir mit der regelmäßigen Veröffentlichung einer neuen Rubrik »Aus Wissenschaft und Technik«, die unsere Leser in kurzen Aufsätzen und Notizen über die Fortschritte auf allen Gebieten der Geistes- und Naturwissenschaften sowie der Technik unterrichten und das Gesamtbild der »Illustrirten Zeitung« als umfassende Kulturschau vervollständigen soll. Aufgabe dieser Umschau soll es sein, daran mitzuarbeiten, daß dem Gebildeten der Zusammenhang mit der rastlos fortschreitenden Forschung nicht verlorengeht, und durch die Sammlung interessanter Tatsachen zur Vertiefung des Verständnisses weiter Kreise für Fragen der Wissenschaft und Technik beizutragen. Wer danach strebt, seinen geistigen Gesichtskreis zu erweitern, dem wird die neue Rubrik, ebenso wie alle übrigen Beiträge der »Illustrirten Zeitung«, die jetzt wieder ihren Friedenscharakter angenommen hat und sich inhaltlich immer neue Ziele steckt, eine Fundgrube nützlicher Kenntnisse sein. Die Schriftleitung.

Die Bedeutung der Biotechnik. Unter dem Schlagwort „Biotechnik" dringen ſeit etwa einem Jahr in die Öffentlichkeit Nachrichten von neuen Beſtrebungen der Wiſſenſchaft und der Praxis zugleich, welche gegenwärtig, da alles beſondere Aufmerkſamkeit findet, was geeignet erſcheint, den Wiederaufbau der deutſchen Volkswirtſchaft zu fördern, beſonders aufhorchen laſſen. Es wird daher eine kurze Darſtellung der Ziele und Forſchungsmethoden dieſes neuen Wiſſenszweiges zweifelsohne verſtändnisvolle Leſer finden. Um ſo mehr, als gerade hier ein Gegenſtand gegeben iſt, der wie ſelten einer ebenſo tief verankert iſt in den merkwürdigſten Geſetzen und Erſcheinungen der Natur wie in den Wunderwerken der Induſtrie und den unmittelbaren, jedermann verſtändlichen Erforderniſſen des Alltags. Das Wort „Biotechnik" ſoll ausdrücken, daß es techniſche Leiſtungen, alſo Bauten, Maſchinen, Apparate uſw., gibt, die nach den gleichen Geſetzen konſtruiert ſind, wie ſie ſich auch im lebenden Organismus verwirklicht und angewendet finden. Es iſt alſo damit, wie gleich vorweggenommen ſei, in keiner Weiſe eine Erklärung gegeben, warum zwiſchen den techniſchen Leiſtungen des Menſchengeiſtes und denen des Tier- und Pflanzenkörpers eine beſtimmte Übereinſtimmung da iſt, ſondern es handelt ſich nur um eine vergleichende Wiſſenſchaft, welche ſich bemüht, ein möglichſt großes Tatſachenmaterial zuſammenzutragen und der praktiſchen Verwertung zugänglich zu machen. Biotechnik fördert demnach nicht ſo ſehr die Biologie wie die Technik; ſie gehört vielmehr als neuer Wiſſenszweig in den Lehrplan der Techniſchen Hochſchulen wie in den der Univerſitäten. Daß der Tier- und Pflanzenkörper techniſche Konſtruktionen in ſich trägt, iſt an ſich weder neu noch überraſchend. Von jeher hat man gewußt, daß das Herz die Funktionen einer Pumpe ausübt, daß die Feſtigkeit der Baumſtämme von einem beſtimmt konſtruierten Traggerüſt abhängt. Auch zeigt ſchon die einfachſte Überlegung eine ſehr naheliegende Beziehung zwiſchen Leben und Technik. Was ſoll eine Erfindung anderm dienen als der Befriedigung eines Bedürfniſſes. Der Menſch ſieht unter gewiſſen Umſtänden ſchlecht; um ſein Bedürfnis nach ſchärferen Bildern zu befriedigen, erfand er die aus Glas oder durchſichtigen Steinen (Beryll – daher Brille) zurechtgeſchliffene Linſe. Auch der Organismus empfindet Bedürfniſſe, und es iſt nun eines der tiefſten Geſetze lebendigen Seins, daß auch er Konſtruktionen hervorbringt, welche die gleichen Geſetze der Phyſik und Chemie anwenden wie die menſchlichen Erfindungen, um dieſen Bedürfniſſen abzuhelfen. Die Tiere haben das Bedürfnis, nicht nur über Hell und Dunkel orientiert zu ſein, ſondern auch genau Beſcheid zu wiſſen über die Entfernung und Größe ihrer Feinde oder ihrer Nahrung. Und auch ſie bringen aus den ihnen zur Verfügung ſtehenden Materialien Linſen [illegible] welche Bilder entwerfen. Ihre Biotechnik bedient ſich zwar nicht des [illegible]terials, wohl aber der gleichen Prinzipien, und ihre Erfindung kann [illegible]eziehung ſogar die des Menſchengeiſtes übertreffen. Denn es beſteht [illegible] Unterſchied zwiſchen der Geſchichte der menſchlichen und jener [illegible]" Erfindungen. Als älteſte techniſche Leiſtung des Menſchen, deren [illegible]nigermaßen genauer kennt, gilt die Erfindung der Eiſenherſtellung [illegible]eſen im Jahre 700 v. Chr. Die Organiſmen aber üben jede ihrer [illegible]it Jahrmillionen aus, jedenfalls unvergleichlich länger als die Menſchen. [illegible] wiſſen wir, daß, man mag ſich zur Darwinſchen Theorie ſtellen wie [illegible] ihrer Sätze jedenfalls vollkommen recht hat, der von dem ſcharfen Wett[illegible]ner Tiere und Pflanzen ſpricht. Es gibt und gab eben einmal ſtets mehr [illegible]ge als gedeckte Tiſche. Nie hat es ein Schlaraffenleben gegeben, ſondern alles, [illegible] da lebt, ſieht ſich gezwungen, unter Anſpannung aller ſeiner Kräfte ſich ſtändig vor Wetterunbill und vor Feinden zu ſchützen und im Nahrungserwerb ſeinen Konkurrenten zuvorzukommen. Dadurch kommt es zu einer ununterbrochenen Ausleſe der Tüchtigſten. Neue Einſichten haben ſogar gezeigt, daß dies nicht nur für die Individuen zutrifft, ſondern auch innerhalb des Organismus für jedes ſeiner Organe und ſeine kleinſten Teile. Dieſer „Selektion", wie die Wiſſenſchaft mit einem längſt eingebürgerten Wort die Erſcheinung benennt, verdankt die geſamte Schöpfung die wunderbare und unübertreffliche Zweckmäßigkeit aller Einrichtungen, die ſich im Tier- und Pflanzenkörper finden. Das ſind die zwei großen Grundpfeiler, auf denen die ganze Biotechnik ruht. Die Tatſache, daß auch die organiſche Natur die gleichen Prinzipien und Geſetze anwendet wie die Technik des Menſchen, und die unübertreffliche Vollendung aller organiſchen Erfindungen durch die ſcharfe Auswahl zahlloſer Generationen, welche nur die wirklich brauchbaren Einrichtungen am Leben läßt, ſie ſichern uns für unſere eigene Technik durch das Studium der Biologie Vorbilder, die oft nur einfach in die menſchlichen Verhältniſſe übertragen zu werden brauchen, um ſofort brauchbar zu ſein. Dieſen einfachen Gedanken hat man bisher noch kaum bemerkt und hat dadurch die fruchtbarſten Anregungen für die Induſtrie, die Architektur, das Kunſtgewerbe, für Technik im weiteſten Sinne unbenutzt gelaſſen. Und das ändert ſich nun durch das Auftreten der Biotechnik als Wiſſenſchaft. Sofort hat ſie nicht nur erkannt, daß faſt alle großen Erfindungen des Menſchengeiſtes nichts anderes als unbewußte Kopien „organiſcher Einrichtungen" ſind: die photographiſche Kamera eine Nachbildung des Menſchenauges, das Klavier und das Telephon ſolche des Hörorgans, daß die Eiſenkonſtruktionen des Hochbauingenieurs mit ihren I-Trägern und Verſpannungen die Baugeſetze der Pflanzenſtengel und der Röhrenknochen wiederholen (das alles iſt nicht mehr neu), ſondern es iſt ihr auch klar geworden, daß es überhaupt nur einen Weg der Erfindungen gibt. Und das iſt eben der, den die Natur beſchreitet. Sie hat zahlloſe techniſche Leiſtungen vollbracht, die dem Menſchen noch fehlen, und die er nun durch richtige Erkenntnis des Naturvorbildes wird ſchaffen können. Das wird der Biotechnik einen wahren Siegeslauf ermöglichen. Die Natur hat Turbinen, die in ſtehendem Waſſer arbeiten, ſie hat überhaupt eine Fülle von neuen Turbinentypen hervorgebracht, welche unſere Induſtrie noch nicht kennt; in der Pflanzenwelt gibt es Keſſel, welche einem Druck von 200 Atmoſphären mit einfacheren Mitteln gewachſen ſind als unſere Dampfkeſſel, die Pflanze beſitzt Evakuationspumpen von unvergleichlich größerer Leiſtungsfähigkeit als die der Menſchen; ſie kennt hydrauliſche Preſſen, Kühleinrichtungen, Lichtkraftmaſchinen, ſie ſtellt beſſere Klebſtoffe her als wir; aus den Tieren laſſen ſich Schiffskonſtruktionen ableiten, welche zu großer Kohlenerſparnis führen; es gibt natürliche Turbinenſchiffe, von denen unſere Ingenieure lernen können, und Propellerformen von erprobter, wenn auch noch unberechneter Wirkung. Neue Arten von Streckenausbau ſind für den Bergwerksingenieur durch das Studium der Pflanzen möglich, neue Bauſtile und Bauprinzipien dem Architekten. Das iſt die Bedeutung der Biotechnik, und nie traf ein neuer Gedanke ein Jahrhundert, das ihm beſſer vorbereitet gegenübergeſtanden wäre und ihn nötiger gehabt hätte als das unſere. R. Francé.

Grippeforſchungen. Nachdem es während der ganzen Dauer des Weltkrieges gelungen war, die Verbreitung großer Seuchen unter den kämpfenden Heeren und in ihren Heimatländern zu verhindern, zog ſeit dem Frühjahr dieſes Jahres von einem neutralen Lande (Spanien) aus eine Krankheit über die ganze ziviliſierte Erde, die wegen ihres pandemiſchen Charakters und der erſchreckend großen Zahl von Opfern, die ſie forderte, von ängſtlichen Gemütern für eine Art von Peſt gehalten wurde. Mit der afrikaniſch-aſiatiſchen Peſt hat nun dieſe „ſpaniſche Grippe" gar nichts zu tun, denn die ſehr leicht bei der Unterſuchung des Auswurfs feſtſtellbaren Peſtbazillen ſind nicht ein einziges Mal nachgewieſen worden; aber die Frage nach den Grippe-Erregern einwandfrei poſitiv zu beantworten, iſt der mediziniſchen Forſchung bisher noch nicht gelungen. Ziemlich oft konnten aus den Abſonderungen der Kranken auch bei dieſer Epidemie die von Pfeiffer gefundenen Influenzabazillen gezüchtet werden, noch häufiger aber wurden negative Reſultate berichtet. Der immer wiederholte Befund von als Eitererregern bekannten Mikroorganismen (Diplokokken und Streptokokken) legte die Annahme nahe, daß es ſich um Miſchinfektionen handele, und daß dieſen Eitererregern gewiſſermaßen der Boden vorbereitet würde durch einen nicht bekannten, vielleicht wegen ſeiner Kleinheit filtrierbaren und deshalb unſichtbaren Keim. Um einen Mikroorganismus als den Erreger einer beſtimmten Krankheit anzuerkennen, fordert man beſonders, daß durch ſeine Übertragung auf einen anderen Menſchen oder ein Tier bei dieſen die gleiche Erkrankung hervorgerufen wird. Dies Poſtulat iſt erfüllt bei kleinſten Körperchen, die Privatdozent Erich Leſchke aus dem Serum Grippekranker durch ein beſonderes Filtrationsverfahren züchten konnte, und über die er in der Mediziniſchen Geſellſchaft zu Berlin berichtete. Einſpritzung dieſer Elemente erzeugte bei ihm ſelbſt und ſeiner Familie Grippe. Eine der traurigſten Erfahrungen bei der gegenwärtigen Epidemie iſt die, daß gerade die kräftigſten, jugendlichen Individuen der Krankheit vorzugsweiſe erliegen. Eine Erklärungsmöglichkeit für dieſe allem Bekannten widerſprechende Tatſache gibt eine von Dr. A. W. Fiſcher (Halle) aufgeſtellte intereſſante Hypotheſe: Die oben erwähnten Kokken, die ſich bei den ſchweren Miſchinfektionsformen ſtets finden, gehören zu den Bakterien mit ſtarken Innengiften. Während andere Keime Giftſtoffe (Toxine) mehr als Produkte ihres Stoffwechſels abgeben, enthält der abgeſtorbene Leib dieſer Kokken ſehr giftig wirkende Subſtanzen (Endotoxine), die alſo mit dem Tode der Kokken gerade frei werden. Die Abtötung der eingedrungenen Krankheitskeime erfolgt aber bei kräftigen, „widerſtandsfähigen" Individuen am ſchnellſten und energiſchſten, ihr Organismus wird daher von dieſen Endotoxinen überflutet, ſie erliegen ihrer körperlichen Kräftigkeit, ſo paradox das klingt. Erweiſt ſich die Fiſcherſche Hypotheſe als richtig, ſo wäre damit der Stab gebrochen über ein Behandlungsverfahren, das mehrfach verſucht worden iſt, nämlich die Einſpritzung von Rekonvaleſzentenſerum. Die Abwehrſtoffe, die im Blutſerum eines Erkrankten gebildet werden (Antitoxine) und ſich natürlich während der Geneſung beſonders reichlich finden, würden die Keimabtötung noch beſchleunigen und damit die Gefahr durch die Endotoxine erhöhen. Der Erfolg aller angewandten Heilmethoden iſt ſehr ſtrittig, weil augenſcheinlich der Verlauf der Erkrankung regionär recht verſchieden iſt. So gibt es auch für die Grippebehandlung begeiſterte Anhänger und entſchiedene Gegner des Ehrlichſchen Salvarſan bzw. Neoſalvarſan. Ganz neuerdings empfiehlt Privatdozent Löning (Marburg) die frühzeitig einſetzende Behandlung mit Antipyrin oder Pyramidon, die ſich ihm als Vorbeugungsmittel gegen Komplikationen oder Nachkrankheiten während einer Epidemie an Bord eines Kriegsſchiffes in dieſem Sommer vorzüglich bewährt haben. Dr. med. Walter Wolff.

Zur Einführung in den Sozialismus. Die Umgeſtaltung der ſtaatlichen Verhältniſſe in Deutſchland hat das allgemeine Intereſſe für den Sozialismus verſtärkt. Auch wer politiſch der Sozialdemokratie fernſteht, ſucht ſich jetzt über das weitverzweigte Gebiet des Sozialismus zu orientieren. Hierzu ein Wegweiſer zu ſein, iſt der Zweck der nachſtehenden Ausführungen. Das Hauptwerk des modernen Sozialismus, der ſich im Gegenſatz zu dem früheren „utopiſtiſchen" als „wiſſenſchaftlichen" Sozialismus bezeichnet, iſt Karl Marx' „Kapital" (Volksausgabe des erſten Bandes, der den Produktionsprozeß des Kapitals ſchildert. Dietz, Stuttgart, 1914). Eine gute Einführung in dies ſchwierige Werk bietet Kautskys kleines Buch „Marx' Ökonomiſche Lehren" (14. Aufl. Dietz, Stuttgart, 1912). Auch andere von Kautskys zahlreichen Schriften ſind zur Orientierung über die ſozialiſtiſchen Beſtrebungen empfehlenswert, ſo insbeſondere die zur Zeit aktuelle Darſtellung der „Sozialen Revolution" (3. Aufl. Buchhandlung Vorwärts, Berlin, 1911). An dieſen Ausführungen Kautskys ſowie an der marxiſtiſchen Theorie überhaupt übt Franz Oppenheimer Kritik, der „Die ſoziale Frage und den Sozialismus" (G. Fiſcher, Jena, 1912) vom Standpunkt des Bodenreformers behandelt. Von Kautsky ſtammt ferner die beſte Erläuterung des „Erfurter Programms" von 1891, das noch heute als grundlegend für die Forderungen und Ziele der Sozialdemokratie gelten kann („Das Erfurter Programm in ſeinem grundſätzlichen Teil erläutert." 11. Aufl. Dietz, Stuttgart, 1912): wer eine authentiſche Interpretation der ſozialiſtiſchen Gedankenwelt kennen lernen will, greife zu dieſem Buch. Im einzelnen überholt, aber noch immer wichtig iſt das „Kommuniſtiſche Manifeſt", das Marx und Engels am Vorabend der Revolution von 48 verfaßt haben (8. autoriſierte deutſche Ausgabe Buchhandlung Vorwärts, Berlin, 1917). Ein berückend ſchönes Bild des ſozialiſtiſchen Zukunftsſtaates entwirft Auguſt Bebel in ſeinem temperamentvollen Buch „Die Frau und der Sozialismus" (140. Tauſend. Dietz, Stuttgart, 1913), das für die Ausbreitung der ſozialiſtiſchen Theorien von großer Bedeutung geweſen iſt. Daß auch der „utopiſtiſche" Sozialismus an fruchtbaren Ideen nicht arm war, erſieht man aus Muckles „Geſchichte der ſozialiſtiſchen Ideen im 19. Jahrhundert" (2 Aufl. Teubner, Leipzig, 1917) und aus der intereſſanten Schrift „Der moderne Sozialismus" des ruſſiſchen Nationalökonomen Tugan-Baranowſky (Böhmert, Dresden, 1908). Die „Geſchichte der deutſchen Sozialdemokratie" hat aus intimer Kenntnis heraus Franz Mehring geſchrieben (3. Aufl., 4 Bände. Dietz, Stuttgart, 1906), der vor kurzem auch eine umfaſſende, liebevoll anſchauliche Biographie von Karl Marx veröffentlicht hat (Leipziger Buchdruckerei, Leipzig, 1918). Das Leben und Wirken Laſſalles ſchildert mit klugem Verſtändnis und in ruhiger Objektivität Hermann Oncken (2. Aufl. Frommann, Stuttgart, 1911). Sombarts bekanntes Buch „Sozialismus und ſoziale Bewegung im 19. Jahrhundert" (6. Aufl. G. Fiſcher, Jena, 1908) gewährt in eleganter Form mannigfache Belehrung. Auch die ſtoffreichen Vorleſungen Diehls „Über Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus" (2. Aufl. G. Fiſcher, Jena, 1911) wird man mit Nutzen heranziehen. Tiefer dringt, dem Hauptproblem zugewandt, Herkners „Arbeiterfrage", die jetzt in zwei ſtarken Bänden mit reichem Zahlenmaterial vorliegt (6. Aufl. Guttentag, Berlin, 1916). H. M.

Ein Reichsluftamt iſt kürzlich ins Leben gerufen worden. An ſeine Spitze iſt der bekannte Flugzeuginduſtrielle Auguſt Euler getreten. Der neuen Behörde wird in erſter Linie die Regelung des Luftverkehrs obliegen müſſen. Die Konzeſſionierung der Luftpoſt-Unternehmungen, die Zulaſſung von Flugzeug und Perſonal, die Inbetriebnahme von Flugplätzen bedürfen der Regelung. Verkehrs- und Betriebsordnungen müſſen aufgeſtellt werden. Internationale Abmachungen ſind zu treffen, um u. a. die Landungsmöglichkeiten feſtzuſetzen und Schmuggel auszuſchalten. In den einzelnen Staaten und Provinzen müſſen Luftverkehrs-Aufſichtsorgane geſchaffen werden, um die Beachtung der geſetzlichen Beſtimmungen zu gewährleiſten. Vorarbeiten ſind im Frieden und auch im Kriege ſchon geleiſtet. Hdt.

Das Motor-Einrad. Ein eigenartiges Gefährt, ein motoriſch angetriebenes Einrad, deſſen Gleichgewicht durch eine eingebaute Kreiſelvorrichtung gehalten wird, macht gegenwärtig von ſich reden. Der Gleichgewichtskreiſel iſt horizontal angeordnet, ein kleiner vertikaler Kreiſel unter dem Führerſitz ſoll zur Steuerung des ſeltſamen Gefährts dienen, deſſen Einführung in die Praxis man mit Intereſſe entgegenſehen kann.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3940. 152. Band. Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 13 Mark frei ins Haus 13 Mark 25 Pfg. Preis dieser Nummer 1 Mark 30 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 1 Mark, auf Seiten mit Text 1 Mark 20 Pfg. 2. Januar 1919.

Allgemeine Notizen.

Der Schutz der deutschen Kriegsgefangenen. An die Berliner schweizerische Gesandtschaft ist eine Verbalnote gerichtet worden, in der es heißt: „Durch die von den verbündeten Mächten dem deutschen Volke auferlegten Waffenstillstandsbedingungen ist bestimmt, daß die in deutscher Gewalt befindlichen Kriegsgefangenen und Zivilinternierten ohne Gegenleistung heimbefördert werden sollen. Die bisher gültigen Vereinbarungen über den Austausch der Kriegsgefangenen sind dabei als hinfällig erklärt worden. Da für die Zivilinternierten eine entsprechende Bestimmung nicht vorgesehen ist, bittet das Auswärtige Amt durch die schweizerischen Gesandtschaften in London und Paris bei der britischen und französischen Regierung mit Nachdruck den Standpunkt geltend zu machen, daß die Heimbeförderung dieser Internierten fortgesetzt werden kann." — Weiter wird gebeten, bei diesen Regierungen auf die Annahme der nachstehenden Vorschläge mit tunlichster Beschleunigung hinwirken zu wollen: 1. Sofortige Aufnahme der in Aussicht gestellten Verhandlungen über die Entlassung der deutschen Gefangenen. 2. Ermächtigung für die Vertreter der Schutzmächte und der anerkannten Hilfsvereine, die deutschen Kriegsgefangenen im Operationsgebiet zu besuchen und zu unterstützen. 3. Zulassung des freien Ankaufs von Lebensmitteln für die Gefangenen. 4. Reichliche Versorgung der Gefangenen mit Wäsche und warmer Oberkleidung durch den Nehmestaat vor Eintritt der Winterkälte, da wegen Mangels an Vorräten und wegen der Transportstockungen die Übersendung aus Deutschland nicht erfolgen kann. 5. Tatkräftige Förderung einer gesteigerten Liebesgabenversorgung vom neutralen und bisher feindlichen Ausland aus, die sofort in die Wege geleitet werden wird.

Ein englisches Urteil über Hindenburg. „Die Haltung, die Hindenburg einnimmt", schreibt die Westminster Gazette, „erhöht ihn unbedingt in unserer Wertschätzung. Er erscheint im Unglück größer, als wie er der Abgott Deutschlands war. Er wenigstens hat das sinkende Schiff nicht verlassen und eine unrühmliche Zufluchtsstätte im Ausland gesucht. Er sucht im Gegenteil noch zu retten, was zu retten ist. Er steht auf seinem Posten und bemüht sich, die Bedingungen des Waffenstillstands auszuführen und sein Vaterland vor Schlimmerem zu bewahren. Für einen Soldaten ist seine Lage demütigend genug, aber er hat den Mut, anzuerkennen, daß Deutschland den Krieg verloren hat, und er ist zu groß, um nicht seinen Teil an der Last auf sich zu nehmen." — Wie wir hören, wird sich Generalfeldmarschall von Hindenburg nach vollendeter Demobilisation in der Nähe der alten Heidestadt Lüneburg zur Ruhe setzen. Er hat sich als Wohnsitz das eine Viertelstunde von Lüneburg gelegene Kloster Lüne ausgewählt.

Errichtung eines Reichsluftamtes. Das Reichsgesetzblatt veröffentlicht folgende Verordnung des Rates der Volksbeauftragten: Bis zum Erlaß eines Gesetzes über die Regelung der Luftfahrt ordnet das Reichsamt des Innern provisorisch die Verhältnisse der Luftfahrt. Zur Ausführung dieser Aufgabe errichtete es ein Reichsluftamt. Dem Kriegsminister liegt es ob, zur Sicherung der Anordnungen eine militärische Flugüberwachung einzurichten. Die Liquidierung des militärischen Flugwesens erfolgt unter Beteiligung der militärischen Beschaffungs-

…stellen und des Reichsluftamts durch das Verwertungsamt für Heeres- und andere reichseigene Güter.

Der Beginn der Luftreisen. Die Inspektion der Fliegertruppen hat der Firma Luftfahrzeugbau Schütte-Lanz in Zeesen bei Königs-Wusterhausen die Genehmigung zur Eröffnung eines Luftverkehrs in ganz Deutschland erteilt. Der Verkehr ist bereits aufgenommen. Die verwendeten Flugzeuge haben eine Stundengeschwindigkeit von 120 bis 140 Kilometer, so daß z. B. Leipzig in 1 1/4, München in 4 1/2 Stunden, Hamburg und Hannover in 2 1/2, Stettin in 1 Stunde, Danzig in 3 3/4, Nürnberg in 3 1/2 Stunden usw. von Berlin aus zu erreichen sind. Wie wir erfahren, liegen schon eine große Reihe von Meldungen für Flüge nach den verschiedensten Städten vor.

Die neue Friedensarbeit des Leipziger Verkehrsvereins. Der Vorstand des Leipziger Verkehrsvereins hatte eine Besprechung mit Vertretern der Leipziger Presse, in der er ihnen die Ziele des Vereins für die nächste Friedenszeit vorlegte. Zu diesen Zielen gehören vor allem, Leipzig im deutschen Eisenbahnverkehr die seiner geographischen Lage entsprechende Stellung als Verkehrszentrum zu sichern, ferner großzügige Pläne bezüglich der Messe, des Handels, der Industrie und des Fremdenverkehrs sowie Schaffung einer Ring- und Untergrundbahn, Förderung der Fertigstellung des Elster-Saale-Kanals usw.

Zu Max Liebermanns 70. Geburtstag sollte ein Gedenkwerk erscheinen, in dem Julius Elias den Meister zu Hause in Bild und Wort schildern wollte. Nun ist das Werk infolge technischer Schwierigkeiten, die auch die Reichsdruckerei nur langsam überwinden konnte, erst jetzt herausgekommen. Es bringt zwei unveröffentlichte Radierungen Liebermanns und 68 Familienzeichnungen des Künstlers. In ihnen zeigt dies Gedenkwerk, das bei Paul Cassirer, Berlin erscheint, den Meister von der besten Seite seiner Persönlichkeit.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. In den Kriegsjahren wurden 33 Schüler in die Prima, 33 in die Obersekunda übergeleitet, 137 erhielten die Einjährigen-Berechtigung und 49 frühere Schüler bestanden das Abitur (Absolutorium). Sorgfältige Aufsicht und Anleitung in täglichen Arbeitsstunden. Im Familienheim einfach streng geregeltes Leben. Seit mehr als 24 Jahren stets gleich gute Erfolge. Reichliche Verpflegung.

Die im Berliner „Sturm" vereinigten Künstler haben sich als „Internationale Gruppe der Expressionisten, Kubisten und Futuristen" organisiert. Zweck des Zusammenschlusses ist die „neue Gestaltung des öffentlichen Kunstlebens im Geiste der neuen Kunst." Wegen der Aufnahme wendet man sich an die Geschäftsstelle in Berlin W 9, Potsdamer Straße 134 a.

Für Kriegsbriefmarkensammler von außerordentlicher Bedeutung sind die im Verlag der Firma Carl Hennig, Weimar erscheinenden „Philatelistischen Mitteilungen", die die Kriegsmarken erschöpfend behandeln. Die Firma erklärt sich bereit, die soeben erschienene Nummer 3/4 den Lesern unserer Zeitung kostenlos zu übersenden, so daß jedem Sammler geraten werden kann, von dieser Vergünstigung sofort Gebrauch zu machen.

Um den Fingern schöne, schlanke Form zu geben, bedient man sich am besten kleiner Hilfsapparate, sogenannter Fingerformer. (Bezugsquelle Frau Elise Bock, G. m. b. H., Charlottenburg 38, Kantstraße 158, am Zoo).

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3940. 152. Band.



Unterrichtsstunde. Nach einem Gemälde von Professor Walter Geffcken.



Gothaer Lebensversicherungsbank a. G.

Bisher abgeschlossene Versicherungen:

2 Milliarden 400 Millionen Mark

Neue vorteilhafte Versicherungsformen, insbesondere:
Invaliditätsversicherung,
Gewährung der Versicherungssummen in **Renten** und
Mitversicherung ergänzender Witwenrente.

174. Sächs. Landeslotterie (in Oesterreich-Ungarn verbot.)
mit Haupttreffern von 500000, 300000, 200000, 150000, 100000, 60000, 3×50000, 3×40000, 4×30000, 7×20000 usw., **event. 800000 Mark.** Ziehung 2. Klasse den 8. und 9. Januar 1919. **Lose dazu: Ganze 100 Mk., Halbe 50 Mk., Fünftel 20 Mk., Zehntel 10 Mk.; für alle 5 Klassen gültige Voll-Lose: Ganze 250 Mk., Halbe 125 Mk., Fünftel 50 Mk., Zehntel 25 Mk. — Plan und Prospekt kostenfrei** — versendet die seit 1861 **bestehende Sächs. Staatslotterie-Einnahme** von
Heinr. Schäfer in **Leipzig 13,** Petersstr. 33.
Telephon 1778 — Postscheck-Konto Leipzig 51205.

Kriegs-Andenken-Ringe

In feinster Präzisions-Ausführung, solange der Vorrat reicht, in echt 800 Silber und echt 14 kar. Goldfilled, 5 Jahre Garantie:

Kriegsring E.K. 1914/18	M. 2.10, 2.90
Feld-Erinnerungs-Ring	„ 2.90
Kriegs-Siegelringe von	„ 2.50 an
Westfront 1914/1918	„ 3.40, 3.90
Ostfront 1914/1918	„ 3.40, 3.90
Weltkrieg 1914/1918	„ 3.40, 3.90
Flieger-Ringe	„ 3.75, 4.90
Sanitäter-Ringe	„ 3.75, 5.90
Vierbund-Ringe	„ 3.90, 4.90
Regiments-Ringe	„ 3.90, 5.50
Flieger-Beobachter-Ring	M. 5.90
Maschinengewehr-Ring	„ 4.25
Kraftfahrer-Ring	„ 4.25
„Gruss aus der Heimat“	„ 3.75
Deutscher-Flotten-Ring	„ 4.60
Front-Ringe Treue Wacht	„ 6.50

Voreinsendung des Betrages zuzüglich 25 Pf. für Porto und Verpackung oder Nachnahme. Als Ringgrösse genügt ein Papierstreifen. Sämtliche Aufträge werden sofort ausgeführt.
Winter-Preisliste 1918/1919 mit Ringmass vollk. kostenlos.

Sims & Mayer, Berlin SW 68
Oranienstrasse 117/8. Abt. 2.

Orientalische Gesichtsemaille

„Gesetzlich geschützt“

ein wahres Wunder, macht die Haut sammetweich, glättet jede Runzel. Preis **Mark 12.—.**
Nur allein echt bei
FATMA R. BICH,
Charlottenburg, Weimarer Straße 28/3.
Tel.: Steinpl. 1534. **Viele Dankschreiben!**

Deutscher Verein für Schlesische Spitzenkunst, E. V.
Hirschberg in Schlesien.

Echte Schlesische
Nähspitzen

aus den Schlesischen Spitzenschulen M. Hoppe-Marg. Siegert und den Spitzenschulen der Fürstin Mary Theresa von Pleß.
Musterbuch (Photogr.), auch Spitzen auf Wunsch zur Ansicht.



! So hoch erfreut

ist jeder über die
Magnet Lampe
denn da kennt man keine Batterie - durch einfachen Kettenzug bringt man sie zum Leuchten.
Preis: 20.- Mark. Nachn. u. Porto extra.
6 MONATE GARANTIE.



„CENTRALMACHT“
CARBID KERZEN · LAMPEN · BRENNER · BÜRSTEN
Preisliste gegen Rückporto
JOS. PREGARDIEN · CÖLN-BRAUNSFELD 36
→ Beachten Sie illustr. Preisliste ← in voriger und folgender Nummer.

Türpuffer
gegen das
Zuschlagen von Zimmertüren,
tausendfach empfohlen, in 3 Größen bronziert weiß u. vernickelt, durch
C. Hülsmann, Freiburg i. B. 2.

Ehe Sie heiraten

lesen Sie die physiolog-soziale Studie von Frau
Dr. med. Anna Fischer-Dückelmann:
„Das Geschlechtsleben des Weibes“.

Dieses Buch gibt praktische, **ärztliche Ratschläge** für Braut- und Eheleute, die dauernd das Glück in der Ehe gewährleisten. 17. Auflage. 240 Seiten. Mit vielen Abbildungen sowie **einem zerlegbaren Modell des weiblichen Körpers.** 75 Teile darstellend. **Glänzende Anerkennungen.** Brosch. **M. 5.35,** gebd. **M. 6.85.**

Die Frau der Zukunft — die aufgeklärte Frau von **Truska v. Bagiensky**

282 Seiten mit vielen künstlerischen Abbildungen.

Dieses äußerst klar und fesselnd geschriebene, den modernen Anschauungen über das Sexualleben des Weibes huldigende Werk ist eines der besten auf dem Gebiete der heutigen Frauenbewegung. Aus dem Inhalt: Das junge Mädchen. Die Brautzeit. Die Ehefrau. Das Liebesleben der Ehegatten. Knabe oder Mädchen? Die Mutter. Das Liebesleben des Mannes vor, während und außer der Ehe. Das Liebesleben der Frau außer der Ehe. Die Scheidung. Das gefährliche Alter. Prostitution. Brosch **M. 4,35.** Geb. **M. 5,85** gegen Voreinsendung (Nachn. 40 Pfg. mehr) portofrei durch **Verlag Sophus, Charlottenburg 1.** Schließfach 16/46



Seit Jahrzehnten bewährtes, unübertroffenes Einstreupulver für kleine Kinder.
Von hervorragender, desinfizierender Wirkung geg. starken Schweiß. Unentbehrlich als hygienisches Toilettemittel, zum Einpudern der der Reibung am meisten ausgesetzten Körperstellen u. im Gebrauch von Touristen u. Sportsleuten jeder Art. Von zahlreichen Ärzten warm empfohlen. Erhältlich in den Apotheken. — Preis Mk. 1.25.

Krahe'sche Heilkuren: Alle **Ärzte** sollten **Blut-, Lungen-** und **Magen**kranken die Krahe'schen Heilpräparate verordnen; dieselben sind frei von Arsenik und Quecksilber, vernichten die **Bakterien** und scheiden die **Toxine aus,** ohne dem Gewebe des Körpers zu schaden. **Prospekt gratis** durch **Krahe's pharm. Laboratorium, Frankfurt a. M., Börsenplatz 1.**

BESTE BRILLENGLÄSER

RODENSTOCK PERPHA-GLÄSER

Mit punktueller Abbildung

Optische Werke G. Rodenstock · München

LITERATUR u. PREISVERZEICHNIS KOSTENLOS.

Schachspielkunst
von **K. J. Portius.**
Dreizehnte, vermehrte und verbesserte Auflage
von **Dr. Hermann von Gottschall.**
Gebunden 2 Mark 90 Pfg.
Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

„Lebensbund“

Unsere weitverbreitete, von allen Seiten als überaus zeitgemäß hochanerkannte Organisation bietet seit 1914 mit ganz beispiellosem Erfolg Gelegenheit, in taktvollster Form und auf verschwiegendste Weise unter Gleichgesinnten passenden Lebensgefährten zwecks Ehe kennenzulernen. Keine gewerbsmäßige Vermittlung! Ständig unverlangt Eingang glänzendster Anerkennungen aus allen Kreisen. Man fordere vertrauensvoll gegen Einsendung von 40 Pf. (auch Marken), unsere Bundesschrift. Postscheckkonto Nr. 29792, Amt Leipzig. Zusendung erfolgt sofort unauffällig in verschlossenem Brief ohne Aufdruck. Geschäftsleitung und Adresse: Verlagsbuchhandlung G. Bereiter, Schkeuditz 634 bei Leipzig. Allerstrengste Verschwiegenheit wird zugesichert.

Kriegsbriefmarken
Auswahl ohne Kaufzwang, gar. echt, **S. Faludi, Berlin,** Friedrichstr. 47 L. Preisliste umsonst. **Höchste Bezahl. f. Ankauf.**

ORIZALINE
gibt grauen Haaren **sicher** die Naturfarbe wieder. Fl. 5 Mk.
Apt. J. Gadebusch, Posen, Abt. F.-P.



Illustrirte Zeitung

Nr. 3940. 152. Band.



Unterrichtsstunde. Nach einem Gemälde von Professor Walter Geffcken.

Die Wahrung unserer Kulturgüter nach dem Weltkriege.

Von Professor Dr. Gerhard Budde, Hannover.

Inter arma silent musae! Solange Krieg tobt, treten die Fragen der Kunst und Wissenschaft in den Hintergrund; solange es für den einzelnen und den Staat gilt, erst einmal das nackte Dasein zu erhalten gegenüber dem Ansturm zahlreicher Feinde, können Zierden des Daseins, wie sie Kunst und Wissenschaft darstellen, nur geringe Berücksichtigung finden. Und je gefährlicher ein Krieg für ein Volk ist, je mehr er seine nationale Existenz bedroht, und je länger er dauert, desto mehr drängen sich die Fragen der bloßen physischen Selbsterhaltung in den Mittelpunkt alles Interesses, desto größer wird die Gefahr, daß über diese Fragen die idealen Fragen immer mehr vergessen werden und die geistige Kultur von einer bloßen materiellen Willensrichtung verdrängt wird. Diese Gefahr erfüllte auch inmitten der Stürme des beispiellosen Weltkrieges manches Gemüt mit Sorge, und es waren nicht die schlechtesten Patrioten, die von ihr gequält wurden; es waren vielmehr gerade die tiefer und weiter Blickenden, diejenigen, die wissen, daß ein bloß materielles Streben ohne geistige Kultur dem Leben der einzelnen und dem der Völker allen Sinn und Wert raubt und so die Menschheit statt zum Glück ins Unglück führt. Nun ist zwar der Krieg beendet; aber durch den unglücklichen Ausgang, den er für uns genommen hat, und durch die gewaltige innere Umwälzung, die ihm in unserem Vaterlande gefolgt ist, ist jene Gefahr eher noch größer als geringer geworden. Wenn wir nicht bald aus den chaotischen Zuständen herauskommen, in denen wir uns jetzt noch befinden, wenn nicht schon in allernächster Zeit die Nationalversammlung an ihre Stelle wieder ein festgefügtes Staatswesen stellt, dann wird es auch mit den idealen Gütern vorbei sein. So ist auch in dieser Beziehung unsere Sorge neuerdings noch gewachsen.

Von gleicher Sorge waren ernstere Naturen auch vor mehr als hundert Jahren erfüllt, als unser ganzes Vaterland nach der unglücklichen Schlacht bei Jena unter französischer Oberherrschaft stand und eine rauhe und harte Zeit angebrochen war. Auch damals schienen, wie heute so manchem, vielen Ruhe, Friede, Harmonie aus dem Leben gänzlich entwichen zu sein, und es drängte sich ihnen die bange Frage auf die Lippen, ob sie wohl jemals wiederkehren würden.



Französische Militärkontrolle auf der Mannheimer Rheinbrücke.



Einzug amerikanischer Artillerie in Coblenz.

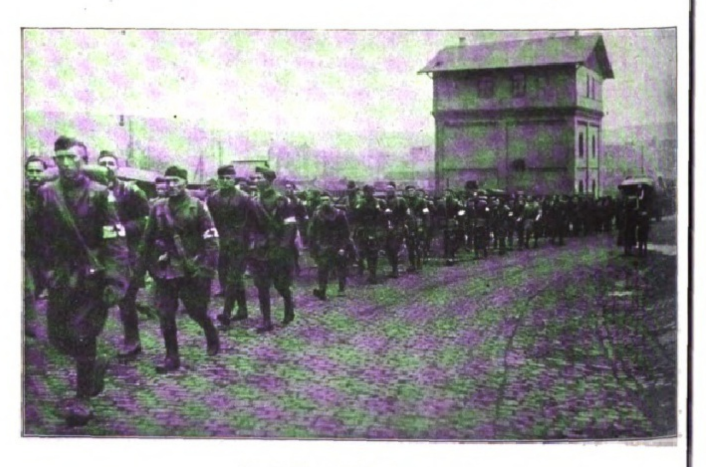
Auch Goethe vernahm von dieser Sorge, die die Gemüter zu dieser Zeit bewegte. Da sang er ihnen zum Trost das herrliche Lied von „Pandorens Wiederkunft" (so lautete der ursprüngliche Titel). Das Festspiel „Pandora" (wie der spätere Titel lautet) ist ein Fragment geblieben, aber es ist ein Fragment von so wunderbarer dichterischer Schönheit, daß es künstlerisch mit zu dem Vollendetsten gerechnet werden muß, was Goethes Genius uns hinterlassen hat. Das Fragment ist ein dramatischer Entwurf, der, wie Bielschowsky sagt, ein Lied darstellt, das aus einer Kette von einzelnen Liedern zusammengefügt ist. Unter ihnen ist wohl eines der schönsten die Ballade, in der Epimeleia von ihrer Liebe erzählt, und die mit den Worten beginnt: „Einig, unverrückt, zusammenwandernd, leuchten ewig sie herab die Sterne." Aber auch die Elegie, in der Epimetheus von neuem seinen Abschiedsschmerz zum Ausdruck bringt, ist eine lyrische Perle, von der Bielschowskys Urteil gilt: „Wenn man diese Lieder unter die übrigen Goetheschen stellen wollte, so liefen vor ihrer Pracht und ihrer Glut die bescheideneren, stilleren Geschwister Gefahr, als kalt und farblos in den Schatten zu treten."

Doch hier soll uns nicht der künstlerische Wert der Dichtung, sondern ihre kulturelle Bedeutung für die Zeit, in der sie entstanden ist, und vor allem auch für unsere Zeit beschäftigen. Sie ist aus einer Zeitstimmung, wie wir sie in der Einleitung charakterisierten, geboren worden, und so waren zu ihr bereits alle Motive bei Goethe vorhanden, als zwei jüngere Freunde des Dichters, die eine neue Zeitschrift unter dem Titel „Prometheus" begründen wollten, an ihn mit der Bitte um einen Beitrag herantraten und so die nähere Veranlassung zur Abfassung des Fragments gaben.

Mit ihm knüpfte Goethe wieder an die Prometheussage an, die ihm schon während seiner Sturm- und Drangzeit den Stoff zu einem dramatischen Bruchstück geliefert hatte, und zwar handelt es sich hier speziell um die Sage von Pandora, „der Sendbotin von Zeus' Rachegeschenk an den Rebellen Prometheus und an seine Menschengebilde, von dessen klugem Verschmähen der Botin zusamt ihrer »Büchse«, vom Bestricken seines Bruders Epimetheus durch die liebliche Pandora und den bösen Folgen der Erschließung ihrer Lade voll Unheilsgaben, denen nur die Hoffnung als Ausgleich beigesellt ist". Mit größter dichterischer Freiheit hat Goethe diese Sage seinen Zwecken entsprechend umgestaltet. In seiner Dichtung ist Pandora nicht ein Strafgeschenk eifersüchtiger Götter, sondern die Verkörperung des Schönen, Guten und Wahren, also aller geistigen Kultur, die zugleich zum Ewig-Schönen und zum Ewig-Guten führt, und die als eine wohltätige Gabe wohlmeinender Götter auf die Erde herabkommt. Hier herrscht Prometheus, der Mann der Kraft und der nützlichen Tat. Er braucht keine Schönheit, keine Wissenschaft, keine Religion, und er weist deshalb Pandora ab. In seiner Welt, die auf Kraft und Schwert gestellt ist, und in der nur Krieger und Handwerker geduldet werden, ist für sie kein Platz. Da wird die Abgewiesene von dem andersgesinnten Bruder des Prometheus, von Epimetheus, aufgenommen, dem das bloß Zweckmäßige und Nützliche nicht genügt, dessen Sinn vielmehr den Idealen des Lebens zugewandt ist. Er empfängt Pandora mit Freude und vermählt sich mit ihr. Aber auch er weiß trotzdem die Gottgesandte nicht in ihrem wahren Werte zu würdigen. Er dient ihr mehr nur genießend als schaffend; er erweist ihr nicht einen uneigennützigen Dienst; er will die Schönheit nur dem eigenen feinsten Genusse dienstbar machen und vergißt so über sich das Wohl der Gesamtheit. Deshalb kann Pandora auch nicht bei ihm bleiben, und sie kehrt nach kurzem Eheleben zum Himmel zurück, nachdem sie dem Epimetheus zwei Kinder geboren hat, Elpore, die Hoffnung, und Epimeleia, die Fürsorglichkeit, von denen sie die erstere mit sich zum Olymp entführt, während Epimeleia bei dem Vater zurückbleibt, der sich, verzweifelt über den Verlust



Amerikanische Proviantkolonne passiert die Moselbrücke in Coblenz.



Amerikanische Sanitätskolonne in Coblenz.

Die feindliche Besetzung linksrheinischer deutscher Gebiete.



Ausblick. Nach einem Gemälde von Walter Püttner.



Prof. Dr. Karl v. Bardeleben,
bekannter Anatom an der Universität Jena, ständiger Schriftführer der Deutschen Anatomischen Gesellschaft, Mitarbeiter der Weimarer Goethe-Ausgabe, † am 19. Dezember im 70. Lebensjahre. (Phot. Emil Tesch, Jena.)



Dr. Wagner,
der neue Oberbürgermeister der Stadt Breslau, bisher Stadtrat. (Phot. H. Goetz, Breslau.)



Dr. Franz Dinghofer,
der Präsident des Staatsrats der Republik Deutsch-Österreich, seither Bürgermeister der Stadt Linz.



Prof. Dr. v. Wilamowitz-Möllendorff,
berühmter Vertreter der klassischen Altertumswissenschaft an der Universität Berlin, hervorragender Übersetzer griechischer Tragödien, beging am 22. Dezember seinen 70. Geburtstag (Phot. R. Dührkoop, Berlin.)

der Gattin, einem tatenlosen Leben hingibt und in grüblerischen Erinnerungen auf Pandorens Wiederkehr wartet. Er hört und sieht nicht, was um ihn her vorgeht; so merkt er auch nichts von dem Liebesverhältnis, das Phileros, der Sohn des Prometheus, mit Epimeleia angeknüpft hat. Von diesem Verhältnis erfährt er erst, als Phileros, der sich von seiner Geliebten verraten glaubt, mit einem Beil hinter dieser herstürzt, die bei ihrem Vater Schutz sucht, und sie verwundet. Von Prometheus darüber zur Rede gestellt, stürzt sich Phileros ins Meer, wird aber gerettet und kehrt, durch den freiwilligen Entschluß zum Sterben entsühnt, von neuem ins Leben zurück. Dasselbe geschieht mit Epimeleia, die sich auf die Nachricht von Phileros Tode in die Flammen des Brandes gestürzt hat, den Freunde des von Phileros aus Eifersucht erschlagenen Hirten entfacht haben. Auch sie wird gerettet und nunmehr mit Phileros vereint. Eos, die Morgenröte, steigt aus dem Meere und verkündet die Vereinigung der Liebenden und neue Gaben der Götter an die Menschen zu diesem festlichen Tage. Prometheus wünscht aber solche Gaben nicht, seiner Meinung nach ist die Menschheit genugsam ausgestattet und hat alles, was sie braucht, wenn sie nur das Gegebene verständig nütze und nicht kindisch in den Tag hineinlebe. Da weist ihn die entschwindende Eos mit den bedeutsamen Worten zurecht:

„Groß beginnt ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren!"

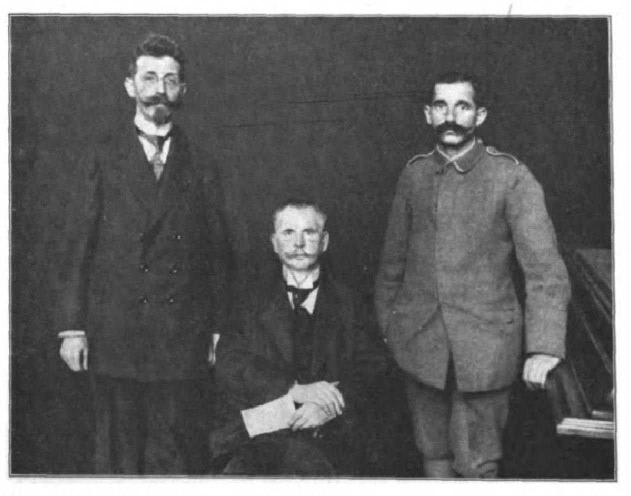
Der neue Tag der Vermählung des Phileros mit Epimeleia bringt auch Pandora der Welt zurück. Durch diese Vermählung werden in der neuen Generation Tatkraft und Schönheitssinn vereint und damit die Grundlagen einer echten Kultur gelegt, wie sie Pandora braucht, die deshalb nunmehr wiederkehren kann. Aber man übersehe nicht, daß ihre Wiederkehr nicht hätte erfolgen können, wenn nicht die fleißige ältere Generation des Prometheus mit ihrer praktischen und nützlichen Arbeit die Vorbedingungen für die neue Kultur geschaffen hätte. Ohne die Tatkraft des Prometheus wäre auch die ganze schöne Welt des Epimetheus ein Raub der Flammen geworden, die feindliche Hände entzündet hatten. Doch diese praktische Tätigkeit kann nicht allein eine Kultur heraufführen; sie bedarf, wenn sie die realen Vorbedingungen geschaffen hat, der Ergänzung durch die „Kypsele", eine göttliche Truhe, in der die hohen Göttergaben Religion, Kunst und Wissenschaft verborgen sind, und die die wiederkehrende Pandora mitbringt, „willkommen dem Phileros, mißkommen dem Prometheus". Phileros vereinigt in sich die praktische Tatkraft des Prometheus und den idealen Sinn des Epimetheus und ist dadurch befähigt, der Träger einer echten und wesenhaften Kultur zu werden, die erstrebt werden muß.



Von der Beisetzung der vierzehn Revolutionsopfer vom 6. Dezember, die bei einem Zusammenstoß zwischen Spartakusleuten und Soldaten in der Chausseestraße zu Berlin ums Leben kamen, am 21. Dezember: Der Leichenzug in der Siegesallee.

So formuliert Goethe in seinem „Pandora"-Fragment die Aufgabe, die nach den Napoleonischen Kriegen, die zu seiner Zeit die Kultur bedrohten, der heranwachsenden Generation gestellt war. Damit ist aber auch die Aufgabe bezeichnet, die das heranwachsende Geschlecht unserer Zeit nach diesem furchtbaren Weltkriege und der Revolution, die ihm gefolgt ist, zu erfüllen haben wird. Vorläufig gilt es auch für uns noch, im Geiste des Prometheus mit Kriegern und Handwerkern den Boden zu verteidigen und zu bebauen, ohne den auch eine geistige Kultur nicht zu gedeihen vermag; aber wenn diese Arbeit getan ist und dann Pandora, die Göttin der Kunst und Wissenschaft, die des äußeren und des inneren Krieges Fackel vorübergehend von der Erde verscheucht hat, wieder erscheint, dann dürfen wir nicht, wie Prometheus, ihre „Kypsele" mit den hehren Göttergaben zurückweisen oder gar, wie seine Krieger, sie zerschlagen wollen, dann muß vielmehr die neue Generation auch diese „Kypsele" mit Freude und Dank entgegennehmen; denn das andere „Gefäß", das Pandora mitbrachte, und das die Bilder von Reichtum, Macht, Ehre und Einfluß aufsteigen ließ, vermag allein nicht Kultur und Lebensglück zu bringen; erst wenn sich zu ihm ihr zweites Gefäß, die „Kypsele" mit den Bildern von Religion, Kunst und Wissenschaft, gesellt, können echte Kultur und wahres Glück entstehen.

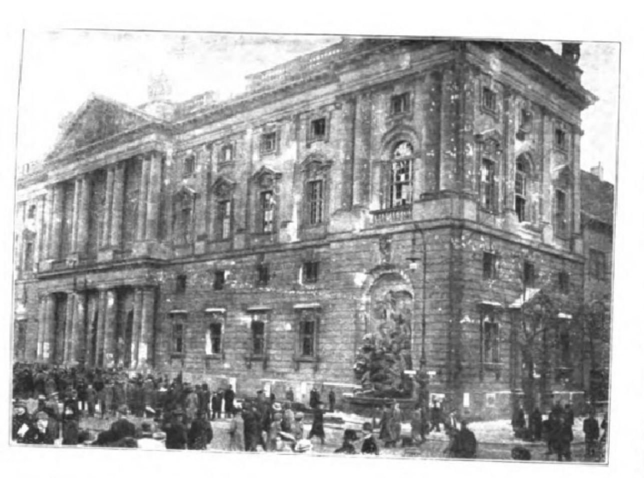
Goethes „Pandora" predigt die Vereinigung von Tatkraft und Schönheitssinn, von praktischer Tüchtigkeit und idealem Streben in einer Zeit, in der die Flammen des Krieges die geistige Kultur zu gefährden anfingen. Die Gefahr, die damals heraufzog, umlauert uns aber in der Katastrophe, die jetzt über Deutschland hereingebrochen ist, in noch viel bedrohlicherer Weise, und deshalb kann und soll uns Goethes „Pandora"-Dichtung ein mahnender Weckruf sein, wenn die prometheische Arbeit des Krieges und der inneren Umwälzung vollendet ist und eine Nationalversammlung uns wieder feste politische Verhältnisse gegeben hat. Daß auch nach diesem furchtbarsten aller Kriege und der gewaltigen inneren Erschütterung der Revolution, die ihm folgte, doch noch wieder ein Reich des Friedens erstehen wird, in dem besonnene Tatkraft sich mit idealem Sinne paart, daß, wenn Mars sich zurückgezogen hat, Pandora auch zu uns zurückkehren und aus den Trümmern des Weltbrandes eine neue Kultur erwachsen wird, das ist die Hoffnung, die Goethes Pandora in uns, die wir diese Katastrophe miterleben, erwecken und beleben kann.



Von der Reichskonferenz der Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands im Preußischen Abgeordnetenhaus zu Berlin (16.—20. Dezember): Die Vorsitzenden.

Von links nach rechts: Seger-Leipzig, Redakteur (Unabhängiger); Leinert-Hannover, Oberbürgermeister (Mehrheitssozialist); Gomolka, Delegierter der Westfront.









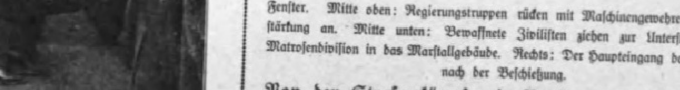


Oben: Links: Ein Artillerie-Volltreffer im Marstall, während des Einschlagens photographiert. Mitte links: Beschädigungen am Marstallgebäude. Mitte rechts: Eine zerschossene Säule am Kaiser-Wilhelm-Denkmal. Rechts: Einer der zerschossenen Eingänge des Schlosses. Neben der Säule ein Geschütz. Unten: Links: Ein zerschossenes Zimmer im Südflügel des Schlosses mit Maschinengewehrstand am









Fenster. Mitte oben: Regierungstruppen rücken mit Maschinengewehren zur Verstärkung an. Mitte unten: Bewaffnete Zivilisten ziehen zur Unterstützung der Matrosendivision in das Marstallgebäude. Rechts: Der Haupteingang des Schlosses nach der Beschießung.

Von den Straßenkämpfen in Berlin am 24. Dezember.



Geheimrat Dr. Cuno,

wurde vom Aufsichtsrat der Hamburg-Amerika-Linie an Stelle des verstorbenen Generaldirektors Albert Ballin zum Vorsitzenden des Direktoriums bestellt. Er war bisher Vorstandsmitglied der Gesellschaft.



Graf Brockdorff-Rantzau,

wurde an Stelle des zurückgetretenen Staatssekretärs Dr. Solf zum Staatssekretär des Äußeren ernannt. Er war bisher Gesandter in Kopenhagen. (Phot. Alex Binder, Berlin.)

Das Wahlverfahren für die verfassunggebende deutsche Nationalversammlung.

Von Dr. Th. Lewald, Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern.

Die Grundsätze, nach denen die Wahlen zur verfassunggebenden deutschen Nationalversammlung erfolgen sollen, sind in dem Reichswahlgesetz sowie in der Wahlordnung vom 30. November 1918 (Reichsgesetzblatt, S. 1345, 1353) verkündet. Sie unterscheiden sich von denen über die Reichstagswahlen in zwei grundlegenden Punkten: einmal darin, daß die Wahl auf breitester demokratischer Grundlage erfolgt, und sodann, daß sie nicht mehr auf Mehrheitswahl, sondern auf Verhältniswahl beruht.

Wahlberechtigt sind nicht wie früher alle fünfundzwanzigjährigen Männer, sondern sämtliche deutschen Männer und Frauen, die am Wahltag ihr zwanzigstes Lebensjahr vollendet haben und an demselben Tage seit mindestens einem Jahre deutsche Reichsangehörige sind. Weiter sind die Angehörigen von Heer und Marine nicht mehr wie früher von der Wahl ausgeschlossen und haben demgemäß auch das Recht, an Wahlvereinen und Wahlversammlungen teilzunehmen. Ferner sind die Personen, die sich im Konkurse befinden, und die Armenunterstützung bezogen haben oder beziehen, jetzt ohne Einschränkung wahlberechtigt. Ausgeschlossen vom Wahlrecht bleiben nur die entmündigten oder unter vorläufiger Vormundschaft stehenden sowie diejenigen Personen, denen ein rechtskräftiges Urteil die bürgerlichen Ehrenrechte abgesprochen hat.

Da jeder geistig gesunde Deutsche die Voraussetzungen für das Wahlrecht erfüllen kann und jeder Wähler eine Stimme hat, ist durch das Reichswahlgesetz das allgemeine und gleiche Wahlrecht in vollem, bisher in keinem Lande der Welt bekanntem Umfang eingeführt. Im Jahre 1912 gab es rund 14 Millionen Wahlberechtigte, diesmal zwischen 38 und 40 Millionen; war damals nur ein Fünftel, so sind es jetzt nahezu zwei Drittel des Volks, die durch den Stimmzettel über das Geschick Deutschlands bestimmen.



Von den Straßenkämpfen in Berlin am 24. Dezember: Ein Abgeordneter des Marinekorps spricht vor dem Marstall für die Marinedivision.

Durch die Verhältniswahl sollen allen Parteien so viele Abgeordnetensitze gesichert werden, als dem Verhältnis der für sie abgegebenen Stimmen entspricht. Wenn z. B. auf die Partei A 100000, die Partei B 75000, die Partei C 50000 Stimmen entfallen sind, so erhalten, wenn 6 Abgeordnetensitze zu vergeben sind, die Partei A 3 Sitze, die Partei B 2 Sitze, die Partei C 1 Sitz. Hierdurch unterscheidet sich die Verhältniswahl grundlegend von der Mehrheitswahl, bei der derjenige den Abgeordnetensitz erhielt, der eine Stimme über die Hälfte aller abgegebenen Stimmen erzielte.

Das Deutsche Reich ist zum Zwecke der Wahl in 37 Wahlkreise von verschiedener Größe und Bevölkerungszahl eingeteilt worden, und zwar dergestalt, daß der bevölkertste Wahlkreis Nr. 31/32 (der Doppelwahlkreis Württemberg mit Sigmaringen) 17 Abgeordnete, der am wenigsten bevölkerte Wahlkreis Nr. 35 (Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Lübeck) mit rund 863000 Einwohnern 6 Abgeordnete erhält. Auf je 150000 Einwohner entfällt 1 Abgeordneter. Im ganzen Deutschen Reiche würden, falls auch in Elsaß-Lothringen Wahlen stattfinden sollten, 433 Abgeordnete zu wählen sein. Damit ist jedoch die Zahl der möglicherweise zu erwählenden Abgeordneten nicht erschöpft, denn es treten unter Umständen hinzu die in Deutsch-Österreich zu wählenden Mitglieder (§ 25 des Reichswahlgesetzes) sowie etwaige Abgeordnete, die noch auf Grund einer besonders zu erlassenden Verordnung von den Angehörigen geschlossener Truppenverbände außerhalb des Reichs oder von Kriegsgefangenen, die erst nach dem Wahltage zurückkehren, in einer Nachwahl gewählt werden.

Die Wahl erfolgt auf Grund von Wählerlisten. Als Wohnort gilt nicht der Wohnort im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuchs, sondern derjenige Ort, in dem der Wähler unter solchen Verhältnissen verweilt, die ihrer Natur nach auf einen Aufenthalt von längerer Dauer hinweisen (z. B. Saisonarbeiter, Studenten). Wer in die Wählerlisten nicht aufgenommen ist, ist nicht in der Lage, von seinem Wahlrecht Gebrauch zu machen.

Der Wähler kann, wenn er eine gültige Stimme abgeben will, nicht eine beliebige Person wählen, sondern er ist an bestimmte Wahlvorschläge gebunden. Die Wahlvorschläge werden, sei es von den Parteien, sei es von sonstigen Wählergruppen, vor der Wahl aufgestellt und bei dem von den Landesbehörden ernannten Wahlkommissar eingereicht. Jeder Wahlvorschlag muß von mindestens hundert im Wahlkreis wahlberechtigten Personen unterzeichnet sein. Er darf nicht mehr Namen enthalten, als Abgeordnete im Wahlkreis zu wählen sind, wohl aber weniger. Von jedem vorgeschlagenen Bewerber ist eine schriftliche Erklärung über seine Zustimmung zur Aufnahme in den Wahlvorschlag anzuschließen. Jeder Bewerber darf nur auf einer Vorschlagsliste je eines Wahlkreises aufgeführt sein. Die Wahlvorschläge werden von einem Wahlausschuß, der aus dem Wahlkommissar und vier Beisitzern besteht, geprüft und, wenn sie keine oder nur rechtzeitig beseitigte Mängel enthalten, „zugelassen" und veröffentlicht.

Die Wahlvorschläge werden nach dem ersten auf ihnen enthaltenen Bewerber bezeichnet, z. B. Wahlvorschlag Philipp Scheidemann. Nimmt ein Wähler auf seinem Stimmzettel diesen oder irgendeinen anderen auf der Liste stehenden Namen auf, so hat er damit für die ganze Vorschlagsliste gestimmt. Selbstverständlich steht jedoch nichts im Wege, daß er sämtliche Namen der Vorschlagsliste auf seinem Stimmzettel aufführt. In der Praxis werden die Parteien Stimmzettel drucken lassen und den Wählern aushändigen, die sämtliche Bewerber ihres Wahlvorschlags enthalten. Der Gebrauch solcher Stimmzettel ist wegen der damit verbundenen Erleichterung des Wahlprüfungsgeschäfts sehr zu empfehlen.

Die Reihenfolge der Bewerber zu ändern, steht jedem Wähler frei. Einen Einfluß auf das Wahlergebnis hat jedoch eine solche Umstellung nicht. Ungültig ist aber der Stimmzettel, der Namen aus verschiedenen Wahlvorschlägen enthält.

Die Bestimmungen über die Wahlhandlung unterscheiden sich, soweit sie den Wähler angehen, nur wenig von den bisher gültigen Bestimmungen des sogenannten Klosettgesetzes. Hervorzuheben ist, daß die Wahlzeit wegen der größeren Zahl der Wahlberechtigten um zwei Stunden verlängert ist; sie beginnt um neun Uhr vormittags und endigt um acht Uhr abends.

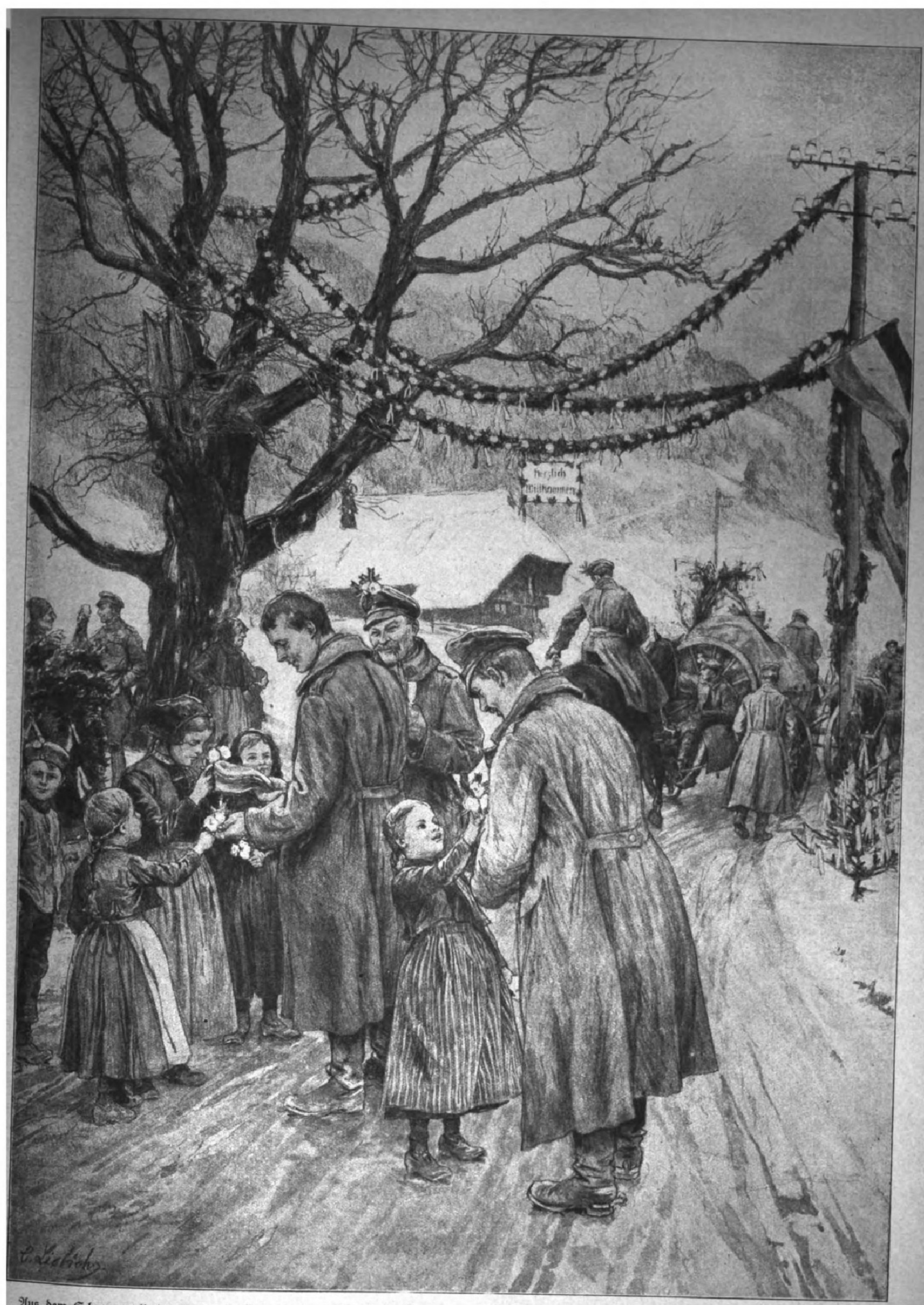
Das Abstimmungsergebnis wird durch den Wahlvorstand spätestens am nächstfolgenden Tage festgestellt. Bei der Größe der Wahlkreise und der Schwierigkeit der Berechnung, die die Verhältniswahl mit sich bringt, wird das Wahlergebnis frühestens am 22. Januar bekanntgegeben werden können.

Wer von den Bewerbern jedes Wahlvorschlages gewählt ist, entscheidet allein die Reihenfolge ihrer Benennung auf den Wahlvorschlägen. Es müssen daher bei der Aufstellung der Wahlvorschläge diejenigen Bewerber, deren Wahl die Partei oder Wahlgruppe am dringendsten wünscht, in erster Reihe genannt werden. Die nicht sofort als gewählt erklärten Bewerber haben jedoch Aussicht, beim Wegfall vorstehender Bewerber durch Ablehnung, Mandatsniederlegung oder dergleichen als Ersatzmänner in die Nationalversammlung zu gelangen. An Stelle des wegfallenden Bewerbers tritt dann einfach der nächste derselben Wahlgruppe angehörende Bewerber. Ist die Liste erschöpft, so bleibt der Abgeordnetensitz unbesetzt.

Wie man sieht, kennt das Verhältniswahlverfahren nach dem Reichswahlgesetz keine Stichwahlen. Auch Ersatzwahlen finden beim Wegfall einzelner Abgeordneter nicht statt. Eine Nachwahl findet nur in dem Falle statt, wenn im Wahlprüfungsverfahren die ganze Wahl in einem Wahlkreis für ungültig erklärt wird.

Die kleinen Parteien, die aus eigener Kraft keinen Abgeordnetensitz zu erlangen imstande sind, würden bei diesem Verfahren in einer üblen Lage sein, wenn ihnen nicht die Möglichkeit geboten wäre, sich mit anderen Parteigruppen gegenüber allen anderen zu verbinden. An und für sich steht nichts im Wege, daß mehrere solche Parteigruppen einen gemeinschaftlichen Wahlvorschlag aufstellen. Dieses Verfahren stößt jedoch auf die Schwierigkeit, daß dann jede Parteigruppe die ersten Plätze in dem Wahlvorschlag für sich beanspruchen wird. Es ist deshalb vorgesehen, daß mehrere sonst durchaus selbständige Wahlvorschläge miteinander verbunden werden können. Die Verbindung muß von den Unterzeichnern der betreffenden Wahlvorschläge oder ihrem Vertrauensmann übereinstimmend, spätestens am siebenten Tage vor dem Wahltag beim Wahlkommissar schriftlich erklärt werden. Es kann also keine Parteigruppe eine andere zwingen, sich mit ihr zu verbinden. Ist die Verbindung einmal geschehen, so können die Wahlvorschläge nur noch gemeinschaftlich zurückgenommen werden. Im Verhältnis zu den anderen Wahlvorschlägen gelten die verbundenen Wahlvorschläge als ein Wahlvorschlag. Die verbundenen Parteien können infolge ihrer Verbindung niemals weniger, wohl aber mehr Abgeordnetensitze erhalten, als dies ohne die Verbindung der Fall wäre.

Ungeheure Entscheidungen liegen vor dem deutschen Volke; sein künftiges Geschick, die Ordnung seines gesamten staatlichen Lebens hängt von dem Ausfall der Wahl ab. Mehr als je ist es daher Pflicht jedes einzelnen, sein Wahlrecht auszuüben. Mögen namentlich auch die Frauen und Mädchen, die zum ersten Male in der Geschichte Deutschlands berufen sind, auf sein Geschick entscheidenden Einfluß zu gewinnen, den Weg zur Wahlurne nicht scheuen. Dann wird, mag das Wahlergebnis ausfallen, wie es will, das alte Wort wahr werden: Volkes Stimme ist Gottes Stimme.



Aus dem Schwarzwald im Dezember 1918: Unsere heimkehrenden Truppen werden von Kindern der an der Heerstraße liegenden Höfe geschmückt.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Professor Curt Liebich.

Expressionistische Dichtung. / Von Geh. Hofrat Professor Dr. Oskar Walzel, Dresden.

Zum zweitenmal erlebe ich einen völligen Umsturz in der Dichtung. Die Kunst, die mit dem undeutlichen Ausdruck „Expressionismus“ bezeichnet wird, kehrt sich sogar noch viel entschiedener von der nächsten Vergangenheit ab als einst der Frühnaturalismus. Die Naturalisten schenkten den Ansprüchen an eine uneingeschränkte Wiedergabe der Wirklichkeit, die sich schon während des neunzehnten Jahrhunderts entwickelt hatten, eine höchste Steigerung. Bis in den Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts blieb dann auf den verschiedenen Stufen des Impressionismus der Wunsch in Kraft, der Welt etwas abzuhorchen, sei's der äußern, sei's der innern. Die Ausdruckskunst, wie sich (im Gegensatz zu der Eindruckskunst des Impressionismus) der Expressionismus nennt, gibt das bloß empfangende Verhalten, das Hinnehmen und Nachformen von Eindrücken auf. Sie schafft aus ihrem eigenen Geist heraus eine neue Welt. So anspruchsvoll war seit Hegels Tagen der Geist nicht gewesen. Er hatte in materialistischer Zeit gefügig dem Stoff Platz gemacht. Ja, dank der Nachwirkung von Goethes gegenstandsfrohem Dichten wurden selbst in Hegels Umwelt dem freischaffenden Geiste kaum so unbedingte Vorrechte zugebilligt wie heute.

Dieser Geist, der heute führen will, ist nicht rechnender Verstand. Mehr und mehr erkennen die Ausdruckskünstler, daß ihre Kunst auf Ekstase ruht. Ahnungsträchtiger, begeistert glühender seelischer Schwung, die Stimme des Propheten bezeichnet den Expressionisten. So fühlten die Neuen, die sich um den jungen Goethe scharten. Und wie der Sturm und Drang der siebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts sich mit dem Frühnaturalismus berührt, so gibt es trotz allen Gegensätzen auch Brücken zwischen Ausdruckskunst und Frühnaturalismus. Nach 1885 war das Wort „Wahrheit“ immer zu hören, und viele dachten weniger an scharf geschaute Wiedergabe der Wirklichkeit als an rückhaltlose Ehrlichkeit des Bekennens, ganz wie die Expressionisten. Sittliches Bedürfnis nach Wahrheit bezeichnet den Sturm und Drang, den Frühnaturalismus, die Ausdruckskunst. Alle drei werfen der nächstältern Schicht vor, daß sie sich selbst belüge. Darum wollen sie an die Stelle der bestehenden Sittlichkeit eine neue setzen.

Natürlich erscheint der alten Sittlichkeit die neue als unsittlich, auch als unverständlich. Das war immer so. Es ist sehr leicht und sehr billig, aus den Büchern der Ausdruckskünstler einzelne Wendungen und ganze Versfolgen abzuschreiben, die wie unerklärbarer Unsinn wirken. Genau so ging es der Jugend von 1885, auch der von 1770, selbst wenn sie Goethe hieß. Die Gegner des Werdenden in der Kunst haben seit hundertfünfzig Jahren nichts hinzugelernt. Und so dürfen die Neuen von heute mit dem jungen Romantiker Friedrich Schlegel die Unbelehrbaren verspotten, die über Unverständlichkeit jammern, sobald einer unerhört Kühnes zu sagen wagt.

Unverständlich sind vielen die Gesichte von Theodor Däublers bändereichem Sang „Nordlicht“. Zugänglicher ist Däubler, wohl der älteste des neuen Dichterkreises, in seinen kleinern lyrischen Gaben. Der Prager Franz Werfel meidet williger eine Sprache und eine Form, die neu sein wollen und daher befremden müssen. Der Expressionismus war in seinen Anfängen vor allem lyrische Dichtung. Nachdem Rainer Maria Rilke, auch ein Prager, die Lyrik nahe an die Ausdruckskunst herangeführt hatte, Georg Heym trotz allem Neuartigen seines Tons impressionistisch beim Geschauten stehengeblieben war, verfocht Werfel zuerst die sittliche Heilsbotschaft der Ausdruckskunst: ein neues Menschentum, das auf Mitleid mit allen Lebewesen, auf Versöhnung und Frieden ausgeht. Schärfer, spitzer und greller, mit starker Neigung zum Grotesken, vertrat der Wiener Albert Ehrenstein eine verwandte Überzeugung. Der Lyrik Ehrensteins, die sich an der Antike schulte, liegt Wortvergewaltigung fern, wie Else Lasker-Schüler sie liebt und übt. Else Lasker-Schüler ist enger verknüpft mit der ältern Schicht; sie stellt neben schlichte echte Lyrik krause Satzgebilde, die zu sorglos hingeschrieben sind, als daß sie für Marksteine dichterischer Entwicklung gelten dürften. Kunstvoller prallen in Alfred Wolfensteins Versen schroffe Gegensätze aufeinander und lassen sich in Rhythmus und Reim fühlen. Ekstatischer noch türmt Johannes R. Becher Sätze und Wörter aufeinander. Dagegen entströmt berückender Wohllaut den farbenfroh träumenden Sängen des frühverstorbenen Salzburgers Georg Trakl. Kunstvolle Anmut des Ausdrucks kennzeichnet den Schweizer Max Pulver.

Die starken Gegensätze, die innerhalb der Ausdruckskunst bestehen und bald zu Scheidungen und Gruppenbildungen führen müssen, bewähren sich auch im Drama. Pulvers schöngeformte Verstragödien kennen nicht die übermächtigen innern Spannungen von Reinhard Sorges „Bettler“ oder von Walter Hasenclevers „Sohn“. Oskar Kokoschka, der zu den Führern der expressionistischen Malerei zählt, leiht seinen dramatischen Versen noch stärkere innere Bekenntnisglut. Weit bühnensicherer, liebt Georg Kaiser den jähen Wechsel und die spannenden Überraschungen des Kinodramas. Dem Gefühlssturm, den der Krieg in den jungen Dichtern wachrief, entstammen tragische Versuche von Hasenclever, von Reinhard Goering und besonders Fritz v. Unruhs tiefaufwühlende Tragödie „Ein Geschlecht“.

Gegensätzliches besteht auch in den Erzählungen der Ausdruckskunst. Kasimir Edschmid und Hermann Kesser haben wenig miteinander gemein. Edschmid ist ekstatischer, Kesser sachstrenger, auch im Aufbau zielbewußter. Andere, wie Carl Sternheim, neigen mehr zur Groteske. Die sittlichen Absichten der Ausdruckskunst äußern sich am unbedingtesten bei Leonhard Frank.

Der dichterische Expressionismus ist ganz wie die Ausdruckskunst der Maler und Bildhauer noch im Werden. Er kann noch ungeahnte Überraschungen bringen. Die Unterschiede, die heute bereits zwischen den sogenannten expressionistischen Dichtern bestehen, weisen auf künftige Weiterentwicklungen hin. Vielleicht wird einer spätern Zeit, die den Begriff der Ausdruckskunst schärfer und genauer fassen kann, mancher der Dichter, die hier genannt wurden, gar nicht als Ausdruckskünstler erscheinen. Ohne Zweifel kann auch nur die Zukunft entscheiden, welcher dieser Namen von bleibendem, welcher nur von vorübergehendem Werte ist.

Proben expressionistischer Lyrik.

Die Droschke. Von Theodor Däubler.

Ein Wagen steht vor einer finstern Schänke.
Das viele Mondlicht wird dem Pferd zu schwer.
Die Droschke und die Gassenflucht sind leer;
Oft stampft das Tier, daß seiner wer gedenke.

Es halten diese Mähre halb nur die Gelenke,
Denn an der Deichsel hängt sie immer mehr.
Sie baumelt mit dem Kopfe hin und her,
Daß sie zum Warten sich zusammenrenke.

Aus ihrem Traume scheucht sie das Gezänke
Und oft das geile Lachen aus der Schänke.
Da macht sie einen Schritt, zur Fahrt bereit.

Dann meint sie schlafhaft, daß sie heimwärtslenke,
Und hängt sich an sich selbst aus Schläfrigkeit,
Noch einmal poltern da die Droschkenbänke.

(Aus „Der sternhelle Weg“. Hellerauer Verlag, Dresden-Hellerau, 1915.)

Das Malheur. Von Franz Werfel.

Als das Mädchen die Schüssel fallen ließ, blieben alle Gäste anfangs stumm,
Nur die Hausfrau sagte etwas und drehte sich nicht um.
Das Mädchen aber stand regungslos, wie in unnatürlichen Schlaf gesenkt,
Krampfhaft die Arme zu einer rettenden Geste verrenkt.

Jedoch dem Mitleid der Gäste hatte sich scheues Erstaunen zugesellt.
Denn sie sahen plötzlich Eine mitten in ein Schicksal gestellt.

Kamen schon die Stubenmädchen mit Tüchern und
Besen, der Diener und selbst der Herr vom Haus.
Sie aber ging ganz wunderschön von Kindheit und Heimweh hinaus.

In der Küche setzte sie sich auf die Kohlenkiste, legte die Hände in den Schoß
Und weinte vielfach, in allen Lagen, nach aller Kunst, voll Genuß, laut und grenzenlos.

Als man dann spät und geräuschvoll Abschied nahm,
War sie es, die wie aus Ehrfurcht das reichste Trinkgeld bekam.

(Aus „Gesänge aus den drei Reichen“. Kurt Wolff Verlag, Leipzig, 1917.)

Georg Trakl †. Von Albert Ehrenstein.

In dem Baum, der aufwärts wandert,
Geht die Glocke Abend unter,
Bis zum Schatten blauer Tiefe,
Die zur Seele singend spricht.

Dunkel wird in dir das Feuer,
Lichte Reise ahnt der Körper,
Wiegt sich schluchzend über Wassern,
Jenseits toter Lebensheimat.

Dämmert dir die neue Weihe,
Schwinge führt zum stillen Reigen,
Hoch und höher über allem
Wo, Warum und Wann und Wie.

Trennung. Von Albert Ehrenstein.

Ach, hier starrt dumpf Berg, Wald, See, Bahn;
Zu ihr trägt mich nicht Himmelszug, Wunschschiff, Traumkahn.
Es kann nicht Sehnsucht, Liebe seelwärts drängen:
Ihr frachtet Tod auf tausend Schienensträngen!

Wird je die Sonne mich aus Schatten heben?
Bitter seufze ich. Wo ist das Leben?
O daß in Gott die Staaten schmölzen,
Die zwischen Menschen Grenzen wälzen!

(Aus „Die rote Zeit“. S. Fischer Verlag, Berlin, 1917.)

Liebesflug. Von Else Lasker-Schüler.

Drei Stürme liebt ich ihn eher, wie er mich,
Jäh schrien seine Lippen;
Wie der geöffnete Erdmund!
Und Gärten berauschten an Mairegen sich.

Und wir griffen unsere Hände,
Die verlöteten wie Ringe sich,
Und er sprang mit mir auf die Lüfte
Gotthin, bis der Atem verstrich.

Dann kam ein leuchtender Sommertag,
Wie eine glückselige Mutter,
Und die Mädchen blickten schwärmerisch,
Nur meine Seele lag müd und zag.

(Aus „Die gesammelten Gedichte“. Verlag der Weißen Bücher, Leipzig, 1917.)

Verkennung. Von Alfred Wolfenstein.

An den Anstieg seiner Gestalt
Reicht keine Hand, kein Schlag, kein Kuß,
Träges Erstaunen kopfschüttelnd
Flattert an ihm empor
Ohne Halt.

Vor dem Felsen dieses Gesichts
Weichen alle Augen aus,
Seine tiefen Augen
Funkeln wie enge Sternbilder,
Sein Mund ist zu, ein abgelegenes Haus.

Seht . . . in sichtbaren Körper ließen ihn
Götter und Eltern unsichtbar verschwinden,
Hassen von Blinden. Ließen seine Liebe
Keine guten Arme haben, nirgends einen Schoß finden,
Lebend begraben.

Tanz I. Von Alfred Wolfenstein.

Sie wirbelt weich
Die Hände schwingend vor
. . Sie rollt auf Zehen starr zurück,
Steht gipfelnd von Musik umflossen
Silbern sichtbar in die Luft gegossen!

Sie schmilzt hinab
Und hebt zu kreisen an
Um ihrer Seele stillsten Punkt,
Wie Schnee, um sein Gebirge fließend,
In immer weichere Hand sich gießend,

Wie Wasser weiß . . .
Dick schwellen aus der Wand
Der Lampen blutige Fäden an
Und sinken plötzlich . . : Sie steht funkelnd
Da, steil gezackt, geprägt im Dunkeln!

(Aus „Die Freundschaft“. S. Fischer Verlag, Berlin, 1917.)

Die Insel der Verzweiflung. Von Joh. R. Becher.

„: — Wie sehne ich mich Fels-Geschwür nach Meer,
Darin ich untertauchend mich versenke.
Auf meinem Rücken bluten Völker schwer.
Die Enziantiefen aber lieb ich sehr:
Paläste zaubrischer Korallgeschenke.

Daß ich, gelöst vom Grund, ein Schiff mich aufwärts schwenke,
Der Äther erzene Stürme durch . . . o immer näher!
Schon blüht mein Fleisch. Es tönen die Gelenke.
Gestirne schweben Engel um mich her. —
Ich darf mich leicht im ewigen Tanze drehen.

Des Mundes Schwefelrauch entquoll zur Fahne,
Die sich verbreiternd — welcher Süße! — weht!!!
Die Stirngemäuer blitzen Licht-Altane.
Der Augen Trichter reinster Heimat-See.

Ich ward gerissen fort zum Strom der Gnade,
Da Tier lobt Mensch, und Mensch an Mensch verglüht.
In meinem Glanz die Kreaturen baden.
Brüder alle heißen sie . . .!!!“

(Aus „Insel-Almanach auf das Jahr 1917“. Insel-Verlag, Leipzig.)

Verklärter Herbst. Von Georg Trakl.

Gewaltig endet so das Jahr
Mit goldnem Wein und Frucht der Gärten.
Rund schweigen Wälder wunderbar
Und sind des Einsamen Gefährten.

Da sagt der Landmann: Es ist gut.
Ihr Abendglocken lang und leise
Gebt noch zum Ende frohen Mut.
Ein Vogelzug grüßt auf der Reise.

Es ist der Liebe milde Zeit.
Im Kahn den blauen Fluß hinunter
Wie schön sich Bild an Bildchen reiht —
Das geht in Ruh und Schweigen unter.

In den Nachmittag geflüstert. Von Georg Trakl.

Sonne, herbstlich dünn und zag.
Und das Obst fällt von den Bäumen.
Stille wohnt in blauen Räumen
Einen langen Nachmittag.

Sterbeklänge von Metall;
Und ein weißes Tier bricht nieder.
Brauner Mädchen rauhe Lieder
Sind verweht im Blätterfall.

Stirne Gottes Farben träumt,
Spürt des Wahnsinns sanfte Flügel.
Schatten drehen sich am Hügel
Von Verwesung schwarz umsäumt.

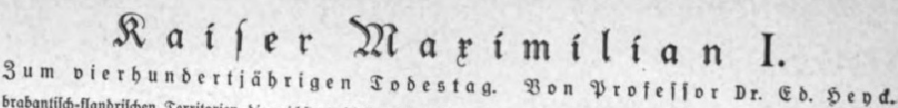
Dämmerung voll Ruh und Wein;
Traurige Gitarren rinnen.
Und zur milden Lampe drinnen
Kehrst du wie im Traume ein.

(Aus „Gedichte“. Kurt Wolff Verlag, Leipzig, 1913.)

Gedenken. Von Max Pulver.

Zwischen Tannenschlag und Teichen
Wandelst du nun fremd und schön.
Sonne kann mit schrägen bleichen
Strahlen kaum dein Auge sehn.
Würde sonst in Tränen funkeln,
Daß dein Liebstes ferne weilt.
Kalt der Wind, schon will es dunkeln.
Und der Feuerball enteilt.
Und du gehst im Abendschimmer
Durch den Garten in das Haus.
Rote Rosen stehn im Zimmer,
Hauchen letzte Süße aus.
Und du lehnst dich in das Fenster,
Träumst von Jubel ungemischt.
Zarte liebliche Gespenster,
Die der Hauch der Nacht verwischt.

(Aus „Selbstbegegnung“. Kurt Wolff Verlag, Leipzig, 1916.)



Kaiser Maximilian I.

Zum vierhundertjährigen Todestag. Von Professor Dr. Ed. Heyck.

Gruppe aus Hans Burgkmairs (1472—1531) „Triumphzug Maximilians I.“

Am 12. Januar 1519 verschied zu Wels an der Donau der Begründer der auf zwei Erdhälften verteilten Macht des Hauses Habsburg. Und während ich diese Gedenkskizze an dem altschwäbischen Seegestade niederschreibe, wo sich im Jahre 1499 die Eidgenossen endgültig von Habsburgs Grafenherrschaft und Reichshoheit loskämpften, besiegelt ein zeitgenössisches Erleben den Auseinanderfall der Kronländer im Osten, denen die vielausschauende Heiratspolitik Maximilians I. Böhmen und Ungarn für so lange Dauer zuzuführen wußte. Von Rudolf I., der den Schwerpunkt des Hauses aus dem altschweizerischen Heimatsgebiet in die östlichen Alpen und an die Donaustrecken der letzten Nibelungenfahrt verlegte, bis zu den jüngsten Tagen der als „austropolnische Lösung“ bezeichneten Politik geht durch die Geschichte der Dynastie, bei Schwäche des Willens zur Staatsidee, die dadurch erleichterte Richtung auf Ländermehrung. Auch so, daß sie nicht immer ein Begehren ist, sondern daß sich aus dem Ungelösten auch der Zwang entwickelt.

Man möchte sich unter heutigen Umständen nicht gerne des Treppenwitzes bezichtigen lassen, wenn man vorher zu den Propheten in der Wüste zählte. So darf ich darauf hinweisen, daß auch die folgende Skizze der Zeit und der Persönlichkeit Maximilians I. meinen bisherigen Darstellungen entspricht.

Maximilians gefeiertster Lebensinhalt ist immer die Erheiratung des großen Herzogtums Burgund geblieben, das durch eine verselbständigte Linie des französischen Königshauses begründet und aus größtenteils deutschen Reichsgebieten durch emsige Politik und Gewalt zusammengebracht worden war. Dieses Frauenerbe Marias schloß außer den Gebieten am Doubs und am Jura vor allem die Niederlande ein, wo die brabantisch-flandrischen Territorien die reichstentwickelten Gewerbe- und Großhandelsstädte des ganzen Festlandes aufwiesen. Brügge war zu einem Weltpunkt des Schiffsverkehrs und der Kaufmannsverbindungen geworden, dessen tatsächlichen Vorrang auch die Italiener anerkannten, indem sie dorthin regelmäßige, raschfahrende Frachtlinien einrichteten und ihre Bankfilialen verlegten; der Ausdruck Börse ist in Brügge aufgekommen.

Die Niederlande nach der burgundischen längeren Entfremdung wieder enger in das Reich hineinzuziehen, die alten politischen und materiellen Verbindungen kräftiger zu beleben, welche durch die herzogliche Territorialumgrenzung geradezu widernatürlich hatten leiden müssen, war nicht so einfach, ist aber jedenfalls nicht nach Maximilians I. Sinn gewesen. — „Reich und Kaiser“, diese Gedankenverbindung war seit der Doppelwahl von 1198 zerstört worden. Sie ward wiederaufgenommen in der Bestrebung hochsinniger Persönlichkeiten, zu denen nochmals ein Kaiser, der Lützelburger Heinrich VII., in tragischer Unzulänglichkeit gehörte. Sie erhielt sich bei den nie bündig Klarsichtigen, den ewig Mißbrauchten



Kaiser Maximilian I. Nach einem Gemälde von Albrecht Dürer in der staatlichen Gemäldegalerie in Wien. (Phot. J. Löwy, Wien.)

und zu spät Enttäuschten. Und sie lebte, was wieder ein Drittes ist, gefühlssicher fort im eigentlichen deutschen Volke, in jenen breiteren Schichten vom Ritter zum Bürgersmann und Bauer, die aber seit langem die öffentlichen Dinge in die Hände der Parteiungen und Minderheiten hatten gelangen sehen. Demnach waren als Weckwort das Reich und die deutsche Nation noch immer nicht ohne Kraft, und je mehr von der ohnmächtigen Allgemeinheit ein drängender Unwille dunkel heraufwuchs, gewannen sie bis zu Luther hin an dieser Kraft. Daß Maximilian bei vielmaliger Gelegenheit so mannlich deutsch und kaiserlich zu reden wußte, ist eine der Ursachen seiner nachhaltigen Volkstümlichkeit. Er log damit auch nicht. In seinen Temperamenten hat jede Schattierung und Regung Raum. Sie wechseln beständig, widersetzen sich einander, Hochsinn und Kläglichkeit, Raschheit und Lahmheit, Abenteuerlichkeit und Pfiffigkeit. Er hat von allem haben müssen, alles verstehen und die Fachleute, ob Köche oder Geschützgießer, belehren können müssen, und jeder Unbesinnlichkeit ist er auch fähig gewesen. Der phantasiereiche Monarch, der um sein geplantes Grabmal zu Innsbruck Theoderich den Großen, Artus von Britannien und den gewaltigen Franken Chlodwig zur bronzenen Totenwacht versammelt, nimmt Sold wie ein Feldhauptmann von Venedig, und als bejahrter Herr erklärt er dem neuen Engländerkönig Heinrich VIII. in der Fahrigkeit maximilianischen Eifers, kein kaiserlich Banner vor ihm zu führen. Kaiserlich in Deutschland zu denken, reichte es dem Nachfolger Friedrichs III. bei weitem nicht.

Kein Kaiser freilich stand gegenüber der derart verwurzelten Schwierigkeit. Aus der langzeitigen schlechten Ehe des Reichsherrschers und der Fürstengewalt war offener und erklärter Widerstreit geworden. Das hat nun derzeit die eigenartige Folge, daß die Fürstlichkeit, nachdem sie durch so lange Generationen die Einheit geschwächt und zersplittert hatte, im nunmehrigen Entschluß steht, das Reich auf sich zu übernehmen. Die Lage ist, vor allem durch die innere, soziale Verwüstung und Auflösung, so gefahrvoll geworden, daß ein Sammeln unabweisbar wird. Um die Verhältnisse zu heilen, zu reformieren, Deutschland noch zusammenzuhalten, gilt es, neuordnende Zentralgewalten hineinzubauen. Bertold von Henneberg, Kurfürst und Erzbischof von Mainz, ist der großgewillte Führer, der auch zu einer solchen Rolle, wenn sie gewollt ward, nächstberufene Erzkanzler des Reiches. So biegt die seit Rudolf I. von Habsburg unverhüllte Entwicklung um, daß alles nur einzelständisch und materialistisch gedacht worden, Ständemacht, Hausmacht gepflegt und um sie gestritten war, wobei auch das Reichsoberhaupt nur ein Territorialherr war, auf den die bestehende Überlieferung der Königswahl von den alten hohen Kronrechten im Reiche den Rest übertrug.

Maximilian I. ist nicht der Mann gewesen, in jener Bewegung, Bejahung, Notwendigkeit, die aus dem Reiche kam, für sich den Ruf zu vernehmen, den Hebel zu finden, der ihm die Steuerführung gegeben hätte. Einstens hatte Friedrich I., der Staufer, auf damalige Weise Ziel und Weg erfaßt, im Ehrenwesen eines auf alle Lehnbaren ausgedehnten, erhöhten Rittertums den neuen Durchbau des Reiches vermocht, nach den Zerrüttungen aus der Salierzeit, dem Fürstenkampf gegen die Heinriche. Maximilian I. erkennt nur — was, klein gesehen, zunächst auch richtig war — die Bestrebung, ihn beiseitezuschieben, ihm Verfügungen zu kürzen. Der Henneberger Grafensohn, der den Kurhut trägt, hätte dem Ziel nach wohl bereit sein können, neben einem geeigneten, verläßigen Kaiser in die Rolle des ratenden, leitenden Vorkämpfers zu treten. Denn schließlich ist Bertold auch unter den Reichsständen der alleinige ganz ernstliche, als treibende Kraft. — So nun wird aus allem nur der Kompromiß. Die Reichstagungen, wo von den Ständen beschlossen wird, bewilligen dem Kaiser erheblichere Mittel für seine auswärtige Politik. Bei dieser ist mit allen Bündnisanknüpfungen und -wiederlösungen, europäischen Parteiwechseln, Reichsrüstungen, Kriegsfahrten und Friedensschlüssen für das Reich als solches nichts herausgekommen als ringsum noch weiter sinkende Ehre seines Ansehens, für Maximilian als habsburgischen Diplomaten und Kriegführer aber auch nur blitzwenig, kleine Abtretungen Venedigs.

Taufe Maximilians (1459). (Nach dem Holzschnitt von Hans Burgkmair im „Weißkunig“, dem in Prosa geschriebenen Gegenstück des „Theuerdank“.)

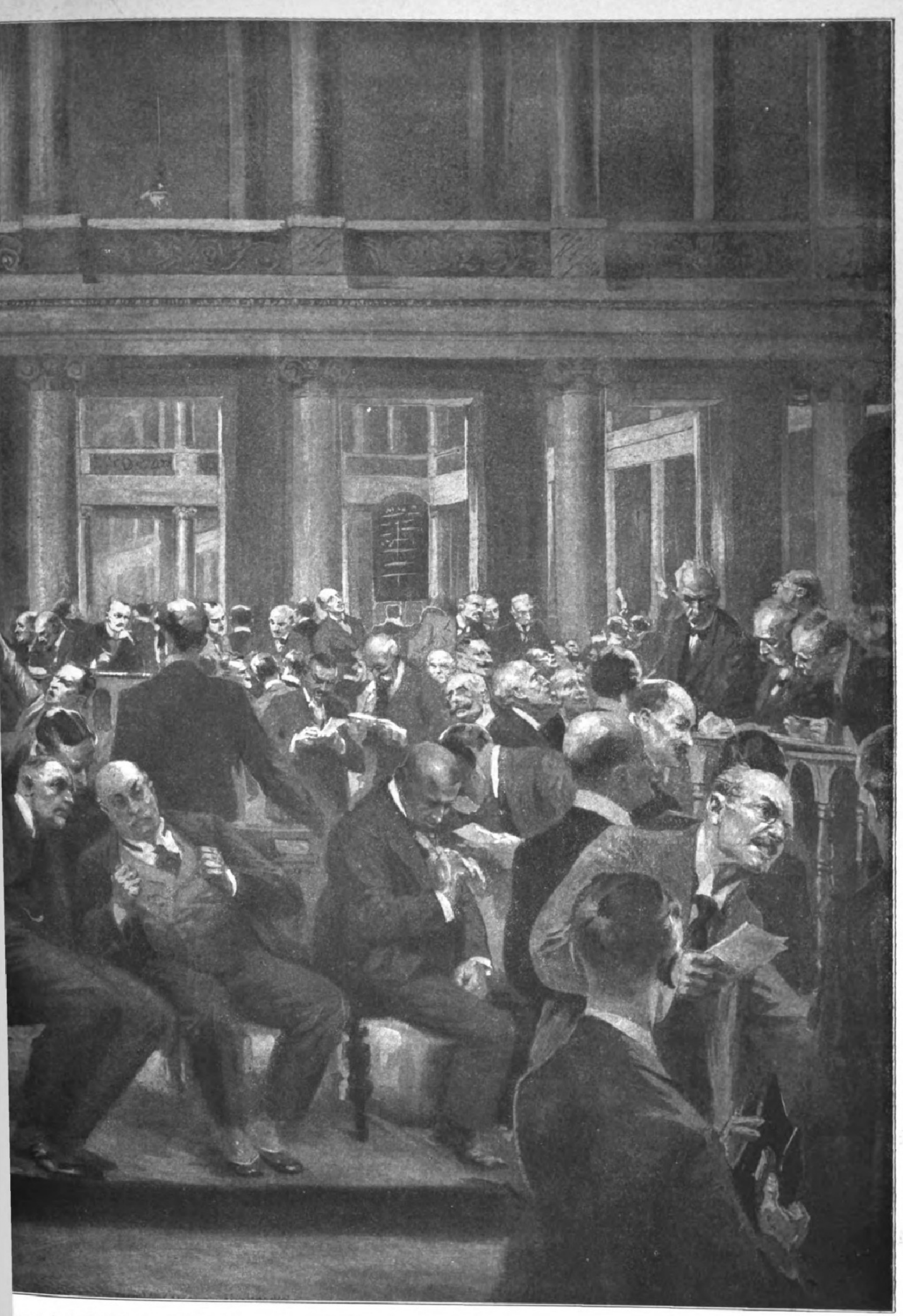


Maximilian und seine Gemahlin Maria von Burgund lehren einander Hochdeutsch und Französisch. (Aus dem „Weißkunig“.)





Geschäftszeit in der Berliner Börse. Nach einer Zeichnung des



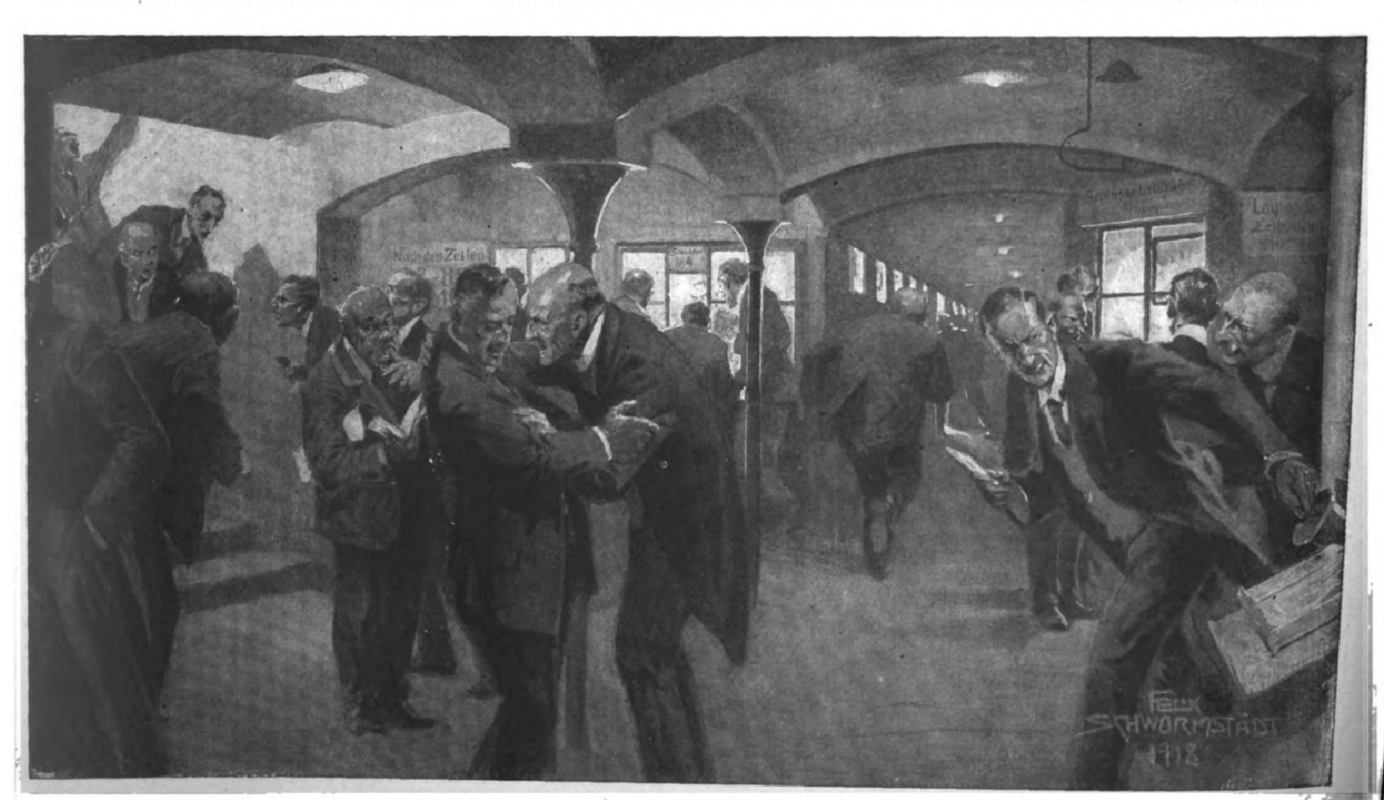
ners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

Seine territorialen Erfolge liegen auf dem Gebiete der glückhaften Verwirklichung von älteren Erbverträgen und der Anbahnung neuer Erbschaften durch Familien- und Heiratspolitik. Jene Reichsbewilligungen sollten eben anderenteils Maximilian willig machen, daß die Stände weiter in ihrem Plan gelangten; mittels der näheren Bedingungen dienten sie ihnen zur Herübernahme des „Regiments“ auf zentralistisch neuartige Behörden und Verwaltungsformen. Nachträglich werden dann diese wieder vom Kaiser durchkreuzt und verdorben. So weit reicht es ihm, zumal angesichts der im ganzen doch nur lauen und trägen Mitgängerschaft, die der Mainzer findet. Bis ins eigentliche Volk greift auch Bertold nicht, weder mit den Mitteln noch mit dem Erwecken geistigen Anhangs. Dort ist doch eben der Kaiser das Sinnbild der Nation, und da er ein leutseliger Herr ist, der sich zwanglos am wohlsten fühlt und redet, wie ihn die Stimmung oder die Illusion gerade führt, so bringt er sich der deutschen Allgemeinheit so nahe, wie sie sich dessen von den Kaisern nicht mehr erinnert; man glaubte ihm fast seine Beschwerde, seit Jesus Christus sei niemand mehr so schlecht behandelt worden als Kaiserliche Majestät, nämlich der ständig aus einem Begehren ins andere springende Maximilian.



Schlußzeichen.

Das fünfzehnte Jahrhundert hat uns den Anblick seiner schönen patrizischen und städtischen Bauten hinterlassen, seines gediegenen, richtig könnenden Handwerks, wozu auch die „Künste“ noch gehörten, seines gedeihlichen, wohllebigen Reichtums, welchen der nordeuropäische Handel der Hanse und der mittelländische der süddeutschen Städte, der über die Alpenpässe ging, in Deutschland zum Anwachsen brachten. Es ist den Menschen eigen, weil sie schließlich doch zuletzt das Befriedigende, Gute, Schöne wollen, es auch in den geschichtlichen Erinnerungen hervorzukehren, das Üblere bald nicht mehr zu wissen. In Wirklichkeit fehlte der entlohnten Anstrengung, dem sich frei und zahlungsfähig behagenden Gefühl des Spätmittelalters aufs empfindlichste die Gleichverteilung. Wie im Auslandhandel auf tatsächliche Privilegien, zielte auch inländisch die Macht des Geldes auf die Vernichtung der wirtschaftlichen Selbständigkeiten. Kaiser und Fürsten engt sie, macht sie sich verschuldet und verpfändet, unmittelbar und mittelbar proletarisiert sie die nicht am Unternehmertum beteiligten Stände und Schichten, norddeutsch nicht so sehr als süddeutsch. Schonungslose Ringbildungen saugen den Besitz und Arbeitsertrag in die plutokratischen Sammelstellen, wovon man etwa aus Luthers Schrift von 1524: „Von Kaufshandlung und Wucher“, oder aus Huttens „Praedones“ sich ein Bild verschaffen mag. Not der Selbstbehauptung, des Mitkommens erzeugt die Fehden des Jahrhunderts allerorten, den Kampf, die Vergeltung, den Haß, das Entrechtungsstreben der Stände widereinander, nebst Anschuldigung und Verleumdung, wie sie dann dazugehören. Der Tiefstand des Gemeingefühls, aller Ethik und Moral, die Eintägigkeit der Vergnügungsjagd lassen keinen Halt verbleiben in der Zersetzung und Zertrümmerung, der sozialen Gärung, der eher neidvollen Gleichgültigkeit, womit man ganze Volksgebiete sich vom Reich abkehren sieht. Frömmere Laienzirkel wenden sich von diesem entseelten Leben, versinnen sich in Mystik, da und dort fühlen sich Handwerker, Bauern, Hirten zur Lehre erweckt, wie man die Menschen und Gewalten bessern müßte. Politisch-soziale Reformschriften und die Satire — die einzigen weltlichen Literaturgattungen, die noch Wert behalten — führen vergeblichen Kampf, bis nun Reichstage in den letzten Jahren des Jahrhunderts und jene politische Bewegung vorsätzlicher an die Abhilfe herangehn. Zunächst, wie stets, an die Machtmittel. Mit der direkten allgemeinen Reichssteuer des „gemeinen Pfennigs“, mit dem „ewigen Landfrieden“, dem Reichskammergericht, dem „Reichsregiment“ als fürstlich-ständisch besetzter Behörde, der Reichseinteilung in „Kreise“, zum Zweck einer inneren politischen und polizeilichen Selbstverwaltung, zimmern sie die hauptsächlichen Gerüstteile maßregelnder Ordnung auf. Rechte Wirkung haben sie noch nicht gehabt. Maximilian tat das Seinige zum Wiederabbruch, schuf einen kaiserlichen „Reichshofrat“ zu Wien als konkurrierendes Höchstgericht; vom gemeinen Pfennig gewährte er selbstherrliche Befreiungen, natürlich die der meistgemeinten Zahler und der Körperschaften, worin sie bestimmten. Das Reichsregiment umging und blamierte er ähnlich, es stellte seine unerfreuliche Tätigkeit bald wieder ein. So viel Mißgeschick dieser Erzherzog und Kaiser gehabt hat, hatte er auch immer wieder Glück, wie die leicht Getrösteten alle, und während man sogar schon beriet, ihn abzusetzen, kam er von irgendeiner Seite immer wieder obenauf. Die ihn am begründetsten schätzten und stützten, waren die reichen Stadtpatrizier. — Mit dem Fuggerschen Gelde ist die Wahl und Nachfolge seines Enkels, Karls V., vorbereitet und finanziert worden. Wenn viele es ein hübsches Bild finden, wie der Fugger danach die Schuldverschreibung des jungen Kaisers ins Kaminfeuer wirft, war die zugehörige Seite der Medaille, daß dafür Karl V. abermalige Reichsmaßregeln unschädlich machte, die gegen den Druck der großen Gewinntruste getroffen waren. So aber werden zum eigentlichsten Epilog der Regierung des 1519 dahingeschiedenen Kaisers die revolutionären Ausbrüche der Unzufriedenheit, die Erhebung der Ritter unter Sickingen und der Aufstand des „Bundschuhs“, mit dem auch weitum die Kleinbürger sympathisierten: der 1524 mit seinen „Zwölf grundtlichen Artikeln“ auftretende, gegen Herren und Reichsstädte sich richtende, wildblutig verlaufende große Bauernkrieg.



Im Fernsprech-Keller.

Augenblicksbilder von der Berliner Börse. Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

WAHR' DIE SCHLÜSSEL, OBRIGKEIT!

ERZÄHLUNG AUS DER ALTEN WISMAR VON OTTOMAR ENKING.

(12. Fortsetzung.)

Die Hauptleute riefen einen Schiffer herbei, der hieß Jacob Bollael, das war ein ganz geriebener Kerl, und sagten zu ihm: „Hier, lieber Jacob, hast du blanke hundert Mark, nun sieh zu, daß du dich durch die Dänen hindurch windest und den Baiischen meldest, sie sollen sich hüten!" — Nach so getroffener Vorsicht segelten die Hansen ab, aber als Jacob Bollael vor dem Oeresund anlangte, begegneten ihm schon die jämmerlichen Reste der Flotte aus dem Westen. Sie sahen aus wie Enten, die einer halb nackt gerupft und dann wieder ins Wasser geworfen hat. Die meisten von ihnen, über dreißig an der Zahl, waren den Dänen als gute Prise in die Hände gefallen. Ein Dutzend wismarscher Schiffer hatte das beste Gut eingebüßt — die schimpften aus Leibeskräften auf ihre Brüder, die so feige vor den Dänen ausgekniffen waren, anstatt den hölzernen Wall zu durchbrechen. Herr Hinrik von Balsee buchte nicht weniger als 32000 rheinische Gulden, um die seine Stadt in dieser Schlacht geschädigt worden war, und wenn auch die Verbündeten beschlossen, nicht vom Kriege abzulassen, sondern sogar wieder Kaperbriefe auszustellen, das Volk wütete überall. Herrn Tiedemann Steen wollten die Hamburger am Galgen sehen, aber die Lübecker schützten ihren Bürgermeister und ließen ihn nur lange Zeit im Gefängnis schmachten.

Und in der Wismar?

Ja, man mochte es glauben oder nicht: das alte Ilke-Gespenst war wieder gesehen worden. Auf der Rathausschwelle hatte es gehockt. Da schworen ehrliche Leute Stein und Bein darauf!

Die Tragödie von Herrn Hinrik van Haren und Herrn Johann Bantzekow.

Wochenlang hatte Claus Jesup vor sich hingebrütet. Er aß und trank kaum und verließ nicht sein Haus. Da — es war am frühen Morgen des Tages, der dem heiligen Laurentius, der Stadt to der Wissemare Schutzpatron, gewidmet ist, trat er auf seinen Hof hinaus. Sein finster entschlossenes Antlitz, das förmlich Dunkel um ihn herum verbreitete, und die liebe warme Augustsonne, die alles vergoldete — kann man sich wohl etwas denken, was weniger zueinander stimmte? Barsch rief er den Knecht, der eben an den Webstuhl wollte: „Lauf zu Hans Hamborch und Oede Bantekow und Hinrik Tiedemann, daß sie gleich herkommen." — Er nannte ihm noch ein paar mehr, die er holen sollte. Der Knecht sprang weg. Claus Jesup ging langsam, gesenkten Hauptes und die Hände auf dem Rücken gekreuzt, über den Hof hin und her. Mutter und Weib schauten bänglich vom Hause aus auf ihn hinab.

Alsbald kamen die Genossen mit den boshaft neugierigen Augen derer, die da hoffen, Schlimmes zu erfahren. Claus Jesup führte sie in den Raum beim Hof, und dort sprach er, flüsterte er scharf zu ihnen und entließ sie dann. Als Hans Hamborch ans Licht trat, war sein Gesicht von einer Freude erhellt, die zu der Sonne fast noch einen größeren Gegensatz bildete als Claus Jesups Miene. Höllenflammen gegen Himmelsstrahlen.

In alle Stadtteile krochen die Männer, und es dauerte nicht zwei Stunden, bis eine ungeheure Bewegung in der Bürgerschaft war. Männiglich ließ die Hantierung liegen, wo sie gerade lag, stieß die Hausfrau zurück, die ihn mahnte, sich doch nicht in Gefahr zu begeben, und von allen Seiten, aus der Lübschen Straße um die Ecke bei der Apotheke, aus der Mecklenburger, aus der Dankmersstraße, hinter dem Rathause hervor, quoll die Masse auf den Markt, und es wurde ein Rauschen von Stimmen vor der Schreiberei. Viele schrien: „Verrat!" — Andere, die bloß mitgelaufen oder mitgeschoben waren und nichts Rechtes wußten, die forschten nach: „Was denn eigentlich? Was denn?" — „Habt ihr das nicht gehört?" gegenfragten die Kundigen, während Hans Hamborch, Oede Bantekow und Hinrik Tiedemann zwischen ihnen herumschlichen und ölgetränkte Kohlen aufs Feuer legten. „Claus Jesup hat Botschaft gekriegt!" — „Ja!" So nahmen nun wieder andere, noch eifriger, das Schlimme zu berichten, den ersten das Wort vom Munde weg, „Botschaft hat er gekriegt aus dem Sternberg. Da sind große Heerhaufen versammelt im ganzen Land, und die Wismar ist verkauft und hat lange Tage offen gestanden des Nachts." — „Nein, nein!" keifte nun ein einzelner. „Nicht einfach offen gestanden! Es ist viel abgefeimter ausgedacht. Die Verräter haben Schlösser vor die Tore gelegt — ich hab' sie ja selber am Lübschen und am Mecklenburger Tor angefaßt — daß es so aussah, als wären sie verschlossen, aber sie hatten die Schlüssel gar nicht herumgedreht!" — „Betrug! Betrug!"

„Und die Haufen sind unterwegs," hieß es wieder anderswo, „Claus Jesup sagt es, der Bote ist bei ihm gewesen. Sie sollen die Stadt bei nachtschlafender Zeit einnehmen und uns von den Ämtern totschlagen und die Bürger in den Turm setzen!" — „Das hat der Rat getan!" rief es nun durcheinander. „Der Rat! Der hat sich mit dem König verbündet — den wollen sie einlassen, damit er die Stadt erobert." — „Und wißt ihr das noch nicht?" schallte es von hinten aus der Menge nach vorn. „Vor der Helleporte und auf der Lastadie haben wir hundert Gewappnete gesehen, blank mit vollem Harnisch." — „Nach der Helleporte! Nach der Helleporte!"

Ja, sie fanden die Pforte wohl verriegelt, aber es war ihnen schon mit dicken Nägeln ins Gehirn geheftet, daß sie verraten seien, und deshalb glaubten sie den Schreiern, die sich nun ausredeten, es sei ihnen alles so erzählt worden, und die Gewappneten wären längs der Lastadie gegangen und wieder umgekehrt, als sie jemand am Tore bemerkten. — Zurück zum Markt. Über den Köpfen der Menge wirbelte der Staub und trübte das Angesicht der Sonne. Vor dem Rathaus stand Claus Jesup. Man heilrief ihm zu, denn er war es ja, der den Verrat aufgedeckt hatte, so daß die Wismar womöglich noch gerettet werden konnte. Und alsbald folgten ihm die Menschen in das Haus und drängten sich hinter ihm her die Treppe aufwärts.

Die Tür zu der großen Stube zerkrachte — da waren die Empörer vor der Obrigkeit. Angstvoll blickten die meisten Ratmannen den Eindringlingen entgegen. Hinrik van Haren, der geschlagene Hauptmann, lag halb ohnmächtig in seinem Stuhl, inmitten all dieser vor Furcht Zitternden aber saß Johann Bantzekow mit dem weißen Haupthaar, dem weißen Barte und dem ehrlichen, vornehm gütigen Antlitz. Seine Augen schauten groß und fragend auf die Tobenden; er war so ruhig und gelassen, wie es nur dem gegeben ist, der das lauterste Gewissen von der Welt sein eigen nennt. — „Was wollt ihr, liebe Bürger?" Unwillkürlich, als sie diesen ehrfurchtgebietenden Herrn sahen und seine milde Stimme hörten, stockten die Anstürmenden. Selbst Claus Jesup hielt mit Zuschreiten inne und ließ einigen Raum zwischen sich und dem Tisch, hinter dem Herr Johann der Auskunft harrte, was dieser Auflauf bedeute. Doch nicht lange hielt die natürliche Scheu den Wollenweber gefangen; mit einem starken Ruck riß er sich von ihr los. Er hatte ja alle Muskeln gestrafft, jetzt mußte er auch zuschlagen.

Dröhnend trat er näher und erhob die Klage von den offenen Toren, von den Versammlungen im Land und von dem Bunde mit König Erich, und indem er so sprach, ermutigte er seine Gefolgsmänner, die die Stube bis in den hintersten Winkel erfüllten, und von denen noch immer mehr hineinwollten. Sie brachen ihr Schweigen, das sie erst an diesem Orte bewahrt hatten — das Geschrei: „Verrat! Verrat!" ging von neuem los und fiel Claus Jesup so oft in die Rede, daß Hans Hamborch, Oede Bantekow und Hinrik Tiedemann es mit „Pscht! St!" und „Halt' das Maul!" dämpfen mußten.

Als Claus Jesup geendet hatte — und er hatte dabei nicht ein einziges Mal den Blick vor Herrn Johanns Augen niedergeschlagen — erwiderte der Bürgermeister, nachdem er von seinem Stuhle aufgestanden war: „Mein lieber Nicolaus und ihr andern, meine lieben Mitbürger! Siebzig Jahre bin ich nun alt geworden, und davon hab' ich fast fünfzig unserer Wismar gedient. So wenig ich mich rühmen mag und darf, denn ich tat nichts, als was meine Pflicht war, sagt mir doch, hab' ich der Stadt Wohl nur ein einziges Mal außer acht gelassen? Könnt ihr mir in Wahrheit zutrauen, daß ich, der ich bald vor meinem Gott stehe, ein Bube an der Heimat geworden bin? Das sagt doch, liebe Leute! Und seht uns auch alle an, wie wir hier Platz haben. Daß wir fehlen, wer wüßte das besser als wir selbst? Aber daß wir fähig waren, unserer Wismar anzutun, wessen man uns beschuldigt, das werdet ihr selber, wenn ihr zur Besinnung kommt, nicht glauben. Geht hin, ein jeder an sein Geschäft und laßt uns arbeiten, wozu wir verordnet sind. Dann wird es in unserer Wismar gut stehen, und wir werden Frieden im Innern haben. Wer euch aber Übles über uns zuträgt, den betrachtet als Verleumder. Was andres ist solch ein Mensch nicht."

Herr Johann sagte das alles ganz aus seinem reinen Herzen heraus — wie hätte er da nicht die Herzen derer rühren sollen, zu denen er sprach? Die Menge, die seine Worte anfangs mit Murren und Hohn begleitete, wurde nach und nach schweigsamer, und als er geendet hatte, lag wieder Stille über dem Saal, ja etliche wandten sich schon um, beschämt und befriedigt zugleich, um zu handeln, wie ihr verehrtes Oberhaupt ihnen geheißen hatte. Claus Jesup erkannte, was auf dem Spiele war. Er wollte und mußte jetzt Herr über die Wismar werden! Nur eine Weile der Stille, und alles war für ihn verloren! Darum raffte er sich abermals auf, trat dichter an den Tisch heran, sah Herrn Johann noch stierer in die Augen und schlug auf die Eichenbohlen, daß die Pergamente wehten und die Siegel an ihren Bändern hüpften: „Habt ihr vor vier Jahren mit dem König ein Bündnis gemacht, ohne die Bürger und die Ämter zu fragen, oder habt ihr das nicht getan? Darauf antwortet!" — Ein wenig erbleichte Herr Johann, fand sich aber wieder und entgegnete: „Und wenn dem so wäre? Wenn es der Nutzen unserer Stadt verlangte, daß das Bündnis geheim blieb?"

Da hatte Claus Jesup den Sieg. — „Geheim!" rief er. „Hört ihr, liebe Amtsgenossen und ihr von der Bürgerschaft? Bündnis mit dem König, und ihr wißt nichts davon! Und vor dem Flensburger Berge flieht unser Hauptmann, und im Sund läßt er den Dänen die Beute! Merkt ihr jetzt, was es mit solchem geheimen Bündnis zu der Wismar Nutzen auf sich hat? Ist euch jetzt noch unbewußt, daß man auch im geheimen die Tore offen lassen kann, weil es der Wismar Vorteil verlangt?" — Das wandelbare Gemüt der Menge, noch von Hans Hamborch, Oede Bantekow und Hinrik Tiedemann angestachelt, war gleich wieder auf Claus Jesups Seite. Es wurde wieder laut. Johann streckte vergeblich die Hand aus, um die Leute zu beschwichtigen und zu beschwören; jetzt gab es kein Halten mehr. — „Verrat! Verrat!" Durchs Haus, über den Flur, auf den Markt und bis in die entferntesten Straßen hinein pflanzte sich der Ruf fort. Draußen dachte man, der Rat sei schnellstens seiner bösen Taten durch Claus Jesup überführt worden — Claus Jesup wurde immer von neuem als Helfer und als Zerstörer des Unrechts hochgepriesen, er hörte, wie sein Name auf dem Platze gerufen wurde, und ihm schwoll das Herz. Unerbittlich mußte er ans Ziel: diesen Rat unterzukriegen, dessen Männer geknickt dahockten, und der nur einen hatte, den man zu achten brauchte — und Claus Jesup wollte niemand mehr achten. Darum rief er: „Wer hinter unserm Rücken Bündnisse schließt, wird auch hinter unserm Rücken fremdes Volk in die Stadt lassen. Sind wir Kinder? Haben wir nicht Zeugen, daß die Tore offen waren?" — „Ja, ja, wir sind Zeugen!" schrien Hans Hamborch, Oede Bantekow und Hinrik Tiedemann.

Noch wußte sich Herr Johann Gehör zu verschaffen: „Meine lieben Freunde, wenn ihr so irregeleitet seid, will ich euch beweisen, daß der Stadt keine Gefahren drohen, und daß es mit den gemeldeten Heereshaufen nichts ist. Ich will euch beweisen, daß wir Ratsverwandten frei sind von allem verräterischen Trachten. Hier" — damit nahm er das Schlüsselbund vom Tisch und reichte es Claus Jesup hin — „hier, Nicolaus, der du mich seit deiner Jugend kennst und Freundliches von mir erfahren hast, so daß es mich schmerzlich erstaunen muß, wie grade du es sein magst, der so unlieb vor mich tritt — hier, nimm du denn —"

Da gellte es von hinten bei der Tür auf: „Wahr' die Schlüssel, Obrigkeit!" — Das war einer, der wollte Herrn Johann Bantzekows und der Stadt Bestes unter all den Übelmeinenden. Er erregte den allgemeinen Zorn, man zerriß ihm das Zeug, zerschlug ihm das Gesicht und warf ihn hinaus.

Herr Johann war bei dem Ruf zusammengezuckt und stockte in seinen Worten. Er spähte nach dem Sprecher hin, aber da war nichts zu sehen als ein wirrer Knäuel Menschen. Die Augen des Mahners konnte der Bürgermeister nicht erreichen, und das war traurig, denn vielleicht hätten ihn diese Augen abgehalten, das Verhängnisvollste zu tun, was eine Obrigkeit tun kann. Claus Jesup, vorgebogenen Kopfes, den rechten Arm gierig ausgestreckt, wartete ab, bis sich das Getöse hinter ihm gelegt hatte, dann fragte er: „Nun, Herr Johann? Was wollt Ihr sagen? Fahrt fort! Doch nichts zwischen uns beiden. Denn wir stehen hier nicht als solche, die je was miteinander zu schaffen gehabt haben, und überdies wißt Ihr ja, wie es gekommen ist, daß Ihr mich Eurer Wohltaten würdigtet. Wir sind bloß hier, damit die Wismar nicht Schaden leidet." — „Deswegen hättest du es nicht nötig gehabt, dich aufs Haus zu begeben", erwiderte Herr Johann. „Dafür sorgen wir selber." — „Ihr?" lachte der Wollenweber. „Seht Euch die



Herren um Euch herum an! Können vor bösem Gewissen nicht finden, wohin sie sich verkriechen sollen."

Herr Johann wurde trübe zu Sinne, als er seine Ratsfreunde mit einem Blick streifte. Es war eine blaßfeige Gesellschaft, doch um so ruhiger und mutiger mußte er selber sein. Herr Johann war einer von denen, die da wähnen, wenn sie recht edel handeln, erwecken sie auch in andern Menschen Edelsinn, und darum, aus gutem Drange und aus dem Bewußtsein seines untadeligen Wandels, sprach er weiter: „Wohlan, ich will nur das sagen, was die Wismar angeht. Hier, Nicolaus, nimm du die Schlüssel und bewahre sie. Bewacht ihr selber die Stadt und seht zu, daß es gut wird, und redet, wenn es Not und Behuf verlangen." — Noch hoffte der Bürgermeister, die Aufrührer würden sich vor seiner Gesinnung beugen, Claus Jesup würde es nicht wagen, die Hand an das obrigkeitliche Gut zu legen, allein er, der sonst die Menschen kannte und klug mit ihnen zu verhandeln pflegte, hatte sich schwer geirrt und am Ende in sich selber nur für Edelmut genommen, was doch auch Schwäche war, sei es des Alters, sei es seiner Natur.

Mit einem furchtbaren Griff faßte Claus Jesup nach den Schlüsseln und umklammerte sie gleich so fest, daß sie nicht einmal klirren konnten! Die andern Ratmannen erschraken, als das geschah, bis ins Mark und fuhren aus ihrer Schlaffheit auf, als wollten sie Claus Jesup den Schlüsselbund entreißen, doch der war mächtig und von allen Seiten geschützt. Er schwang die Schlüssel über seinem Haupte, seine Anhänger jauchzten, und alle strömten gleich einer einzigen großen Welle die Treppe hinunter, um dem Volke ihren Triumph zu verkünden!

Ja, das tat Herr Johann, gegen der übrigen Bürgermeister und des Rates Willen, und als der Rat nun allein war, stießen sie alle auf ihn, weil er ihre Befugnis in der andern Hand gelegt hatte, und nun, wo die unmittelbare Gefahr vorbei war, wußten sie plötzlich zu reden, wie alles hätte gemacht werden sollen. Herr Hinrik Poel, der sich vorher unter den Tisch verkrochen hatte, kam mit großen Worten: „Nein! hätten wir sagen müssen, nichts da, liebe Freunde, die Schlüssel, die behalten wir fest, ihr aber, die ihr uns zu Unrecht verklagt, ihr wandert in Verhaft, bis ihr alles mit Wahrheit erweist. Und dann hätten wir die erbgesessenen Bürger vor uns kommen lassen und zu uns gezogen und hätten die Tore behütet und die Bürger zu Pferde gebracht mit den reitenden Stadtknechten und hätten die Dreegertrummel geschlagen — dann wären wir in der Überhand gewesen. Jetzt können die verfluchten Jesupiten mit uns machen, was sie wollen." — Damit wischte sich Hinrik Poel den Schweiß von der Stirn und sank wieder in sich zusammen.

Es war schwer für Herrn Johann, sich gegen die Vorwürfe zu wehren. Ihm schwante selber, daß er voreilig gehandelt hatte, noch aber hoffte er, im guten mit Claus Jesup auszukommen. Wer konnte es denn wissen? Vielleicht gab der die Schlüssel freiwillig wieder heraus. Nur, wer sollte ihn darum angehen? Das wagte niemand. Des Rates Gewalt war elend in die Brüche gegangen, Claus Jesup aber fühlte nichts weiter als Verachtung gegen die Ratmannen und auch gegen Herrn Johann. Was lag an denen, wenn sie nicht einmal die Kraft besaßen, die Stadtschlüssel bei sich zu behalten? War solchen kümmerlichen Leuten nicht wirklich alle Hinterlist zuzutrauen? — Claus Jesup bemannte sich desselben Abends mit den Ämtern und allen, die er um sich scharen konnte, vor den Toren und machte große Wache auf allen Gassen und in den Amtshäusern, und sie gingen danach jede Nacht und behüteten die Tore und alle Pforten.

In seinem eigenen Hause wurde der Wollenweber kaum jemals gesehen, überall sonst aber tauchte seine Gestalt unversehens auf, und man gehorchte ihm, denn er hatte ganz den alten Zwang gefunden, womit er die Gemüter unter sich beugte. Während die Ratmannen sich nicht aus ihren vier Wänden herauswagten, während Herr Johann von seiner Hausfrau scharfe Worte wegen seiner Nachgiebigkeit zu hören bekam, riß Claus Jesups Anhang mehr und mehr allen Einfluß an sich. Die erst noch gezweifelt hatten, ob es mit den offenen Toren und den feindlichen Ansammlungen richtig sei, ließen sich nun leicht überzeugen. Nicolaus hatte das Treiben des Rates noch gerade zur rechten Zeit aufgedeckt. — „Kommt all zusammen auf der Kaufleute Haus!" lautete ein paar Tage, nachdem er die Schlüssel so spielend an sich gebracht hatte, seine Losung. Die Ämter mit den Bürgern, die vor elf Jahren im neuen Rat saßen, und noch andere erschienen und verbündeten sich auf Ehre und Treue, beieinander zu bleiben. — „Was dem einen geschieht," sagten sie, „das wollen wir alle tragen und fest dabei bleiben." — Ein paar schlichte und fromme Bürger waren jedoch darunter, die meinten: „Soll es denn nun wieder so weit kommen, daß wir den Rat abwerfen? Ach, liebe Brüder, daraus entsteht dann von neuem nichts als Verdruß und Zwist, wie wir sie früher erlebt haben!"

Claus Jesup beruhigte sie und entgegnete im Biedermannstone: „Ja, was wollen wir denn? Doch nur nachforschen, ob im Rat oder meinetwegen auch unter den Ämtern und zwischen den Bürgern welche sind, die uns vor dem Berge oder im Sund verraten haben. Die sollen ihr Urteil nach Recht und Gerechtigkeit erleiden, aber verlaßt euch drauf, meine Freunde, den ehrlichen Rat lassen wir bei all seiner Vollmacht." — Und um seinen Spruch zu bekräftigen, hob er sogar zwei Finger in die Höhe: „Gott soll mir helfen und alle seine Heiligen, ich mein' es nicht anders, als daß unser Rat bleiben soll, wie er dasitzt, und wenn diese Männer nicht schon im Rate säßen, wollte ich dafür sorgen, daß sie hineinkämen, denn es sind genughaftige und kluge Leute; — ich selbst aber — damit ihr das ein für allemal wißt — mache mir aus dem Ratsstuhl gar nichts!"

Den Meineid glaubten sie ihm oder taten wenigstens so, als ob sie es glaubten, und wählten von den Bürgern vierundzwanzig und von den Ämtern zwölf, die sollten zwischen Rat und Allgemeinheit gehen und ihre Werbe verrichten. Die gingen auf das Haus, und der Älteste von ihnen las vor, was sie aufgeschrieben hatten: „Die Eide, die ihr eingeführt habt, als wir den Herzögen die Sühne zahlen mußten, soll es nicht mehr geben, und ihr dürft keine wichtige Sache ohne die Mente beschließen. Die Tore sollt ihr treuer verwahren, denn seht: hier sind zwei Schlösser, die haben wir von den Pforten abgezogen ohne Schlüssel. Auch sollt ihr die Stadt besser rüsten, wenn der Krieg mit dem König noch andauert, und im Aufbieten zum Kriegsdienst muß Gerechtigkeit herrschen. Es brauchen ja außerdem die Herren vom Rate aus dem Stadtsäckel nicht so viele Tagfahrten zu unternehmen, und schließlich! Die Akzise für das Bier, das wir ausschenken, ist uns um die Hälfte zu hoch. Begnügt euch gefälligst mit zwei Schillingen für die Tonne!"

In den Ratmannen war keine Kraft und kein Saft mehr, auch Herr Johann glaubte nur noch, durch Zurückweichen etwas zu retten; daher hieß es vom Tische nur immer: „Ja, ja, liebe Freunde, es soll so sein." — Das war geglückt. Claus Jesup wurde begehrlicher. Er brauchte einen breiteren Boden zum Stehen. Seine Genossen waren tätig. — „Weg mit den Sechsunddreißig," hieß es, „wir wollen Sechziger wählen, daß wir den Uppersten besser die Wage halten." — Das geschah. Vierzig Bürger und zwanzig aus den Ämtern waren nun Claus Jesups Werkzeug; freilich hatte er unter ihnen immer seine besonderen Freunde aus jener Zeit, als er schon davon träumte, auf die Höhe geklommen [illegible] er zu innerst für Pläne bei sich wälzte, sah niemand, er schob nur [illegible] hier- und dorthin. — Auflauf über Auflauf, Versammlung über Ver[illegible] Tiedemanns Krug, in der Kaufleute Haus, bei den Grauen Mönchen. Immer [illegible] hütete Claus Jesup den Schein, er wolle den Rat bestehen lassen. Nur [illegible] Schuldigen sollten Strafe empfangen. Wer aber waren die Schuldigen?

Hans Hamborch wisperte herum: „Bringt diesen großen Kriegsmann, den Herrn Hinrik van Haren man erst mal von den Haaren, dann habt ihr schon einen!" — Die Bürger zuckten zusammen. Da drohte Gewalttat, und sie konnten ihr vielleicht nicht mehr wehren. — Sechzehn Männer wurden ausgesucht, die einen Bürgerbrief schreiben und ihn den Sechzigern und denen von den Ämtern und Bürgern vortragen sollten. Wie sie aber damit zu den Bürgern im Hause der Kaufleute kamen, erhob sich bereits Unwille gegen ihre Satzung, die dem Rate günstig war, und wie sie zu den Grauen Mönchen vor die Ämter traten, hatten die Werkmeister auf Claus Jesups Geheiß den gemeinen Haufen von Trägern und Brauerknechten, von Arbeitsleuten und anderm Volk zusammengeholt, und als nun einer von den Sechzehn den Brief zu lesen begann, kam wieder das Geschrei auf, das jetzt in der Wismar gäng und gäbe war: „Verrat, Verrat!" — Oede Bantekow grölte, blaurot im Gesicht: „Du Krötenverräter! Mit solchem Wisch willst du unsere Feinde losbringen, daß wir sie nicht richten sollen. Aber komm man her, du sollst gleich der Erste sein!" — Mit Messern drangen sie auf den Unglücksmenschen ein, und wären nicht einige Besonnene dazwischengefallen, sie hätten ihn erstochen.

Schon konnte Claus Jesup durch die Ämter ausrichten, was ihm beliebte. Alles an ihm bebte vor Erregung. Seine Mutter durfte ihm nicht linde tun, sein Weib schaute er wie eine Wildfremde an, und selbst sein Sohn flüchtete in irgendeinen Winkel, wenn er die Schritte des Vaters vernahm; Hinrik Jesup, der wackere, stille Bruder, suchte umsonst auf ihn einzureden: „Mein lieber Claus, was haben dir die Ratsleute denn doch einmal getan, daß du sie verfolgst und bedrängst? Denk dran, wie die Sache vor elf Jahren ausging — wie sollte es jetzt anders werden? Laß dir genug sein an dem, was ihr den Herren abgewonnen habt — du kommst sonst noch in Deubels Küche." — Aber Claus starrte ihn an und sagte: „Ich will schon dafür sorgen, daß es nicht wieder ausläuft wie vor Jahren. Es gibt noch Mittel, den Herren das Wiederkommen für immer zu verleiden!" — Bruder Hinrik ging traurig davon und schloß sich in seine Bude ein, Claus Jesups Haus aber stand offen bei Tag und bei Nacht, und es war ein Kommen und Gehen von Gesellen, die immer mehr Empörung in der Stadt aussäten.

„Gute dreitausend Mann", schwur Hans Hamborch, „bring' ich dir in einer Stunde zusammen. Komm, laß uns das Haus berennen und die alle da ..." Er machte die Bewegung, als ob er jemand einen Strick um den Hals legte. — „Alle?" entgegnete Claus Jesup vor sich hinstarrend. „Wir kommen auch wohl mit weniger aus." — Die Bürger wagten nichts gegen die Ämter, die Sechziger und ihre Freunde aber saßen des Abends in Tiedemanns Krug, soffen sich voll und beschlossen, was sie am nächsten Tage tun wollten. Wenn sie dann des Morgens mit der Bürgerschaft zusammenkamen, war es leicht für sie, ihren Willen durchzusetzen. Wollte einer nicht, wie es ihnen gefiel, dann wurde ihm einfach gedroht: „Du! Wir schlagen dich tot!" Da duckte sich alles.

„Hinrik van Haren in den Turm!" — Das war der Ruf, den Hans Hamborch in jeder Versammlung ausstieß. Claus Jesup zögerte erst noch — er wollte recht vom Volke genötigt werden, zuletzt aber ging er ans Werk. — „Aufs Haus!" — Als er mit den Seinen auf den Markt kam, war der ganze Platz schon voll von ungehaltenen Köpfen, Amtsgesellen und Selbstmeistern, Kellerlöwen und Budenleuten. Die trugen Panzer, Rütinge und Chorden unter ihren Hoyken. Claus Jesup mit den Sechzigern drang in die Ratsstube und wies auf Hinrik van Haren: „Der da ist schuld, daß wir elend geschlagene Männer sind. Er muß in die Hechte und sich verantworten." — Der Rat wackelte hilflos mit den Köpfen, und Herr Johann fragte: „Ist das der gemeine Wille?" — „Wir wollen es hören", antwortete Claus Jesup und sandte Boten nach unten, und gleich vernahm man in der Ratsstube großes Geräusch von Stimmen: „Ja! Ja! Ja! Wir wollen ihn in die Hechte setzen!" — „Seid ihr nun gewiß, was die Gemeinheit will?" meinte Claus Jesup.

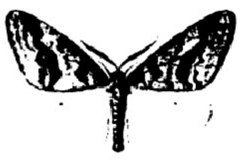
Tief aufseufzend erhob sich Herr Hinrik: „Laßt es gehen, ihr lieben Brüder Ratmannen! Meine Unschuld ist so, daß sie auch im Turm nicht verdunkelt werden kann. Sprecht nur meiner lieben Hausfrau Trost zu, daß ihr nicht vor Gram das Herz bricht." — „Ich denke, damit soll es keine Not haben", warf Claus Jesup höhnisch hin. „Eure Frau wird sich schon selbst zu trösten wissen, wenn Ihr nicht bei ihr seid." — „Ach nein, ach nein!" jammerte Herr Hinrik, „ich weiß es, sie wird sich fast zu Tode weinen um mich! Das arme Weib!" — Claus Jesup lachte, und so furchtbar ernst die Stunde war, mancher andere im Saale konnte sich auch das Lachen nicht verbeißen. — Herr Hinrik sah sich um: „Kommt denn," damit lieferte er sich den Sechzigern aus, „und bringt mich hin, ihr ehrlichen Leute, wo ihr mich hinhaben wollt." — Sie packten ihn und führten ihn weg, und um ihn heulte es: „Verräter! Verräter!" Aber Herr Hinrik schüttelte nur ergeben das Haupt: „Ach, meine arme Frau, mein armes liebes Heilekeweib!"

Claus Jesups Handlanger rasteten nicht. Bald hatten sie die Menge weiter aufgestachelt, und alles schrie zu den Fenstern des Hauses hinauf: „Johann Bantzekow auch! Der muß auch in den Turm!" Sie wollten sich des Greises bemächtigen, und nur mit Mühe gelang es ein paar guten Männern, daß er noch frei nach Hause gehen konnte. Es war ihm aber keine lange Frist gegeben. Sein Schwestermann, Herr Göbel van dem Sterne, kam zu ihm gestürzt: „Weißt du, was man von dir erzählt? Du hättest dein Geld und Gut nach dem Neuen Kloster und nach Schwerin bringen lassen und wolltest aus der Wismar wegziehen, und andere sagen, du habest dir sicheres Geleit von der Herzogin verschafft, und wenn sie dich entweichen ließen, würde großes Übel daraus entstehen, denn du habest aus Rache geschworen, die Stadt in Unheil zu bringen. Ja, viele meinen, du wärest schon weg." — „Also zeig' dich ihnen, daß du da bist und dich nicht fürchtest", sagte Frau Mettcke.

Herr Johann folgte ihrem Rat. Zweimal schritt er über den Markt, dann aber befiel ihn, weil er lauter Teufelsfratzen um sich herum sah und lauter hämische Reden hörte, eine Todesangst. Seine Sinne wurden verwirrt, er wußte sich nicht mehr zu helfen. Flucht schien ihm die einzige Rettung. Er ging durch die Dankmersstraße, zum Mecklenburger Tor hinaus, er wollte nach Schwerin, ja, ja, zu der gnädigen Frau, daß sie ihm Leib und Leben schützte. Und kaum war er vor der Stadt, so beschleunigte er seine Füße, die er bis dahin mit Gewalt langsam einen vor den andern gesetzt hatte. Dann und wann blickte er scheu hinter sich — er eilte, eilte, lief, während ihm das Herz hoch in der Brust klopfte. Schon dachte er, es hätte ihn niemand bemerkt, da stürmten plötzlich durch Sumpf und Gestrüpp welche hinter ihm her: „Fangt ihn! Fangt den Verräter!"

(Fortsetzung folgt.)









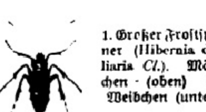
2. Chimabache phryganella *Hb.* Männchen (links) und Weibchen (rechts).





3. Biston hispidarius *F.* Männchen (links) und Weibchen (rechts).





1. Großer Frostspanner (Hibernia defoliaria *Cl.*). Männchen (oben) und Weibchen (unten).

Schmetterlinge im Winter.

Von Alexander Reichert. Mit Zeichnungen des Verfassers.

4. Phigalia pedaria *F.* Männchen (oben) und Weibchen (unten).

Wie ein Paradoxon mutet die Überschrift an — ein Entomolog, der sich im November mit dem Schmetterlingsnetze im Walde sehen ließe, würde wenig schmeichelhafte Bemerkungen über den Zustand seiner Psyche zu hören bekommen. Und dennoch gibt es Millionen von Insekten, die nicht nur im Ei-, Larven- oder Puppenzustande, sondern auch als entwickelte Tiere den Winter überdauern; auch viele Schmetterlinge sind darunter.

Das Tagpfauenauge, der Fuchs und andere Arten der Gattung **Vanessa**, die als konzessionierte Frühlingsboten in die Redaktionsstube flattern, viele unscheinbare Nacht- und Kleinfalter haben schon im Herbst ihre Entwicklung vollendet und verharren während des Winters in allerlei Verstecken und Schlupfwinkeln, die ihnen die Natur in reichem Maße bietet, in einem schlafähnlichen Zustande, um in den ersten Frühlingstagen zu neuem Leben zu erwachen.

Doch nicht von diesen soll die Rede sein, sondern von anderen, die in den Wintermonaten das höchste Stadium ihrer Entwicklung erreichen, aber auch in dieser Zeit, nachdem sie für die Erhaltung der Art Sorge getragen haben, ihr Leben wieder beschließen.

Unter Winter verstehe ich nicht die Zeit, welche der Kalender vorschreibt, sondern die vier Monate November bis Februar, in denen bei unseren klimatischen Verhältnissen die kalte Temperatur mehr oder weniger vorherrscht.

Wenn man die Reihe dieser winterlichen Schmetterlingsformen mustert, kann man die sehr auffällige Tatsache nicht übersehen, daß die Weibchen dieser Falter dem Bilde, wie wir es uns von einem Schmetterling zu machen gewöhnt sind, recht wenig gleichen, denn es fehlen ihnen die vornehmsten Organe, die die Insekten vor allen anderen Gliederfüßern voraus haben — die Flügel — entweder ganz, oder sie sind nur verkümmert vorhanden.

Das Insekt braucht seine Flügel in der wichtigsten Phase seines Lebens, welche der Erhaltung der Art gewidmet ist; das Männchen, um das Weibchen zur Begattung aufzusuchen, das Weibchen, um seine Eier an passenden Orten unterzubringen, die den jungen Larven ausreichende Nahrung bieten. Auch zur Verbreitung der Art sind die Flügel wichtige Hilfsmittel. Wie bald würden die Wasserkäfer aussterben, wenn es ihnen nicht möglich wäre, neue Wasserstellen aufzusuchen, sobald an ihren alten Wohnplätzen in trockenen Jahren das Wasser versiegt! Vielen Insekten verhelfen die Flügel zur Erlangung der Nahrung, entweder für sich selbst oder für ihre Nachkommen.

Das sind einige Vorzüge des Flugvermögens; doch gibt es auch Fälle, in denen diese Fähigkeit überflüssig oder sogar schädlich für das betreffende Insekt werden kann.

Es ist ein Naturgesetz, daß Organe durch Nichtgebrauch im Laufe langer Zeiträume verkümmern und schließlich verschwinden oder durch andere ersetzt werden, die im Wechsel der vielseitigen Lebensverhältnisse nötiger geworden sind und sich nun durch vermehrten Gebrauch zu ungeahnter Vollkommenheit entwickeln. Dieses Gesetz findet auch bei den Flugorganen seine Bestätigung.

5. Schlupfwespe (Meteorus ictericus *Nees.*). Weibchen.

6. Hemiteles areator *Panz.* Weibchen.

Einige Beispiele mögen zur Erläuterung dienen.

Schwerfällige, stets am Boden lebende Pflanzenfresser werden die Flügel entbehren können, denn die Nahrung wächst ihnen in den Mund, ebenso wie den Schmarotzerinsekten, die im Haar- oder Federkleid ihrer Wirte stets am gedeckten Tisch sitzen. Die Verbreitung der letzteren erfolgt in den Lagerstätten und Nestern der Wirte.

Gute Springer und Läufer sind meist schlechte Flieger oder flügellos. Hier bilden die Beine statt der Flügel das Bewegungsmittel.

Blinde Insekten, die tief in der Erde oder in lichtlosen Höhlen ihr Dasein verbringen, haben keine Flügel. In ihrem augenlosen Zustande würden sie keine Verwendung dafür haben.

An kahlen Meeresküsten oder auf baumlosen Inseln mitten im Ozean lebende Insekten sind flügellos oder haben nur Flügelrudimente, die zum Fluge ungeeignet sind, denn die dort herrschenden Stürme würden sie beim Fluge ins Meer treiben und vernichten.

Darwin erwähnt die Entdeckung Wollastons, daß von neunundzwanzig bloß auf der Insel Madeira vorkommenden Gattungen nicht weniger als dreiundzwanzig nur Arten enthalten, die nicht fliegen können und meist verborgen liegen, bis der Wind ruht und die Sonne scheint, und bemerkt dazu, „daß die ungeflügelte Beschaffenheit so vieler Käfer dieser Insel hauptsächlich von natürlicher Zuchtwahl, doch wahrscheinlich in Verbindung mit Nichtgebrauch, herrühre. Denn während vieler aufeinanderfolgender Generationen wird jedes Käfer-Individuum, das am wenigsten flog, entweder weil seine Flügel, wenn auch um ein noch so geringes, weniger entwickelt waren, oder weil es das indolenteste war, die meiste Aussicht gehabt haben, alle anderen zu überleben, weil es nicht ins Meer geweht wurde; und auf der anderen Seite werden diejenigen Käfer, welche am liebsten flogen, am öftesten in die See getrieben und vernichtet worden sein."

Über ganz ähnliche Verhältnisse berichtet Enderlein von den Inseln der Antarktis: „Alle Formen zeigen im hohen Grade die Tendenz, entweder die Flügel ganz verschwinden zu lassen oder die Flugfläche zu verschmälern, zu verkürzen oder durch Wölbung und dichtes Anschmiegen an den Körper unschädlich zu machen. Da unter den vielen Wasservögeln sich wohl kaum Insektenliebhaber finden dürften, so haben die Insekten wohl, abgesehen von der einzigen Spinne (Myra Kerguelensis *Cambr.*), die dort vorkommt, keine Feinde, und so sind es auch fast ausschließlich die anhaltenden heftigen Stürme gewesen, die bestimmend auf die Entwicklung der Insektenfauna eingewirkt haben. Die verschiedenartigsten Insekten, Käfer, Schmetterlinge, Fliegen, alles steht unter der Herrschaft dieses einzigen gewaltigen Einflusses.

7. Kokon der Schlupfwespe Meteorus.



8. Anisopteryx aescularia *Schiff.* Männchen (links) und Weibchen (rechts).

Diese gleichartige Wirkung eines Einflusses auf die verschiedenen Ordnungen angehörenden Vertreter ist so auffällig, daß eine andere Erklärung wohl nicht in Betracht zu ziehen ist."

Alle hier aufgeführten Gründe für die Flügellosigkeit sind Zweckmäßigkeitsgründe und leiten in ungezwungener Weise über zu den flügellosen Weibchen unserer Winterschmetterlinge, denn auch bei diesen können es nur solche Gründe gewesen sein, welche die Umänderung herbeigeführt haben.

Von beiden Geschlechtern ist das Weibchen der wichtigste Teil zur Erhaltung der Art. Männchen sind fast immer in Mehrzahl vorhanden, es können also einige mehr den Feinden zum Opfer fallen, vor denen die Weibchen besser geschützt sind. Denn man mag über die Anpassungstheorie denken, wie man will, es ist nicht zu leugnen, daß Tiere von der graubraunen Farbe der Rinde, die der Flügel entbehren, vor ihren Feinden, insofern es Augentiere sind, d. h. solche, die ihre Beute mit dem Gesichts- und nicht mit dem Geruchssinn (Nasentiere) aufsuchen, besser geschützt sind als solche, welche große Flügel haben und auffallend gefärbt sind. Und nur Augentiere, nämlich Meisen und andere insektenfressende Wintervögel kommen als Feinde unserer Winterschmetterlinge in Frage. Vielleicht ist sogar der Gedanke nicht gar zu absurd, daß diese beweglichen Feinde zur Verbreitung der Schmetterlingsarten beitragen, denn sie verzehren auch die bereits abgelegten Eier; diese sind hart, weil sie stark chitinisiert sind, und passieren noch lebensfähig den Darm der Vögel. Im Vogelmagen habe ich wenigstens bei meinen Untersuchungen oft unverletzte Insekteneier vorgefunden.

Als andere Faktoren der eingetretenen Flugunfähigkeit kommen jedenfalls die starken und andauernden Winterstürme in Frage.

Die abgebildeten Schmetterlinge gehören zu den Familien der Spanner (Geometriden) und Gelechiiden, einer Familie der sogenannten Kleinschmetterlinge.

Die bekannteste Art ist der Frostspanner (Cheimatobia brumata *L.*, Abbild. 9). Jedem Forstmann und Waldfreund sind die Verwüstungen bekannt, welche die grünen, in Blätter eingesponnenen Raupen im Frühjahr am Laube aller unserer Waldbäume, besonders der Eichen, anrichten. Sie sind oft in solchen Mengen vorhanden, daß die von Blatt zu Blatt fallenden Verdauungsprodukte das Geräusch von Regentropfen vortäuschen. Zum Glück für den Wald haben auch diese Waldverwüster ihre Feinde. Ich will nur einen davon herausgreifen, der durch die abweichende Art seiner Verpuppung wohl allgemeines Interesse erregen kann.

Ein kleiner, zierlicher, zu den Schlupfwespenverwandten (Braconidae) gehöriger Hautflügler (Meteorus ictericus *Nees.*, Abbild. 5) verbringt sein Larvenleben in der Frostspannerraupe. Nach Vernichtung ihres Wirtes verläßt ihn die Larve an einem von ihr gesponnenen Faden und spinnt — frei in der Luft schwebend — um sich herum den Puppenkokon (Abbild. 7), den die Wespe nach erlangter Reife, indem sie ein Deckelchen vom Kokon abnagt, verläßt. Es sind einige Arten der Gattung, welche sich auf diese so kunstvolle Weise verpuppen; ich habe Fäden bis 11 cm lang beobachtet.

Der Parasitismus ist im Leben der Insekten weitverbreitet und vielseitig differenziert; deshalb nimmt es kaum wunder, daß diese Schmarotzer wiederum ihre Schmarotzer haben, die man Parasiten zweiten Grades oder Hyperparasiten nennt, die gewissermaßen die ausgleichende Gerechtigkeit bilden. Eine echte Schlupfwespe (Hemiteles areator *Panz.*, Abbild. 6) ist von dem englischen Forscher Marshall mehrmals aus dem Meteorus des Frostspanners gezogen worden.

Im Sommer und Herbst ist der Wald vor den Frostspannern sicher, denn schon im Juni verpuppt sich die Raupe in der Erde, und die Falter erscheinen erst in den letzten Monaten des Jahres; bei mildem Wetter Ende Oktober, bei zeitigem anhaltenden Frost erst im Dezember.

In ähnlicher Weise wie Cheimatobia, auch in bezug auf die Zeitverhältnisse, lebt der Große Frostspanner (Hibernia defoliaria *Cl.*, Abbild. 1.) Mehr in Obstgärten als im Walde macht er sich als Schädling bemerkbar.

Auch die zu den Gelechiiden gehörige Chimabache phryganella *Hb.* (Abbild. 2) ist ein echtes Wintertier. Ihren Namen verdankt sie der Ähnlichkeit mit einer Köcherfliege (Phryganide). Das Weibchen besitzt zwar Flügel, aber in so geringer Ausbildung, daß ihm das Fliegen unmöglich ist.

Den Übergang zu den in den ersten Monaten des Jahres fliegenden Winterfaltern bildet ein Spanner (Phigalia pedaria *F.*, Abbild. 4), dessen Männchen moosgrüne Flügel hat. Seine Hauptflugzeit fällt Ende Februar und Anfang März, aber sein Erscheinen ist in allen Wintermonaten konstatiert, denn ich besitze Fundnotizen, die auf den 21. November, den 28. Dezember und 13. Januar lauten.

Ganz unempfindlich gegen die Einwirkungen der Kälte scheint auch Anisopteryx aescularia *Schiff.* (Abbild. 8) zu sein, denn Rößler sah ihn öfter bei einer Temperatur von — 2° R im Freien fliegen. Das Weibchen trägt am Hinterleibsende einen Schopf haarförmiger Schuppen, die beim Ablegen der Eier als Schutz gegen die Kälte über die Eier gedeckt werden, wie man das auch bei mehreren anderen Nachtschmetterlingen (Lymantriiden) beobachten kann, deren Eier die kalte Jahreszeit zu ertragen haben.

Die Raupe von A. aescularia lebt auf Laubholz und ist durchaus nicht, wie aus dem Namen hervorzugehen scheint, auf Roßkastanien angewiesen.

Den Beschluß meiner Betrachtungen möge ein Vertreter der Spanner-Gattung Biston bilden, von der B. hispidarius *F.* (Abbild. 3) eine der Arten repräsentiert, die ungeflügelte Weibchen haben, denn in diesem Genus kommen auch geflügelte Weibchen vor, und ich möchte besonders darauf hinweisen, daß die Arten mit ungeflügelten Weibchen durchschnittlich früher erscheinen als die mit geflügelten. Es ist demnach nicht ausgeschlossen, daß, wie ich schon oben bemerkte, auch die Kälte ein Faktor ist, der bei der Verkümmerung der Flügel mitwirkt.

Die Zahl der Winterfalter mit ungeflügelten Weibchen ist mit den eben angeführten durchaus nicht erschöpft, da ich nur Gattungsvertreter behandelt habe, sondern sie beträgt schon in unserer Gegend das Doppelte. Von Ausnahmen kenne ich hier nur eine einzige noch im November fliegende Spannart (Larentia dilutata *Bkh.*) Die Ausnahmen bestätigen aber die Regel.

Es wäre zu wünschen, daß eingehende experimentelle Untersuchungen über die Ursachen der Flügelverkümmerung bei Winterschmetterlingen angestellt würden, um Aufklärung über diese eigentümliche Erscheinung zu schaffen: bisher scheint man in Fachkreisen diesem speziellen Thema noch keinerlei Beachtung geschenkt zu haben.





9. Gemeiner Frostspanner (Cheimatobia brumata *L.*). Männchen (rechts) und Weibchen (links).



Fuchs im Eisen. Nach einem Aquarell von Eduard Heller.

PAUL THIEM. / VON RICHARD BRAUNGART.

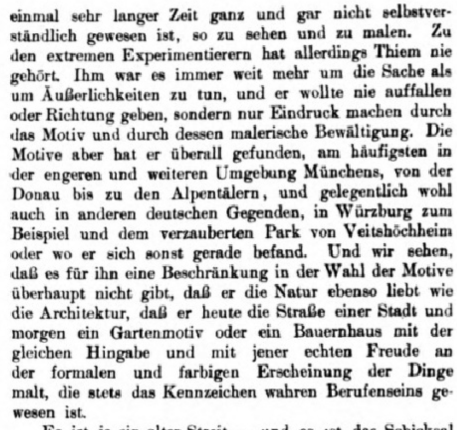
Wenn man einem jüngeren Künstler, der lange auf Anerkennung warten muß, Mut machen will, so pflegt man ihn auf das Beispiel Hans Thomas zu verweisen. Auch dieser heute gewiß berühmte Meister sei sozusagen erst an seinem fünfzigsten Geburtstag entdeckt worden. Und dann habe es immerhin noch eine Weile gedauert, bis er vollständig „über den Berg" gewesen sei. Was soll man aber zu einem Künstler wie Paul Thiem sagen, der unlängst schon sechzig Jahre alt geworden ist, aber noch immer nur von einem verhältnismäßig kleinen Kreise gekannt und geschätzt wird? Soll man ihn daran erinnern, daß in Deutschland in der Regel der siebzigste Geburtstag der Termin ist, an dem Widerstand und Gleichgültigkeit sich erschöpft zu haben pflegen und die Sonne der Gnade — freilich nur noch eine wenig wärmende Abendsonne — für den lange Verkannten zu leuchten beginnt? Fast klingt es ja wie Hohn, einen so tüchtigen Könner wie Thiem damit zu trösten. Und doch: wie die Dinge nun einmal liegen, gibt es kaum eine andere Möglichkeit des Zuspruchs.

Die Schuld daran, daß Thiem, im Gegensatz zu vielen ihm an Können weit Unterlegenen, heute noch halb im Schatten steht, trägt zu einem beträchtlichen Teil seine unüberwindliche Abneigung gegen jede Art von Öffentlichkeit. Er verachtet die Reklame und weigert sich energisch, überall mit dabeizusein, wo „man" gesehen werden muß. Und dann liegt es wohl auch ein wenig an seiner Kunst selbst, wenn sie noch nicht allgemein nach Verdienst geschätzt ist. Sie macht nämlich niemals Zugeständnisse, weder an den Geschmack des kaufenden Publikums noch an irgendeine eben herrschende und begünstigte Mode. Mit anderen Worten: sie kommt dem Beschauer nicht mit freundlich einladender Gebärde auf halbem Wege entgegen, sondern sie verlangt, daß er sich zu ihr bemühe, daß er sich hineinsehe in die hier gestaltete Welt und in die besondere Art ihrer Sichtbarmachung. Kurz und gut: daß er, der Betrachter, mit den Augen des Künstlers sehen und so dessen Absichten begreifen und lieben lerne. Wer die geringe Geneigtheit des durch gefällige Publikumsmaler verwöhnten Durchschnitts zu solcher Mitarbeit kennt, weiß, daß ein Künstler, der so viel fordert, dauernd einen schweren Stand haben wird. Und so erklärt sich wohl auch ganz von selbst Thiems Außenseiterstellung.

Man muß sich im übrigen fast wundern, daß Thiem tatsächlich für



Bildnis des Künstlers.



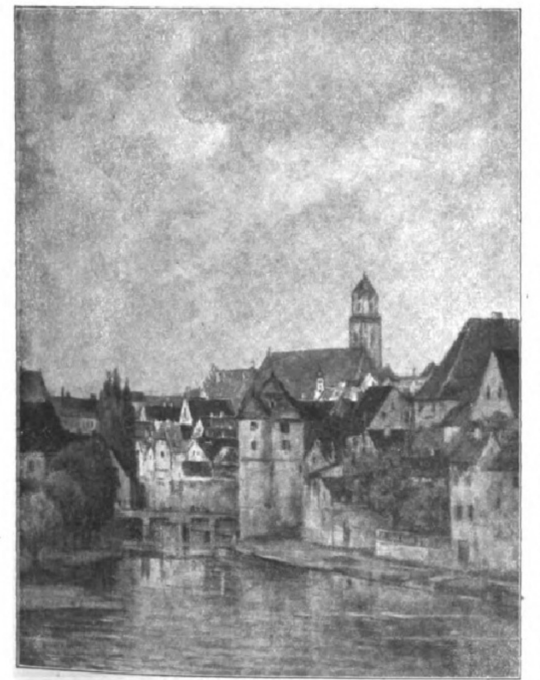
einmal sehr langer Zeit ganz und gar nicht selbstverständlich gewesen ist, so zu sehen und zu malen. Zu den extremen Experimentierern hat allerdings Thiem nie gehört. Ihm war es immer weit mehr um die Sache als um Äußerlichkeiten zu tun, und er wollte nie auffallen oder Richtung geben, sondern nur Eindruck machen durch das Motiv und durch dessen malerische Bewältigung. Die Motive aber hat er überall gefunden, am häufigsten in der engeren und weiteren Umgebung Münchens, von der Donau bis zu den Alpentälern, und gelegentlich wohl auch in anderen deutschen Gegenden, in Würzburg zum Beispiel und dem verzauberten Park von Veitshöchheim oder wo er sich sonst gerade befand. Und wir sehen, daß es für ihn eine Beschränkung in der Wahl der Motive überhaupt nicht gibt, daß er die Natur ebenso liebt wie die Architektur, daß er heute die Straße einer Stadt und morgen ein Gartenmotiv oder ein Bauernhaus mit der gleichen Hingabe und mit jener echten Freude an der formalen und farbigen Erscheinung der Dinge malt, die stets das Kennzeichen wahren Berufenseins gewesen ist.

Es ist ja ein alter Streit — und es ist das Schicksal aller Dauerfehden, daß sie nie zugunsten einer Partei ausgefochten werden — ob es für einen Künstler gleichgültig sei, was er male, oder ob das Motiv für die Beurteilung der Gesamtleistung von entscheidender Bedeutung sei. Zu verschiedenen Zeiten hat man ganz verschieden über diese Dinge gedacht. Man ist sich eben nie auch nur annähernd einig darüber gewesen. So hat man wenigstens „einstweilen" angefangen, zu malen. Und man wird zugeben, daß man bis jetzt mit dem Geleisteten recht zufrieden sein kann. Wie die Gegenwart (im allerweitesten Sinne; oder richtiger: die Zeit des Impressionismus, die ja für viele schon Vergangenheit ist) darüber denkt, wissen wir: ihr steht die Malerei höher als der Gegenstand. Womit natürlich noch nicht gesagt zu sein braucht, daß das Motiv ganz nebensächlich sei. Gerade ein echter Maler wie Thiem beweist, daß man Impressionist sein und trotzdem Sinn für die natürliche Schönheit und immanente Wirksamkeit eines Motivs haben kann.

Wenn man freilich etwas genauer zusieht und die Bilder Thiems länger und in voller Ruhe auf sich wirken läßt, dann wird man bemerken, daß da noch irgendein Faktor ist, der entscheidend mitbestimmt bei der endgültigen Formulierung des Eindrucks: es ist der Poet in Thiem,



Die Feinde.



Donauwörth.

das Gefühl der meisten abseits steht; denn seine Kunst läßt sich mit Leichtigkeit in jene große Entwicklungslinie einreihen, die von Constable zu Monet und dessen Nachfolgern, das heißt also zum Impressionismus, führt. Hören wir, was sich dazu sagen läßt.

Impressionismus ist die Kunst, mit den Mitteln der Farbe die Dinge so wiederzugeben, wie sie sich dem Auge unter der Einwirkung von Licht und Luft zeigen, also ihren Schein und nicht ihre absolute Realität. Auch die Bilder Thiems sind Beispiele dieser Art von Naturanschauung und Kunstübung, die bis in unsere Tage herein, trotz dem Expressionismus, die künstlerische Umgangssprache eines sehr großen Teiles unserer Maler geblieben ist. Und wer den Impressionismus in Deutschland hat Wurzel fassen und zu einem gewaltigen Baume anwachsen sehen, kann sich wohl heute kaum mehr vorstellen, daß es vor nicht



Der Stadtgraben.





Deutsche Landschaft (Füssen).



Alte Mainbrücke in Würzburg.

dessen Wirkung wir verspüren. Damit soll nicht gesagt sein, daß Thiem die Wirklichkeit zugunsten einer vorgefaßten Idee umbiege. Aber er formt sie doch, vom Äußerlichen ganz abgesehen, in einem bestimmten Sinne nach seinem Gefühl, und da dieses Gefühl aus einer von Phantasiegebilden jeder Art allzeit übervollen Seele kommt, so begreift es sich leicht, daß diese geistige Atmosphäre sich von selbst in das Bild hineinmalt. Das also ist es, was, bald stärker, bald weniger stark wirkend, von fast allen Bildern Thiems auf den Beschauer überströmt. Und aus diesem Grunde steht die Kunst Thiems der eines Hans Thoma, so sehr sie auch im einzelnen von ihr verschieden ist, doch näher als etwa der eines Liebermann, Slevogt und anderer Berliner.

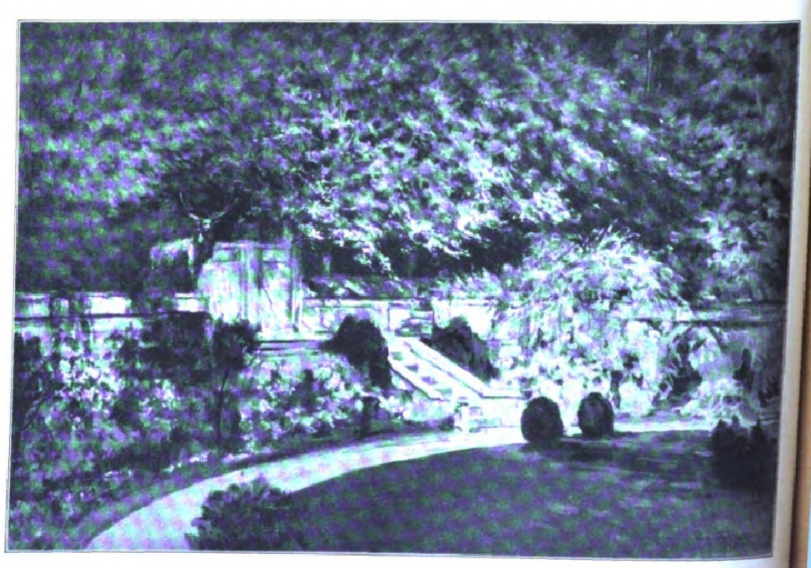
Eigentlich ist das merkwürdig: denn Thiem ist ein Berliner. (Er ist 1858 als Sohn des in den Kreisen von Kunstfreunden und Kunsthistorikern sehr bekannten Adolf Thiem geboren.) Aber man muß wissen, daß die einflußreichsten Lehrer Thiems nicht Berliner Akademiker oder Antiakademiker, sondern die Meister von Barbizon gewesen sind,



Mühlbach in Tölz.

die sein Vater als einer der ersten nach Berlin gebracht hatte. Im Jahre 1883 ist Thiem, einem im Norden weitverbreiteten Trieb folgend, nach München übergesiedelt, wo er an der Akademie bei Löfftz, Raupp und Gysis Korrektur nahm, ohne sich im übrigen von dem Weg, den er gehen zu müssen, die innere Nötigung empfand, irgendwie abbringen zu lassen. Später hat er sich dann in Starnberg bei München, auf dem malerischen Mühlberg, niedergelassen, und dort lebt und schafft er noch heute. Sein Hauptgebiet ist nach wie vor die Landschaft, im allerweitesten Sinne, geblieben. Aber während er früher so nebenbei gern allerlei Phantastisches und Märchenhaftes gemalt hat, begann er in der letzten Zeit auch das Stilleben mit ständig steigendem Erfolg zu kultivieren. Dazwischenhinein aber entsteht von Zeit zu Zeit ein gutes Porträt. Und wenn ich nun noch verrate, daß Thiem auch komponiert und schreibt, so wird man mir gern zustimmen, wenn ich behaupte: Dieser Maler, dessen Kunst fest in gutem Erdreich wurzelt, hat längst ein wohlbegründetes Anrecht darauf, in seinem ganzen Wert erkannt zu werden. Darum, deutsches Volk, sofern du heute überhaupt noch für Kunst etwas übrig hast, warte nicht bis zum siebzigsten Geburtstag Thiems mit deiner Anerkennung. Denn wer kann wissen, ob es dann nicht schon zu spät wäre?

Verschneiter Laubengang.



Aufgang zum Hain.



Großmütter. Nach einem Gemälde von Franz Eichhorst.

Kleine Erinnerungen an große Musiker.

Von Carl Alex Raida.

Gelegentlich eines längeren Aufenthaltes in Dresden fügte es sich, daß ich die beiden ersten Episoden persönlich miterleben durfte. Die dritte verdanke ich einem befreundeten Augenzeugen.

Brahms ließ sich nicht gerne feiern und ebensowenig in seiner gewohnten Behaglichkeit stören.

Bei einer ihm zu Ehren gegebenen Festlichkeit wurde er als Mittelpunkt so stark in Anspruch genommen, daß er kaum zu sich kam. Das Interesse der Anwesenden und ihre fast aufdringliche Verehrung erdrückten ihn förmlich. Auch nahmen die Vorstellungen gar kein Ende. — Erleichtert atmete er auf, als es endlich zu Tisch ging.

Seine Tischdame war die bekannte Cellovirtuosin Lucy Campbell.

Als Vorgericht wurden Austern serviert. Da wandte sich Brahms vertraulich an seine blonde Nachbarin: „Mein gnädiges Fräulein, Sie essen doch gerne Austern?"

„O ja, sehr gern", lautete die Antwort, worauf Brahms bestätigte:

„Bravo! Dann geht es Ihnen genau so wie mir, und darum erlassen Sie mir wohl auch das Tischgespräch!" —

Bei jedem folgenden Gang wiederholte sich ein ähnliches Spiel. Brahms ließ es sich schmecken, trank seiner Dame wohl hin und wieder zu — „der Rest war Schweigen."

Kaum war die Tafel aufgehoben, als sich Brahms auch schon zum Aufbruch rüstete. Am Ausgang blieb er noch einmal stehen und rief in den Saal:

„Ist mir vielleicht jemand noch nicht vorgestellt? Ich gehe jetzt nach Hause!" —

Sprach's, sarkastisch schmunzelnd, und verschwand blitzschnell.



Im Konzertkaffeehaus: „Ich glaube, das ist von Beethoven?" — „Ganz richtig. Es ist aus der Operette: »Quo vadis!«" — „Nu sehn Se!"

* * *

Bülow konzertierte in Dresden. Mit dem Musikkritiker Ludwig Hartmann, der ihn einmal geärgert hatte — das war bei Bülow leicht geschehen — stand er auf gespanntem Fuße.

Bülow hatte, mit dem Taktstock aufklopfend, schon das erste Zeichen zum Beginn des Orchesterstückes gegeben, als er zufällig ins Publikum blickt und Hartmann auf einer der ersten Reihen entdeckt; neben ihm eine Komtesse B., die früher in Hannover zu Bülows Schülerinnen zählte.

Schnell legt er den Taktstock wieder hin, steigt vom Podium herunter in den Saal und geht auf die Dame zu:

„Ah, meine verehrteste Komtesse, freue mich riesig, Sie hier zu sehen. — Aber leider bemerke ich" — mit einem Seitenblick auf Hartmann — „daß Sie sich in keiner guten Gesellschaft befinden. Gestatten Sie wohl?" Damit reicht er ihr den Arm und geleitet sie auf einen freigebliebenen Platz in der vordersten Reihe.

Dann erst tritt er wieder ans Dirigentenpult und beginnt. —

Bei einer zarten Pianissimostelle wird er immer unruhiger und wendet sich wiederholt nach dem Publikum um. Zwei Damen hatten sich nämlich gerade jetzt — wie es manchmal auch anderwärts vorkommen soll — eine Menge zu erzählen, sie wisperten und tuschelten.

Bülow klopft endlich ab und sagt mit einem vernichtenden Blick auf die unaufmerksamen Zuhörerinnen zum Orchester:

„Meine Herren, wir wollen die Damen galanterweise nicht länger stören!" —

Peinliche Pause. Aller Blicke richten sich auf die errötenden Sünderinnen. Lautlose Stille.

Nach einer Weile meinte Bülow — vorher aber noch vorsichtigerweise nach der Seite hinhorchend:

„Mir scheint, meine Herren, jetzt können wir reden. — Bitte, noch einmal von Anfang!" —

Diesmal brauchte er nicht mehr zu unterbrechen.

* * *

Liszt hatte in Budapest eines seiner aufsehenerregenden Klavierkonzerte gegeben und die glänzendsten Triumphe gefeiert.

Ein ungarischer Magnat — großer Musikenthusiast, aber selbst ein blutiger Dilettant auf dem Piano und nicht wenig eingebildet auf seine Leistungen — fand seinen Ehrgeiz darin, Liszt etwas vorspielen zu dürfen, um des Meisters kompetentes Urteil zu hören.

Liszt, wie immer freundlich und zuvorkommend, ging darauf ein und ließ das mehr als unfertige Spiel mit einer wahren Engelsgeduld über sich ergehen.

„Hm," meinte er diplomatisch, als das Stück zu Ende war, den Kopf leise hin und her wiegend, „so habe ich noch nicht spielen hören!"

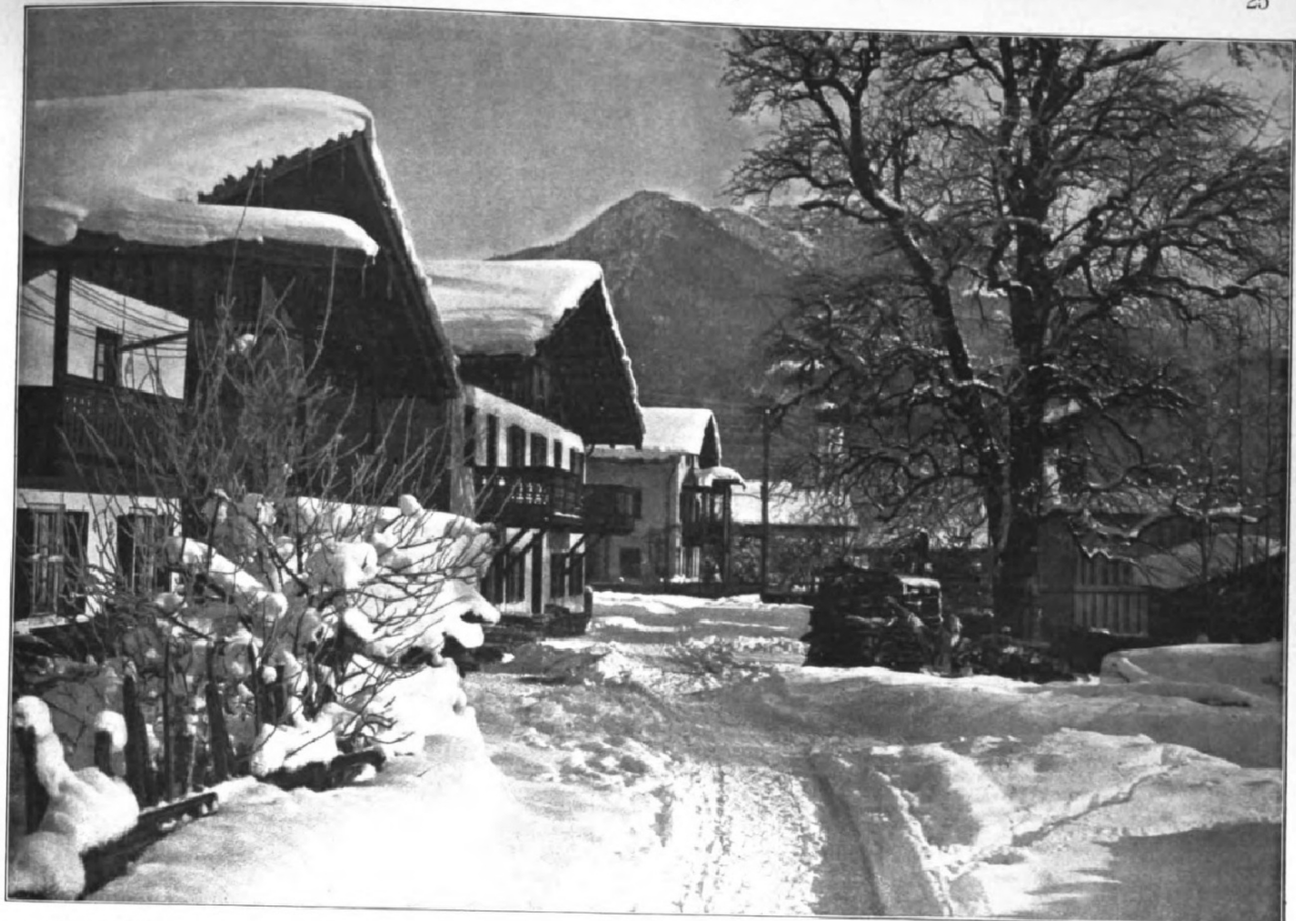
Und als sich der hohe Dilettant, etwas unsicher, dankend verneigte und dabei stammelte: „Wirklich?", geleitete ihn Liszt mit gewinnender Liebenswürdigkeit bis an die Tür und wiederholte dann, fein lächelnd:

„Nein, wirklich, ohne zu schmeicheln — so noch nicht!"

Aus dem Anekdotenschrein.

Begrenzte Kunst. Ein Dienstmädchen verlangt in der Musikalienhandlung das neueste Lied: „Das getretene Herz." — „Wünschen Sie das Lied für zwei Hände oder vierhändig?" fragt der Verkäufer. — „Höchstens einhändig," sagt das Mädchen, „denn ich spiele es ja doch bloß mit einem Finger!"

Verzicht. Ein Mann, dem eben ein Zahn gezogen worden war, bat den Zahnarzt, er solle ihm doch das teure Honorar etwas ermäßigen. „Ich bin Akrobat", klagte er, „und habe keine Beschäftigung. Es wird mir wirklich sauer, so viel Geld auszugeben." — „Ich will Ihnen das Geld schenken", sagte der Zahnarzt. „Aber vorher müssen Sie mir beweisen, daß Sie die Wahrheit reden." Daraufhin macht der Mann eine tiefe Rumpfbeuge, und schon erscheint der Kopf zwischen den Beinen. In diesem Augenblick tritt der nächste Patient, ein altes Mütterchen, ein, wendet sich aber sofort wieder um und sagt: „Nee, da will ich lieber wieder gehen. Wenn Sie den Leuten ihre Zähne nicht anders ziehen können — das treff' ich doch nicht!"



Die Schönheit des Winters: Garmisch (Oberbayern) im Schnee. Nach einer photographischen Aufnahme von Ferd. Gebhardt, München.

Ende des redaktionellen Teils.

Für die Redaktion verantwortlich ... für den Inseratenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert ... in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor ... Schiller, Budapest VI., Teréz körut 32, I.
Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J. J. WEBER · LEIPZIG

Nr. 3941.

Einzelpreis 1 Mark 30 Pfg.
(Jede Woche eine Nummer, vierteljährlich 13 Mark.)

152. Band.

Friede, Völkerbund, Demokratie. / Ein Literaturbericht von Dr. Walter Lange, Leipzig.

Aus der verwirrenden Menge der Aufgaben, die sich dem Deutschen in der Not der Stunde aufdrängen, beanspruchen drei erhöhte Teilnahme: zwei Probleme internationalen Charakters: der Friede und der Völkerbund, auf deren Lösung das dritte Problem nationalen Charakters rückwirken muß: die Festigung der Demokratie und die sie gewährleistende Nationalversammlung. Eine Fülle von Schriften liegt vor, diesen Fragen die beste Antwort zu finden. Nur wenige seien hier dem Leser nahegebracht und mit einigen Bemerkungen über ihre Tendenz begleitet, da Raummangel eingehendere Besprechung nicht zuläßt. Naturgemäß sind sie alle vor der Revolution entstanden und rechnen lediglich mit der geplanten und eingeleiteten „Neuorientierung“ bzw. einem Abschluß der Feindseligkeiten, wie wir ihn alle, die Revolutionäre eingeschlossen, erwarten durften. Dessenungeachtet sind die in ihnen behandelte Probleme wie auch die Art ihrer Behandlung aktuell und werden beim Aufbau des neuen Staates Beachtung finden müssen. Der Umsturz wird am Ende doch nur Segen wirken können, wenn er sich zur Umbildung des historisch Gegebenen entschließt.

An erster Stelle sei das jüngste Buch des schwedischen Soziologen Gustav Steffen genannt: „Der Weltfriede und seine Hindernisse.“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena, 1918; Preis 6,50 Mark, gebunden 7,50 Mark.) Bereits am 17. Januar 1917 abgeschlossen, also noch vor Eröffnung des verschärften U-Bootskrieges, ist es mitnichten in seinen Ergebnissen Lügen gestraft. „Die Uneinigkeit hinter der allgemeinen Forderung eines dauerhaften Friedens“ sucht der Verfasser in den heterogenen Gesichtspunkten, mit denen man an die Friedensfrage herantritt. Drei Anschauungsformen stellt er fest: eine realpolitische, eine chauvinistische und eine demokratisch-pazifistisch-idealistische. Die erste findet er bei den Deutschen vorgebildet, die beiden anderen bei unseren Feinden. Daher auch schwärmende Pazifisten so gern auf das „strahlende Kriegsziel“ England-Frankreichs hineinfallen wie die wiederholt zitierte Ellen Key. Die Darstellung wird am Ende zur Apologie Deutschlands, die als Ergebnis der wissenschaftlichen Arbeit eines Neutralen zu bemessen ist. Nach Steffen muß der Friede anders aussehen, als er voraussichtlich aussehen wird, soll er ein dauernder werden. Deutschlands Großmachtstellung nach einseitig theoretischen Gesichtspunkten (die freilich sehr reale Hintergründe haben) beschneiden, hieße einer Entwicklungstendenz entgegenarbeiten, die in sozialer und kultureller Eroberung dieser Welt sich auswirkt. „Ein Weltfriede“, das ist seine Überzeugung, „ohne eine England und Rußland ebenbürtige, Frankreich und Italien überlegene deutsche Großmacht kann aus unabweisbaren Gründen niemals ein dauerhafter Friede werden – und wäre keinen Augenblick überhaupt ein Friede.“ Nur mit einem Gefühle der Wehmut legt man das Buch aus den Händen in einem Augenblick, wo uns ein Opfer besserer Überzeugung und bitterster Erfahrungen zugemutet wird.

Einen Weg zum Weltfrieden sucht auch M. Erzberger in seinem Buche „Der Völkerbund“ (Verlag Reimar Hobbing, Berlin, 1918; Preis 3 Mark). Nach einem historisch orientierten Teile, der Völkerbund und Weltfrieden in vergangenen Perioden der Geschichte würdigt, wo er meist in der Form eines durch Gewalt errichteten Universalreiches sich durchzusetzen suchte, gelangt er zur Gegenwart, der Stellung Deutschlands und des Papstes zu dem Problem. In einem zweiten, programmatischen Teile gibt er den Verfassungsentwurf eines Völkerbundes, um mit ihm aus der Welt der Phrase und des Schlagwortes in das praktische Leben hinüberzuleiten, zur Betätigung ernsten Friedenswillens aufzufordern. Eine Bibliographie der einschlägigen Literatur erhöht den Wert des Buches.

Im Geiste eines positiv gerichteten Christentums nährt dagegen F. Schrönghamer-Heimdal frommen Glauben an „Das kommende Reich“ (Verlag Haas & Grabherr, Augsburg, 1918; Preis 7 Mark), das er nach den grauenhaften Erfahrungen dieses Krieges nahe, für das er die Menschheit nach unendlichen Leiden reif geworden glaubt. Vornehmlich den deutschen Geist hält er berufen, die Verwirklichung chiliastischer Hoffnungen herbeizuführen, und fühlt sich von der Liebe zu den Besten der Nation getrieben, in seinem Buche den „Entwurf einer Weltordnung aus dem deutschen Wesen“ niederzulegen. Bezüglich der Form gilt das „Cum desint vires, tamen est laudanda voluntas“. Auch erinnere ich mich nicht, als „Ausspruch des Altmeisters Goethe“ die Worte kennen gelernt zu haben: „Wo rohe Kräfte sinnlos walten . . .“

Durch die Ereignisse weit überholt, darum aber in seinen kritischen Erwägungen um so beachtenswerter ist Hermann Jordans Büchlein „Die Demokratie und Deutschlands Zukunft“. („Im neuen Deutschland“, Grundfragen deutscher Politik in Einzelschriften, 3. Heft. Vossische Buchh., Berlin, 1918.) Nach grundlegender Betrachtung unserer nächsten politischen Aufgaben erwägt der Verfasser mit überzeugender Wärme das Für und Wider der Demokratie und warnt vor Überspannungen, die mit hemmungsloser Anwendung eines schematischen Gleichheits- und Mehrheitsprinzips mehr Unheil stiften können als eine Verfassung je zuvor. Nicht minder wertvoll ist für die Beurteilung der schwebenden innerpolitischen Entscheidungen des Schweizers F. Fick Broschüre „Deutsche Demokratie“. (Verlag J. F. Lehmann, München, 1918; Preis 1,50 Mark.) Nach einer Würdigung der drei Staatsformen Demokratie, Autokratie, Aristokratie und ihres Gesinnungsinhaltes wendet er sich den Erscheinungsformen deutscher Demokratie zu unter Berücksichtigung vor allem auch der Schweizer Geschichte. Eine scharfe Grenze zieht er zwischen organisch sich entwickelnder deutscher und westmächtlich parlamentarischer Demokratie, die er als legalisierten periodischen Umsturz bezeichnet. „Demokratie erfordert Herrschaft eines jeden Volksgenossen über sich selbst zum Wohle der Gesamtheit.“ Einem dringenden Bedürfnis kommt F. Stier-Somlo entgegen mit seinem bei aller Knappheit erschöpfenden Buche „Vom parlamentarischen Wahlrecht in den Kulturstaaten der Welt“. (Verlag Dietrich Reimer, Berlin, 1918; Preis geb. 5 Mark.) Die Fülle des gebotenen Materials zeichnet sich durch übersichtliche Gestaltung und kritische Behandlung aus, die sich nicht mit lexikographischer Wiedergabe der einzelnen Wahlrechtsformen genügen läßt. Ein erster grundlegender Teil behandelt die ideellen und praktischen Voraussetzungen, Konstitutionalismus und Volksvertretung, die Grundelemente der Wahlsysteme der Welt. Kapitel I: Revolution, Krieg, Wahlrecht, dürfte besonderes Interesse erwecken. Mit Recht weist der Verfasser auf die Gebundenheit der nationalen Wahlrechtsfragen an internationale Gegebenheiten, gibt der Behandlung auch außereuropäischer Wahlrechte eine tiefere Begründung, indem er die Wahlrechtsfrage sowohl als staatliches wie als Weltproblem erkennen läßt. Literaturangaben, Anmerkungen und Register bieten willkommene Ergänzung.

Zum Nachdenken über innerpolitische Probleme reizt Max Weber in „Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland“. (Verlag Duncker & Humblot, München und Leipzig, 1918, in „Die innere Politik“, herausgegeben von Siegmund Hellmann; Preis 4 Mark.) Er will einen Beitrag liefern „zur politischen Kritik des Beamtentums und Parteiwesens“. Vieles gehört infolge der Revolution für immer der Geschichte an, andere Gedanken werden auch beim Neuaufbau fruchtbar werden können. Der Verfasser bricht eine Lanze für den Parlamentarismus, dessen Gegner mit dem Buche die Schattenseiten des Systems milder beurteilen, das Gute höher einschätzen werden.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3941. 152. Band. Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 13 Mark; frei ins Haus 13 Mark 25 Pfg. Preis dieser Nummer 1 Mark 30 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 1 Mark, auf Seiten mit Text 1 Mark 20 Pfg. 9. Januar 1919.

Allgemeine Notizen.

Die Frühjahrs-Baumesse in Leipzig wird wieder gleichzeitig mit der großen Leipziger Mustermesse stattfinden, und zwar vom 2. bis zum 8. März. Der große Erfolg der ersten Baumesse im August 1918 hatte zur Folge, daß von den damaligen Ausstellern rund 90 v. H. ihre Plätze behielten. Daher mußten die Meßräume bereits auf das Doppelte erweitert werden. Besonderer Zuwachs an Ausstellern zeigt sich aus dem Gebiete der Haus-Inneneinrichtung, der Herd-, Ofen-, Tapeten- und Möbelindustrie.

Ein Sporterlaß des Kriegsministeriums. Die Verhandlungen der Sportverbände, des Vollzugsrats und des Kriegsministeriums über die körperliche Betätigung der Soldaten haben bereits zu einem Erlaß des preußischen Kriegsministeriums geführt. Aus den geltend gemachten Gesichtspunkten entnehmen wir, daß 1. die Teilnahme freiwillig ist, und 2. die Übungsleiter, soweit sie dem Heere angehören, auf die den Generalkommandos unterstellten Truppenteile als Riegenführer, Spielleiter usw. nach Möglichkeit zu verteilen sind. Die freiwillige Mitarbeit von Turnlehrern und Lehrern wird begrüßt. 3. Übungsmittel. Die Leibesübungen sind in erster Linie in freier Luft auf Exerzier- und Spielplätzen der Truppen abzuhalten, doch auch Exerzierhäuser, Turnhallen usw. sind hierfür, soweit irgend möglich, freizumachen. Sämtliche bei den Truppen vorhandenen Turn-, Sport- und Spielgeräte sind zur Verfügung zu stellen. Außerdem sollen mit Gemeindeverwaltungen, Schulen, Verbänden und Vereinen entsprechende Vereinbarungen über Mitbenutzung von Spielplätzen, Turnhallen sowie Übungsplätzen getroffen werden.

Die kirchliche Einigung Thüringens. Einer Anregung der theologischen Fakultät der Universität Jena folgend, haben die Landeskirchen Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg, Sachsen-Gotha, Sachsen-Meiningen, Reuß j. L., Schwarzburg-Sondershausen und Sachsen-Weimar Wahlen zu einer aus 57 Mitgliedern bestehenden Thüringer Vorsynode vollzogen. Die Vorsynode beriet über die Vorbereitung einer konstituierenden Thüringer Synode und faßte nach eingehender Besprechung folgende Beschlüsse. Für die Wahlen zur konstituierenden Thüringischen Synode soll allgemeines, gleiches, direktes, geheimes Wahlrecht gelten. Wahlberechtigt sind alle evangelischen Christen, Männer und Frauen, die innerhalb der Kirchgemeinde-Grenzen wohnen, das 20. Lebensjahr vollendet haben und sich im Genuß der kirchlichen und bürgerlichen Ehrenrechte befinden. Die Wahlberechtigten haben vom 25. Lebensjahr an auch passives Wahlrecht. Es soll Verhältniswahl stattfinden. Die konstituierende Thüringische Synode soll zu zwei Dritteln aus Nichtgeistlichen, zu einem Drittel aus Geistlichen bestehen. Ohne Stimmrecht nehmen an der konstituierenden Synode je ein Vertreter der thüringischen Kirchenregierungen und drei Mitglieder der theologischen Fakultät der Landesuniversität teil. Als Ort der Tagung wurde Jena bestimmt. Auf ungefähr 20000 evangelische Einwohner soll ein Abgeordneter gewählt werden. Die Tagung bildet einen Markstein in der kirchlichen Geschichte Thüringens und dürfte einen wichtigen Schritt auch zur Einigung Thüringens überhaupt bedeuten.








ERSTKLASSIGE
AUTOMOBILFEDERN
FÜR LAST- UND PERSONENWAGEN
AUS FEINSTEM SPEZIALSTAHL.
Trag- und Spiralfedern, Zug- und Druckfedern, Geschützfedern
MAX WEBER ZITTAU






1868.



Formamint-Tabletten vernichten die Bakterien in Mund und Rachen und gewähren **Schutz vor Ansteckung**



„Was gedenkt der Herr Reichskanzler zu tun“

so lautet die Frage im Reichstage, wenn es sich darum handelt, einen Mangel abzustellen oder unsere Interessen zu fördern.

„Was gedenken Sie zu tun“, *um Ihre soziale Lage, Ihr Einkommen oder die* Zukunft Ihrer Kinder zu verbessern? Ist Ihre Tätigkeit durch ein Examen oder eine Prüfung auf eine höhere Stufe zu bringen? Können Sie Ihre Stellung durch Sprachkenntnisse oder durch landwirtschaftliche oder kaufmännische Bildung heben? Liegt Ihnen daran, die Schulbildung Ihrer Kinder zu erweitern? Würden technische Kenntnisse Ihr Vorwärtskommen beschleunigen? so zögern Sie nicht, noch heute unsere 60 S. starke Broschüre R 16 über die Selbstunterrichtsmethode Rustin **oder für technische Bildung die 80 S. starke Broschüre K 17** System Karneck-Hachfeld kostenlos portofrei zu verlangen. Stand und Beruf bitten wir anzugeben

Bonness & Hachfeld, Verlagsbuchhandlung, **Potsdam 284**



Kronenquelle

bei Gicht, Steinbildung, Zuckerkrankheit, Nieren- u. Blasenleiden.

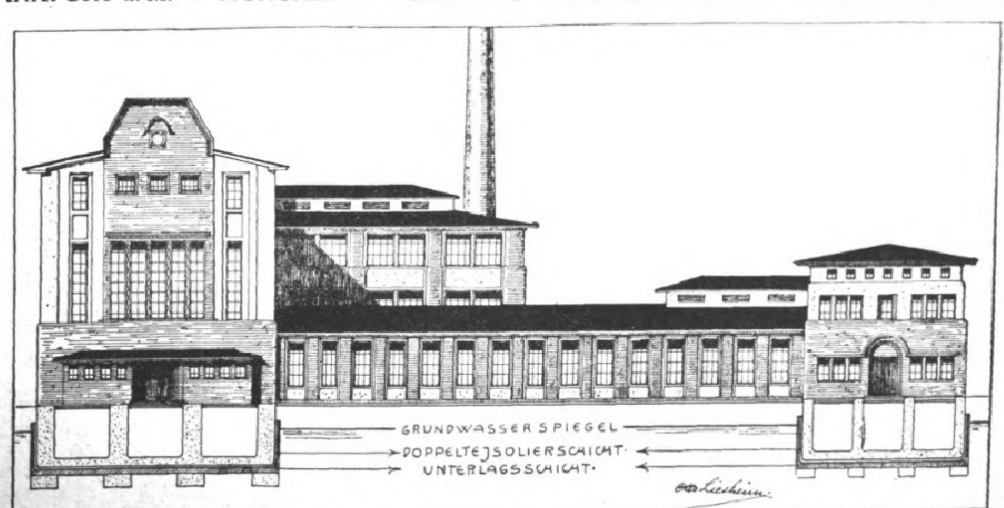
BAD SALZBRUNN

Harmoniums bes. ohne Notenkenntnis 4stimm. spielbare. Illustr. Katalog frei. **Aloys Maier, Hofl., Fulda 172.**

Browning Kal. 7.65 M 75.—, Mauser, Parabell. M. 85.—, Jagdwaffen, Benekendorff, Berlin-Friedenau, Rheinstr. 47.

C. F. WEBER :: Aktien- :: Gesellschaft LEIPZIG-PLAGWITZ

BERLIN W 9 * SCHKEUDITZ (Bez. Halle a. d. Saale) * BRESLAU V * BAMBERG
FRANKFURT a. M. * MÜNCHEN * NÜRNBERG * MUTTENZ-BASEL * KRATZAU i. Böhmen

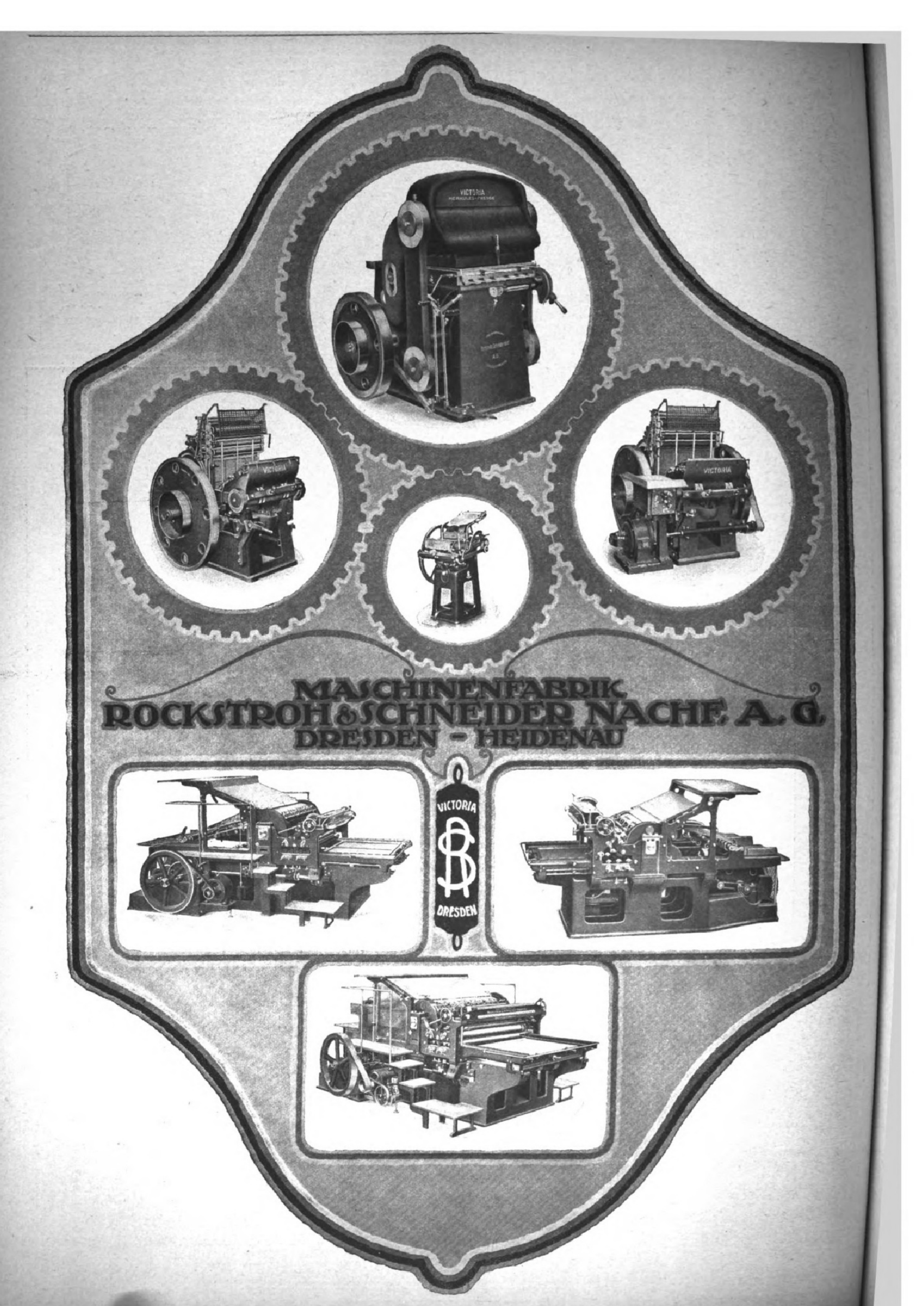


Zuverlässige Ausführung von

Isolierungen gegen Grundwasser und aufsteigende Feuchtigkeit
Asphaltierungen aller Art * Holzpflasterungen

Dachpappen- und teerfreie Spezial-**Bedachungen**, **sturmsicher, wasser-, ruß- und schneedicht**



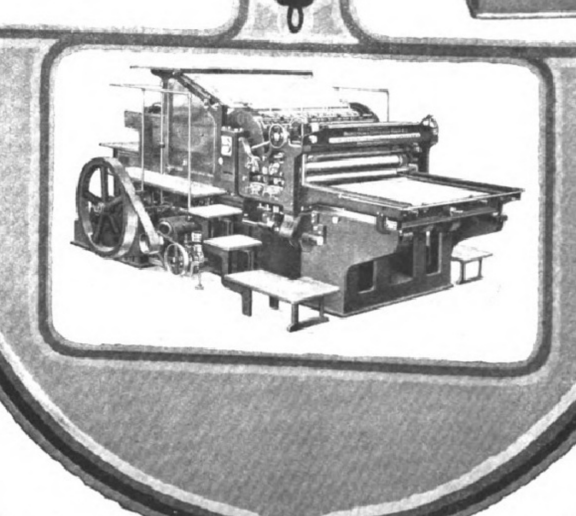

VICTORIA
MASCHINENFABRIK
ROCKSTROH & SCHNEIDER NACHF. A. G.
DRESDEN - HEIDENAU
VICTORIA
DRESDEN

Illustrirte Zeitung
Nr. 3941 × Herausgegeben im Auftrage des Verlages J. J. Weber von Heinrich Pfeiffer × 152. Band



DURCH GLEICHE WAHL ZU RECHT UND FRIEDEN!

Zeichnung von Wil Howard.



ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Nr. 3941 × Herausgegeben im Auftrage des Verlages J. J. Weber von Heinrich Pfeiffer × 152. Band



DURCH GLEICHE WAHL ZU RECHT UND FRIEDEN!

Zeichnung von Wil Howard.

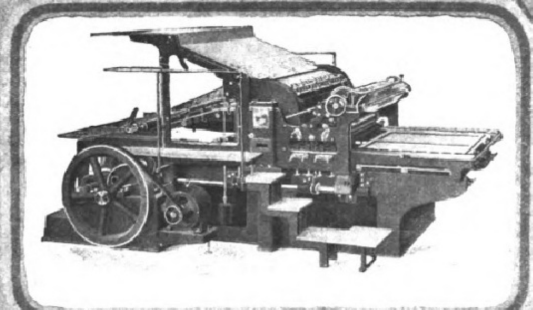
ILLUSTRIRTE ZEITUNG
Nr. 3941 ✕ Herausgegeben im Auftrage des Verlages J. J. Weber von Heinrich Pfeiffer ✕ 152. Band



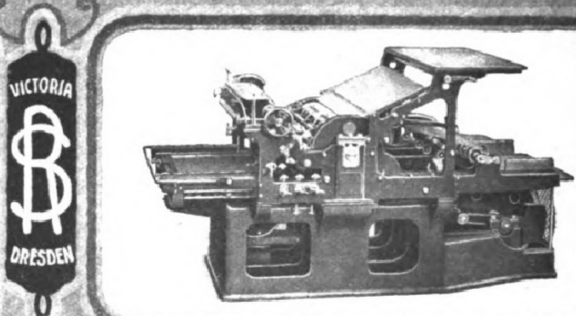
DURCH GLEICHE WAHL ZU RECHT UND FRIEDEN!

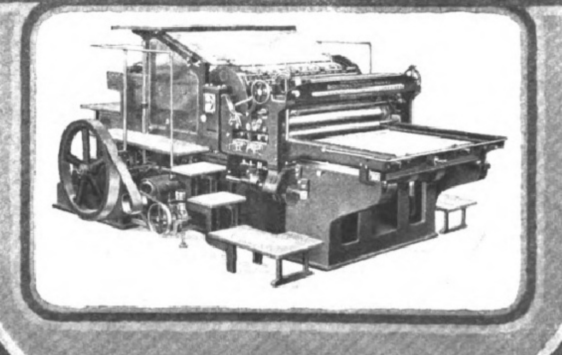
Zeichnung von Wil Howard.





VICTORIA
RS
DRESDEN



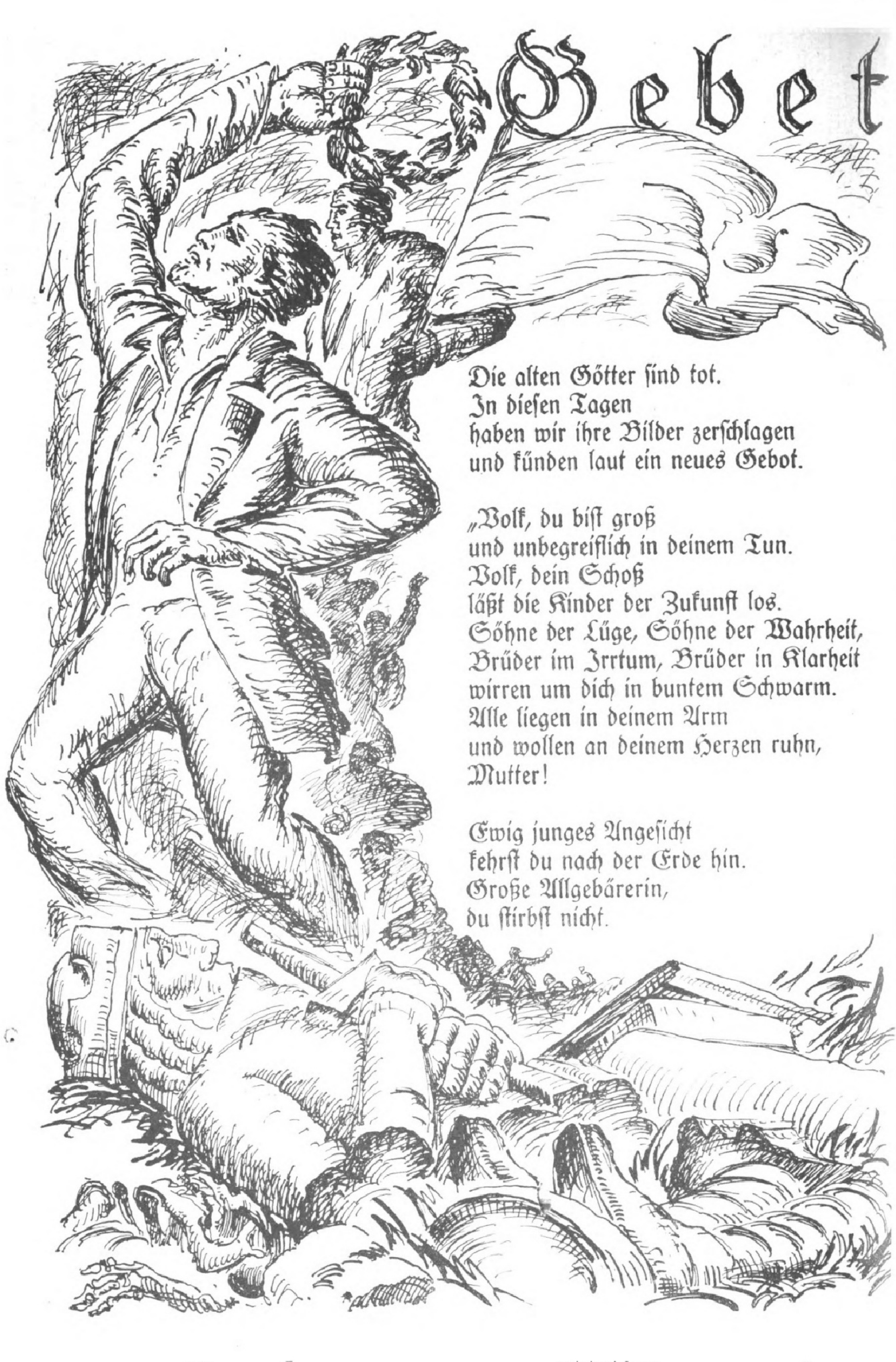


ILLUSTRIRTE ZEITUNG
Nr. 3941 × Herausgegeben im Auftrage des Verlages J. J. Weber von Heinrich Pfeiffer × 152. Band



DURCH GLEICHE WAHL ZU RECHT UND FRIEDEN!

Zeichnung von Wil Howard.



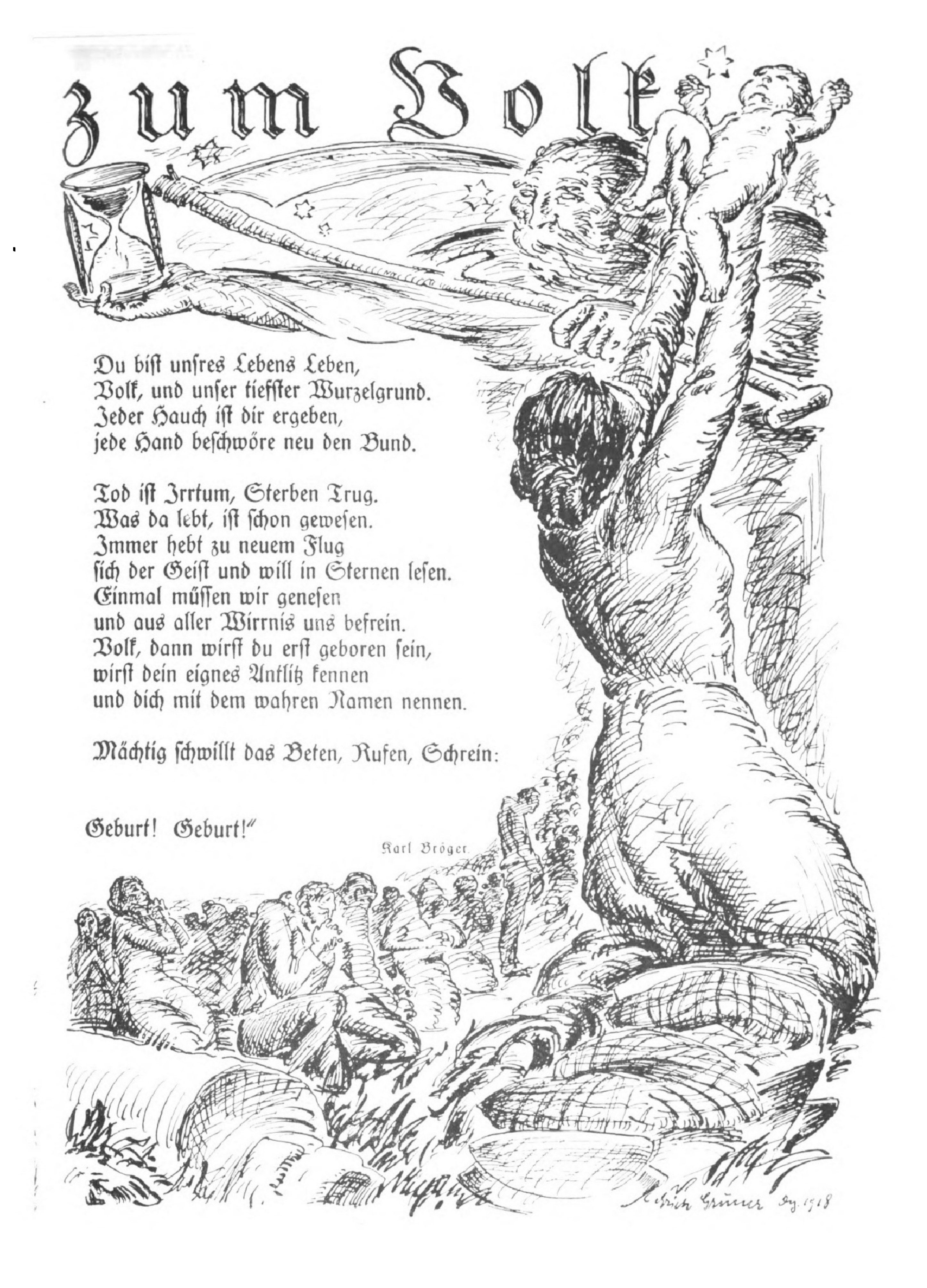
Gebet

Die alten Götter sind tot.
In diesen Tagen
haben wir ihre Bilder zerschlagen
und künden laut ein neues Gebot.

„Volk, du bist groß
und unbegreiflich in deinem Tun.
Volk, dein Schoß
läßt die Kinder der Zukunft los.
Söhne der Lüge, Söhne der Wahrheit,
Brüder im Irrtum, Brüder in Klarheit
wirren um dich in buntem Schwarm.
Alle liegen in deinem Arm
und wollen an deinem Herzen ruhn,
Mutter!

Ewig junges Angesicht
kehrst du nach der Erde hin.
Große Allgebärerin,
du stirbst nicht.

Zum Volk



Du bist unsres Lebens Leben,
Volk, und unser tiefster Wurzelgrund.
Jeder Hauch ist dir ergeben,
jede Hand beschwöre neu den Bund.

Tod ist Irrtum, Sterben Trug.
Was da lebt, ist schon gewesen.
Immer hebt zu neuem Flug
sich der Geist und will in Sternen lesen.
Einmal müssen wir genesen
und aus aller Wirrnis uns befrein.
Volk, dann wirst du erst geboren sein,
wirst dein eignes Antlitz kennen
und dich mit dem wahren Namen nennen.

Mächtig schwillt das Beten, Rufen, Schrein:

Geburt! Geburt!"

Karl Bröger

Die Geschichte der Nationalversammlungen. / Von E. W. Trojan

Nachdruck verboten

Es sind zwei Wortgefüge mit dem Bestimmungswort „national“ gewesen, die in der letzten Zeit die Öffentlichkeit ganz außerordentlich beschäftigt haben. In den Oktobertagen war es das Wort „Nationale Verteidigung“, an das sich die tief gesunkene Hoffnung eines großen Teiles des deutschen Volkes klammerte, und unmittelbar nach der Revolution fiel das Stichwort „Nationalversammlung“. Mit seinen beiden offenen Vokalen am Anfang und am Ende klingt das Wort National wie eine Fanfare, wie ein weithallender Schrei. Und immer wieder, wie eine letzte Hoffnung, wie einen großen heißen Wunsch und wie Gebet spricht jeder das Wort „Nationalversammlung“ aus, als ob ihm geheime Zauberkraft innewohne, die imstande sei, alle Not und alles Leid, die über unser Volk gekommen sind, zu bannen. Welche Bedeutung das Wort hat, wissen indessen die wenigsten. Man hat nur eine ganz vage Vorstellung, als ob es eine Art Reichstag bedeute ohne Kaiser, Reichskanzler und Bundesrat. Niemals ist der alte Reichstag als Nationalversammlung angesprochen worden, wohl aber hin und wieder als Volksvertretung. Und damit traf man das Rechte, denn die deutsche Sprache machte einen eigenen Unterschied zwischen Volk und Nation. Unter dem deutschen Volk verstand man gemeinhin die Gesamtheit mit Einschluß der Fremdstämmigen, also der Polen, französischen Lothringer usw., aber mit Ausschluß der Fürsten und Regierungen, die als über dem Volk, frei von den Parteien stehend, gedacht waren. Nation hingegen hatte immer den Charakter des Besonderen, des Rassemäßigen; in ihr sah man vornehmlich alles das einbegriffen, was die völkische Eigenart in Sitte, Sittlichkeit, Sprache und Kultur ausmachte. Alle diese Unterschiede fallen jetzt weg, denn da Herrscher und Regierungen fehlen, die Fremdsprachigen sich von uns abwenden, bleibt nur das deutsche Volk in seiner Gesamtheit übrig, die die deutsche Nation ausmacht oder ausmachen wird. Trotzdem hat man den kommenden Zusammentritt nicht Volksversammlung, sondern Nationalversammlung genannt. Woher kommt das? Das Wort tauchte auf aus der tiefen Vergangenheit, war plötzlich da. Ein erlösender Klang wohnt ihm inne, und jeder lauscht gläubig diesem Klang. In normalen Zeiten hat jedes Kulturvolk sein sogenanntes Parlament oder seine Volksvertretung. Deshalb muß eine Nationalversammlung etwas anderes sein, ein Außergewöhnliches, ein Behelf. Tatsächlich ist es eine Art Übergangsparlament, das den Weg zu geordneten verfassungsmäßig parlamentarischen Verhältnissen ebnen soll. Bedeutung und Ansehen gewinnt das Wort zum erstenmal in der großen französischen Revolution.

Im Jahre 1774 war Ludwig XVI. seinem Großvater Ludwig XV. gefolgt. Ein Zwanzigjähriger bestieg den Thron Frankreichs und übernahm eine unheilvolle Erbschaft: Der Hof sittlich verdorben, die Finanzen zerrüttet, der dritte Stand unterdrückt, die Bauern durch Kirchenzehnte, Fronen, Zölle, Bodenabgaben, durch Mißernten und Hungersnöte der Verzweiflung nahe. Turgot, der Geniale, Glänzende, wurde in die Finanzen berufen. Er mußte gehen, als er den König zu großartigen Reformen gewinnen wollte. Voltaire klagte: Ein goldenes Zeitalter sahen wir kommen, und nun müssen wir es wieder versinken sehen. Necker kam als sein Nachfolger 1777, aber bereits vier Jahre später muß auch er gehen. Der junge Mensch auf dem Thron wollte seinem Volk zwar Pflichten auferlegen, aber Rechte zur Mitbestimmung über die Geschicke des Staates nicht zugestehen. Im Jahre 1777 hatten überall im Lande Hungerrevolten eingesetzt, die unterdrückt wurden. Bis 1783 war es verhältnismäßig ruhig, dann nahmen die Ausstände bis zum Ausbruch der Revolution im Jahre 1789 ständig an Zahl und Umfang zu. Und nicht nur die Hauptstadt Paris revoltierte, es war die Provinz, die ausgesogenen Bauern. Über das große Wasser aber drangen die Nachrichten von den neuen Freiheiten der demokratischen Republik der Vereinigten Staaten von Amerika.

In dieser schwierigen Situation berief der Minister Calonne – es ging nicht mehr anders – zum 22. Februar 1787 eine Notabelnversammlung nach Versailles; sie setzte sich aus den Vertretern der beiden ersten Stände, Adel und Geistlichkeit, der Stadtverwaltungen und der Parlamente genannten Gerichtsbarkeit zusammen. Die Versammlung ging indessen am 25. Juni ergebnislos auseinander. Wohl hatte sie die herrschende ungeheure Mißwirtschaft aufgedeckt, aber der dritte Stand, das Bürgertum, das alle Lasten zu tragen hatte, war in ihr ohne Vertretung. Die Mißstimmung wuchs, die Lage des Königs und des Hofes wurde immer gefährlicher. Unter dem Druck der Verhältnisse kommt es zur Einberufung der „Generalstaaten“ genannten Reichsstände auf den 1. Mai 1789, in denen auch das Bürgertum vertreten ist. Aber es sollte matt gesetzt werden, denn der König hatte verfügt, daß nicht nach Köpfen, sondern nach Ständen abgestimmt werden sollte. Dadurch wären die Beschlüsse der Vertreter des Bürgertums zur Ohnmacht verurteilt worden. Es entspinnt sich eine wütend und zäh geführte Wahlschlacht und im Anschluß daran ein hartnäckig geführter Kampf des dritten Standes, die Gesamtheit verhandlungsfähig zu machen. Indessen bricht eine neue Bewegung hervor, in ihren Ursprüngen von dem dritten Stand überhaupt nicht beachtet: Das Pariser Proletariat, der vierte Stand, rührt sich, um seine Forderungen gleichfalls anzumelden. Auch die Bauern erheben sich vollends. Da erklärt sich endlich am 17. Juni 1789 auf Antrag des Abgeordneten Sievès der dritte Stand, das Bürgertum, unter ungeheurem Jubel der Pariser Bevölkerung als Nationalversammlung, indem er den beiden privilegierten ersten Ständen anheimstellt, gemeinsam mit ihm zu arbeiten. Die Regierung verbietet nunmehr die Sitzungen. Darauf begibt sich die Versammlung in einen Saal des sogenannten Ballhauses, und hier kommt es zu einer ergreifenden symbolischen Szene: Die Abgeordneten leisten sich den Schwur, sich nicht eher zu trennen, als bis sie Frankreich eine Verfassung gegeben. Am 23. Juni erklärt der König alle Beschlüsse der Nationalversammlung für ungültig und befiehlt die Auflösung. Adel und Geistlichkeit verlassen den Saal, die Vertreter des dritten Standes bleiben. Mirabeau hält darauf die berühmte Rede, in der er erklärt, die Abgeordneten hätten ihr Amt aus den Händen des Volkes, und ihr Schwur binde sie, nicht eher auseinanderzugehen, als bis die Verfassung vollendet sei. Der König aber sei nichts anderes als ein Bevollmächtigter der Nationalversammlung. Nun versucht Ludwig das Mittel der Verzweiflung, den Staatsstreich; er versagt, weil das Objekt, das Militär, versagt. Am 12. Juli 1789 kommt es in Paris zu den ersten blutigen Aufständen, am 13. Juli wird eine Bürgerwehr und eine revolutionäre Gemeindebehörde gebildet, und am 14. Juli stürmt das Volk die Bastille. Am 4. August erfolgt dann durch die Nationalversammlung die Aufhebung aller Feudalrechte und persönlichen Lasten, und im Anschluß daran die berühmte Erklärung der Menschenrechte. Der König schwankt, ist bis zum 4. August zur Versöhnung geneigt, widerstrebt dann von neuem. Die Macht der Nationalversammlung wächst ständig, und sie kann es endlich, nachdem sie die ausübende Gewalt in Händen hat, wagen, den König aufzuheben und eine Untersuchungskommission einzusetzen. Es werden neue Wahlen zu der gesetzgebenden Versammlung ausgeschrieben, die am 1. Oktober 1791 unter diesem Namen zusammentritt, selbstverständlich aber auch eine Nationalversammlung wie die frühere ist. Ein einziger Kampf herrscht und beherrscht alle Gemüter: der Kampf um den Thron. Die Gegenrevolution breitet sich aus und gewinnt an Macht. Die Nationalversammlung wird klein vor dem König. Für den 10. August 1792 ist wieder ein royalistischer Staatsstreich geplant. Er mißlingt. Der König begibt sich in den Schutz der Nationalversammlung, und diese ist sich unklar, was zu tun sei. Jetzt aber greift die neue Macht, das Proletariat, handelnd ein. Der König wird mit seiner Familie gefangen genommen, der Thron Frankreichs ist erledigt, das Königtum dahin. Der vierte Stand, die Kommune, hatte ihren ersten Sieg errungen, die Nationalversammlung war um ihre Bedeutung und ihr Vertrauen gekommen; sie löste sich jetzt ganz auf, und am 21. September 1792 trat der Nationalkonvent an ihre Stelle, den man als das Ideal einer revolutionären Versammlung angesprochen hat. Zwar beschloß er am 24. Juli 1793 eine radikale Verfassung, die aber wegen des Krieges und der feindlichen Invasion nicht zur Ausführung kommen konnte und bis zum Ende des Krieges ausgesetzt wurde. Dennoch aber hatte die tiefe Sehnsucht aufstrebender, bisher unterdrückter Stände nach Selbstverwaltung der staatlichen Angelegenheiten durch die Revolution weitgehende und weitwirkende Erfüllung gefunden.

Ein halbes Jahrhundert später sah Frankreich abermals eine Nationalversammlung als den Ausdruck des Volkswillens gegen den Einzelwillen des Königs. Man hatte versucht, mit Ludwig Philipp ein Bürgerkönigtum einzurichten. Der Versuch mißlang, denn der König war nicht imstande, zwischen seinen Herrscherwünschen und den Wünschen des Volkes die rechte Mitte zu finden. Der König dankte ab und floh nach England. Und nun begann ein Kampf um die Gestaltung des Staatswesens, der für unsere Zeit interessant und wichtig ist. Es hatte sich eine provisorische Regierung gebildet, die sich für eine friedliche und gemäßigte Republik einsetzte. Als Antagonist trat eine zu terroristischer Gewalt neigende Gruppe auf. Auf Antrag der Radikalen mußten sich die Gemäßigten zur Errichtung der Nationalwerkstätten bequemen, in denen die arbeitslosen Arbeiter beschäftigt wurden, die aber infolge Mißwirtschaft ungeheure Summen verschlangen. In gewaltigen, sich stets erneuernden Demonstrationen versuchten die Radikalen die Ausführung der ausgeschriebenen Nationalversammlung zu verhindern, weil sie glaubten, daß die Versammlung keine radikale Mehrheit bringen werde. Diese Annahme bestätigte sich. Die Nationalversammlung wurde am 4. Mai 1848 eröffnet und erklärte sofort die Proklamierung der Republik, während die bisherige provisorische Regierung ihr Amt niederlegte. Da bereiteten die radikalen Sozialisten einen Gewaltakt vor. Am 15. Mai sollte die Nationalversammlung gesprengt werden. Der Versuch mißlang, und die Führer wurden verhaftet. Die wirtschaftlichen Verhältnisse drängten zu Taten. So entschloß sich die Exekutivkommission, die sich aus der Nationalversammlung gebildet hatte, die Nationalwerkstätten aufzuheben und die Arbeiter in die Provinz abzuschieben. Jetzt rüsteten die Radikalen zum entscheidenden Schlag. Die Nationalversammlung erklärte sich, in Voraussicht des Kommenden, in Permanenz und übertrug dem General Cavaignac die diktatorische Gewalt. Unter ihm kam es zur sogenannten Junischlacht, in der über 4000 Menschen getötet wurden.

Nunmehr übertrug die Nationalversammlung dem General Cavaignac auch die ausführende Gewalt. Außerdem durfte er sich sein Ministerium bilden. Der General zog die Zügel straff an, beschränkte die Freiheit der Presse und bemühte sich um Herstellung der öffentlichen Ordnung. Inzwischen hatte die Nationalversammlung den Verfassungsentwurf zu Ende beraten. Er sah eine gesetzgebende Versammlung von 750 Mitgliedern vor, die durch das allgemeine Stimmrecht und durch direkte Wahlen auf drei Jahre gewählt werden sollten. Die Staatsleitung und ausübende Gewalt ging auf einen Präsidenten über, der auf vier Jahre, und zwar gleichfalls durch das allgemeine Stimmrecht, gewählt werden sollte. In der Präsidentenwahl wurde dann aber nicht Cavaignac, dessen Wahl nahelag, gewählt, sondern Prinz Ludwig Bonaparte. Das Betreiben des neuen Präsidenten ging sofort dahin, die parlamentarische Gewalt zu lähmen und sie durch eine persönliche zu ersetzen, indem er sich ein Kabinett von ihm persönlich ergebenen Ministern bildete; er steuerte also planvoll auf einen Bruch mit der Nationalversammlung und eine neue Monarchie los. Erleichtert wurde ihm sein Vorhaben sogleich durch die Wahl für die erste gesetzgebende Versammlung, in der die Republikaner infolge des geschlossenen Vorgehens aller Ordnungsparteien schwere Einbußen erlitten. Die ganze folgende Zeit war dann ausgefüllt mit dem schrittweisen Vorwärtsdringen Ludwig Napoleons auf sein Ziel, die Wiederaufrichtung der Monarchie mit ihm selbst an der Spitze als Kaiser. Die Nationalversammlung, in der das Bürgertum die Mehrheit bildete, ging ebenso stetig Schritt für Schritt zurück. Der 2. Dezember 1851 sprach ihr das Todesurteil: Der Präsident wagte den Staatsstreich, löste die Nationalversammlung auf und hob die Wahlgesetze auf. Genau ein Jahr später, am 2. Dezember 1852, sieht sich der Präsident am Ziel seiner Wünsche: Er zieht als Kaiser in Paris ein, als Kaiser Napoleon III.

Es war dann dieses Kaisers Geschick, daß die deutschen Kanonen über dem Grab des von ihm geschaffenen zweiten Kaiserreiches donnerten und die dritte französische Nationalversammlung bewillkommneten, die bereits am 8. Februar 1871, zehn Tage nach dem mit Bismarck abgeschlossenen Waffenstillstand, gewählt wurde. Am 12. Februar hielt sie in Bordeaux ihre erste Sitzung ab, siedelte dann nach Paris über und dauerte bis zum Dezember 1875, nachdem sie im Mai 1875 die Verfassung der neuen Republik festgesetzt hatte. Die gesetzgebende Gewalt fiel an zwei Körperschaften, die Abgeordnetenkammer und den Senat.

Die Vorgänge des Jahres 1848 in Frankreich waren für Preußen und das gesamte Deutschland von der größten Bedeutung. Eine demokratische und nationale Welle ging über unser Vaterland hinweg. Die altgermanischen Ideale der Freiheit und der Selbstbestimmung sprangen wieder machtvoll empor, und die beiden Großstaaten Preußen und Österreich wurden am stärksten von der Bewegung ergriffen. Immer gewaltiger erhob sich der Ruf nach einer deutschen Nationalversammlung. Am 12. Februar 1848 hatte der Badenser Bassermann in der badischen Kammer den Antrag gestellt, ein deutsches Parlament einzuberufen. Am 5. März tagten 51 Abgeordnete in Heidelberg und setzten einen Siebenerausschuß ein, der Vorschläge und Vorbereitungen für eine Nationalversammlung treffen sollte, deren erster Zusammentritt am 31. März in Form eines Vorparlamentes in Frankfurt stattfinden sollte. In dieser Zeit aber nahm die Revolution unvorhergesehen ihren Weg über Preußen.

Die Liberalen und Demokraten in Preußen waren seit 1815 schwer enttäuscht, denn Friedrich Wilhelm III. hatte damals zwar das Versprechen gegeben, eine Verfassung zu geben, aber sein Versprechen niemals eingelöst. Jetzt schien die Zeit günstig, den Sohn König Friedrich Wilhelm IV. zur Einlösung des vom Vater gegebenen Versprechens zu veranlassen. Infolge blutiger Zusammenstöße zwischen Bevölkerung und Militär in Berlin erging am 18. März 1848 ein königliches Dekret, in dem die Preßfreiheit gewährt, der vereinigte Landtag auf den 2. April einberufen und die Mitwirkung an der Umwand-



lung des Deutschen Bundes in einen Bundesstaat versprochen wurde. Da kommt es in Berlin zu neuem Blutvergießen, das den König zu weiterem Nachgeben veranlaßt. Am 2. April tritt der vereinigte Landtag zusammen und genehmigt das von der Regierung vorgeschlagene Wahlgesetz zur Einberufung einer konstituierenden Nationalversammlung, die dann am 22. Mai eröffnet wurde. Nach den bekannten französischen Vorgängen entspann sich auch hier ein Kampf zwischen Krone und Volksvertretung. Die Folge waren fortgesetzte Unruhen in der mißtrauisch erregten Bevölkerung, die schließlich dazu führten, daß General Wrangel das Schauspielhaus, in dem die Versammlung tagte, besetzte. Darauf ging die Versammlung nach Brandenburg, und da sie beschlußunfähig war, wurde sie durch königliches Dekret vom 5. Dezember 1848 einfach aufgelöst. Erst nahezu zwei Jahre später erfolgte die Verkündung der neuen preußischen Verfassung, derselben, die bis zum Ausbruch der jetzigen Revolution in Preußen Geltung gehabt hat. Inzwischen hatten nun die Verhandlungen des sogenannten Vorparlamentes in Frankfurt am 31. März 1848 ihren Anfang genommen; man beschloß, im Mai eine deutsche Nationalversammlung in Frankfurt einzuberufen. Das erste, was geschah, war, daß die Radikalen, die die Minderheit hatten, aber für eine deutsche Republik waren, während die Mehrheitsliberalen für die Monarchie waren, austraten. Am 18. Mai fand dann der Zusammentritt jener so berühmt gewordenen **Deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M.** statt. Die Aufgabe der Versammlung, in der Männer wie Arndt, Jahn, Uhland, Droysen saßen, bestand darin, Deutschland die Einheit und die politische Freiheit zu geben. Es war ein Verfassungsentwurf ausgearbeitet worden, der ein erbliches Kaisertum mit verantwortlichem Ministerium, ein Oberhaus und ein Volkshaus vorsah. Die Frage war nur, ob Preußens Herrscher bereit sein würde, zugunsten der zukünftigen Reichseinheit von seinen Hoheitsrechten zu opfern. Um eine vorläufige Reichsregierung aufzustellen, wählte man den Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser, dem nach dem Beschluß der Versammlung die Oberleitung der gesamten militärischen Macht der deutschen Staaten zufallen sollte. Die beiden Großstaaten Preußen und Österreich dachten aber gar nicht daran, ihre militärische Macht aus den Händen zu geben. Es gewann den Anschein, als ob an den auseinandergehenden Interessen dieser beiden Staaten die ganze Versammlung scheitern sollte. Trotzdem kam es am 27. März 1849 mit einer knappen Mehrheit zu einem Beschluß, der die Verfassung des künftigen deutschen Reichs vollendete und die erbliche Kaiserwürde festlegte. Die Verfassung war durchaus demokratisch. Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, dem man die Kaiserwürde anbot, lehnte sie ab. Die Enttäuschung bei allen Freunden der Freiheit und der deutschen Einheit war unermeßlich. Eine neue Revolution brach aus, in deren Verlauf das Reichsministerium seine Entlassung gab und Preußen, Sachsen und Hannover ihre Vertreter aus Frankfurt abberiefen. Der Nationalversammlung drohte die Auflösung, und ihr Rest, bekannt unter dem Namen „Rumpfparlament“, an dessen Spitze Ludwig Uhland stand, ging nach Stuttgart. Dort, auf dem Gang zum Rathaus, wurden die letzten Vertreter, die Reste der ersten deutschen Nationalversammlung, von Kavallerie auseinandergejagt. Es war am 18. Juni 1849.

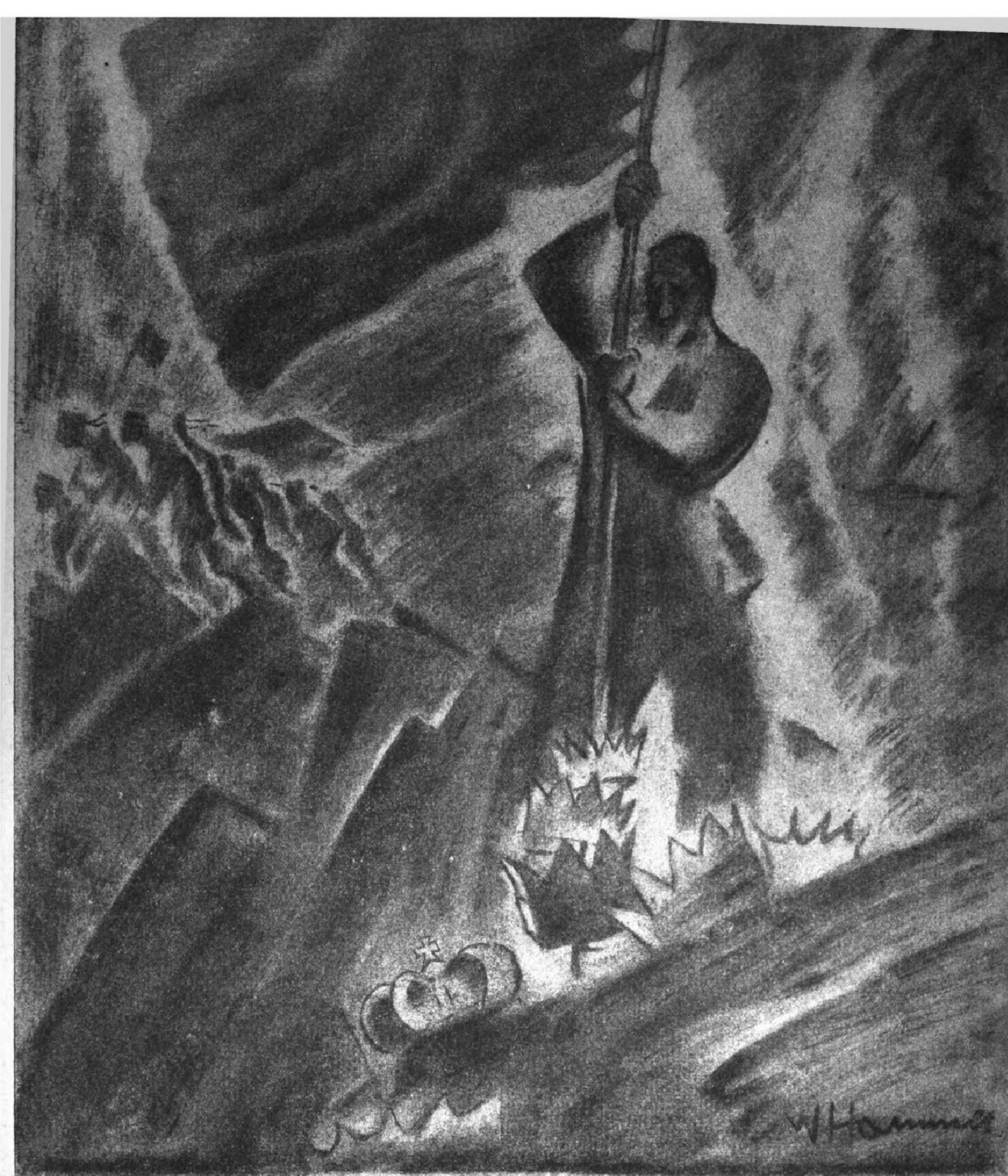
Das ist mit wenigen nur andeutenden Worten die Geschichte der vier größten Nationalversammlungen. Betrachten wir die heutigen Verhältnisse, so ist eine gewisse Ähnlichkeit mit denen der zweiten französischen Revolution unverkennbar. Möge die Liebe zur Ordnung, zur Freiheit, zur Selbstverwaltung und zu wahrem sozialen Fortschritt alle Teile unseres armen, tief gedemütigten Volkes so stark und gewaltig durchdringen, daß die kommende Nationalversammlung wirklich die ersehnte Rettung bringt und den Aufbau unseres Volkes und unseres Landes gewährleistet!

20. Dezember.



Der große Altar auf dem Eintrachtsplatze bei Kundmachung der französischen Republik zu Paris am 12. November 1848. Zeitgenössischer Holzschnitt aus der „Illustrirten Zeitung“.

Einführung des Erzherzogs Johann von Österreich, Reichsverwesers von Deutschland, in der verfassunggebenden Versammlung zu Frankfurt a. M. am 12. Juli 1848. Zeitgenössischer Holzschnitt aus der „Illustrirten Zeitung“.



Zeichnung von Walther Hammer.

Politische Einzelurteile über die Nationalversammlung.

I. Unabhängiger Sozialist und Nationalversammlung. / Von P. Berten, Redakteur der „Volkszeitung", Düsseldorf.

Schon am 19. Januar soll sie gewählt werden! Eine auffällige Eile, eine nervöse Hast haftet diesem Faktum an. In wenigen Wochen müssen die Vorbereitungen zur Wahl getroffen werden. Nur rein technische seien erwähnt: Aufstellung und Auslegung der Wählerlisten, Bildung der Abstimmungsbezirke und Wahlvorstände, Herstellung der Drucksachen und der sonstigen, zum ordnungsgemäßen Wahlbetrieb erforderlichen Dinge. Vorbereitungen, die bei den früheren Reichstagswahlen Monate in Anspruch nahmen, müssen jetzt in ebenso vielen Wochen erledigt werden. Und das bei weitaus größerer Wählerzahl gegenüber früher; das bei der ungeheueren Fluktuation der Bevölkerung, hervorgerufen durch Arbeitslosigkeit, Arbeiterverschiebungen, Heimkehr der Truppen; das bei dem in dieser Zeit nicht zu behebenden Übelstand, daß hunderttausende Wähler, noch nicht heimgekehrte Feldgraue, Kriegsgefangene, nicht an der Wahl teilnehmen können. – Alles das war bekannt, und trotzdem am 19. Januar Wahl! Mußte das sein? Die Befürworter der schleunigen Zusammenberufung der Nationalversammlung rufen: Ja, es muß sein! Die Nationalversammlung muß so bald als möglich zusammentreten, damit Ruhe und Ordnung wiederkehren; damit wir Frieden bekommen, damit die wirtschaftlichen Nöte behoben werden. Wie oft hat das Publikum dies in den letzten Wochen zu hören und zu lesen bekommen! Gleich in den ersten Tagen der Revolution wurde das Wort von der „bald zu berufenden Nationalversammlung" laut. Warum? War es das von der Überlieferung geleitete Denkschema, da die Revolutionen der Neuzeit bald schnell, bald nach längerer Zeit Nationalversammlungen zu zeitigen pflegten? War es der Gedanke, die durch die plötzliche Machtübernahme durch die Arbeiter- und Soldatenräte aufs äußerste bestürzten und besorgten besitzenden Kreise zu beruhigen? Vielleicht beides! – Kaum war aber die Losung gegeben, da begann in der bürgerlichen und rechtssozialistischen Presse der Kampf gegen die Arbeiter- und Soldatenräte, die Werbung für die schleunige Zusammenberufung der Nationalversammlung. – Zwar kann im Ernst niemand behaupten, daß unter dem Regime der Arbeiter- und Soldatenräte die Ordnung erheblich gestört sei; daß Leben und Eigentum der Bürger schlechter geschützt seien als früher; daß eine unerträgliche Mißwirtschaft eingesetzt habe. Aber was bedeuten Tatsachen gegenüber der suggestiven Wirkung tagtäglich wiederholter, durch eine interessierte Presse bis in die entlegensten Winkel des Landes verbreiteter unwahrer Behauptungen? Wir haben diese Wirkung während der bitteren Kriegszeit gesehen, als es galt, die wahnsinnige Kriegspolitik in all ihren Wechselfällen dem Volke als richtig aufzuschwatzen. – Die Suggestion glückte auch jetzt! Sie bewirkte, daß Nationalversammlung gleichgesetzt wurde mit politischem und wirtschaftlichem Ordnungszustand, mit Frieden und Brot! – Geradezu widerlich wirkte bei diesem Pressefeldzug die fortwährende Berufung auf angebliche Forderungen und Wünsche der Entente. War nun der Krieg einmal zuungunsten Deutschlands beendet, so hätte die Macher der öffentlichen Meinung, wenn nichts anderes, so doch das Gefühl der Würde zurückhalten sollen, tagtäglich dem Publikum mit dem Mißfallen des Siegers zu drohen; ihm tagtäglich mit geschäftiger Aufdringlichkeit zu empfehlen, nur ja nichts zu tun, was dem Sieger unangenehm sein könnte. Doch haben die Akteure dieser Aktion wohl kaum bedacht, wie gefährlich ihr Beginnen, welch böses Angebinde sie der kommenden Nationalversammlung in den Schoß legen. – Welch bittere Enttäuschung wird den Massen bereitet, wenn sich sehr bald zeigt, daß die schleunige Zusammenberufung der Nationalversammlung die gepriesene Wirkung nicht hat? – Gewiß, der Frieden wird abgeschlossen, weil Deutschland den Frieden braucht; aber daß die Entente nur Frieden schließen will mit einem Deutschland, das mit einer Nationalversammlung beglückt ist, ist aufgelegter Schwindel. Bleibt die Beseitigung der wirtschaftlichen Nöte! Kann die Nationalversammlung sie im Handumdrehen beseitigen? Nein, ebensowenig wie es eine auf dem Rätesystem aufgebaute Regierung könnte. Eher noch weniger. Der furchtbare Weltkrieg war eine Frucht des über sich selbst hinausgewachsenen Kapitalismus. Mit dem militärischen Zusammenbruch krachte in Deutschland auch die kapitalistische Produktionsweise zusammen. – So vollständig und plötzlich ist dieser Zusammenbruch eines ökonomischen Systems, wie es die Weltgeschichte noch nie gesehen. Einen Ausweg aus diesem Chaos zeigt nur der Sozialismus, die Sozialisierung der Wirtschaft. Diese ist aber von einem aus der Revolution geborenen, von den proletarischen Trägern der Revolution gebildeten Rätesystem eher zu erwarten als von einer Nationalversammlung, die in Eile und Hast von größtenteils politisch und wirtschaftlich nicht aufgeklärten Wählern und Wählerinnen gewählt wird. Doch mit den Tatsachen muß man sich abfinden. Die Nationalversammlung kommt. Sie soll die Verfassung für das zukünftige Deutschland geben, soll das zerschlagene und zerrissene Deutschland einschließlich Deutsch-Österreichs zu einem einheitlichen, festgegliederten Staatsgebilde machen; soll Wege zeigen, aus dem wirtschaftlichen Trümmerhaufen, dem bösesten Erbstück des Kriegswahnsinnes, einen wohlgefügten Bau nationaler Produktion zu errichten. Wie wird die Nationalversammlung diese Aufgaben lösen? Wird sie die sozialistische Republik fest verankern? Die zur Gesundung des Wirtschaftslebens notwendigen Sozialisierungen mit allen Kräften betreiben? Wird sie radikalen Eingriff verüben in das kapitalistische Eigentum? – Ist die Nationalversammlung infolge ihrer Zusammensetzung nicht imstande, diese Maßnahmen zu treffen, ist ihr Dasein verfehlt. Anstatt zur Ruhe und Ordnung zurückzukehren, wird das in seinen Erwartungen bitter getäuschte arbeitende Volk sich aufbäumen gegen ein Parlament, das sich den Anforderungen der Zeit nicht gewachsen zeigt. Eine starke Vertretung des entschiedenen Sozialismus in der Nationalversammlung kann diese Gefahr auf ein Mindestmaß herabdrücken.

21. Dezember.

II. Mehrheitssozialist und Nationalversammlung. / Von Heinrich Schulz, bisher Mitglied des Reichstages.

Die Sozialdemokraten sind, wie es schon in ihrem Namen zum Ausdruck kommt, Demokraten mit Bewußtsein und aus innerer Überzeugung. Sie wollen alle öffentlichen Angelegenheiten dem Mehrheitswillen unterstellen. Allerdings fassen sie das demokratische Prinzip nicht rein formalistisch auf. Sonst hätten sie auch die Entscheidung, die das deutsche Volk am 9. November 1918 gefällt hat, von einer vorhergehenden Volksabstimmung abhängig machen müssen. Es gibt aber auch im Leben und Wirken der Völker aufgestaute Energien, die, wenn sie eines Tages elementar zum Durchbruch gelangen, ihre Berechtigung durch die Kraft begründen, mit der sie sich durchsetzen, und durch die neuen Tatsachen, die sie schaffen. Ob diese Tatsachen von Dauer sind und zur Grundlage einer neuen Entwicklungsepoche werden, muß der weitere Verlauf der Dinge ergeben. – Das gilt auch für die revolutionäre Bewegung vom 9. November; sie trägt ihre geschichtliche Berechtigung in sich, wenn auch für ihren Ausbruch und ihren Verlauf die Zustimmung des deutschen Volkes nicht vorher eingeholt werden konnte.

Wohl aber muß das Einverständnis des Volkes mit der neuen Lage der Dinge nachträglich sobald als möglich herbeigeführt werden. Nur dann kann eine Revolution mit ihren wichtigen sozialen und politischen Ergebnissen als gesichert gelten, wenn sie von der großen Mehrheit des Volkes anerkannt wird. Damit werden auch die formal ungesetzlichen Handlungen eines formal in der Minderheit befindlichen Volksteiles legalisiert. Diese Minderheit muß in Wirklichkeit schon den Willen der Mehrheit des Volkes erfüllen, sobald sie die revolutionäre Bewegung beginnt. Gerade dadurch gewinnen die Wirkungen der Bewegung eine unüberwindliche Kraft für die Zukunft, während umgekehrt, wie die Geschichte lehrt, revolutionäre Bewegungen, selbst wenn sie mit Schwung beginnen, sehr bald an Wirkungskraft einbüßen, wenn sie nur Bewegungen einer tatsächlichen Minderheit sind und die große Mehrheit des Volkes sich nicht sofort geschlossen hinter sie stellt. – Aus diesem Grunde haben die Sozialdemokraten der alten Partei, die sogenannten Mehrheitssozialdemokraten, vom Augenblick des Ausbruchs der Novemberrevolution an mit Energie verlangt, daß sobald als möglich eine deutsche Nationalversammlung einberufen werde. – Sie haben gleichzeitig dem deutschen Volke für die Wahl zu dieser Körperschaft ein Wahlrecht gegeben, wie es gleich, allgemein und frei in keinem anderen Staate der Welt existiert. Alle Männer und Frauen, die über zwanzig Jahre alt sind, sollen zur Nationalversammlung wählen. Die große Erweiterung des Wahlrechts gegenüber dem früheren Reichstagswahlrecht und fast allen Wahlrechten in anderen Ländern besteht in der restlosen Einbeziehung der Frauen und der Jugendlichen vom zwanzigsten bis zum vierundzwanzigsten Lebensjahre.

Diese Vermehrung der Wahlberechtigten durch zwei Gruppen, von denen die eine bisher überhaupt noch niemals wahlberechtigt gewesen ist, während die andere allerdings ein gewisses Stadium der Vorbereitung für dereinstige Wahlberechtigung darstellte, ist vor der Novemberrevolution von fast allen Volkskreisen außerhalb der Sozialdemokratie für unmöglich erklärt worden. Die Frauen seien politisch zu ungeschult, sagten die milderen Beurteiler; sie gehörten überhaupt nicht in die Politik, behaupteten die starren Anhänger der alten patriarchalischen Familienauffassung; ebensowenig hätten junge Leute in der Politik schon ein Urteil abzugeben.

Nachdem die Revolution eine kategorische Entscheidung zugunsten dieser beiden Gruppen gefällt hat, sind die Bedenken verstummt, und es finden sich jetzt auch solche Parteien und Bevölkerungsgruppen mit der Neuordnung ab, die sie bisher bekämpft haben.

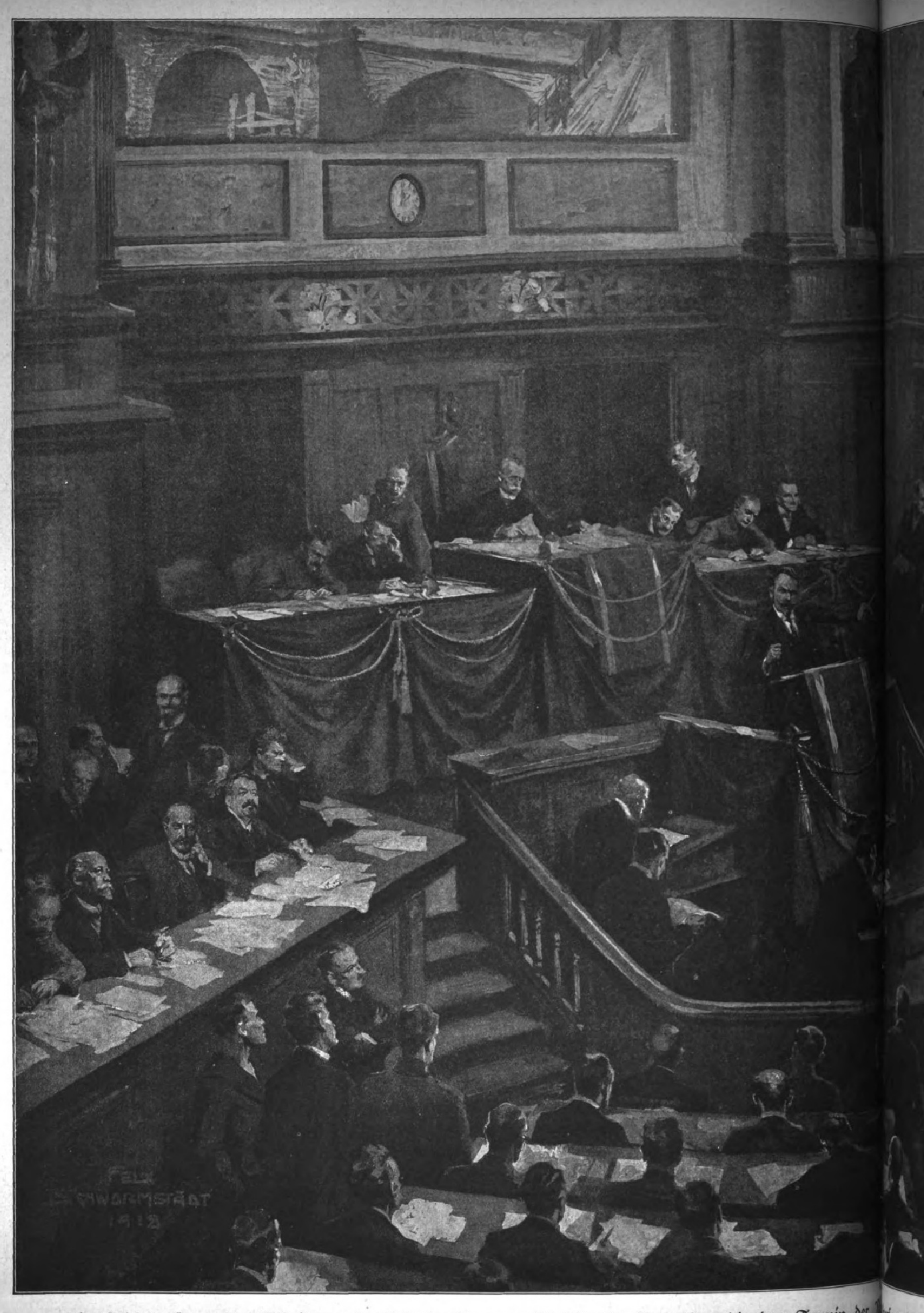
Die Sozialdemokratie steht aus grundsätzlicher Überzeugung auf dem Boden dieser Neuordnung, sie vertritt die volle Gleichberechtigung der Geschlechter im öffentlichen Leben und hält für unser gesamtes wirtschaftliches und kulturelles Sein die Mitwirkung der Frauen in der Gesetzgebung und im übrigen öffentlichen Leben für notwendig. Sie unterschätzt nicht die Gefahr, die darin liegt, daß die Frauen nach jahrhundertelanger politischer Entrechtung plötzlich zu voller politischer Mitwirkung und Verantwortung herangezogen werden, aber sie glaubt, daß diese Besorgnisse vor dem großen Vorteil der restlosen Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern schweigen müssen. Die politische Mitwirkung der Frauen ist zugleich auch das beste politische Erziehungsmittel für sie.

Was aber jugendlichen Wählern an Reife und Lebenserfahrung abgeht, ersetzen sie vollauf durch die größere Elastizität und durch die Frische und Unmittelbarkeit, über die dieses Lebensalter noch verfügt. Die politische Neugestaltung, vor der wir stehen, kann durch diese Faktoren nur gewinnen. Außerdem kann man jungen Männern, die während des Krieges ihr Leben und ihre Gesundheit für das Vaterland zur Verfügung gestellt haben, und jungen Mädchen, die zu Hause durch überlange Arbeit dem Lande genützt haben, nicht das Recht vorenthalten, für ihr Land und Volk mitzuraten und -zutaten.

Die Nationalversammlung hat also zu legalisieren, was die Revolution mit ungestümer Gewalt den überlieferten Gewalten abgetrotzt hat. Sie braucht zu diesem Zwecke eine sozialdemokratische Mehrheit oder zum mindesten doch eine unzweifelhaft demokratische Mehrheit, die unter der Führung der Sozialdemokratie die durch die Revolution geschaffenen Tatsachen sichert und fortentwickelt. Dazu gehört als nächste und unmittelbare praktische Arbeit die unbedingte Sicherung der Revolution in Deutschland durch Schaffung einer demokratisch-republikanischen Verfassung; ferner die sofortige Inangriffnahme der Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens und endlich die Durchführung der Demokratie in der gesamten Verwaltung, in allen öffentlichen Körperschaften und in unserem Kulturleben.

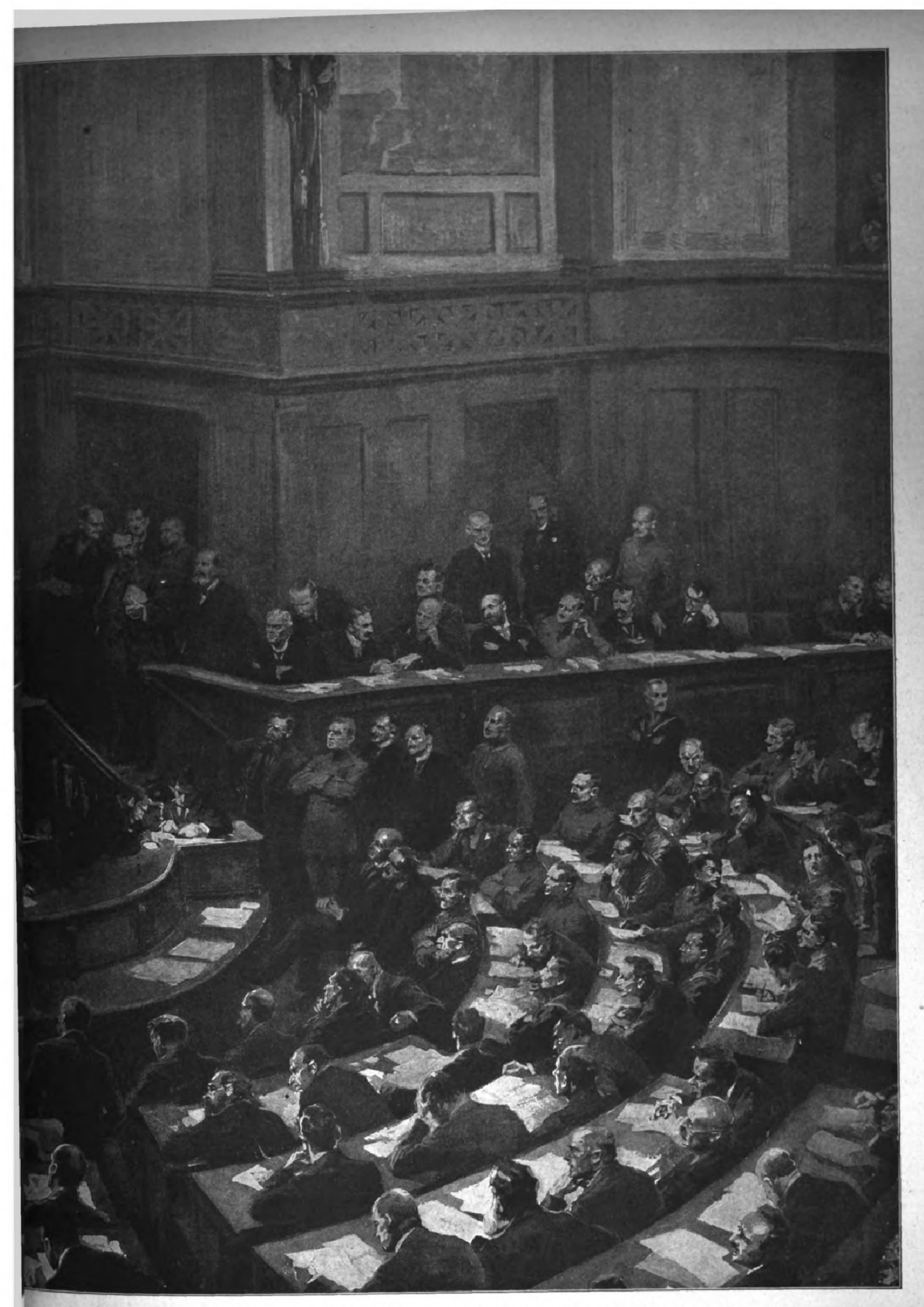
Ob die Verfassung eine einheitliche großdeutsche Republik aufbauen oder lediglich unter Verwendung des alten Staatenbundes einen Umbau des alten Reichs versuchen wird, ist noch eine offene Frage, die sofort nach dem Zusammentritt der Nationalversammlung beantwortet werden muß; ich hoffe, die Antwort fällt zugunsten der einheitlichen Republik aus. – Die Sozialisierung kann nicht sofort und auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens vorgenommen werden, sie muß schrittweise erfolgen und dort einsetzen, wo die wirtschaftliche Entwicklung bereits die notwendigen Voraussetzungen geschaffen hat; andernfalls würde man unreife Früchte vom Baume reißen und damit dem deutschen Volke die übelsten Beschwerden verursachen. – Die Demokratisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens, auch unseres Kulturlebens im engeren Sinne, also der Künste und Wissenschaften, aber ist eine Notwendigkeit, wenn das deutsche Volk die inneren Kräfte erlangen soll, die es zum Wiederaufbau und zur Rettung aus dem tiefen Elend der Gegenwart braucht. Das alte überwundene System hatte diese Kräfte gebunden. Die Demokratie wird zeigen, zu welchen Leistungen auch ein im Kriege überwundenes Volk imstande ist, wenn es Kopf und Hände zu segensreicher Friedensarbeit ungehindert regen kann.

20. Dezember.



Die Reichskonferenz der Arbeiter- und Soldatenräte vom 16. bis 20. Dezember, die den Termin der [...]versammlung

Auf der Bundesratsestrade von links nach rechts, sitzend: Cohen-Reuß, die Volksbeauftragten Scheidemann, Haase, Ebert, Barth; dahinter, stehend von links nach rechts: Stoessinger, [...] auf dem Präsidentenstuhl: Leinert-Hannover, Oberbürgermeister. Vor dem Rednerpult stehend: Volksbeauftragter Dittmann. [...]



nalversammlung auf den 19. Januar 1919 festsetzte. Nach der Natur gezeichnet von Felix Schwormstädt.

rfeldt, Dr. Oskar Cohn (sich zu Ebert beugend), Volksbeauftragter Landsberg. Am Präsidententisch von links nach rechts, sitzend: Gomolka, Delegierter der Westfront, Redakteur Seger, Leipzig,
chten Balkonseite an der Ecke sitzend: Ledebour; in der gleichen Reihe der Dritte: Matrose Levianth, der Siebente: Hans Paasche.

III. Die Hauptaufgaben der Nationalversammlung. / Von Professor Otto Hoetzsch.

Die Revolution stellt uns auf der verfassunggebenden Nationalversammlung dieselbe Aufgabe, die unsere Großväter 1848 in der Paulskirche lösen wollten. Aber viel gewaltiger ist heute der Strom, der das Verlangen einer Neugestaltung trägt. Damals nur die Ansätze des Bürgertums und die Intelligenz, heute zu beiden die Arbeiterschaft, die in breiter Masse, jahrzehntelang im Klassenkampf geschult, ihren Einfluß auch im Verfassungsbau des neuen Deutschlands entscheidend sicherstellen will. Der Ausgang des Krieges hat das Haus der Verfassung, das Bismarck aufrichtete, zertrümmert. Es hat heute keinen Zweck, mit Schmerz in die Vergangenheit zurückzublicken, sondern alles soll, nach vorwärts schauend, seine Stelle in der großen Vorbereitungsarbeit für die Nationalversammlung suchen, die uns ein neues Reichshaus bauen will. Auch in Rußland, dessen revolutionärem Vorbild Deutschland folgt, trat eine Nationalversammlung zusammen, aber nach dreivierteljähriger Vorbereitung wurde sie am ersten Tage von den Bolschewiki auseinandergejagt. Wir erwarten und hoffen bestimmt, daß unsere Nationalversammlung frei von den Einflüssen der Straße ihr schweres Werk tun und mit Erfolg krönen kann.

Der Rahmen, der 1870 in der Verfassung gezogen wurde, entsprach 1914 tatsächlich nicht mehr ganz seinem Inhalt. Die Stellung des Kaisers zu den Bundesfürsten hatte sich verschoben, der Einfluß des Parlaments war trotz aller Hindernisse über die Verfassung hinausgewachsen und die Bedeutung des Reiches trotz der den Einzelstaaten vorbehaltenen Gebiete ungemein gestiegen. Wir können nicht leugnen, daß ein gewisses Gefühl der Unbehaglichkeit in uns war, wenn wir das Verfassungsleben in Reich und Einzelstaaten vor dem Krieg und noch mehr im Krieg verfolgten. Das Amt des Reichskanzlers paßte für Otto v. Bismarck, aber es war für jeden seiner Nachfolger zu groß, vor allem im Kriege. Wir brauchten tatsächlich Reichsminister und konnten sie nicht schaffen, weil die Verfassung unübersteigliche Hindernisse in dem Verhältnis von Kaiser, Bundesrat, Kanzler errichtet hatte. Darunter hat vor allem die Reichsverwaltung im Kriege gelitten; mit einem gewissen Recht hat man direkt von der Anarchie in der Reichsverwaltung gesprochen. Und wie 1848 der Verfassungskampf sich um das Verhältnis von Preußen und Österreich drehte und man sah, daß ein einheitliches Reich mit **zwei** Großstaaten nicht möglich war, so entstanden nach 1870 Schwierigkeiten und Hemmungen aus dem Verhältnis zwischen dem Reich und Preußen. Wir müssen heute zugeben, was ahnender Scharfblick schon vor zwei Menschenaltern voraussah, daß eine lebendig und hemmungslos arbeitende Reichsverfassung, die noch **einen** Großstaat, nämlich Preußen, umfaßte, nicht recht möglich war. – Friedrich der Große hat einmal von der „Nation prussienne" gesprochen; ein Preußentum ist – wir wissen es alle – tatsächlich in jahrhunderterlanger Geschichte entstanden mit seiner großen moralischen und vaterländischen Kraft. Aber die letzte Probe hat der preußische Staat nicht voll bestanden. Es ist ihm nicht gelungen, seine verschiedenartigen Bestandteile restlos miteinander zu verschmelzen. Wir wissen alle, was der tiefe Unterschied zwischen Westen und Osten in Preußen immer noch bedeutet. Weder ist Preußen in Deutschland aufgegangen, noch ist es innerlich zum einheitlich verschmolzenen Staatswesen geworden.

Was soll nun werden? Ein neuer Bund einzelner staatlicher Glieder. Das deutsche Volk – und das ganze Volk, nicht eine einzelne Klasse soll die neue Staatsform bestimmen – und hoffentlich mit Einschluß der deutsch-österreichischen Brüder, will sich souverän seinen Staat neu schaffen. Es wird hoffentlich und sicherlich nicht zum Einheitsstaate kommen, wie Frankreich einer ist, sondern wird versuchen, die berechtigte Selbständigkeit seiner einzelnen Stämme mit dem einheitlichen Reichsganzen zu verbinden. Ein Bund gleichberechtigter und lebensfähiger Gliedstaaten soll entstehen. Suchen wir, um Anhalt und etwas Vorbild zu gewinnen, so bietet sich dafür von den verfassunggebenden Versammlungen, die die Geschichte kennt, weder eine der drei französischen noch die belgische, dagegen die deutsche von 1848 und zudem die nordamerikanische von Philadelphia im Jahre 1787, die die Verfassung der Vereinigten Staaten schuf. Wie damals, heißt es für uns heute – das Wort hat George Washington gesprochen – „Wir haben nur die Wahl zwischen der Annahme der Verfassung und der Anarchie." Noch ist nicht ganz klar, ob die Reichsversammlung die Verfassung souverän beschließt und dazu das Reich ganz neu einteilen und gliedern wird, ob sie die Einzelstaaten im Umfang, wie sie heute sind, bestehen läßt, ihnen aber die Annahme der Verfassung einfach auferlegt, oder ob die bisherigen Einzelstaaten, von denen manche ihre Konstituante schon gewählt haben, die neue Reichsverfassung erst annehmen, ratifizieren sollen. Eine schwere Aufgabe, vor allem wichtig in der Frage, ob der preußische Staat im ganzen – mit dem gleichen Wahlrecht wie das Reich – weiterbestehen wird, oder ob eine Neugliederung des Reichs den preußischen Staat in seine Teile zerlegen wird. Spricht man doch schon von einer Rheinisch-Westfälischen Republik, vom Bemühen, Hannover mit Oldenburg und Bremen zusammenzulegen, und auch aus dem Osten, aus Ostpreußen, ist eine ähnliche Stimme erklungen.

Ein Labyrinth von Fragen tut sich auf. Den Faden gibt uns der Gedanke, daß ein **Bund** entstehen soll. Und wie wir wiederholen, hoffentlich mit Einschluß der Donau-Deutschen. Aber nicht das allein ist die Aufgabe der Verfassunggeber. Die neue Verfassung muß auch eine wirklich starke Staatsgewalt schaffen. Kaisertum und Monarchie sind heute in Deutschland zusammengebrochen. Auch wer die Monarchie für die Staatsform hält, die unserm deutschen Volk am besten paßt, fügt sich unbedingt, wenn die verfassunggebende Versammlung eine deutsche Republik beschließt. Nur muß diese Republik eine starke, gesetzlich begründete ausführende Staatsgewalt schaffen, wie es den Vereinigten Staaten mit ihrem Amte des Präsidenten gelungen ist. Nordamerika ist eines der freiesten Länder der Welt, seine Verfassung republikanisch, liberal, freiheitlich, wie man es sich nur wünschen kann, aber was seine ausführende Staatsgewalt, was der Präsident in ihm bedeutet, das haben wir im Kriege erfahren. Wie ein Diktator konnte er sie kraft seines Staates für den Krieg einsetzen, durch die sein Ausgang gegen uns entschieden wurde. Ob das amerikanische Vorbild, das Verhältnis von Parlament und Präsident, vollkommen für das neue Deutschland paßt, wollen wir nicht bestimmt sagen. Aber vorbildlich könnte uns die Verbindung zwischen Freiheit des einzelnen und starker Staatsgewalt, die die Verfassung der Vereinigten Staaten zustande gebracht hat, wohl sein. Denn die Verfassung soll doch nicht nur dem einzelnen und dem Volke freiheitliche Einrichtungen schaffen und gewährleisten, sondern zugleich auch einen Staat zustande bringen, der Autorität im Innern und Macht nach außen besitzt. Wundervoll hat das in der Paulskirche der Geschichtschreiber Dahlmann gesagt mit Worten, die an den Wänden des Beratungssaales der kommenden deutschen Nationalversammlung stehen sollten: „Sind Sie lediglich hierhergekommen, um **die Freiheit** von Deutschland zu gründen? Sie sind es nicht! Wohl stehen Ihre Absichten unerschütterlich fest, die Freiheit von Deutschland zu gründen. Aber nicht die Freiheit allein. Sie sind mit ebendem inneren Drang hierhergekommen, um die **Macht** des künftigen Deutschlands zu gründen, damit Deutschland auf der Grundlage der Volksfreiheit als politische Größe erstehe." 17. Dezember.

IV. Die Frauen und die Nationalversammlung. / Von Dr. phil. Helene Stöcker.

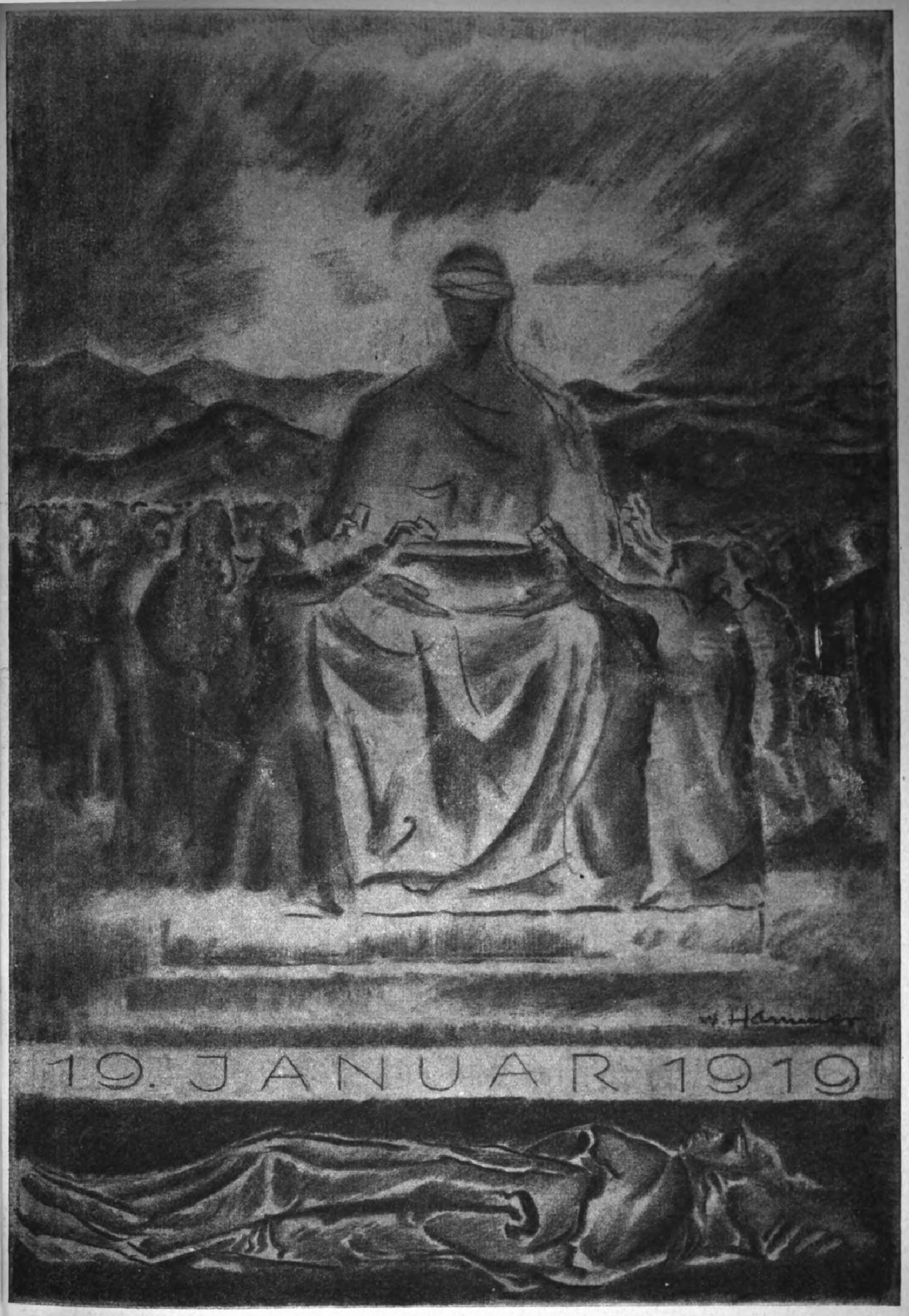
An der deutschen Revolution haben sich die Frauen, soweit sich das heute übersehen läßt, nur in geringerem Maße beteiligt. Das liegt an ihrem bisherigen Charakter, dem der Frauen wie der Revolution.

Nun hat die neue sozialistische Regierung als erstes das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht für die Frauen verkündet. Das war die Konsequenz einer wahrhaft demokratischen Staatsgesinnung, deren Sinn und Zweck ja eben darin besteht, möglichst alle Mitglieder des Volkes an der Verwaltung des Staates teilnehmen zu lassen, sie alle mit zur Verantwortung in irgendeiner Form heranzuziehen. Leider hat aber die Revolutionsregierung selbst bisher von dem aktiven und **passiven** Wahlrecht, das sie den Frauen gegeben hat, herzlich wenig Gebrauch gemacht. Das heißt, wir sehen bis heute keine Frau – auch keine Angehörige der jetzt am Ruder befindlichen Sozialdemokratischen Partei – mit in der Regierung. Das scheint mir ein bedauerlicher Fehler der Regierung zu sein, so sehr man ihn auch durch die Eile, mit der die Regierung gebildet wurde, entschuldigen mag. Aber eine wirklich demokratische Regierung, die sich über die Schranken des Geschlechtes erhoben hätte, der die Gleichberechtigung der Frau nicht nur eine Theorie, sondern eine von Blut und Leben erfüllte innere Notwendigkeit gewesen wäre, hätte doch wohl nicht darauf verzichtet, ihr durch die Tat selbst sichtbaren Ausdruck zu geben. Daß hier und dort aus den Arbeiterbetrieben ein oder zwei Frauen unter vielen hundert Männern in den Arbeiterrat auch gewählt wurden, ändert am Gesamteindruck und Gesamtresultat natürlich gar nichts. Auch daß hier und da vielleicht eine Frau zur Hilfsarbeit herangezogen wurde, ebenfalls nichts. Diese einfache Tatsache, die gewiß ohne böse bewußte Absicht geschehen ist, beweist aber leider doch – so gern ich persönlich darauf verzichten würde – daß neben der sozialistischen Bewegung noch eine Bewegung der **Frauen** notwendig ist, da ja natürlich die Vertreter des Sozialismus weit mehr und in erster Linie Kämpfer gegen bestimmte **Klassen**vorrechte wie gegen bestimmte **Geschlechts**vorrechte sind. Sehr schwierig wird durch diese psychologische Tatsache auch die Stellung der Frau zur Nationalversammlung und in der Nationalversammlung. Denn wenn durch diese erste Regierung so sichtbar geworden ist, wie schwer man daran geht, die Frauen zur verantwortungsvollen Mitarbeit heranzuziehen, was soll man dann von den mehr rechts stehenden Parteien erwarten können, die ja niemals mit gleicher Entschiedenheit wie die Sozialisten die Gleichberechtigung der Geschlechter vertreten haben?! So ist danach auch leider nicht zu hoffen, daß eine größere Anzahl von Frauen in die Nationalversammlung gelangt, wenn man sich auch vielleicht entschließen wird, von jeder Partei einige weibliche Vertreter notgedrungen aufzustellen. Schwieriger noch wird die positive Mitarbeit aber für alle jene, denen die augenblicklichen politischen und Parteiverhältnisse die restlose Einfügung in die bestehenden Parteien nicht gestatten. Das trifft meiner Kenntnis nach für eine ganze Anzahl von ausgezeichneten Frauen zu. Vielleicht gerade auf eine Anzahl derjenigen, die es mit der Verantwortlichkeit für das Wohl des Ganzen am ernstesten meinen. Man kann zum Beispiel das Programm der Demokratischen Partei recht vernünftig finden, aber der Meinung sein, daß eine Reihe von Persönlichkeiten, die sich ihr zugesellt haben, und die wir aus ihren Handlungen während des Krieges insbesondere in wenig erfreulicher Erinnerung haben, eine wirkliche ersprießliche Durchführung dieses Programms nicht eben wahrscheinlich macht. Und wer, wie eine Anzahl von Frauen, die entschiedene Kriegsgegner waren, sich eben nicht den Mehrheitssozialisten anschließen kann, deren Haltung während des Krieges nicht mit der Energie und Klarheit, wie es nötig war, sich gegen die Kriegspolitik gerichtet hat, der wird in bezug auf ihre Kriegs**ablehnung** gewiß mit den **unabhängigen** Sozialdemokraten übereinstimmen. Für wen aber wirtschaftliche Probleme nicht in erster Linie im Mittelpunkt seiner Interessen stehen, der wird sich vielleicht nicht zuständig fühlen, jetzt in der Frage der Sozialisierung Stellung zu nehmen, die ja nun im Vordergrunde steht und doch in der Tat zunächst eine Angelegenheit von **Fachleuten** ist. Nun liegt es in der Natur einer Weltanschauung, der allein „Kultur und Barbarei Dinge von höchster Bedeutung sind", daß diese die Gesinnung, das Wesen des Menschen für wesentlicher hält als alle wirtschaftlichen Fragen.

Eine **Kulturpartei**, die alle diejenigen in sich vereinigen könnte, deren Interessen und Augenmerk in erster Linie auf kulturell-ethischem Gebiet liegen, läßt sich natürlich in so kurzer Zeit nicht schaffen, und so bleibt denn nur übrig, daß die Frauen sich dort als Wählende für die Nationalversammlung anschließen, wo sie glauben, daß die besten Voraussetzungen gegeben sind, durch den geeigneten wirtschaftlichen Aufbau auch die ideologischen Voraussetzungen für eine höhere Kultur zu erfüllen. Ein großer Verlust bleibt, daß die große Eile, mit der die Nationalversammlung der allgemeinen schwierigen Lage wegen einberufen wird, keine Zeit läßt, genügend aufgeklärte Frauen in die Nationalversammlung zu entsenden. Denn darüber dürfen wir uns doch keine Illusionen machen: Die Nationalversammlung wird, je schneller sie einberufen wird, um so mehr dem alten Reichstag ähnlich sein, wird manche Persönlichkeit wieder mit hineinführen, von der wir sagen müssen, daß sie durch ihr Verhalten zu dem unsäglich traurigen Zusammenbruch des Deutschen Reiches mit beigetragen hat. Trotz dessen wird eine intensive Arbeit, eine rege Teilnahme der Frauen an der Arbeit der Nationalversammlung sowohl als auch an der Vorbereitung für eine spätere künftige Nationalversammlung einsetzen müssen: für diejenige, die nicht nur zu liquidieren, sondern wieder neu aufzubauen hat. In diese nächstfolgende können dann hoffentlich die Frauen alles das hineintragen, was sie an Werten von der Natur und durch die Entwicklung der Jahrhunderte sich bewahrt und errungen haben sollten: die Frische und Unmittelbarkeit der Auffassung, die Kraft des Willens derer, die lange haben leiden und kämpfen müssen, die lange benachteiligt waren, und die Milde und Reife des Verständnisses derer, die wahrhafte Güte besitzen. Der ungeheure Haß, der sich zwischen den feindlichen Völkern erst und nun zwischen den verschiedenen Schichten des Volkes selbst zu entladen scheint, bedarf so dringend einer Gegenwirkung, wenn wir uns nicht alle in wilder Selbstzerstörung vernichten wollen. Aufgabe der Frau scheint es mir in erster Linie, für den Abbau dieses Hasses auch im politischen Leben zu wirken. Das schöne Wort der Deutschfranzösin Frau v. Staël gilt niemals mehr als heute in dieser Zeit, in der wir unversehens aus dem größten aller bisherigen Völkerkriege in den ebenso intensiven Bürgerkrieg der ganzen Welt zu geraten drohen: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen. Tiefe Empfindung verleiht große Güte." Dem bisherigen Parteiwesen hat die Fähigkeit, auch dem Gegner gerecht zu werden, so intensiv gefehlt, daß man sich nicht einmal der Verpflichtung dazu mehr bewußt gewesen zu sein scheint. Und derjenige, der sich bemüht, alle diese Richtungen ihrem innersten Wesen nach – nicht nur durch die Verzerrungsspiegel gegnerischer Auffassungen – zu sehen, findet sich heute nur vereinzelt und einsam. Und doch muß es gelingen, eine Synthese zu finden zwischen dem tatkräftigen Willen zur Erreichung der eigenen als höchstes Ideal erkannten Ziele und der Fähigkeit, auch die Ziele des Gegners gerecht zu würdigen. Nur das unablässige Streben danach wird es vermögen, die ungeheuren Klüfte zu überbrücken, die sich heute schon zwischen den einzelnen Klassen aufgetan haben, und wovon wir in der leidenschaftlichen Beschuldigung der jeweiligen extremsten Parteien, daß die anderen – die Gegner – „Landes- und Hochverrat" begehen, nur das deutlichste Zeichen erblicken.

In eine schwere Zeit, in die schwerste vielleicht, die Deutschland je erlebt hat, fällt für die Frauen die Mitverantwortung für die erste Nationalversammlung. Es wird die Pflicht aller derer sein, denen die Entwicklung der Frau, wie die Entwicklung der Menschheit überhaupt, besonders am Herzen liegt, und denen mit Goethe allein „**Kultur und Barbarei Dinge von höchster Bedeutung sind**", diese Entwicklung der Frau und ihre Teilnahme am öffentlichen und politischen Leben so zu lenken, daß wir dadurch dem höchsten Ziel: der Versöhnung von Staat und Kultur – der Überwindung jeder Art von Barbarei durch die Kultur, ein gutes Stück näherkommen. 18. Dezember.

Das politische Einzelurteil, um das wir Freiherrn von Rechenberg baten, traf nach Redaktionsschluß ein. Es konnte noch auf Seite 54 wiedergegeben werden.



Zeichnung von Walther Hammer.

Staatsrecht und Nationalversammlung. / Von Professor Dr. Richard Schmidt.

Die Nation steht vor einer hohen, aber zugleich unermeßlich schweren Aufgabe. Nach Zertrümmerung der alten Form ihres politischen Lebens muß sie sich die unentbehrliche neue schaffen – muß sie sich schaffen unter den denkbar schwersten Bedingungen, notleidend an den Mitteln ihrer physischen Existenz, waffenlos und ohnmächtig gegen ihre äußeren Feinde, die sie in aller Not mißtrauisch weiterbedrängen. Jeder einzelne Deutsche muß sich deshalb mindestens darüber volle klare Rechenschaft ablegen, was der Augenblick der Neukonstituierung, was das Werk, das eine „Nationalversammlung“ zu leisten hat, bedeutet. Nur dann wird ihm der Anteil, den er selbst, der einzelne, bei der Bildung des nationalen Willens und seines Organs leisten soll, in seinem Gewicht und Ernst voll zum Bewußtsein kommen.

Die Einberufung einer konstituierenden Nationalversammlung und die Wahl ihrer Mitglieder dürfen nicht mit der Bildung eines neuen Reichstags verglichen werden, wie wir sie bisher in den regelmäßigen fünfjährigen Abständen zu vollziehen pflegten, damit die Volksvertretung die gerade drängenden gesetzgeberischen Aufgaben erledige und der Regierung, den Ministern, im Rahmen der Aufstellung des Staatshaushalts über ihre laufende Verwaltung die Rechenschaft abnähme. Diese regelmäßige Tätigkeit unserer Parlamente erfüllte sich auf der Grundlage der bestehenden Verfassung, als Verwirklichung von Befugnissen und Pflichten, die die allgemeine Regel, das geltende Recht, vorzeichnete. Jetzt aber soll eine Repräsentation, ein Vertrauensrat des deutschen Volkes



DER LUFTZUG IN DER AKTENKAMMER

geschaffen werden außerhalb der Regel, unabhängig von bestehendem Recht; sie soll selbst erst eine neue Staatsrechtsordnung, eine neue Grundlage der staatlichen Gewalten erzeugen. Man redet zwar von einem „Recht der Selbstbestimmung“, das ein Volk durch seine nationale Repräsentation ausübt. Aber dieses Recht gehört nicht zu denen, die in den Paragraphen geschriebener Gesetzbücher erteilt und von den gesetzlich anerkannten staatlichen Gewalten geschützt werden. Denn zum normalen Rechts- und Staatsleben einer bürgerlichen Gesellschaft gehört der wechselseitige Zusammenklang von Recht und Macht innerhalb der obersten Gewalten: der Träger der höchsten Gewalt muß von staatlicher Regel anerkannt und er muß andererseits stark genug sein, die staatliche Regel durch Befehl und Zwang aufrechtzuerhalten. Gerade daran aber fehlt es in einer Zeit der Erschütterung wie der, in der wir stehen. Durch Anstoß von außen und durch innere Zersetzung hat die bisherige Staatsgewalt ihre Macht eingebüßt; die Wucht der historischen Tatsachen, der sich auch der nicht entziehen kann, der persönlich ihren Sturz beklagt, hat ihre rechtliche Anerkennung zu etwas Sinnlosem herabgedrückt. Aber andererseits ist auch der neue Gewalthaber, der sich mit selbstgeschaffener Macht an die Stelle des alten gesetzt hat, unfertig; er ist ein Produkt bloßer Tatsachen ohne Recht. Während bei jenem nur noch der Abglanz des ehemaligen Rechts ruht, nicht mehr die reale Macht, hat dieser nur die Macht und noch keine rechtliche Anerkennung zur Seite. Steht es so, dann treten alle anderen Bedürfnisse in den Schatten vor dem einen, die Harmonie zwischen Recht und Macht wiederhergestellt zu sehen. Aber wie ist dies Ziel zu erreichen? Nicht anders, als daß zu der letzten und tiefsten Quelle aller Lebensregeln hinabgestiegen wird, die unversieglich in dem sittlichen Grundvermögen jedes Menschen fließt, sich für sein eigenes Handeln eine Ordnung und Richtschnur zu geben, die verstärkt auch die durch Schicksalsgemeinschaft zusammengewachsenen Bewohner eines alten Kulturgebietes, die wir ein Volk, eine Nation nennen, durchströmt. Nur eine Betätigungsform der sittlichen Vernunft einer Menschheitsgruppe ist auch die „konstituierende Gewalt“ eines Volkes. Eine Nation, die sich eine neue Verfassung zu setzen unternimmt, sammelt damit ihre Lebensenergie zu einer einmaligen geistigen Kraftanstrengung wie der Mensch, der sich an einem kritischen Wendepunkt seines Einzeldaseins zu neuen Grundsätzen seines Handelns aufrafft, um ein „neues Leben zu beginnen“. Kein Rechtsvorgang vollzieht sich da, nichts im geregelten Verlauf Wiederkehrendes, sondern ein einzigartiges, isoliertes, vollkommen außerordentliches Ereignis des sittlichen Lebens. Außerordentlich, mit nichts vergleichbar, deshalb auch der Entschluß des Volkes, einen kleinen Kreis ihrer Genossen auszuwählen, um ihnen das Vertrauensamt der Feststellung des neuen Grundgesetzes zu übertragen – der Entschluß zur Wahl der Nationalversammlung.

Freilich, die Einzigartigkeit und Außerordentlichkeit des Vorgangs begründet zugleich für die, denen die Funktion der Neukonstituierung übertragen wird, eine Verantwortung von ungemeiner Schwere. Weil jedes Verfassungswerk seiner Natur nach auf Trümmern Neues aufbauen muß, verfallen seine Träger nur zu leicht dem Wahn, als ob ihr Werk auch innerlich voraussetzungslos wäre, als ob die vom Volk Beauftragten dabei frei schalten, ihren persönlichen Idealen oder gar Vorteilen unbegrenzt nachgehen dürften. Das eben Gesagte zeigt nunmehr, wo auch für eine solche, zum Schaffen neuen Rechts berufene Macht die Schranke gezogen ist. Arbeitet eine konstituierende Nationalversammlung auch in einem rechtlosen Raum, während eines Interregnums der staatlichen Normen, der Rechtsordnung, – die Volkssitte, die Regelordnung, die kraft aller Überlieferung in der Überzeugung der unorganisierten Volksschichten eingewurzelt ist, bindet auch sie. Was in dem überlebten älteren Zustand als wertvoller Bestand nationaler Einrichtungen vorhanden war, müssen sie in das neue Gebäude einzumauern wissen. Auch für die bevorstehende konstituierende Vertreterversammlung Deutschlands gilt das, und zweierlei Stücke wertvollster Rechtstradition unseres bisherigen Reichs können auch im Neubau keinesfalls entbehrt werden: der feste Stamm des Berufsbeamtentums in allen gesetzgebenden, rechtsprechenden und verwaltenden Haupttätigkeiten des Reichs und der Einzelstaaten und der belebende Anreiz der Autonomie und Selbstverwaltung auf allen örtlichen Hauptstufen des staatlichen Verbandes. Mag man noch so weitgehende Mitwirkung der Volksgenossen bei Besteuerung, Aushebung oder Polizei, bei Zivil-, Straf- oder Verwaltungsjustiz für erforderlich halten, die leitende Stellung kann bei allen diesen verantwortlichen Funktionen überall nur der haben, der sie systematisch durch Studium gelernt hat und sie in lebenslänglicher Praxis immer nur übt. Und mag man in unserer Republik noch so viele Gegensätze der Vermögensklassen demokratisch auszugleichen streben, auch dabei muß es bleiben, daß Einzelstaaten, Provinzen, Kreise, Gemeinden nicht in öde Verwaltungsbezirke eingeebnet werden, sondern gesunde Kraftquellen politischen Eigenlebens bilden. Würde das neue Grundgesetz die nationale Tradition ignorieren, so würde es vom nächsten Tage weggefegt werden. Nicht mit jener Nationalversammlung ist es getan. Wir brauchen eine Konstituante, die ihren Namen wahr macht und sich zu der Vergangenheit der Nation ebenso bekennt wie zu ihrer Zukunft.

Wer die Schwere dieser Verantwortlichkeit überschaut, dem drängt sich auch heute wieder die Sorge auf, die alle Zeitalter in gleicher Lage beschlich. Seit die Menschen überhaupt über diese Dinge nachzudenken begannen, sagten sie sich unwillkürlich, daß ein Volk die höchste und folgenreichste politische Entschließung, die es gibt, eigentlich gar nicht aus der Hand geben dürfe, daß es sie unmittelbar selbst lösen müsse. Lange Zeit haben die Zeiten, die die Neulinge im Durchkämpfen revolutionärer Bewegungen waren, von einem Verfassungswerk durch Willenseinigung aller Volksgenossen selbst, womöglich einer einstimmigen Einigung geträumt, von einem „Volksvertrag“, und wenn man sich erinnert, daß in der englischen Revolution des siebzehnten Jahrhunderts das Heer Cromwells allen Ernstes Entwürfe eines solchen Volksvertrags aus eigenem Impulse aufstellte, der alle Parlamente binden sollte, so erscheinen Stimmungen, wie sie heute wieder in den heimkehrenden Fronttruppen gären, in bedeutungsvollem Licht. Das harte Muß der Praxis hat natürlich auch hier bald die Repräsentation des Volkes durch einen Vertrauensausschuß – ebendas, was wir heute die Nationalversammlung nennen – als

unentbehrlich erkennen lassen. Aber damit hat nur um so mehr, und zwar gerade für die modernen Nationen, die andere Forderung Bedeutung gewonnen, daß das Verfassungswerk einer Nationalversammlung sich die Bestätigung oder das Veto einer zweiten Instanz gefallen lassen müsse, in der das „Volk“ durch anderen Mund noch einmal zu Worte zu kommen hat. Als sich seit 1774 die von England abfallenden einzelnen Kolonien zu „Staaten“ konstituierten, haben sie großenteils eine solche Sanktion der neuen Verfassungen in Versammlungen der einzelnen Gemeinden von Massachusetts, von New Hampshire herbeigeführt – als sich bald darauf (1787) die „Vereinigten“ Staaten ihre Gesamt-, die Unionsverfassung gaben, unterwarfen sie diese der Abstimmung in besonders gewählten Verfassungskonventionen der einzelnen Staaten. Auch die Verfassung, die am 16. April 1867 zwischen den Bevollmächtigten der norddeutschen Regierungen und dem konstituierenden Reichstag der norddeutschen Bevölkerungen festgestellt worden war – unsere spätere Reichsverfassung – erfuhr eine ähnliche Behandlung; für sie wurde die Bestätigung durch die Landtage der norddeutschen Einzelstaaten herbeigeführt. Und diese Behandlung wird sich auch für die künftige Verfassung der deutschen Republik nicht zurückdrängen lassen. Für sie am allerwenigsten. Denn bei ihrer Aufstellung werden ja die deutschen Einzelregierungen kein Organ finden, durch das sie mit ihren Lebensinteressen zu Gehör kommen: der Bundesrat, in dem sie bisher an Regierung und Gesetzgebung teilnahmen, ist nicht mehr. Müssen also nicht um so mehr die Volksvertretungen der Einzelstaaten oder noch wirksamer, eigene für das Verfassungswerk einberufene Staatenkonventionen funktionierend oder vetoeinlegend gehört werden? – In der Tat, alle diese Fragen wollen nicht leicht genommen sein. Denn hinter ihnen steht drohend die Sorge, daß dann, wenn das deutsche Volk oder sein Vertrauenskollegium die Sache nicht ernst nimmt, eine andere Autorität ungebeten hervortritt, um Anspruch auf die Sanktion unserer neuen Reichsverfassung zu erheben – die der fremden Mächte. Wir vertrauen, daß der gute Geist des deutschen Volkes uns selbst den rechten Weg finden lasse. 19. Dezember.

Die geistigen Arbeiter vor der Nationalversammlung. / Von Heinrich Pfeiffer.

Die politische Unreife des deutschen Volkes hat dazu geführt, daß bei dem plötzlichen Umsturz eine Reihe von Menschen, die mit dem alten Regime in keiner Weise zufrieden waren, aber als tüchtige Obrigkeitsmenschen sich nicht hervorwagten, plötzlich wie aus dem Häuschen war. Sie glaubten sich im sogenannten Schlaraffenlande. Sie vermeinten, daß alles das, was sie vorher als bittere Ungerechtigkeit empfanden, endgültig vorbei wäre, und was sie je in stillen Stunden ersehnten, nunmehr plötzlich zur Wirklichkeit werden würde. Sie glaubten, es bedürfe nur noch einer aus dem Handgelenk geschüttelten Organisation ihrerseits, um in kürzester Zeit jene Früchte einzuheimsen, die die sozialistische Revolution als das programmatische Endziel für das Proletariat und vielleicht auch für das übrige Volk, das man schlechthin als „Bürgertum“ bezeichnete, sich gedacht hatte. Die Leute, die so dachten und damit einen Standpunkt offenbarten, der eine verzweifelte Ähnlichkeit mit ausgesprochener Revolutionspsychose hatte, waren vor allem die „geistigen Arbeiter“. Leute, die nie im Leben sich um Organisation gekümmert haben, Leute, die mit der größten Abneigung vor der Revolution alles Gewerkschaftliche als nicht standesgemäß von sich wiesen, Leute, die für die geistigen Berufe überhaupt eine Organisationsmöglichkeit wegen der Individualität des geistig Schaffenden als unmöglich erachteten, waren plötzlich auf dem Plan. Und was tat man? Man schuf „Räte geistiger Arbeiter“. Man verstieg sich im einzelnen zu Programmen, die an Unklarheit, weltumspannender Phantasie und organisatorischer Ahnungslosigkeit nichts zu wünschen übrigließen. An einzelnen Orten wußte man sich ein sogenanntes Mandat von Berlin zu verschaffen, um in aller Schnelligkeit einen „Rat geistiger Arbeiter“ zu gründen, ein Mandat von höchst zweifelhafter Beschaffenheit, da es sich schon nach wenigen Tagen erwies, daß jener Auftraggeber von selbst in sich zerfiel. Man denke nur an den „Rat geistiger Arbeiter“ in Berlin, aus dem z. B. Siegfried Jacobsohn, der Ursächler des Rates, alsdald ausschied, indem er, wie es in einem unabhängigen sozialdemokratischen Organe hieß, zugab, „der Revolutionspsychose zum Opfer gefallen zu sein“. In den Programmen dieser „Räte geistiger Arbeiter“ hat man sich zu einem Radikalismus und einer Phantasie aufgeschwungen, die in publizistischen und anderen Äußerungen der unabhängigen Sozialdemokratie bis jetzt noch nicht zu finden war. Man sprach von Völkerparlamenten und ähnlichen Dingen und bemächtigte sich sogar in geradezu bedenklicher Weise der sexuellen Frage, die da liebäugelte mit jenem bolschewistischen Dekret, in dem vor einiger Zeit der Sowjet der russischen Stadt Wladimir die Frau nach dem achtzehnten Jahre als Staatseigentum bezeichnete. Diese angebliche Berliner Zentrale der geistigen Räte hatte natürlich auch in der Provinz ihre Steckreiser gepflanzt und hat da ebenso wie in Berlin den vernünftig denkenden und wahrhaft sozial empfindenden geistigen Arbeiter in eine nicht ungewöhnliche Verwunderung versetzt. – In der ganzen Zusammensetzung dieser geistigen Räte kommt wieder die politische Unreife des deutschen Volkes, bei der die Intellektuellen in keiner Weise auszunehmen sind, zum Ausdruck. Wenn es dem Dutzendarbeiter klar ist, daß es sich bei dieser Revolution nicht allein um eine politische, sondern vor allen Dingen um eine soziale Revolution handelt, so daß bei allen Organisationen, die aus der Revolution herausgeboren sind, es sich zunächst darum handeln muß, die allererste und notwendigste Scheidung vorzunehmen zwischen dem geistigen Arbeiter und dem Arbeitgeber, so kann man von dieser Erkenntnis in diesen Räten wenig oder nichts entdecken. Es sitzen da Beamte, freie Schriftsteller, Künstler, Zeitungsverleger, Professoren und alle möglichen sonstigen Vertreter von Berufen, in denen geistig gearbeitet wird, zusammen, um über die Notwendigkeit einer höheren Wertung der geistigen Arbeit im allgemeinen, über eine geistige Durchdringung der Politik und ähnliche weltverbessernde Dinge zu verhandeln. Darüber vergißt man natürlich das Nächstliegende: die Gestaltung der wirtschaftlichen Situation des einzelnen. Was hat es bei dem heutigen Stand der Dinge für einen Zweck, wenn z. B. Verleger und Redakteure oder Theaterintendant und Schauspieler in ein und demselben Gremium sitzen, um über unendlich weitgesteckte politische und soziale Ziele zu diskutieren? Die Hebung der sozialen Lage des Redakteurs und des Schauspielers kann dabei unmöglich gefördert werden, denn in einem Rat geistiger Arbeiter, wo die Vertreter der verschiedensten geistigen Berufe sitzen, ist es unmöglich, daß die soziale und wirtschaftliche Spannung, die zwischen dem geistigen Arbeiter und dem Arbeitgeber, die nun einmal naturnotwendigerweise besteht, beseitigt oder irgendwie ausgeglichen werden kann. Wenn sich notorische Unternehmer in solchen Räten besonders bemühen, so kann man sich nicht des Eindrucks erwehren, daß sie darauf ausgehen, geistige Arbeiter für ihre speziellen Zwecke an sich heranzuziehen, um sie dann außerdem von einer Vertretung der allgemeinen wirtschaftlichen Interessen des geistigen Berufes abzulenken. Man hört zwar vielfach, daß es Unternehmer geben solle, die geradezu unter Verleugnung ihrer speziellen unternehmerischen Interessen bewußt auf den sozialen Ausgleich zwischen materiellem und geistigem Kapital hinwirken, doch ich glaube, die Fälle sind zu zählen, in denen tatsächlich praktische Beweise einer solchen sozialen Gesinnung vorliegen. Aber nehmen wir nun wirklich an, diese „Räte geistiger Arbeiter“ hätten nun trotz alledem etwas für sich. Was soll aber diese Organisationswut unmittelbar vor der Nationalversammlung? In diesen Tagen ist beschlossen worden, daß mit der Nationalversammlung das ganze Rätesystem aufhört. Es verschwinden die Arbeiterräte, es verschwinden die Soldatenräte. Was wollen dann noch, wenn wir erst so weit sind, die „Räte geistiger Arbeiter“? Sie müssen sich doch sagen, daß sie genau so wie die anderen Räte ein Provisorium darstellen. Wozu also ein solcher Kräfteverbrauch, wenn an einen dauernden Bestand nicht gedacht werden kann? Oder sollten etwa die „Räte geistiger Arbeiter“ glauben, daß sie praktisch so viel erreichen, daß nach der Nationalversammlung die Regierung sich mit besonderer Vorliebe auf die Resultate stürzt, die von diesen Räten gewonnen wurden? Dem „Rat geistiger Arbeiter“ in Leipzig schwebt der Gedanke vor, einmal ein sogenanntes Kulturparlament zu werden, so daß er in allen wichtigen Fragen, die literarische oder künstlerische Dinge angehen, unbedingt gehört werden muß. Wir sind überzeugt, daß die neue Regierung keine Neigung hat, mit einem aufs Geratewohl gebildeten Parlament zusammenzugehen. Denn woher haben diese Kulturparlamente ihre Mandate, auf wen stützen sie sich, und welche öffentlich-rechtlichen Eigenschaften haben sie sonst, um überhaupt eine offizielle Anerkennung der ersten Regierung nach der Nationalversammlung erwarten zu können? Man hat den Eindruck, daß es sich hier, um es volkstümlich zu bezeichnen, um eine „Geschaftelhuberei“ handelt, die sich nicht genug tun kann in namentlich unterzeichneten Aufrufen und Programmentwicklungen. Wenn etwas heute einen Sinn haben kann, so ist es der Zusammenschluß von Arbeitnehmern in möglichst gleich gerichteten geistigen Berufen. Es muß da peinlich geprüft und erwogen werden, wie eine Basis gefunden werden kann, um die Angehörigen dieser Berufe in einer Organisation zusammenzuschließen, die einzig und allein zunächst den Zweck hat, die wirtschaftliche Lage der Arbeitnehmer in diesen Berufen zu verbessern. Die Hebung der wirtschaftlichen und sozialen Lage, noch so intensiv betrieben, wird von selbst nicht über das gerechte Maß hinausgehen, da ja das Unternehmertum nach wie vor auf eine entsprechende Gegenwirkung bedacht sein wird. Der Ausgleich wird sich dann wie in einem Parallelogramm der Kräfte mit der Zeit von selbst vollziehen.

Zu einer Überschätzung der geistigen Arbeit wird es nach den Traditionen, die seit Jahrhunderten auf diesen Gebieten herrschen, kaum kommen können, denn trotz der Revolution haben wir das materielle Zeitalter noch keineswegs überwunden. Das greifbar materielle Ding, namentlich wenn es zur Fristung des körperlichen Lebens dient, wird in Zeiten wirtschaftlichen Tiefstandes in der Wertung den Vorrang haben. Denken wir nun aber einmal daran, welche Wirkung es für ein Volk gegenüber der übrigen Welt hat, wenn die geistigen Berufe sich auf ein besonders hohes soziales und wirtschaftliches Niveau erheben können. Man wird daraus schließen, daß in jenem Volk der übertriebene Materialismus ein überwundener Standpunkt ist. Man wird diesem Volk, namentlich wenn der Völkerbund keine Utopie bleiben sollte, die geistige Führerschaft nicht versagen können. Gedacht ist hier besonders an den deutschen Journalismus, der dringend der sozialen und wirtschaftlichen Hebung bedarf. Viele intelligente Existenzen arbeiten in ihm, gewaltige Sach- und Fachkenntnisse sprechen aus den Erzeugnissen der deutschen Publizistik, einerlei, ob es sich um Tageszeitungen, illustrierte oder Fachzeitschriften handelt. Aber wie steht es mit dem Ansehen des Standes der deutschen Presse im Inlande und Auslande? Hier ist ein engerer und zuverlässig wirkender Zusammenschluß zweifellos vonnöten, ganz gleich, ob man ihn gewerkschaftlich oder sonstwie nennen mag. Es ist eine Verkennung der Tatsache, zu glauben, daß irgendwie die geistigen Berufe, sagen wir z. B., der Journalismus, von dem hier nun einmal die Rede ist, nicht für eine gewerkschaftliche Organisation geeignet wären. Solange es Unternehmertum gibt und Arbeitnehmer, die von den Unternehmern beschäftigt werden, so lange besteht ein sozialer Gegensatz. Dieser soziale Gegensatz braucht aber das Vertrauensverhältnis, auf das nun einmal das Verhältnis zwischen Verleger und Redakteur gestellt ist, nicht zu berühren, denn es handelt sich ja nicht etwa um den einzelnen Verleger und den einzelnen Redakteur, sondern es handelt sich um das Gegenüberstehen von zwei sozialen Gruppen. Die Redakteure übrigens, die sich des besonderen Vertrauens der Verleger erfreuen und erfreuen müssen, sind ja meistens in Deutschland auch so gestellt, daß sie nicht auf die Hilfe der Gewerkschaft angewiesen sind. Aber wie viele Fälle solcher Art gibt es, und wie lange dauert es, und welche üblen sozialen Stadien muß der durchlaufen, der zu einer solchen Stellung gelangen will? Ob in der Satzung der Gewerkschaft geistiger Arbeiter der Streik vorzusehen ist oder nicht, ist heute eine müßige Frage. Früher war der Streik eine Notwendigkeit, da man es im allgemeinen mit Regierungen zu tun hatte, die Ansprüchen sozialer Art fremd gegenüberstanden. Heute liegt doch der Fall so, daß wir nach der Nationalversammlung mit Regierungen zu rechnen haben, die einen sozialen Aufstieg mit allen nur denkbaren gesetzlichen Mitteln betreiben. Wenn für die einzelnen geistigen Berufe ähnliche Einrichtungen wie Journalisteninnungen mit Mindestgehältern und Mindesthonoraren geschaffen werden, dann erscheint der Streik zunächst als überflüssig. Und dann können wir damit auch zu jener natürlichen Reinigung der Berufe in ihrer Gesamtheit kommen: Ein Unternehmer, der einen geistig Schaffenden nicht zu einem Mindestgehalt beschäftigen kann, muß entweder seinen Betrieb so klein gestalten, daß er selbst das geistige Moment in seiner Unternehmung bildet, oder aber, er wird Angestellter in einem Unternehmen, dessen Führer es vermöge seiner geistigen und beruflichen Fähigkeiten gelungen ist, eine besondere Stellung in seinem Berufsgebiet zu erreichen. In Würdigung dieser Dinge kann die geistige Arbeiterschaft zunächst nichts Besseres tun, als auf die Hebung ihrer wirtschaftlichen Lage bedacht zu sein, sich nur in Organisationen unter sich und nicht mit Leuten, deren Stellung als Arbeitnehmer unklar ist, zusammenzuschließen, dann aber des weiteren darüber nachzudenken, welche geistigen Berufe in ihrer ganzen Art gleichartig genug sind, um sie wieder zu einer größeren geistigen Arbeitnehmerorganisation, zu einem Kartell zusammenzuschließen. Von einem Kartell aber, in dem etwa Ärzte, Apotheker, Journalisten, Schriftsteller, Ingenieure usw. zusammengeschlossen werden, wie es z. B. von dem sogenannten „Journalistenrat“ in Berlin befürwortet wird, kann niemals etwas erwartet werden. Zu erreichen wäre vielleicht etwas für ein Gebiet, nämlich: wenn sich die geistigen Arbeitnehmer, d. h. aber auch nicht persönlich, sondern in Gestalt der vorhandenen Organisationen, zu einem Kartell zusammenschlössen, das sich etwa als das „Kartell der geistig schaffenden Berufe“ zu bezeichnen hätte. Darunter wären dann bildende Künstler, Bühnenangehörige, Journalisten, Schriftsteller zu rechnen. Solche und ähnliche organisatorische Arbeit scheint allein vor der Nationalversammlung einen Zweck zu haben, denn es ist das eine Arbeit, die auf der vorhandenen Organisation aufbaut, eine Arbeit, die nicht mandatlos die Begriffe all der Menschen verwirrt, die heute fühlen, daß sie wirtschaftlich und sozial gehoben werden müssen. Diese und keine andere Arbeit wird dann von der Nationalversammlung und der von dieser ins Leben gerufenen Regierung gesegnet werden. 20. Dezember.

Reminiszenzen aus der Paulskirche. / Von H. H. Houben.

Das Volk, das keine Vergangenheit haben will, findet auch keine Zukunft" – mit diesen Worten hat sich der Heros der deutschen Germanistik, Jakob Grimm, in das gesprochene Stammbuch der ersten deutschen Nationalversammlung eingeschrieben, des Frankfurter Parlaments, das am 18. Mai 1848 in der Hauptkirche der Mainstadt, dem Rundbau der Paulskirche, zusammentrat und zum erstenmal den Willen des gesamten deutschen Volkes zu einer nationalen Einheit zum Ausdruck brachte. Dieses Wortes muß der Deutsche auch heute eingedenk sein, wo die prunkvollen Kulissen der deutschen Politik eines halben Jahrhunderts in Flammen aufgegangen sind und einer neuen Nationalversammlung die große Aufgabe zufällt, aus dem rauchenden Trümmerhaufen das deutsche Leben zu retten. Scheinen die Fäden, die unser Dasein mit der unmittelbaren Vergangenheit verwoben, jäh zerrissen, so knüpft der bürgerliche Demokrat um so lieber an das an, was im Jahre 1848 gesponnen wurde.

In einem Punkte wird die heutige Nationalversammlung leichtere Arbeit haben als ihre Vorgängerin: Die deutsche Republik braucht sie nicht erst mehr zu proklamieren, sie besteht; die deutschen Bundesfürsten haben den ungleichen Kampf ruhmlos aufgegeben, und ein Österreich, zu dessen Rettung Deutschland seine „Nibelungentreue" allzu bieder einsetzte, existiert nicht mehr. Im Jahre 1848 war das anders. Nach Republik schrie damals nur die äußerste Linke, die Volksmänner Hecker, Struve, Robert Blum usw.; sie wurde bereits in den vier Sitzungen des Vorparlaments, das vom 31. März bis 3. April in Frankfurt tagte, von der weit überwiegenden gemäßigten Mehrheit abgeschüttelt. Man traute den Fürsten noch so viel Wohlwollen und Verstand zu, daß man eine friedliche Vereinbarung mit ihnen für möglich hielt, und von Österreich erwartete man, daß es einem Großdeutschland zuliebe seine altererbte Vorherrschaft aufzugeben willens sei. Beides war eine grobe Täuschung. Keiner der Fürsten dachte daran, auch nur das kleinste seiner Rechte auf dem Altar des gemeinsamen Vaterlandes zu opfern, und Österreich sah dieser Frankfurter Nebenregierung nur so lange freundlich zu, als es hoffen konnte, daß ihm das neue deutsche Kaisertum in den Schoß fallen würde. Als diese Hoffnung zerrann, zog es sich in das Schneckenhaus einer eigenen Verfassung zurück, die jede Gemeinschaft mit dem nach Einigung dürstenden Deutschland ausschloß. Und als nun das Frankfurter Parlament nach monatelangen Redekämpfen das Riesenwerk einer deutschen Verfassung beendet hatte, zeigte sich, daß der provisorische Reichsverweser, ein österreichischer Erzherzog, der als liberal galt, weil er eine Postmeisterstochter geheiratet hatte, ein Johann ohne Land war: die deutschen Fürsten dankten für das Kuckucksei der neuen Verfassung, das man ihnen ins warme Nest zu legen gedachte; König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ließ

Fackelzug zu Ehren der Volksmänner zu Frankfurt a. M. Zeitgenössischer Holzschnitt aus der „Illustrirten Zeitung".

Im Zeitalter Bismarcks war das „tolle Jahr" unpopulär geworden. Die Weltgeschichte war so ganz andere Wege gegangen, als die Helden des Vormärz sich hatten träumen lassen, daß selbst die stolze Woge der Begeisterung und des Idealismus, die damals über den deutschen Strand rauschte, nur noch ein mitleidiges Achselzucken erregte und der „Achtundvierziger" sich allmählich zum Urbild des rückständigen Eigenbrötlers entwickelte. Jetzt sollen wir es erleben, daß mit einem Schlag eine Fülle sozialpolitischer Probleme und staatsrechtlicher Fragen mit derselben heftigen Gebärde vor uns hintritt wie im Frühjahr 1848, und wenn wir den Zusammenhang mit unserer Vergangenheit nicht verlieren wollen, werden wir uns genauer mit der Geschichte jener Zeit vertraut machen müssen, als dies bisher auf dem Programm der preußisch-deutschen Geschichtschreibung gestanden hat.



Herr „Piepmeyer". (Aus J. H. Detmold, „Taten und Meinungen des Herrn Piepmeyer", mit Zeichnungen von A. Schrödter. Frankfurt, 1849.)



sich nicht einmal durch die angebotene Kaiserkrone bestechen, Preußen ging keineswegs „in Deutschland auf“, und die „Zentralgewalt“, die sich die Paulskirche nach den Worten ihres Präsidenten von Gagern mit dem sprichwörtlich gewordenen „kühnen Griff“ selbst geschaffen hatte, erwies sich als eine papierne Formel ohne jede tatsächliche Macht. Das ist in kurzen Zügen die Tragödie des ersten deutschen Parlaments, das im ganzen dreizehn Monate bestand, nach dem Ausscheiden der österreichischen und preußischen Abgeordneten als „Rumpfparlament“ nach Stuttgart übersiedelte und dort gewaltsam aufgelöst wurde. Der Protest des Präsidenten erstickte im Trommelwirbel der Soldaten. Zu dem letzten Häuflein, das sich den Bajonetten darbot, gehörte kein Geringerer als Ludwig Uhland, der sich unter den Radikalinskis der äußersten Linken sonderbar genug ausgenommen und nur einmal, wortkarg, wie er immer war, zu einer rednerischen Tat aufgeschwungen hatte. Bei der Beratung der Kaiserfrage protestierte er heftig gegen die Erblichkeit der Kaiserwürde mit den geflügelten Worten: „Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist.“

An solchen Aussprüchen, die als Losungen an die Wand der kommenden Nationalversammlung geschrieben werden sollten, finden sich in den Sitzungsberichten des Frankfurter Parlaments unzählige. „Der ist der freisinnigste Mann, der seine Ansicht der Mehrheit unterwirft“, erklärte einmal der Cölner Abgeordnete Raveaux, und von Moritz Mohl stammt das beherzigenswerte Schlagwort: „Je größer die Zahl der Abgeordneten, um so mehr Nullen sind darunter.“

Die Berufspolitiker späterer Jahrzehnte haben das Frankfurter Parlament oft genug als ein Professorenparlament verlästert und damit ausdrücken wollen, daß diesen Gelehrten, die so zahlreich in der Paulskirche vertreten waren, die Fähigkeit der praktischen Politik gefehlt habe. Aber war es nicht gerade ein Gewinn, daß die uns so verleidete Geschäftspolitik damals noch nicht wucherte? Zeige mir dein Parlament, und ich sage dir, wer du bist! möchte man jedem Volke zurufen. Und des Frankfurter Parlaments hatte sich Deutschland gewiß nicht zu schämen. Unter den fünfeinhalbhundert Abgeordneten waren in der Tat mehrere Dutzend Professoren, Männer von europäischem Ruf, wie die Historiker Dahlmann und Droysen, Grimm und v. Raumer. Nicht weniger zahlreich waren die sogenannten Literaten, die Männer der Feder, vom Journalisten bis zum Klassiker. Das würdige Gegenstück zu Uhland war der alte Ernst Moritz Arndt. Von den vormärzlichen Lyrikern war Moritz Hartmann, von den jungdeutschen Schriftstellern Heinrich Laube zur Stelle. Und die Fülle kluger Charakterköpfe aus dem werktätigen Bürgerstand, aus Handel und Industrie, aus Jurisprudenz, Diplomatie und Militär war so überreich, daß der künftigen Geschichtswissenschaft trotz zahlreicher Vorarbeiten noch Unendliches zu tun übrig ist.



Frankfurter Karikatur: Politischer Damenklub. Aus dem „Satyr“ 1848.



Mittel zur Einigung in der Paulskirche.

Vor Beginn der Verhandlung wird unter den Sitzen der äußersten Rechten ein tüchtiges Feuer angemacht, welches eine Stunde brennen muß. — Die Herren der äußersten Linken hingegen werden eben so lange mit Eiswasser begossen, bis sie so viel von ihrer Hitze verlieren, daß sie mit den nun warm gewordenen Herren der äußersten Rechten auf einem Grad von Wärme stehen. Zeitgenössischer Witz aus den „Fliegenden Blättern“.

Das Frankfurter Parlament war zudem der Keimboden unserer sämtlichen politischen Parteien, und ein Studium dieser Urformen wird noch manche überraschende Aufschlüsse geben. Jedes bessere Gasthaus Frankfurts beherbergte damals einen politischen Klub, in dem sich die Gleichgesinnten außerhalb der Paulskirche zusammenfanden, und von dem sie auch ihre Namen führten. „Das steinerne Haus“ umfaßte bezeichnenderweise die streng Konservativen und kirchlich Gesinnten; das „Café Milani“ zweigte sich später von ihm ab. Das Zentrum, unter dem man noch nichts Ultramontanes verstand, sammelte sich im „Casino“ und zersplitterte sich im „Württemberger“ und „Augsburger Hof“. Die Linke saß auf dem „Donnersberg“ usw. Und dieses politisch-gesellschaftliche Treiben, dies stete Aneinanderreiben von Geist und Temperament schuf eine eigenartige Kulturluft, in der literarische und künstlerische Leistungen üppig gediehen. Hartmann schrieb seine „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“, Laube sein bestes Werk, „Die Geschichte des Frankfurter Parlaments“; der witzige Advokat Detmold schuf in Verbindung mit dem Düsseldorfer Maler Schrödter den klassischen Typus „Piepmeyer“, den gesinnungslosen Gesinnungshelden und geschäftigen Phrasenmacher. Und eine Fülle lustiger Karikaturen flatterte auf die Pulte der Abgeordneten, von denen mancher den Spitznamen nicht mehr loswurde, den ihm der Schalk angehängt hatte. Das Jahr 1848 ist ja auch das Geburtsjahr des „Kladderadatsch“.

Und noch eine Reminiszenz aus der Paulskirche: ein damaliger Adam Riese hat berechnet, daß jedes Wort im ersten deutschen Parlament die deutschen Bundesstaaten einen halben Gulden kostete. Gewisse M—undhelden und Dauerredner sind daher dem deutschen Volke teuer zu stehen gekommen. Seitdem sind die Preise unheimlich gestiegen, und die demnächst zu wählenden Abgeordneten sollten sich tagtäglich klarmachen, daß sie Deutschland vollends an den Bettelstab bringen, wenn sie nicht mit ihren Worten aufs sparsamste umgehen. **Videant consules!**

20. Dezember.

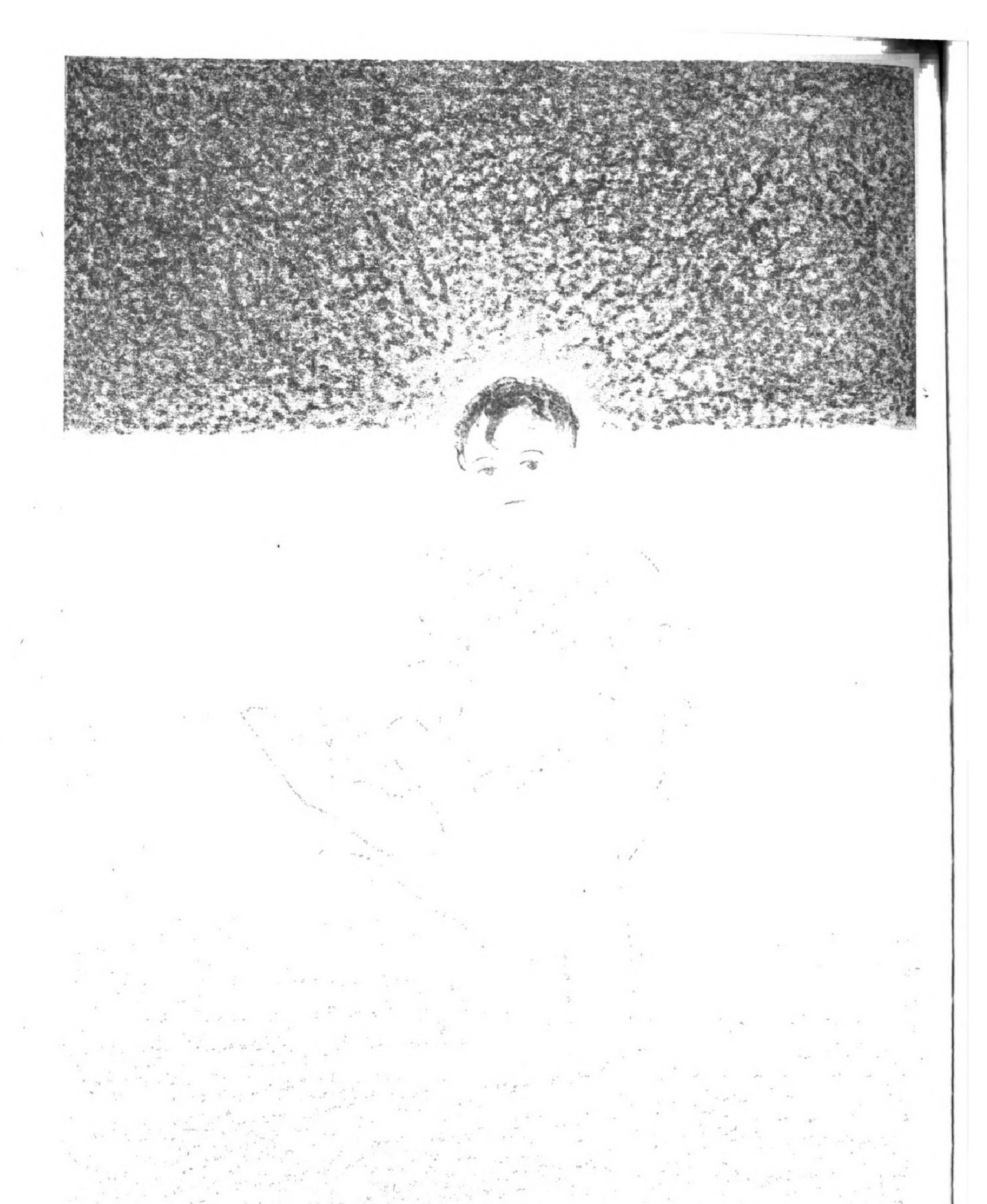
Die Großdeutsche Republik nach der Nationalversammlung. / Von Ludo M. Hartmann.

„Reiche werden durch dieselben Mittel erhalten, durch die sie geschaffen werden“, sagt der alte Geschichtschreiber. Das wird auch für Großdeutschland gelten, das aus der Demokratie heraus und im Kampf gegen den Imperialismus und die Mächte der Vergangenheit geboren wurde. Wie Kleindeutschland die Nation zerschlug, um die Dynastien mit ihren Machtinteressen zu erhalten, so vertrieb Großdeutschland seine Fürstengeschlechter und vereinigte die ganze Nation. Damit sind seine Grenzen, die allerdings auch Deutschböhmen und Deutsch-Südtirol umfassen müssen, für immer festgelegt, die „natürlichen Grenzen“ im Sinne Fichtes, die natürlichen Grenzen, die kein Volk im Zeitalter des Selbstbestimmungsrechtes ungestraft überschreitet. Staat und Nation, Staat und Volk sind eine unzertrennliche Einheit. Es wird daher die erste Aufgabe der Nationalversammlung sein, das Staatsgebiet bis an die Grenzen der von den Tschechen, Ungarn, Südslawen und Italiener bewohnten Länder vorzuschieben und die Abgeordneten Deutsch-Österreichs in ihrer Mitte zu empfangen. Damit wird die Sehnsucht von 10 Millionen Deutschen erfüllt sein, die es als ihre Aufgabe betrachten, mitzuarbeiten an dem Aufbau der deutschen Kultur als gleichberechtigte Bürger.

Dieses Deutschland, das auf dem Selbstbestimmungsrechte beruht, wird eine Demokratie sein müssen. Es wird nur leben können, wenn es sich nicht selbst verleugnet. Es wird der größten Anstrengungen bedürfen, um über die ersten schweren Zeiten hinwegzukommen und das demokratische Prinzip der Auslese der Tüchtigen zur Wahrheit zu machen. Es wird dadurch über sich selbst hinauswachsen und ungeahnte Kräfte entwickeln, die nicht dem einzelnen, sondern der ganzen Gesellschaft zugute kommen werden. Es wird zum sozialen Staate werden. Die gesellschaftliche Organisation hat ihm schon innerhalb des alten Obrigkeitsstaates vorgearbeitet, wie in keinem anderen Lande. 4,2 Millionen sozialdemokratischer Stimmen gab es hier schon vor dem Kriege. Es werden ihrer auch prozentual weit, weit mehr werden. Und das sind Stimmen von geschulten, in der Organisation größtenteils erprobten Männern – und jetzt auch Frauen. Sie werden sich nicht übertönen lassen. Es mag noch manche kleine Unordnung geben, die den oder jenen Kleinmütigen erschreckt, ja vielleicht noch manchen Rückschlag, aber der Weg ist unweigerlich vorgezeichnet. Es handelt sich darum, ihn mit Mut und innerer Freiheit zu betreten. Es winken die goldenen Früchte der Zukunft.

Das Gespenst des Krieges, das uns noch alle bedrückt, wird allmählich dahinschwinden aus dem Bewußtsein der jungen, der neuen Generation, und wenigstens für sie wird, was vor kurzem noch unerreichbar oder wie ein ferner, schöner Zukunftstraum erschien, Erlebnis und Ereignis werden. Wir hören ihn schon, den ehernen Schritt der Arbeiterbataillone, und wir erkennen das eherne Gesetz der Weltgeschichte, deren jeder von uns ein kleiner Teil ist.

15. Dezember.



..... UND ALLES FÜR DIE ZUKUNFT UNSERER KINDER !

Zeichnung von Wil Howard.

Die Industrie in Erwartung der Nationalversammlung

Äußerungen aus Unternehmer-, Arbeiter- und Angestelltenkreisen.

Was wir Industriellen von der Nationalversammlung erwarten? – Wir müssen alles von ihr hoffen, weil wir aus der längeren Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes alles fürchten müssen. Noch ein paar Monate so weiter wie bisher, und die deutsche Industrie ist rettungslos ruiniert. Die ohnehin sehr schwierige wirtschaftliche Situation verschärft sich von Tag zu Tag, und wir steuern in gerader Linie auf eine Katastrophe zu. Überall liegt großer Bedarf für industrielle Produkte vor. Große Bestellungen könnten in allen Industriezweigen sofort erteilt werden; aber wegen der allgemeinen Unsicherheit will niemand etwas unternehmen. Bereits erteilte Aufträge werden sistiert und annulliert, und neue Aufträge werden nicht erteilt. An eine Wiederaufnahme einer geregelten Tätigkeit ist nicht zu denken, solange wir nicht wieder eine Regierung haben, die vom Vertrauen aller Volksschichten getragen wird, die von unseren Feinden und den neutralen Mächten als solche anerkannt wird, und die an Stelle der jetzigen Rechtsunsicherheit und Rechtlosigkeit uns wieder einen geordneten Rechtszustand und feste gesetzliche Grundlagen im Innern schafft. Die allgemeine Beunruhigung wird dadurch besonders verstärkt, daß über bevorstehende Enteignungen, Vergesellschaftungen usw. sogar von einzelnen führenden Vertretern der gegenwärtigen Regierung Ansichten und Äußerungen verbreitet werden, die geordnete Dispositionen in industriellen Betrieben unmöglich machen. Selbst wenn wir Aufträge hätten, könnten wir doch nicht mit voller Kraft arbeiten, solange es uns in dem jetzigen Maße an Rohstoffen, Kohlen und Transportmöglichkeiten mangelt. Dieser Mangel kann vor Friedensschluß nicht behoben werden, solange die Blockade gegen uns aufrechterhalten wird und unsere Grenzen gesperrt bleiben. Durch den langen Krieg und seinen unglücklichen Ausgang ist unsere Stellung auf dem Weltmarkte so gut wie vernichtet worden, und sie muß nun unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen wiedergewonnen werden. Für diesen Wiederaufbau ist allererste Voraussetzung: Vertrauen, Ruhe und Ordnung im Lande, und dies kann nur durch schleunigste Einberufung der Nationalversammlung und Wahl einer wirklichen Volksregierung geschaffen werden. Denn nur mit einer vom ganzen Volke gewählten Regierung werden unsere Feinde Frieden schließen, und erst dann werden wir die so dringend benötigten Rohstoffe vom Ausland hereinbekommen und wird der zur Hebung unserer Industrie nötige Warenaustausch beginnen können. Jede Hinausschiebung des Zeitpunktes vergrößert die Arbeitslosigkeit und damit die Notlage unseres Volkes. Wir werden in wenigen Wochen bei Fortdauer der jetzigen Verhältnisse Hunderttausende von Arbeitslosen haben, und immer mehr industrielle Betriebe werden zum Stilliegen kommen. Deshalb ist auch die heutige Zeit die denkbar ungünstigste für die teilweise maßlosen Lohnforderungen der Arbeiter und für Einführung schwerwiegender sozialpolitischer Neuerungen. So sehr wir eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen unserer Arbeiterschaft begrüßen, müssen wir doch unter den heutigen Verhältnissen dringend vor zu weitgehenden Forderungen warnen, da dadurch die Allgemeinheit unbedingt schwer geschädigt wird. – Selbst Karl Kautsky forderte vor wenigen Tagen in der Berliner „Freiheit“, daß an Stelle des Kampfes gegen die Nationalversammlung, der Kampf um sie mit voller Kraft aufgenommen wird, denn die Massen verlangten nach einem Aufbau einer neuen Regierung, nicht nach Verewigung der Unruhe, nicht nach Verlängerung des Krieges durch Bürgerkrieg.

Max v. Bleichert, Leipzig.

Es gibt kaum eine Bevölkerungsschicht, die mehr Ursache hätte, mit gespannten Erwartungen der Zukunft und der Nationalversammlung entgegenzugehen, als die zwei Millionen Angestellten in Handel, Industrie und Gewerbe. Nicht nur aus dem allen Volksgenossen gemeinsamen Grunde, daß feste Verhältnisse geschaffen werden müssen, damit die deutsche Wirtschaft und mit ihr die Arbeit wieder in Gang kommt, sondern auch aus Gründen des eigenen, besonderen Lebens. Diese Angestellten waren schon vor dem Kriege eine wachsende Schicht, eine Zukunftsschicht. Wachsend an Zahl und damit an Gewicht als Staatsbürger und als Verbraucher. Wachsend aber auch an Bedeutung im wirtschaftlichen Prozeß: immer mehr steigert sich ihr Anteil an der Verwaltung der Betriebe, gehen Leistung und Leitung in die Hände von Angestellten über. Man denke an die Aktiengesellschaften und die anderen Gesellschaftsformen (das hat die Sozialdemokratie im Auge, wenn sie lehrt, daß die Unternehmer sich nach und nach selbst überflüssig machen). Und wenn die Zukunft, in die das goldene Tor der Nationalversammlung hineinführen soll, Sozialisierung bringt, also in mancherlei Formen Umwandlung von Privatwirtschaft in öffentliche Wirtschaft, so wächst damit wiederum der Anteil der Angestellten an der Gesamtarbeit des Volkes. Im Gefolge zeigen sich Einwirkungen auf das Angestelltenschicksal im ganzen, und zwar sowohl Hoffnungen als auch Gefahren und Sorgen. Alle Angestellten nehmen Teil an diesem Schicksal, die der Unterschicht, die zum Teil proletarisch denkt, aber auch die der breiten Mittelschicht und der Oberschicht; denn reich gegliedert wie das Leben selbst ist die Angestelltenschaft, auch nach ihrer Zugehörigkeit zum Großbetrieb oder Mittel- und Kleinbetrieb und zu dem weiten Gebiet des eigentlichen Handels. Eine lange Stufenleiter von Leistung und Einkommen, wie sonst nur noch bei den Beamten des öffentlichen Dienstes, und eine Quelle von Schwierigkeiten für die sozialpolitische Arbeit; aber auch eine Heraushebung und ein Vorteil, denn über viele Stufen hinweg ist dem einzelnen Aufstieg möglich, wie sonst in keinem anderen Berufe: dem einzelnen, der mit seinem Wollen und seiner Rüstung sich ernstlich darauf einstellt. Eine wachsende Schicht, die doch ihrer Kraft sich nicht immer bewußt war, auch nicht ihrer Bedeutung, die aber Versäumtes nachholen will, sozialpolitisch und staatsbürgerlich. Eine Schicht, deren Bedeutung aber auch viel verkannt worden ist und noch verkannt wird, besonders von der Arbeitgeberschaft, die der geistigen Arbeit sehr oft das versagte, was sie der Handarbeit, willig oder unwillig, zugestand. Das weist auf die Ursachen hin: die Machtmittel sind nicht gleich, die Angestellten können nicht als „Masse“ wirken – aber auch auf die natürliche Auswirkung dieses Ursächlichen: Mittel und Wege der Standesbewegung und ebenso gesetzliche Sicherungen, Einrichtungen, Rechtsverhältnisse müssen den besonderen Bedürfnissen angepaßt sein, z. B. gesetzliche Grundlage und Schutz für Gehaltsvereinbarungen statt des in weiten Gebieten nicht anwendbaren Streiks, mit einem Wort: Angestelltenpolitik, nicht Arbeiterpolitik! Die Nationalversammlung eröffnet eine Fülle von Möglichkeiten, Hoffnungen und Aufgaben.

Die Angestellten werden in der Nationalversammlung vertreten sein. Aber das ist nur ein erstes Anfassen der Notwendigkeiten einer unerhört schweren Zeit. Es muß als Quelle der Kraft dahinter stehen das große Wollen, das Erwachen weiter Kreise des Standes, die ihre Pflicht bisher nicht getan haben, das Bekenntnis zur Standespflicht und zur Staatsbürgerpflicht.

J. Reif,
Vorsteher des Verbandes Deutscher Handlungsgehilfen, Leipzig.

Bei der Beantwortung der Frage, was die deutsche Industrie von der Nationalversammlung erwartet, wird streng zu unterscheiden sein zwischen Industrie und Industriellen. Zur Sicherung irgendwelcher Vorteile für einzelne Personen darf in einem republikanischen Staatswesen kein Raum sein. Soweit aber die Industrie als Ganzes, als wichtiger der Allgemeinheit dienender Faktor unseres Wirtschaftslebens in Frage kommt, hat sie von der Nationalversammlung außerordentlich viel zu erwarten.

Sie kann vor allem erwarten eine Beseitigung der jetzt bestehenden Unsicherheit, die unser ganzes Wirtschaftsleben ergriffen hat, die sich lähmend auf die Produktion legt und eines der größten Hindernisse bildet für die Umstellung der Produktion auf die Friedensbedürfnisse, und die den so dringend notwendigen industriellen Wiederaufbau hindert.

Das Volk braucht Waren aller Art. Notwendig ist die Herstellung und Instandsetzung von Maschinen zur Wiederaufrichtung großer Industriezweige, zur Herstellung von Werkzeugen und anderem dringenden Bedarf. Wir brauchen Wäsche und Kleidungsstoffe. Wohin man sieht, gilt es, aufzubauen, auszubessern und wiederherzustellen. Alles das, was während des Krieges in Grund und Boden gewirtschaftet worden ist, Straßen, Häuser, Wohnungen, Verkehrsmittel und vieles andere, bedarf möglichst umfangreicher Reparaturen. Zur Herstellung von Wohngebäuden sind Baubestandteile mancherlei Art erforderlich. Wo so viel Mangel an den nötigsten Bedarfsgegenständen vorhanden ist, fehlt es gewiß nicht an Arbeitsmöglichkeiten. Aber von diesen Möglichkeiten wird nur ein äußerst beschränkter Gebrauch gemacht, weil niemand weiß, wie die politischen Zustände sich gestalten, weil die Unsicherheit im Wirtschaftsleben jede Energie unterdrückt, jede Schaffensfreude lahmlegt. Vorbedingung für eine fruchtbare industrielle Betätigung ist politische Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Durchaus nicht in dem Sinne, wie das unter den alten Gewalten der Fall war, sondern im neuzeitlichen Geiste, aber Ordnung und Gesetzmäßigkeit auf jeden Fall. Es bedeutet nicht nur Unordnung, sondern großen Widersinn, wenn in einer Zeit, in der der Bedarf des Volkes am größten ist, die Arbeitslosigkeit zu ungeahnter Höhe anwächst. Die Arbeiter sind es, die am meisten unter solchem Zustande zu leiden haben. Die Arbeiter haben deshalb das größte Interesse, daß Industrie, Handel und Gewerbe wieder flottgemacht werden, nicht der Unternehmer, nicht des Profits wegen, sondern zu ihrem eigenen Nutzen. Vergesellschaftung der Betriebe! Gewiß ein ausgezeichnetes Mittel, um den einzelnen den Profit zu entreißen und die Produktionsmittel der Allgemeinheit nutzbar zu machen. Ein Mittel, das zu geeigneter Zeit am geeigneten Objekt durchgeführt werden muß, nicht aber von heute auf morgen restlos durchgeführt werden kann, am wenigsten innerhalb äußerst verworrener und unhaltbarer politischer Verhältnisse. Selbst wenn die Vergesellschaftung mit einem Schlage durchgeführt werden könnte, würde sie dann unter der jetzigen allgemeinen wirtschaftlichen Unsicherheit irgendwie erfolgreich wirken können?

Die Industrie braucht Rohstoffe, sie braucht Zufuhr vom Ausland. Wir sind vom Ausland abgeschnitten und werden aus dieser bedrohlichen Lage kaum eher befreit werden, ehe tatsächlich der Friede eintritt. Friede und Nationalversammlung scheinen aber heute untrennbar. Je eher die letztere kommt, um so mehr steigt die Aussicht auf baldigen Friedensschluß. Es mag sein, daß die Nationalversammlung nicht der einzige Weg ist, der zum Frieden führt. Aber sie ist sicher der wichtigste und der gangbarste Weg.

Arbeitslosigkeit, Massenelend und daneben eine Industrie, die den Massen Beschäftigung bieten könnte, wenn sie mit Rohstoffen ausgerüstet wäre und ihre Zuversicht und Sicherheit wiedergewinnen könnte. Diese Gegensätze sind natürlich unhaltbar, und mit dem Wachsen der Ungewißheit wachsen hunderterlei andere Gefahren, die das Elend vergrößern.

Und welche Gefahren bestehen für die sozialpolitischen Einrichtungen, für die Unterstützungseinrichtungen der Armen, der Arbeitslosen, der Kranken, der Kriegsbeschädigten, der Witwen und Waisen, welche Gefahren auch selbst für die Errungenschaften der Revolution, besonders soweit diese auf wirtschaftlichem Gebiete liegen! Jeder wirtschaftliche Niedergang hat bisher stets nachteilig auf die Arbeiterorganisationen eingewirkt, um so mehr wird damit zu rechnen sein, wenn der Niedergang in einem nie gekannten und nie geahnten Umfang eintritt. Mit der Schwächung ihrer Organisationen werden aber die Arbeiter ihrer besten Stützen beraubt. In einem Industriestaate mit einer solchen gewaltigen industriellen Arbeiterschaft, mit einem so großen Hunger nach Industrieprodukten bildet die Industrie zweifellos die Seele des Staates. Liegt sie lahm, und fehlt ihr die Kraft, sich aufzurichten, so muß das ganze Volk, der ganze Staat dem Verderben anheimfallen. Es ist daher erklärlich, daß die Industrie nach einem Ausweg aus dieser unheilvollen Situation sucht, und daß sie ihn suchen muß in der Forderung nach Gesetzmäßigkeit, in der Forderung nach Bildung einer Nationalversammlung. Die Erwartungen, die die Industrie auf die Nationalversammlung setzt, treffen in diesem Falle mit den Erwartungen aller denkenden Arbeiter zusammen. Es handelt sich nicht um die Wahrnehmung der Interessen einzelner oder einzelner Gruppen, sondern um die Interessen des gesamten Volkes.

A. Lüttich, Gewerkschaftssekretär.

Jahrzehntelang haben die Arbeiter um die wirtschaftliche und politische Gleichstellung gekämpft. Ein kurzsichtiges Unternehmertum, beherrscht vom Machtdünkel, sah das berechtigte Streben der Arbeiter nur mit Widerwillen, bekämpfte jede gesetzliche Reform zugunsten der Arbeiter und ihrer Organisationen auf das heftigste. Wenn schon einzelne Unternehmer, ja selbst kleinere Unternehmergruppen den Arbeitern einiges Verständnis entgegenbrachten – die Schwerindustrie mit ihrem gewaltigen politischen Einfluß verhinderte jede ernsthafte Reform. Kurz vor Ausbruch der Revolution las man mit Erstaunen, daß die Unternehmerverbände die Arbeiterorganisationen nunmehr als gleichberechtigt anerkennen wollten. Zu spät kam die Einsicht! Mit kurzem Ruck schob die Revolution alles beiseite, was der Arbeiterbewegung hinderlich war. Auf dem Wege des Dekrets wurden Ziele erreicht, die sich sonst im jahrelangen Kampfe nicht hätten durchsetzen lassen. Die Nationalversammlung hat nun die Aufgabe, diesen Verordnungen Gesetzeskraft zu verleihen bzw. sie zu bestätigen. An erster Stelle steht das Gesetz über den Achtstundentag. Diese für die Arbeiter wichtigste Errungenschaft der Arbeiterschaft zu sichern, sollte jeder gewählte Nationalrat als Ehrenpflicht betrachten. Da wo eine Steigerung der Produktion notwendig ist, kann die Doppelschicht eingeführt werden, die bei der Mehrheit der Arbeiter keinen Widerstand findet, sofern die Nachtschicht vermieden wird.

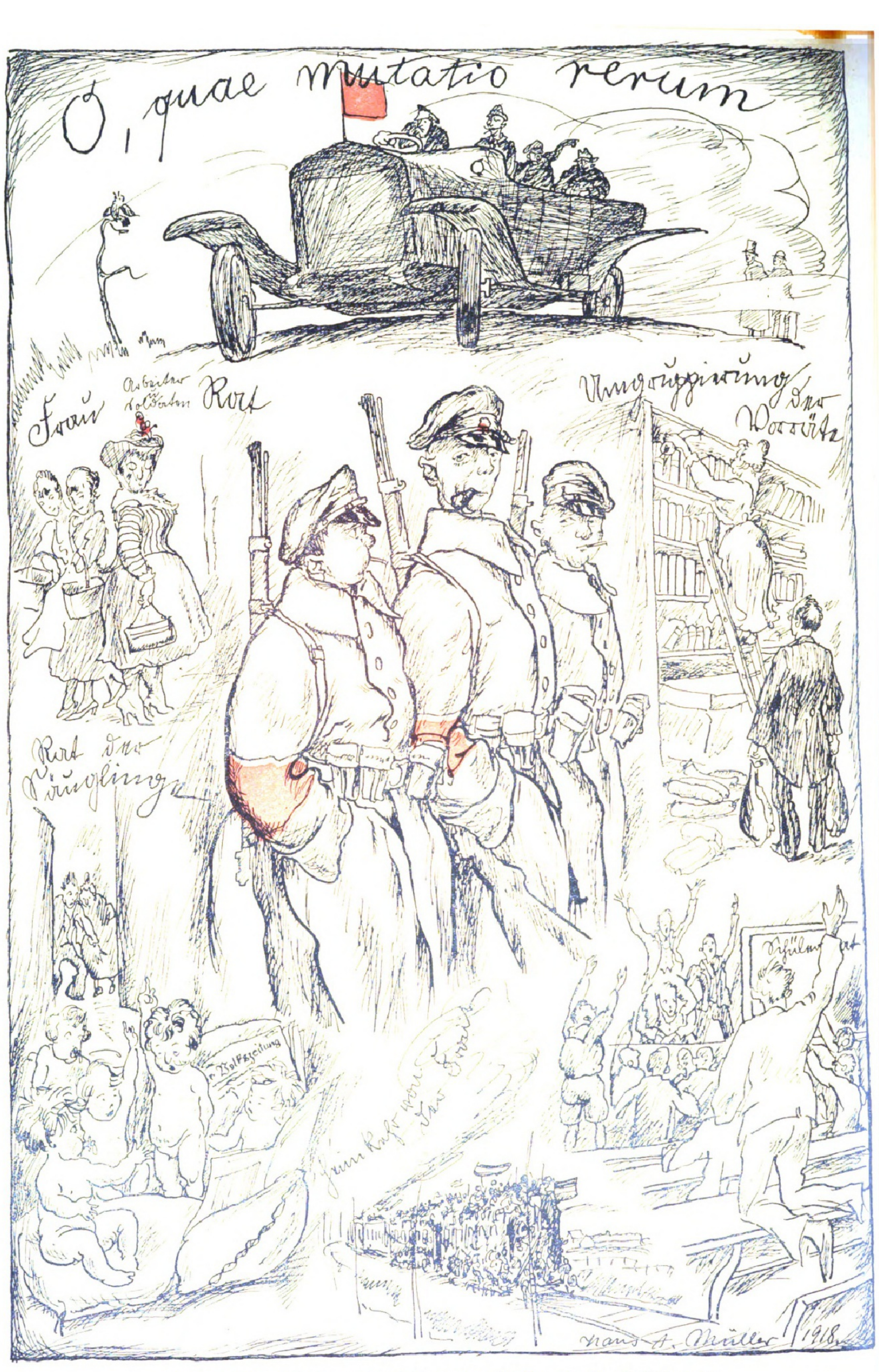
Großzügige Sozialpolitik ist eine Selbstverständlichkeit in einer sozialistischen Republik. Die Arbeiter können erwarten, daß die Erwerbslosenfürsorge als augenblicklich notwendiges Gesetz sofort bestätigt und auf zentraler Grundlage durchgeführt wird. – Nicht weniger dringend scheint mir Wohnungsbau auf gemeinnütziger Grundlage bzw. ein Ansiedlungsgesetz, um ein übermäßiges Wachsen der Großstädte zu verhindern. – Jeder Volksgenosse sollte mit sechzig Jahren in die Lage versetzt werden, auszuspannen; wenigstens dürfte er dem Kampfe ums Dasein nicht mehr ausgesetzt sein. Altersheime auf dem Lande mit der Möglichkeit leichter Gartenarbeit usw. müssen geschaffen werden. Jedoch müßte die Freiwilligkeit gewahrt sein, so daß jeder, der bei Familienangehörigen seine Unterkunft findet, weiter wie bisher mit Geld unterstützt wird. Soll man über Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, Arbeiterkammern usw. jetzt noch sprechen? Fragen, die schon vor Jahren im alten Staate hätten gelöst werden müssen. Die Unternehmer wären heilfroh, wenn nur diese jetzt nebensächlichen Fragen Erfüllung heischten!

Sozialisierung der Betriebe – das ist für die Unternehmer der Schreckensruf der Revolution. Daß die Arbeiter von der Nationalversammlung in dieser Hinsicht viel erwarten, ist verständlich. Und trotzdem ist der größte Teil der Arbeiterschaft dem Gedanken zugänglich, daß eine sofortige restlose Erfüllung ihrer diesbezüglichen Wünsche katastrophal wirken müßte und sie deshalb Geduld haben müssen. Die Nationalversammlung muß aber zeigen, daß sie die Entwicklung in der Richtung zur sozialistischen Republik begünstigen will, wenn sie nicht von vornherein den Kredit bei den Arbeitern verlieren will. Da selbst die bürgerlichen demokratischen Parteien einer „mäßigen Sozialisierung“ das Wort reden, so ist zu erwarten, daß die „dazu reifen Betriebe“ baldigst der Gesellschaft zur Verfügung stehen.

Doch zunächst möge die Nationalversammlung uns einen erträglichen Frieden bringen und damit baldigste Besserung unserer Ernährungsverhältnisse – und dann an die Arbeit zum Segen des gesamten Volkes!

A. Zimmermann, Metallarbeiter.

Im Dezember 1918.



Aus dem Skizzenbuch von Hans Alexander Müller: In der Zwischenzeit.

Nationalversammlung und Sozialisierung. / Von Max Grunwald, Pressechef im Reichswirtschaftsamt.

Die Novemberrevolution in Deutschland hatte nicht nur politischen, sondern auch sozialen Charakter und Anlaß, und ihr positiver Ausdruck in Gesetzgebung und Verwaltung wird deshalb politisch und sozial sein müssen. In der Politik soll dieses Ergebnis durch die Nationalversammlung, in der Wirtschaft und in den sozialen Zusammenhängen schon vor der Nationalversammlung durch entsprechende sozialisierende Beschlüsse und Verordnungen des Rats der Volksbeauftragten und seiner vorbereitenden Kommission angebahnt werden. Darüber aber kann kein Streit sein, daß auch das letzte Wort in den Sozialisierungsbestrebungen von der Nationalversammlung gesprochen werden wird bzw. von der in ihr eingesetzten neuen Regierung des Reiches. Nachdem aber festzustehen scheint, daß die Nationalversammlung eine große Majorität der gemäßigten sozialistischen Richtung bekommen wird, kann man nicht mehr vermuten, daß wichtige grundsätzliche Beschlüsse der jetzigen Regierung, des Rats der Volksbeauftragten, durch die von der Nationalversammlung einzusetzende Regierung verleugnet werden. Man darf aber bei dem ganzen Problem, um das es sich hier handelt, zweierlei nicht vergessen: erstens, daß wir eine wirkliche Revolution durchgemacht haben, die nicht nur Staatsformen und andere historische, politische und ökonomische Einrichtungen glatt überrannt hat, sondern auch Begriffe und Vorstellungen gründlich verändern mußte; und zweitens, daß es sich trotzdem bei der Nationalversammlung und bei der Sozialisierung um Erscheinungen handelt, die nicht ohne geschichtlichen Zusammenhang und ohne historische Vorbilder sind. Man braucht sich nur zu erinnern, daß die Idee einer wirklichen Nationalversammlung so alt ist wie die deutsche Freiheitsbewegung überhaupt, daß sie immer wieder im Laufe der deutschen geschichtlichen Entwicklung in verschiedenen Formen, aber im Wesen doch gleich, im politischen Bewußtsein der Deutschen aufgetaucht ist, und daß auch die Idee einer steigenden Sozialisierung der Wirtschaft selbst im preußischen Abgeordnetenhaus in allen Fragen der Verstaatlichung bisher privaten Eigentums nicht nur diskutiert worden ist, sondern auch in der Frage der Verstaatlichung der Eisenbahnen und des Bergwerks zu positiven Beschlüssen und Maßnahmen geführt hatte. Es handelt sich unseres Erachtens in beiden Fragen gegenwärtig nur um das Maß und um die Steigerung, in denen sie durchgeführt werden sollen, nicht aber um absolut neue weder diskutierte noch überhaupt in irgendeiner Art nicht schon verwirklichte Probleme. Das Tragische der Gegenwart liegt auch für diese beiden Programmpunkte der neuen Regierung darin, daß ihre Diskussion und ihre praktische Durchführung aufgenommen wird in einer Zeit, wo Deutschland in seiner politischen und wirtschaftlichen Energie vollkommen vernichtet und aufgerieben ist. Die Nationalversammlung, die in dieser Zeit des militärischen Zusammenbruchs und des wirtschaftlichen Niedergangs zusammentritt, wird wenig von der hohen Begeisterung und von der tiefen Freudigkeit zeigen können, die jeder gute Deutsche in diesem Inbegriff seines nationalen Lebens verbunden sehen möchte. Die Sozialisierung großer Wirtschaftszweige wird bei dem ökonomischen Tiefstand, den unsere gegenwärtige Produktion zeigt, nichts von sofort steigender Produktivität und Konsumvermehrung enthalten können. Das, was für unsere ganze Gegenwart so traurig charakteristisch ist, daß wir an keiner Errungenschaft des neuen Deutschlands ungetrübte Freude empfinden können, mag der Fortschritt noch so groß darin sein und die Notwendigkeit dafür noch so offensichtlich liegen, das wird sich gerade an der Durchführung der Nationalversammlung und Sozialisierung zeigen, und das läßt sich jetzt schon an der Skepsis und Bedenklichkeit erkennen, mit denen diese großen Probleme erörtert werden.

Darum erscheint es uns als erste Forderung für die Nationalversammlung wie für die Sozialisierung, daß wir wieder Mut und Vertrauen zu uns selbst bekommen, daß wir, um mit Goethe zu sprechen, selbst über Gräbern vorwärts wollen und das Traurige in uns und um uns nicht zum Maßstab unserer programmatischen Absichten machen. Wenn wir Deutsche mehr Vertrauen zu uns und mehr Mut gegenüber den anderen bekommen, so werden wir nicht zu verzweifeln brauchen, wenn wir arbeiten. – Arbeit heißt freilich einordnen, unterordnen, Arbeit heißt Rücksicht nehmen, Bedingungen aufstellen, die niemals absoluter Natur sein können, sondern im Zusammenhang des Ganzen bleiben müssen. Arbeit ist in diesem Sinne nichts anderes als ein großes Gesetz der Relativität. Dieses Gesetz ist greifbar zu spüren in dem Wahlverfahren für die Nationalversammlung wie in dem Arbeitsplan der Sozialisierungskommission. Dort erscheint zum ersten Male in einem bisher geschichtlich unvergleichlich gerechten Wahlverfahren die möglichst vollkommene Berücksichtigung der Minorität, d. h. doch im Grunde: der Gegner. Hier, in dem Arbeitsplane der Sozialisierungskommission, wird immer von der Bedingtheit der Sozialisierung gesprochen, von ihrem organischen Aufbau, von dem beabsichtigten Erfolg, von der Anpassung an die Natur der betreffenden Wirtschaftszweige: der Relativität des Möglichen. Nirgends, weder in der Frage der Nationalversammlung noch in der Frage der Sozialisierung, absolute Entscheidungen, unüberbrückbare Gegensätze, einseitig festgelegte Vorurteile; alles ist auf die Erfassung des Volksganzen, alles auf größtmögliche Produktivität der ganzen Wirtschaft berechnet.

Wenn man die Dinge so, ruhig und nüchtern, ansieht, so sollte niemand, welcher Partei er auch angehören mag, seine Mitarbeit verweigern, und niemand vor allem sollte sich die Mühe verdrießen lassen, nach der Sache zu urteilen und nicht nach dem Geschrei des politischen Gegners oder wirtschaftlichen Interessenten. Wir haben oft und mit gutem Grund freudig betont, daß deutsch sein heißt, etwas um der Sache willen tun; nichts anderes wollen die Nationalversammlung und die Sozialisierung sein. In diesem Sinne sind sie so deutsch, wie nur irgend etwas deutsch sein kann, und so neu wie alt. 22. Dezember.

V. Was erwarten wir von der Nationalversammlung? / Von Freiherrn von Rechenberg, M. d. R.

Von der Nationalversammlung erwartet das deutsche Volk Frieden, Brot und Ordnung. In dieser Forderung sind auch die Aufgaben der Nationalversammlung enthalten, die sie erfüllen muß, wenn das Deutsche Reich und das deutsche Volk nicht entweder untergehen oder unter dauernde Fremdherrschaft geraten soll.

Frieden kann nur eine verhandlungsfähige Regierung bringen. Die gegenwärtige Regierung ist es nicht. Alle Nachrichten aus dem Auslande stimmen darin überein, daß man mit der gegenwärtigen Regierung nicht verhandeln könne, und daß auch die Waffenstillstandskonferenzen mit den deutschen Delegierten nur auf Grund der Vollmachten abgehalten wurden, die sie von der früheren Regierung erhalten hatten. Die gegenwärtige Regierung stützt sich nicht auf den erklärten Willen des Volkes, sondern lediglich auf eine von ihr aufgestellte Vermutung, für deren Richtigkeit sie bisher den Beweis schuldig geblieben ist. Sie hat sich geweigert, den Reichstag zusammentreten zu lassen, und hat dadurch aus parteipolitischen Interessen eine schwere Schuld auf sich geladen; denn durch diese Weigerung wurde der Abschluß eines Präliminarfriedens verzögert und der Waffenstillstand mit allen seinen drückenden Bedingungen verlängert. Sollen aber die Leiden des deutschen Volkes nicht unerträglich werden, so ist es unumgänglich, sobald als möglich Frieden zu schließen, und dazu bedarf es einer verhandlungsfähigen Regierung, die auch im Auslande als solche anerkannt wird.

Die zweite Aufgabe der Nationalversammlung besteht darin, die bei uns gründlich zerstörte Ordnung wiederherzustellen. Die gegenwärtige Regierung mag wenigstens bei einigen ihrer Mitglieder vom besten Willen beseelt sein, sie hat aber nicht die Macht, die Ordnung wiederherzustellen. Ihre Anordnungen werden beachtet oder nicht beachtet, wie es den lokalen Behörden paßt, und die Regierung sieht sich im allgemeinen genötigt, ihre Abwehr dagegen auf Warnungen oder Mahnungen zu beschränken. Das schon durch den Krieg schwer erschütterte Gefühl für Recht und Ehrlichkeit scheint geschwunden zu sein. Es wäre sonst unverständlich, wenn lobend erwähnt wird, daß dieser oder jener Arbeiter- und Soldatenrat die amtlichen Bestände nicht verschleudert, sondern ordnungsgemäß abgeben konnte; daß gegen Räte, die anders verfuhren, vorgegangen wäre, hat man nie gehört.

Der Ehrlichkeit, die wir im Innern brauchen, bedürfen wir aber auch nach außen. Die Voraussetzung des Waffenstillstandes, die Grundlage des späteren Friedens, müssen für uns die vierzehn Wilsonschen Punkte sein. In diesen Punkten ist auch unsere Schadensersatzpflicht festgelegt. Unsere erste Aufgabe müßte demnach sein, die Grundlagen für Erfüllung unserer Verpflichtungen zu präzisieren und unsererseits Vorbereitungen zu treffen. Nichts davon geschieht. In allen den vielen Debatten, die in Berlin seit Abschluß des Waffenstillstandes stattgefunden haben, ist diese Frage nicht ein einziges Mal aufgeworfen worden, wohl aber fanden Erörterungen statt, die damit im Widerspruch stehen. So beim Rätekongreß durch Erörterung der Sozialisierung mancher Betriebe. Man mag ein Anhänger oder ein Gegner der Sozialisierung sein, man mag sie selbst für manche Produktionszweige für wünschenswert halten, man muß sich aber doch immer fragen, ob sie sich mit den übernommenen Verpflichtungen vereinigen läßt. Nun ist der gesamte Staatsbesitz, sowohl der fiskalische als auch der privatwirtschaftliche, vertragsgemäß der Entente für ihre Forderungen verpfändet; es darf aus demselben nichts veräußert, verpfändet oder kreditiert werden.

Würden wir also z. B. die Bergwerke in Staatsbesitz zum Zweck der Sozialisierung überleiten, so vergrößert sich dadurch lediglich das Pfand der Entente, ohne daß die deutsche Regierung eine größere Verfügungsfähigkeit darüber erhält. Wir können also gar nicht sozialisieren, nicht einmal da, wo es dem allgemeinen Interesse entspricht, und wir täuschen nur das deutsche Volk, wenn wir von einer beabsichtigten Sozialisierung reden; wir erwecken aber auch im Auslande den Eindruck der Unehrlichkeit, den zu vermeiden wir allen Anlaß hätten. Machen wir uns keine Illusionen darüber, daß auch ein allgemeiner, auf einem Völkerbund gegründeter Friedenszustand uns von den übernommenen Verpflichtungen nicht befreien wird, und daß der Völkerbund, in dem wir ein vollberechtigtes Mitglied sein wollen, kein bequemes Mittel ist, um seine Schulden nicht zu bezahlen. Auf Eintreibung dieser Forderungen werden die gegen uns verbündeten Staaten bestehen. Erweist sich unsere Regierung unfähig, die Finanzverwaltung von der gegenwärtigen Mißwirtschaft wieder in geordnete Bahnen zu lenken, so wird eine Finanzkontrolle seitens unserer Gegner eingeführt werden, die ebenso wie in der Türkei oder anderen Ländern alle Maßnahmen der Regierung von dem Gesichtspunkte aus zu beurteilen hat, ob durch sie die Forderungen der Entente nicht beeinträchtigt werden können. Um uns zur Annahme dieses Verhältnisses zu zwingen, bedarf es keines Einmarsches. Es genügt, wenn uns keine Lebensmittel geliefert werden. Deshalb hängt die Brotfrage auf das innigste mit der Finanzfrage zusammen, und nicht die geringste Aufgabe der Nationalversammlung wird es sein, Ordnung in der Finanzverwaltung wiedereinzuführen, die unerhörten Eingriffe in dieselbe zu beseitigen und so die Grundlagen zunächst für den Lebensunterhalt des deutschen Volkes, hierauf für den Wiederaufbau des Deutschen Reichs zu schaffen.

Berlin, 21. Dezember.

Ende des redaktionellen Teils.







Allgemeine Notizen.

Hochschulnachrichten. In das preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung wurden berufen: in die Presseabteilung der Privatlehrer Witz und als fachpädagogischer Beirat an Stelle des ausgeschiedenen Fritz Kunert die Schulvorsteherin Frieda Winckelmann. — Wie wir hören, ist der außerordentliche Professor für öffentliches Recht an der Universität Marburg Dr. jur. et phil. Victor Bredt zum ordentlichen Professor daselbst ernannt worden. Dr. Bredt gehörte seit einigen Jahren dem preußischen Abgeordnetenhause als Mitglied an. — Das preußische Kultusministerium hat die Einschaltung eines medizinischen Semesters für die aus dem Felde heimkehrenden Studierenden in der Zeit von Februar bis April 1919 beschlossen.

Die Auskunftsstelle für Ansiedlungswesen, Abteilung des Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, Berlin SW 11, Bernburgerstr. 13, hat in der von Geheimrat Dr. Friedrich Seesselberg geleiteten Ausstellung „Sparsame Baustoffe" in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten in Berlin eine Nebenstelle errichtet, die täglich von 11 bis 1 und von 3 bis 5 Uhr geöffnet ist und in der unentgeltlich Auskunft über die Siedlungsangelegenheiten und Bedingungen in den einzelnen Landesteilen erteilt wird. Bei der äußerst starken Nachfrage nach Siedlungsgelegenheit und dem lebhaften Interesse für alle Siedlungsfragen dürfte diese Auskunftsstelle eine bedeutsame Bereicherung der vielgenannten Ausstellung sein.

Unter der Bezeichnung „Verband deutscher Handelsanwälte" hat sich eine Reihe Berliner und auswärtiger Handelsanwälte zusammengeschlossen. Zweck ist die Wahrung der Standes-Interessen und die Fernhaltung ungeeigneter Elemente vom Berufe des beratenden Kaufmannes. Sitz des Verbandes ist Berlin W 35, Potsdamerstr. 118, I.

Sparsam wirtschaften, vor allem bei Verwendung und Zubereitung der Nahrungsmittel! Es sei erneut auf den Gebrauch von Kochkisten hingewiesen, durch deren Benutzung eine große Ersparnis an Feuerungsmaterial und an Zeit erzielt wird; auch sind die in der Kochkiste hergestellten Speisen ergiebiger und nahrhafter als die auf Herdfeuer zubereiteten. Als vollen Ersatz für den Küchenherd kann jedoch nur eine Kochkiste gelten, in der man außer Dünsten und Kochen auch zuverlässig braten und schmoren kann. Diese Bedingungen erfüllt die Heinzelmännchen-Kochkiste, die sich seit Jahren so außerordentlich bewährt hat, daß sie in Tausenden von Haushaltungen zu finden ist. Die Heinzelmännchen-Kochkiste stellt die Speisen in derselben Zeit her wie der Küchenherd; sie bedarf keiner Aufsicht; ein Anbrennen oder Überkochen der Speisen ist ausgeschlossen. Heinzelmännchen-Kochkisten sind in allen besseren Haushaltungsgeschäften und Wirtschaftsabteilungen erhältlich. Auch versendet die Heinzelmännchen Aktien-Gesellschaft, Berlin NW 40, Heidestr. 52 kostenfrei die illustrierte Preisliste nebst ausführlicher Gebrauchsanweisung.

Unerwünschter Haarwuchs ist unschön. Das beste, vielleicht das einzige Mittel von wissenschaftlichem Wert hiergegen ist die Behandlung durch Elektrolyse. Es gehört allerdings große Übung und Geschick dazu, sie auszuführen. Ein Nachwachsen der epilierten Haare ist dann aber auch ausgeschlossen. Näheres kostenlos von Frau Elise Bock, G. m. b. H., Charlottenburg N. Kantstraße 158 (am Zoo).

Rosige Wangen,

Liebreiz, Anmut und jugendliches Aussehen

verschafft sich jede Dame in wenigen Minuten durch Anwendung von



Preis per Tube Mark 2.— oder Kronen 3.—.

erhältlich in allen besseren Drogerien, Parfüm- und Coiffeurgeschäften, oder, wo nicht erhältlich, auch direkt durch die alleinigen Fabrikanten

W. Reichert, G. m. b. H., Parfümeriefabriken, Berlin-Pankow und Bodenbach in Böhmen.



Gebr. Hartmann

Chemische Fabrik Halle-Ammendorf

Ammendorf-Halle (Saale)

Buchdruckfarben

Steindruckfarben, Offsetfarben, feinste Autotypiedruckfarben schwarz und bunt, Doppeltonfarben, Mattfarben, Umschlagfarben, Ultraweiß für dunkle Papiere, Kopierdruckfarbe, Blechdruckfarben, Firnisse.

Eigene Chemische Fabrik für trockene Farben usw.

Vertretung u. Niederlage an vielen größeren Plätzen des In- u. Auslandes.

Sehr gesucht und leicht verkäuflich.



Nº	1420	1421	1422	1423	1424	1425	1426
Mk.	4.-	8.-	8.80	10.50	11.50	3.-	14.50
Verp.	0.60	0.60	0.60	1.-	1.-	0.60	1.-
Postkolli	16	6	4	4	4	6	2

Die Carbidkerze wird p. Std. mit 25 gr Carbid gefüllt und gibt verschlossen in ein Gefäß mit Wasser gestellt, sofort ein helles Licht.

Versand gegen Nachnahme; Porto extra. Wiederverkäufer hoher Rabatt.

JOS. PRÉGARDIEN, Cöln-Braunsfeld 36

Billigste Bezugsquelle für Ia Speckstein-brenner.

Nr. 712 nur Postversand in 25 Stück Packungen. Nr. 712 wird bis auf weiteres ohne Griff geliefert. Nr. 1421 — 1426 prompt lieferbar.

Sollte durch die Besetzung des linken Rheinufers die damit verbundene Postsperre länger als 8 Tage dauern, so bitte die Herren Händler ihre Bestellungen in Fabrikkisten und Postkollis für Nr. 1421 bis 26 an meine Adresse nach Sundern i. W., und für Nr. 712 nach Kettwig a. d. Ruhr, Pelsstrasse zu adressieren.

Wie gründe ich mir ohne Risiko und ohne Kapital eine selbständige **gute Existenz?** Von Dr. F. Mutus. Gegen Voreinsendung v. M. 2.20 (Nachnahme M. 3.20) zu bez. durch: Verlag Sophus, Charlottenburg 1. — Schließfach 16/46.

L. P. und L. P. P.

Jetzt heißt es, unseren lahmgelegten Außenhandel zurückerobern. Dazu sind französische und besonders englische Sprachkenntnisse unbedingt erforderlich. Wer daher Vorkenntnisse in diesen Sprachen hat, lese die illustr. Fortbildungszeitschriften: **„Little Puck" und „Le Petit Parisien".** Der humorvolle, in leichtverständlichem Englisch bezw. Französisch geschriebene Inhalt der beiden Zeitschriften ist mit **Vokabeln** und **Anmerkungen** versehen, so daß das lästige Nachschlagen im Wörterbuch fortfällt. **Über 24000 Bezieher!** Unterhaltend und lehrreich für alle Gebildeten, die ihre mühsam erworbenen Sprachkenntnisse auffrischen und erweitern wollen.

Bestellen Sie „Little Puck" oder „Le Petit Parisien" für ¼ Jahr zur Probe! Preis jeder Zeitschrift vierteljährlich (6 Hefte) durch Buchhandel oder Postamt **Mk. 2.—**; als Drucksache vom Verlag **Mk. 2.40** (Kr. 3.60), Ausland **Mk. 2.50.** Bitte Nachlieferung der im laufenden Vierteljahr bereits erschienenen Hefte zu verlangen. — **Probeseiten frei.**

Gebrüder Paustian, Verlag, Hamburg 82, Alsterdamm 7. Postscheckkonten: Hamburg 189. Wien 105 274, Budapest 25 162.

Sanguinal

Krewel in Pillenform

schnell und nachhaltig wirkendes appetitanregendes, wohlbekömmliches Mittel zur Unterstützung der Genesung nach Blutverlusten und Schwächezuständen. Vorzügliches Mittel gegen Blutarmut und Bleichsucht.

Zu haben in den Apotheken.

Krewel & Co. G. m. b. H. chem. Fabrik Köln a. Rh.

Buchführung

brieflich sicherer wie jeder mündliche Unterricht. Bücherrevisor **M. Gey,** Dresden 6 N. 12, Königsbrückerstr. 64.

Briefmarken

Auswahlen an Sammler ohne Kaufzwang. Illustrierte Briefmarkenzeitung gratis. **Karl Hennig, Weimar.**



Hautjucken

beseitigt in einigen Tagen Hautcreme „**Radikal**". Spreedt, Bochum 73, Postfach 199. — Mäßige Preise.

Webers Illustrierte Handbücher. Verzeichnis kostenfrei von J. J. Weber in Leipzig 26.



! So hoch erfreut

ist jeder über die **Magnet Lampe**

denn da kennt man keine Batterie - durch einfachen Kettenzug bringt man sie zum Leuchten. Preis: 20.- Mark. Nachn. u. Porto extra.

6 MONATE GARANTIE.



Kriegsbriefmarken

der Zentralmächte — Preisliste gratis **W. Franke, Berlin W. 8,** Unter den Linden 17/18. Ankauf von Sammlungen jeder Art.

Interessante Bücher!

Verlangen Sie kostenlose Prospekte vom Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla.

Das neue Haarnetz

„**Haubennetz**" umschliesst von selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar zu sein. Preis ℳ 1.40 ab 6 Stück, Einzelpreis ℳ 1.60 (garant. echt. Menschenhaar). Dazu grat. meine lehrreichen Abbildungen Nr. 85 zum Selbstfrisieren. **Haarnetz-Fabrik. Wörner, München 85, Färbergraben 27.**

BLEICHERT



Bleichertsche Kabelkrane beim Bau eines Kriegshafens

Eine sehr große Zahl der in den letzten Jahren errichteten Hafen-, Brücken- u. Schleusenbauten wurde mit unsern Baukabelkranen, D. R. P., ausgeführt.

Große freie Spannweite, unbehindertes Arbeitsfeld, hohe Traglast u. Leistung, große Betriebssicherheit, Betriebsfähigkeit bei jedem Wetter. — Verlangen Sie unsere Beschreibungen 21509 g, 21510 g, 21524 g, 21536 g

42 jährige Erfahrungen im Bau von Förderanlagen. Über 200 Patente. Fabriken in Leipzig-Gohlis, Neuß a. Rh. (Eisenkonstruktion), Wels in Ober-Österreich

Adolf Bleichert & Co., Leipzig-Go. 21



GOERZ DOGMAR

1:5,5 1:4,5 1:6,3

das ideale Objektiv für Amateur- und Berufsphotographen

Preisliste kostenfrei

Zu beziehen durch die Photohandlungen

Optische Anstalt C. P. Goerz A. G., Berlin-Friedenau 9

Briefmarken für Sammler billigst. Preisliste 24 u. Briefmarkenzeitung send. kostenl. August Marbes in Bremen.



Hanseatische Apparatebau Gesellschaft
vorm. L. von Bremen & Co. m. b. H.

Taucherausrüstungen aller Systeme, Schwimm- und Rettungsanzüge. Rettungs-, Atmungs- und Wiederbelebungsapparate für Rettungsstationen und Sanitätswachen, Bergbau und Feuerwehr.

Handelsmarke

Spezialität:

„Aerolith"

Atmungsgerät mit flüssigem Betriebsgas.

Flottenatmer.

Neufeldt & Kuhnke
-Werk-Ravensberg-Kiel-

Maschinen- und Apparatebau

Elektrische Maschinen-Ruder-Kesseltelegraphen eigener Gleich- und Wechselstromsysteme für den gesamten Schiffbau. Telegraphen für Dockanlagen Bergwerkstelegraphen.

Feinmechanische Präzisions-Apparate.

Tor- und Schützentelegraphen. Wasserstandsdifferenz-Fernanzeiger. Wasserdichte Apparate jeder Art. Elektrische Installation von Docks und Hellingen, sowie Schiffen jeglicher Art. Schaltanlagen an Bord von Schiffen.

NKK

Flüssige Gase Gesellschaft m. b. H.

Sprengluftgefäße. Aufbewahrungs-, Transport- und Tauchgefäße für flüssige Gase. Höhenatmungsapparate für Luftfahrzeuge.

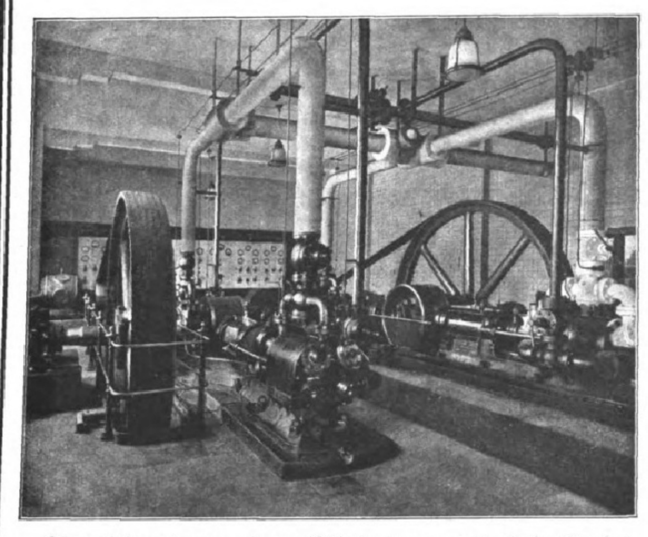
Spreng und Tauchgesellschaft m. b. H.

Ausführung jeglicher Arten von Spreng-, Tauch- und Gesteinbohrarbeiten. Vertiefung steiniger Flussbette. Beseitigung von Wracks u. Schiffahrtshindernissen. Vermietung von Taucherapparaten. Gestellung von Tauchergruppen, sowie einzelnen Tauchern.

Gesellschaft für nautische Instrumente
G. m. b. H.

Abbohren von Gefrierschächten ohne Ersatzlöcher nach patentiertem Verfahren, auch unter ungünstigen Gebirgsverhältnissen. Fabrikation von feinmechanischen Instrumenten.

Kompassbau, Spezialität: Flugzeugkompasse



Maschinenhaus eines Kühlhauses mit Schalttafel

Adolf Grundmann
Ingenieur-Büro
LEIPZIG
Rosentalgasse 2

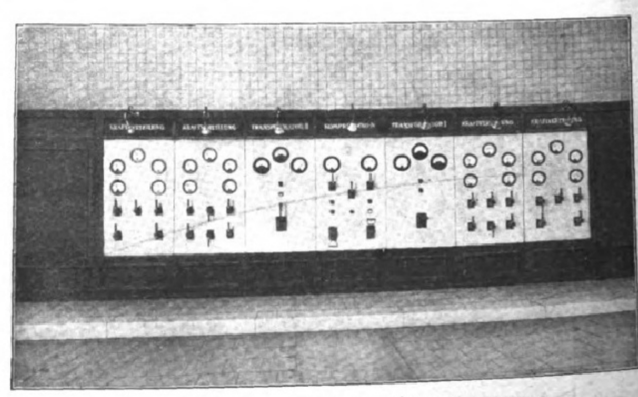
Fernsprecher Nr. 4056 u. 4057 Telegr.: Grundbüro Leipzig

Abteilung I:
Ausführung Elektrischer Licht- u. Kraftanlagen jeder Größe

Abteilung II:
Sonderabteilung für Elektrische Anlagen in Kali- und Kohlenwerken

Abteilung III:
Reparaturen Elektr. Maschinen und Apparate in eigener Werkstatt

Abteilung IV:
Lager aller gängigen Materialien, Glühlampen, Ersatzteile usw.



Schalttafel obigen Kühlhauses

die Redaktion verantwortlich: Heinrich Pfeiffer, für den Inseratenteil: Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — In Österreich-Ungarn

JLLUSTRIRTE ZEITUNG



Was wird es bringen?

VERLAG VON J. J. WEBER × LEIPZIG

Nr. 3942. Einzelpreis 1 Mark 30 Pfg. (Jede Woche eine Nummer, vierteljährlich 13 Mark.) 152. Band.

Wüſte Marken. Die Zuſtände in Nordfrankreich und Belgien, wo auch zu unſerem Schmerze blühende Städte in Schutthaufen verwandelt worden und ganze Ortſchaften vom Erdboden verſchwunden ſind, veranlaſſen uns, unſere Gedanken auf ähnliche Vorgänge in Deutſchland zu richten. Ganz Deutſchland, beſonders Mitteldeutſchland, iſt von Wüſtungen oder Wüſten Marken überſtreut, von denen meiſt nur noch die Namen reden, wenn nicht Spukſagen oder Sagen von verſunkenen Schätzen oder Glocken daran erinnern, daß einſt Menſchen dort gehauſt haben. Ihre Entſtehungsgeſchichte zahlenmäßig zu verfolgen, iſt noch ſehr ſchwierig, weil die Vorarbeiten für eine Zuſammenſtellung noch nicht allenthalben abgeſchloſſen ſind; nur ſo viel läßt ſich ſagen, daß ſeit Abſchluß der großen Koloniſation des Mittelalters (um 1300) bis auf heute durchſchnittlich die Hälfte aller Ortſchaften wieder verſchwunden iſt. Im Herzogtum Anhalt ſtehen z. B. 274 beſetzten Orten 351 eingegangene gegenüber. Noch immer ſtößt man auf die irrige Meinung, daß Kriege, beſonders der Dreißigjährige Krieg, auch die Schuld an der Entſtehung der meiſten dieſer Wüſtungen tragen. Gerade im Königreich Sachſen, in der Leipziger Pflege, kommt letzterer ganz wenig in Frage. Gegenden, die vom Kriege viel zu leiden hatten, ſei es von Standquartieren des Winters oder häufigem Durchzug zu guter Jahreszeit, verödeten allerdings teilweiſe. Namentlich wurden ſolche Dörfer betroffen, die erſt ſpät in den Hängen des deutſchen Mittelgebirges an wirtſchaftlich weniger günſtigen Stellen gegründet worden waren, während z. B. am Rhein in den altbeſiedelten Gegenden, in beſſerer wirtſchaftlicher Allgemeinlage bei größerem Wirtſchaftsſinne der Bevölkerung die Schäden des Krieges raſcher ausgewetzt werden konnten; denn die Anhänglichkeit der Bauern an ihre Scholle iſt an ſich groß; deshalb können auch ſo raſch vorübergehende Kriegszüge wie die der Huſſiten, ſo ſehr dieſe auch geſengt und geplündert haben mögen, nicht oft die Veranlaſſung zu dauernder Preisgabe der Heimat gegeben haben. Kriege werden alſo zur Entſtehung von Wüſtungen meiſt nur den letzten Anſtoß gegeben haben; vielmehr wird ſchon die Kleinarbeit unzähliger, an und für ſich unbedeutender Fehden, die ſtete Unſicherheit für Hab und Gut und Leben daran die Schuld tragen; auch Seuchen, wie die Peſt, zwangen die wenigen Überlebenden zur Flucht von der Scholle. Die Haupturſachen der Entſtehung der weitaus meiſten ſchon früher entſtandenen Wüſten Marken ſind – das hat die Forſchung faſt in allen Gauen erwieſen – wirtſchaftlicher Art geweſen. Schon während der großen Koloniſation ſind viele ſlawiſche Ortſchaften verſchwunden. Von den neugegründeten Ortſchaften tauchen manche nur kometenartig auf; ſie trugen ſeit ihrer Entſtehung den Todeskeim in ſich, weil ſie zu tief in dem Wald oder auf unfruchtbarem Kies- und Sandboden angelegt worden waren. Auch die Lage auf zu feuchtem Boden und die Gefahr verheerender Überſchwemmungen gaben Anlaß zum Verlaſſen der Ortſchaften. Für das Wiener Becken gibt ein Forſcher als Grund an den Mangel an Edelmetallen am Ausgang des Mittelalters, die hierdurch veranlaßte Steigerung des Geldwertes und Preiserhöhung der Waren des Großhandels, während die Preisſteigerung der ländlichen Bodenerzeugniſſe nur langſam vor ſich ging. Auch wo die adligen und geiſtlichen Grundherren beim Übergang zur Geldwirtſchaft die Steuerſchraube mehr anziehen mußten, verſagten die Bauern oft und ließen ihre Anweſen im Stich. Im Zuſammenhang mit dieſen Vorgängen tritt auch ſchon ſeit dem vierzehnten Jahrhundert das Bauernlegen, d. h. das Aufkaufen von Gütern und ganzen Dörfern zu Großbetrieben, auf. Um zu ergründen, ob wirtſchaftliche Gründe zur Entſtehung der Wüſtungen führten, muß man beſonders die Bede- und Steuerkataſter zu Rate ziehen; die Forſchungen auf dieſem Gebiete ſind langwierig und ſchwierig.
Dr. Paul Zinck.

Edelſteine auf der Straße. Auch für den Mineralogen iſt das Mikroſkop ein unentbehrliches Hilfsmittel zum Beſtimmen der Geſteine geworden und hat ihm wie dem Zoologen und Botaniker die Augen geſchärft und über Bau und Zuſammenſetzung, über Entſtehen und Vergehen auch in der anorganiſchen Welt wertvollen Aufſchluß gegeben. Da ein Objekt für die mikroſkopiſche Betrachtung durchſichtig oder wenigſtens durchſcheinend ſein muß, ſo ſchleift und poliert der Mineralog ein kleines Steinchen mit Schmirgel von zwei Seiten her – ſo dünn wie Papier – und klebt es mit Kanadabalſam auf eine Glasplatte. Das nennt er dann einen „Dünnſchliff". Die mühſame Arbeit gewährt reichen Lohn. Winzige Kriſtällchen in den herrlichſten Farben und Formen erfreuen ſein Auge. Seltene Mineralien, die der Menſch von jeher als Edelſteine ſchätzte, lagern zwiſchen den Fragmenten des Grundgeſteins in großer Zahl. Der Granit unſerer Trottoirſtufen enthält winzige Kriſtällchen von Zirkon, als Edelſtein Hyazinth genannt, von ungefähr 0,05 mm Länge und 0,03 mm Dicke ſo dicht nebeneinander, daß auf 1 qcm Oberfläche etwa 50 kommen, auf eine mittelgroße Granitplatte über 370000. 1 ccm enthält 4200, ein Denkmalblock von 1 ccm ebenſo viele Millionen Zirkonſäulchen. Seltener finden ſich Granat, Korund, Topas, Turmalin. Auch die Steine (Quarzporphyre) z. B. des Leipziger Straßenpflaſters ergeben ähnliche Zahlen: Länge 0,07 mm, Durchmeſſer 0,04 mm. Die Oberfläche eines Pflaſterſteines enthält nahezu 6000, 1 ccm 3600 Zirkone. Bisweilen miſchen ſich in den Hyazinthſchmuck rote Granaten von Erbſen- bis Haſelnußgröße. Eine überaus verſchwenderiſche Wegbeſchotterung leiſten ſich die Gemeinden, die nordiſche Diluvialgeſchiebe verwerten. Sie bergen korund- und granatführende Granite, Gneiſe mit Granaten bis zu Talergröße, reichlichen Hyazinth, bis 80 auf 1 qcm, dunkelgrünen Spinell und auch Turmalin. Die Baſalte führen Olivin, als Edelſtein Chryſolith, oft in Anhäufungen von Fauſt- bis Kopfgröße. Außer dieſem echten tritt auch der unechte Edelſteinſchmuck in Augiten des Baſaltes und der Quarzporphyre als farbloſes oder gefärbtes Glas auf.
Rudolph Schiffel.

Soziale Bewegungen im Altertum. Der Name Spartakus hat den Blick auf die ſozialen Kämpfe zurückgelenkt, von denen ſtoßweiſe die antike Kulturwelt erſchüttert wurde. Die Erhebung der Sklaven und Gladiatoren, die im Jahre 73 v. Chr. in Capua ausbrach, fand in dem Thraker Spartakus einen bedeutenden Führer, der mehrfach römiſche Heere ſchlug. Mit nur 70 Genoſſen hatte er den Aufſtand erregt, dem die Maſſen zufielen, als der erſte raſche Schlag gelang. Neben dem ſozialen Elend gab die innere Zerſetzung Roms den Anlaß zur Erhebung. Dieſer Aufſtand iſt aber in der Geſchichte des Altertums nicht beiſpiellos. Der Sozialismus wie der Kommunismus haben in Theorie und Praxis im Altertum zahlreiche Vertreter gefunden. Der erſte bedeutende ſoziale Denker iſt der große Philoſoph Platon, der in ſeinen politiſchen Werken den Staat nach ſozialen Ideen zu geſtalten ſucht. Im tiefſten Grunde iſt Platon freilich Ariſtokrat; dem entſpricht eine ſtändiſche Ordnung der Bevölkerung für die Teilnahme an der Staatsregierung und für die Aufgaben des praktiſchen Lebens. Platon iſt aber ebenſoſehr Dichter wie Philoſoph; und ſo hat er der Weltliteratur eine nachhaltige Anregung gegeben: auf ihn gehen jene zahlreichen politiſch-ſozialen Dichtungen zurück, die wir nach dem Roman von Thomas Morus als „Utopien" bezeichnen. Vergleichen wir die ſozialen Bewegungen des Altertums mit denen der Gegenwart, ſo fehlt ihnen der heute weſentliche Träger, die mit der modernen Induſtrie erwachſene Arbeiterſchaft. Alle ſozialen Kämpfe der Antike haben im Bodenbeſitz ihren Urſprung; ſie nehmen deshalb die Geſtalt agrariſcher und kolonialer Reformen an. Erſt an zweiter Stelle ſtehen kapitaliſtiſche Probleme, wie Verzinſung und Kredit. Die Reform Solons in Athen (594 v. Chr.), die Beſtrebungen der Brüder Gracchus (133–121 v. Chr.) in Rom und ebenſo die Revolution, deren geiſtig bedeutender, von ſeinen Gegnern ins ſchlimmſte Licht geſetzter Führer Catilina war, ſie alle verbinden Bodenreform mit demokratiſchen Beſtrebungen. Alle dieſe Bewegungen gingen von bürgerlichen Kreiſen aus, die dem Organismus des Staates eingefügt waren. Daneben aber ſtanden die großen entrechteten Maſſen der Sklaven, die mit der Entſtehung des Großkapitals gewaltig anwuchſen. Sie rekrutierten ſich zum großen Teil aus Kriegsgefangenen; unter ihnen waren Leute von gutem Herkommen und hoher Bildung, und oft waren es Angehörige kriegstüchtiger und freiheitsſtolzer Völker, wie Gallier, Spanier, Germanen und Thraker. Sie gerade wurden zum Teil in den Gladiatorenſchulen zu den blutigen Spielen des Zirkus abgerichtet. Die furchtbare Mißhandlung jeder Menſchenwürde war es, die immer wieder dieſe Unglücklichen zur Erhebung trieb. In Griechenland wie in Italien kommt es im zweiten Jahrhundert v. Chr. zu zahlreichen Sklavenaufſtänden, ehe dieſe Bewegung im Aufſtand des Spartakus gipfelt und im Blute von Tauſenden erſtickt wird. Weniger bekannt, aber vielleicht durch ſeinen religiös-ſozial geſtimmten Führer Eunus noch merkwürdiger iſt der große Sklavenaufſtand auf Sizilien (um 140 v. Chr.). Hier hatte der römiſche Großgrundbeſitz große Sklavenmaſſen gebildet, die rückſichtslos ausgenutzt wurden. Vereinzelte Erhebungen ſchloſſen ſich zuſammen; die Sklaven wählten den Syrer Eunus zum König; als ſolcher nannte er ſich Antiochus. In dieſem merkwürdigen Manne lebte etwas vom meſſianiſchen Befreierideal des Orients. Eine andere Horde unter dem Kiliker Kleon ſchloß ſich ihm an. Über 200000 Mann betrug das Sklavenheer, das über zehn Jahre die Inſel beherrſchte und mehrfach römiſche Heere ſchlug. Erſt ſeit dem Jahre 132 iſt der Aufſtand mit großer Mühe bewältigt worden. Eunus ſelbſt wurde gefangen, ſtarb aber im Gefängnis als Märtyrer ſeines prophetiſch-ſozialen Gedankens. Er iſt eine eigenartige Geſtalt, in der ſich die ſozialen Kämpfe der antiken Welt mit den religiöſen Ideen des Orients verbinden.
Prof. Dr. R. Stübe.

Zur Orientierung über die erſte deutſche Nationalverſammlung. Wer ſich über die erſte deutſche Nationalverſammlung und ihr Verfaſſungswerk genauer unterrichten will, greift auch heute noch am beſten zunächſt zu der fein ausgeführten Schilderung, die der erſte Band von Sybels „Begründung des deutſchen Reiches" (Volksausgabe, Oldenbourg, München, 1908) enthält. Knapper und ſchärfer behandelt den Gegenſtand Erich Brandenburg in ſeinem empfehlenswerten Büchlein „Die deutſche Revolution" (Quelle & Meyer, Leipzig, 1912). Dem „Verſuch der Reichsgründung durch die Paulskirche" gilt eine akademiſche Rede von Karl Binding (Duncker & Humblot, Leipzig, 1892), dem wir auch eine vorzügliche Ausgabe der geplanten Reichsverfaſſung verdanken („Die Verfaſſung des deutſchen Reiches vom 28. März 1849", 4. Aufl., F. Meiner, Leipzig, 1914). Dieſe Reichsverfaſſung hat auch Wilh. Altmann in dem erſten Band ſeiner „Ausgewählten Urkunden zur deutſchen Verfaſſungsgeſchichte" (Weidmann, Berlin, 1898) aufgenommen. Die lebendigſte Schilderung der Vorgänge und Perſönlichkeiten des erſten deutſchen Parlaments ſtammt von Heinrich Laube, der ihm ſelbſt angehört hat (3 Bände, zuerſt Leipzig, 1849; neue Ausgabe Heſſe & Becker, Leipzig, 1910). Briefe und Erinnerungen anderer Teilnehmer ſind vielfach gedruckt, können aber hier nicht aufgezählt werden. Aus den umfänglichen ſtenographiſchen Berichten über die Verhandlungen in der Paulskirche hat Georg Mollat eine ſehr geſchickte Auswahl getroffen und mit biographiſchen Angaben über die Abgeordneten verſehen („Reden und Redner des erſten deutſchen Parlaments", Zickfeldt, Oſterwieck, 1895). Nach ſachlichen Geſichtspunkten geordnet, finden ſich die wichtigſten Reden auch in den einzeln käuflichen Heften der „Vorkämpfer deutſcher Freiheit", die vom akademiſchen Freibund München ſeit 1910 herausgegeben worden ſind (Buchhandlung Nationalverein, München; hingewieſen ſei beſonders auf die Hefte „Die Grundrechte des deutſchen Volkes", „Staat und Kirche" und „Todesſtrafe").
Dr. Hermann Michel.

Fortſchritte des Flugzeuges. Zu Beginn des Krieges beherrſchten die „Tauben" das Feld, Eindecker mit 80–100pferdigen Motoren, die das Flugzeug mit zwei Mann an Bord mit rund 80 km Geſchwindigkeit in der Stunde durch die Luft trieben. Aufklärung war zunächſt die Tätigkeit der Flieger, die man damals in der ſogenannten „kriegsmäßigen" Höhe von 2000 m vor Erdabwehr ſicher glaubte. Man verbeſſerte deshalb in erſter Linie die Tragfähigkeit, um im Oſten durch die Einnahme größerer Mengen von Betriebsſtoffen größere Flugſtrecken bewältigen zu können. So wurde zum Beiſpiel am 14. März 1918 ein Poſtflug von Quargla nach Inſalah ausgeführt von drei Farman-Doppeldeckern mit nur 80pferdigem Motor mit Druckpropeller. Faſt 800 km Weg wurden in nicht ganz 7 Flugſtunden in der Zeit von 6¼ Uhr vormittags bis 8 Uhr abends bewältigt. Die Zweidecker wurden entwickelt und ſtärkere Motoren gebaut. Nach dem 100-P.S.-Motor kam der berühmte 160er, nach ihm der 220er und ſchließlich der 500er. Die Steigerung der Triebkraft ließ hinwiederum andere notwendige Fortſchritte zu. Die vorzügliche Wirkung der Flugabwehrkanonen hatte die Flieger gezwungen, größere Höhen aufzuſuchen. Gleichzeitig trat der Luftkampf in den Vordergrund. Das Jagdflugzeug entſtand, bei dem es auf große Steiggeſchwindigkeit und große Wendigkeit ſehr ankommt. Enge Kurven zu ziehen, erlaubt nur ein ſchmales Flugzeug, und ſo entwickelten ſich die Drei- und Mehrdecker. Die Steigfähigkeit wird namentlich auch durch die Motorenſtärke bedingt. 6000 m Höhe erklimmt man jetzt in 12 Minuten! Die Erhöhung der Geſchwindigkeit erwies ſich als notwendig, um den Feind überraſchend angreifen zu können; bis zu 200 km Eigengeſchwindigkeit in der Stunde beſitzen die heutigen ſchnellſten Flugzeuge. Die Tragfähigkeit mußte immer mehr geſteigert werden, da Bomben und ſchwere Lichtbildkammern mitgenommen werden mußten und die Ausrüſtung der Mannſchaft mit Sauerſtoffapparaten und Heizvorrichtungen notwendig wurde. Groß- und Rieſenflugzeuge entſtanden. Man kann bei ihnen nicht mehr mit einem Motor auskommen, ſie führen deren zwei, drei und mehr mit. Die Geſchwindigkeit dieſer Flugzeuge beſchränkt ſich allerdings im Mittel auf 120 km in der Stunde. An Nutzlaſt können ſie ſchon 1500 kg mitnehmen, ihre Beſatzung beſteht aus 6–8 Perſonen. Sie werden alſo zweifellos zu Luftfrachtfahrzeugen oder für die Perſonenbeförderung unſchwer ausgebaut werden können. Weite Flüge mit dieſer geringen Schnelligkeit erfordern viel Zeit, in der unangenehme Veränderungen der Wetterlage eintreten können, insbeſondere Nebel in den Küſtengegenden den Flug gefährlich machen kann. Dies führte wieder zur Verbeſſerung der Navigation. Die Kompaſſe und ihr Einbau weiſen weſentliche Fortſchritte auf. Die Funkentelegraphie, die zunächſt nur für die Artillerieflugzeuge nutzbar gemacht worden war, iſt ausgebaut für Groß- und Rieſenflugzeuge; ſie iſt für die Feſtſtellung des Flugpunktes im Nebel unentbehrlich. Die Fortſchritte der Kampfmittel, der Maſchinengewehre, Kanonen und Bomben, haben jetzt kaum noch eine Bedeutung, dagegen ſind der Ausbau der photographiſchen Apparate und die Auswertung der Bilder von höchſter Bedeutung für kulturelle Zwecke. Das Verkehrsflugzeug und das Vermeſſungsflugzeug haben große Zukunft.
Dr. Hildebrandt.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerſtraße 1–7

Illustrirte Zeitung

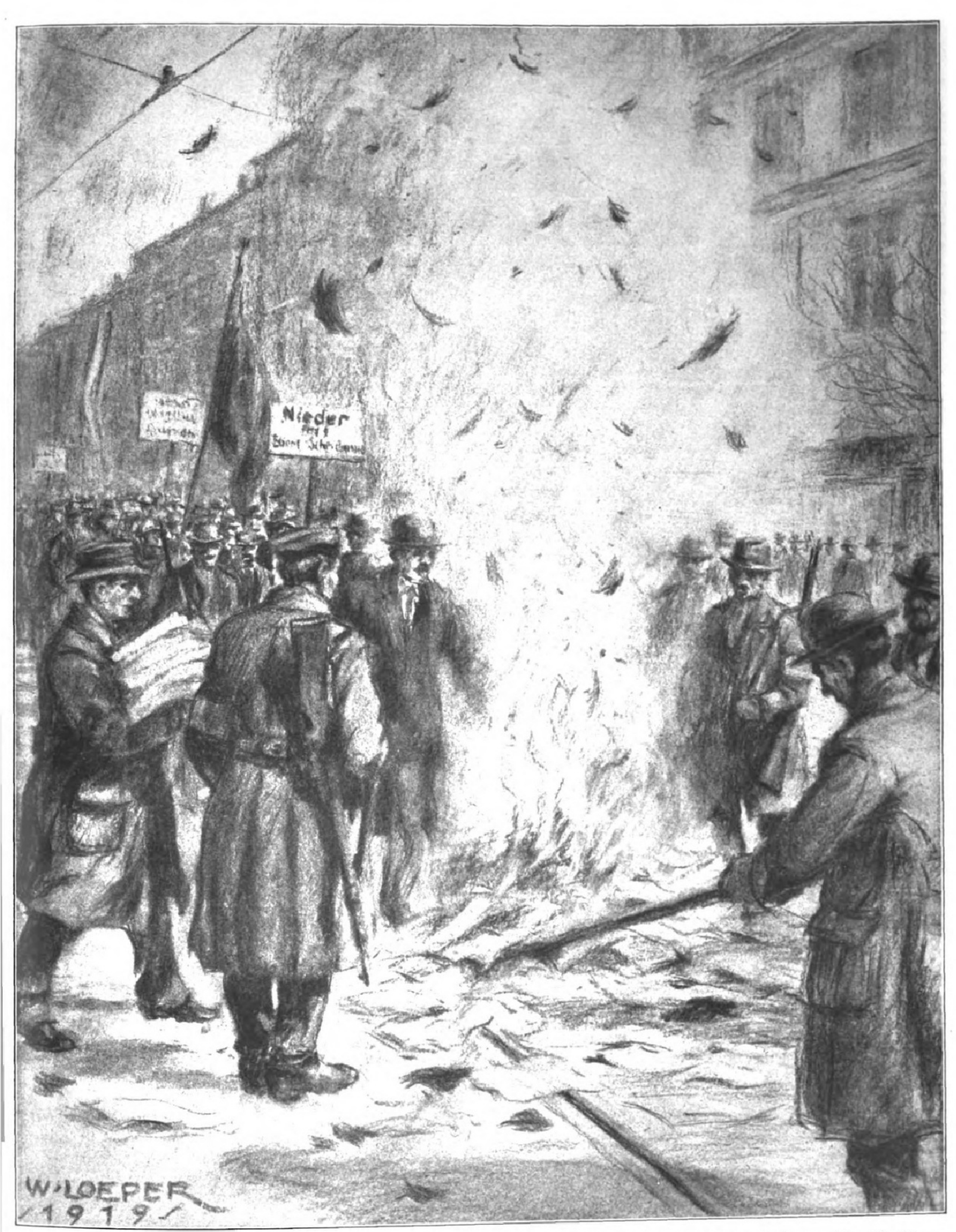
Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3942. 152. Band. Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 13 Mark; frei ins Haus 13 Mark 25 Pfg. Preis dieser Nummer 1 Mark 30 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 1 Mark, auf Seiten mit Text 1 Mark 20 Pfg. 16. Januar 1919.



Illustrirte Zeitung

Nr. 3942. 152. Band



Von den Spartakus-Unruhen in Berlin: Verbrennung von Flugschriften der Mehrheitssozialisten durch Spartakusleute auf der Straße.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Willy Loeper.



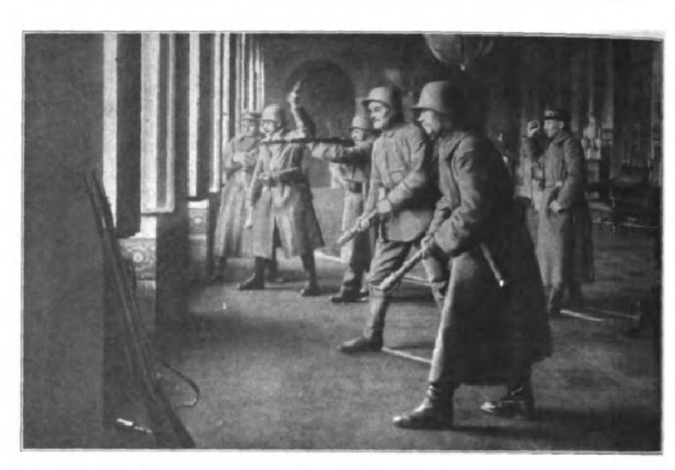
Posten der Spartakusleute in der Zimmerstraße.



Bewaffnete Spartakusleute, vorwiegend Zivilisten, auf dem Wege zu den Demonstrationszügen.



Während einer Kampfpause im Palais des Prinzen Leopold von Preußen in der Wilhelmstraße.



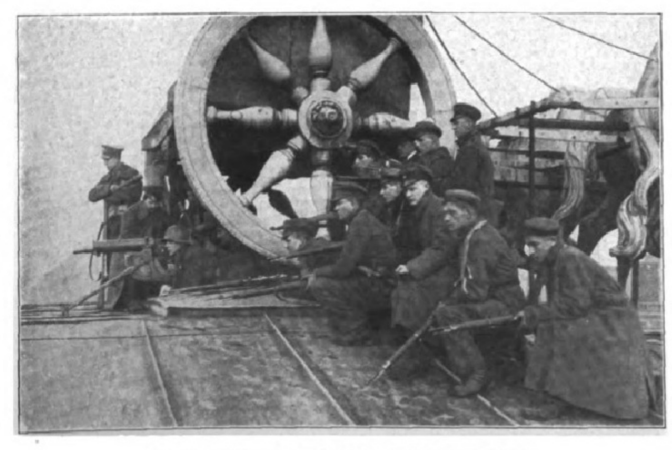
Regierungstruppen während eines Gefechts im Palais des Prinzen Leopold von Preußen in der Wilhelmstraße.



Anhänger der Spartakusgruppe versehen sich mit Waffen.



Abführung entwaffneter Anhänger der Spartakusgruppe durch regierungstreue Soldaten.



Regierungstruppen auf dem Dache des Brandenburger Tores.



Regierungstruppen vor dem Palais des Prinzen Leopold von Preußen in der Wilhelmstraße.

Von den Kämpfen um die Regierungsgewalt in Berlin.



Isarlandschaft. Nach einem Gemälde von Richard Wagner.



Oberst Reinhardt,
bisher Direktor des Demobilmachungs-Departements im preußischen Kriegsministerium, wurde zum Kriegsminister ernannt.



Der neue Volksbeauftragte Wissell in seinem Arbeitszimmer.
Wissell hat innerhalb des Kabinetts die sozialpolitischen Aufgaben übernommen.



Der neue Volksbeauftragte Noske,
wurde zum Gouverneur von Berlin ernannt mit außerordentlichen Vollmachten zur Wiederherstellung der Ordnung.



Der vielumstrittene Berliner Polizeipräsident Eichhorn,
der sich mit seinen Anhängern seinem von der Regierung der Volksbeauftragten verfügten Rücktritt widersetzt.



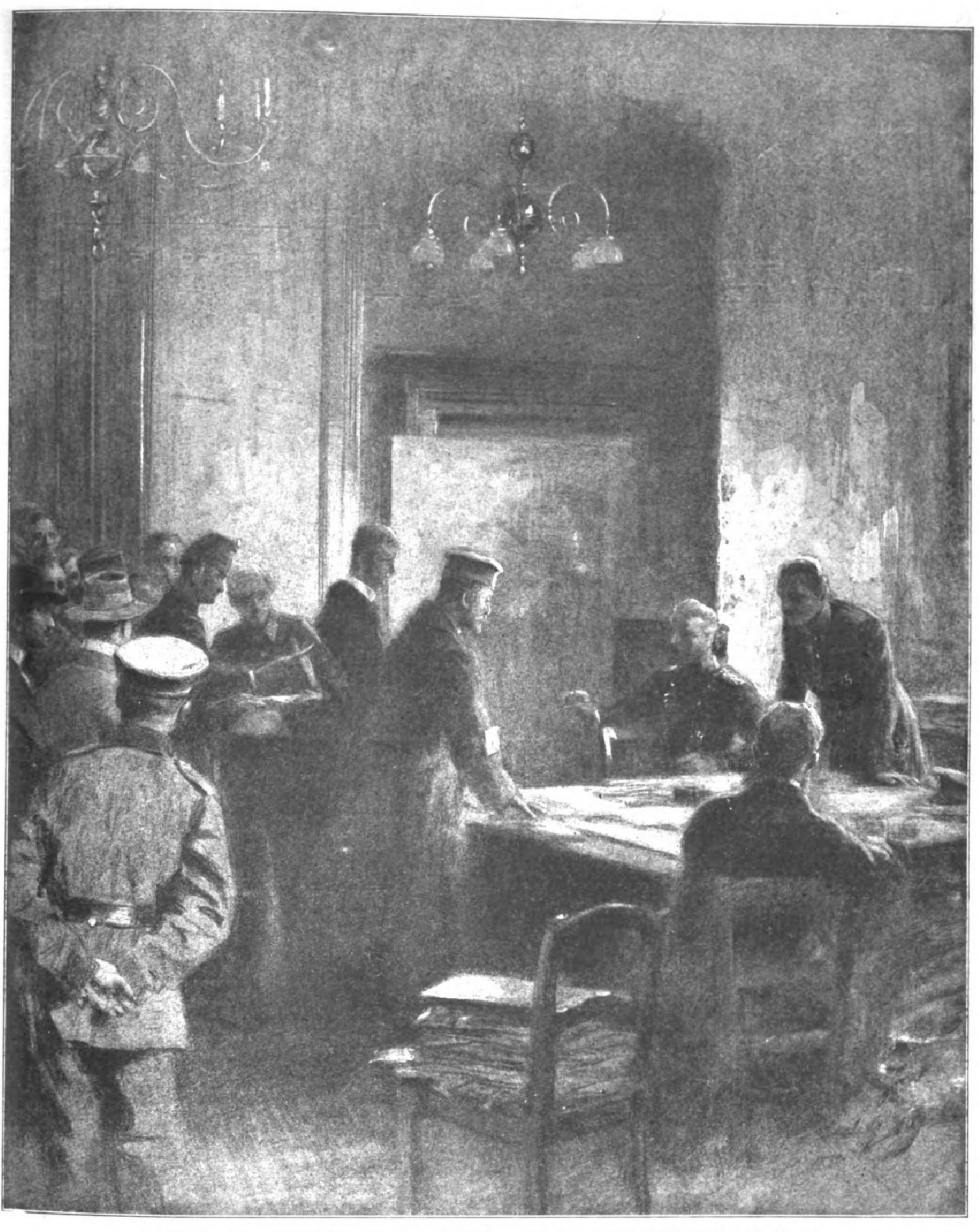
Von der Beisetzung der bei den Straßenkämpfen um Schloß und Marstall in Berlin am 24. Dezember 1918 gefallenen Matrosen; Ledebour (×) spricht von der Schloßterrasse aus im Namen der Arbeiterschaft.



Der preußische Volksminister Eugen Ernst,
der von der Regierung der Volksbeauftragten als Nachfolger des Berliner Polizeipräsidenten Eichhorn bestimmt ist.



Eine Sitzung des Zentralrats der deutschen sozialistischen Republik in Berlin. Nach einer Sonderaufnahme für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von W. Girde.
Von links nach rechts: Herbert-Stettin, Maier-Berlin (Ostfront), Schäfer-Köln, Pfaff-Kiel (Marine), Grzesinski-Cassel, Knoblauch-Darmstadt, Struve-Berlin (Westfront), Horter-Karlsruhe, Zwosta-Nürnberg, Lampl-Hamburg (Heimat), Kahmann-Dresden, Haaß-Berlin (Westfront), Heller-Berlin, Cohen-Reuß (2. Vorsitzender), Leinert-Hannover (1. Vorsitzender), Wäger-Dresden (Ostfront), Kohl-Berlin (Ostfront).



Der Waffenruf gegen Spartakus: In einem Werbebureau für die republikanische Volkswehr in Berlin.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.

Von den Spartakus-Unruhen in Berlin: Das Gefecht um die Garde-Pionier-Kaserne, das mit dem Siege der regierungstreuen Truppen endete; Spartakus beschießt die Kaserne von der Mühlenstraße aus.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Martin Frost.

Die Stellung Rembrandts auf dem Kunstmarkt. / Von Lothar Brieger.

Unter den Sensationen, an denen gerade während dieses Krieges der Kunstmarkt nicht arm gewesen ist, hat wohl keine mehr einander widersprechende Meinungen ausgelöst als der Verkauf des Colmarer Rembrandtwerkes „Dame mit Hündchen" (Rembrandts Schwester?) für eine Million Mark nach Schweden. Viele in Deutschland betrachteten diesen Verkauf beinahe als einen nationalen Trauerfall. Die Meinungen über den Wert des Bildes gingen außerordentlich auseinander, aber es muß betont werden, daß die besten Kenner Rembrandts und darunter auch seine Landsleute das Bild für ungewöhnlich gut und charakteristisch erklärten. Leider ist diese Angelegenheit für uns heute keine nationale Angelegenheit mehr. Das Colmarer Unterlindenmuseum kann wohl jetzt nicht mehr als ein deutsches Museum angesehen werden, und tragischer und bedeutsamer als der Colmarer Rembrandt dürfte für uns nunmehr die Frage sein, was aus dem Isenheimer Altar wird, dem höchsten Werke unserer deutschen Malerei, dessen Besitzer die Stadt Colmar ist.

Kurze Zeit nach dem Verkauf des Colmarer Rembrandt kam die Nachricht zu uns, daß ein anderes der nordischen Länder, Dänemark, aus einer Amsterdamer Privatsammlung Rembrandts „Lukrezia" für anderthalb Millionen Mark kaufte. Das Bild bot eine besondere Gelegenheit, Rembrandts Stellung auf dem Kunstmarkte, das Wachsen der Rembrandtpreise einmal an der Geschichte eines Bildes zu verfolgen. Der große Bildnismaler Lawrence hatte es 1826 auf einer Londoner Auktion für 3990 Mark erworben, 1889 ging es bei Christie für 78 750 Mark durch einen Händler nach Amerika, um erst 1913 für eine halbe Million nach Amsterdam zurückzukehren. Uns in Deutschland waren diese Steigerungen der Rembrandtwerte ja nicht ganz unbekannt, hatte doch Bode um 1890 herum dem Sammler Baron Luckner Rembrandts schöne große „Saskia" für 5000 Mark beinahe aufdrängen müssen, damit der Sohn 1908 das Bild für 350 000 Mark an Baron Edmund Rothschild nach Paris verkaufen konnte!

Rembrandt gehört im Grunde genommen nicht zu jenen Künstlern, bei denen man zwischen dem persönlichen Elend ihres Lebens und ihren jetzigen hohen Preisen einen das Mitleid herausfordernden Vergleich ziehen muß. Er hat verhältnismäßig gut verdient, für seine Zeit ansehnliche Bilderpreise genommen, und sein materieller Zusammenbruch war weniger eine Folge der Mißachtung seiner Zeitgenossen, als durch seinen Mangel an wirtschaftlichem Verständnis verursacht. Bei alledem ist es doch von Interesse, zu verfolgen, wie sich die Preise für Werke eines Meisters ändern, wenn diese Werke allmählich von nationaler zu großer internationaler Kunst werden.

Was hat Rembrandt bezahlt erhalten? Wenigstens für einige seiner wichtigsten Werke läßt sich das noch feststellen. Das berühmteste seiner Bilder ist noch immer die „Nachtwache", mag es unsere heutige Wertung auch nicht mehr erlauben, es so in den Mittelpunkt seines Gesamtschaffens zu stellen, wie das noch Neumann in seinem Rembrandtbuche tat. Jeder der Dargestellten zahlte Rembrandt hundert Gulden, so daß Rembrandt für die „Nachtwache", deren Geldwert heute wohl mit etwa drei Millionen nicht zu hoch gegriffen sein dürfte, sechzehnhundert Gulden erhielt. Besonders stolz soll Rembrandt gewesen sein, als er für die große, in Petersburg befindliche „Kreuzabnahme" — übrigens eines seiner unausgeglichensten Werke, aber heute wohl doch ein Zwei-Millionen-Bild — die hohe Summe von 1300 Gulden erhielt. Als charakteristisch kann man neben diesen Preis wohl die Marktpreise für eine kleine, 1651 entstandene Skizze zur „Kreuzabnahme" setzen. Sie stieg von 2850 Mark bei einer Auktion von 1834 in London bis zu dem Preise von 167 700 Mark, den der Pariser Händler Kleinberger 1909 gleichfalls in London dafür zahlte, und dürfte seitdem noch höher gestiegen sein. Denn Kleinberger hat das Bild weiterverkauft, ohne daß Käufer und Preis bekannt wären. Schließlich sei noch erwähnt, daß Rembrandt für die Platte zu seiner berühmtesten Radierung, dem Hundertguldenblatt, eben hundert Gulden erhalten haben soll. Der letzte erste Zustand eines Abzugs, der auf den Markt kam, brachte

Die Nachtwache. Rijksmuseum, Amsterdam. (Phot. Hanfstaengl, München.) Rembrandt erhielt für dieses Meisterwerk 1600 Gulden.

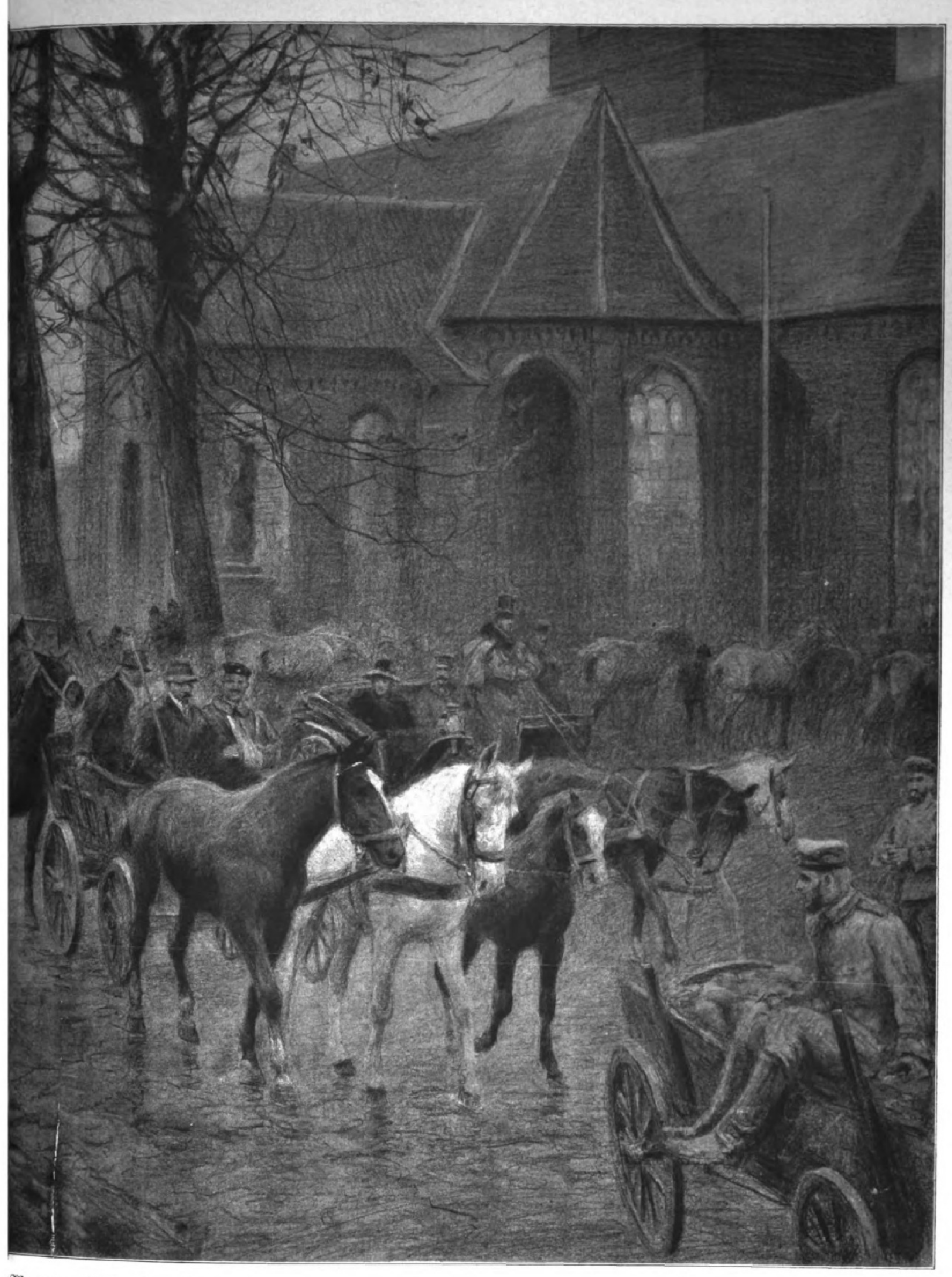


Kreuzabnahme. Ermitage, St. Petersburg. (Phot. Hanfstaengl, München.) Das Bild brachte dem Künstler 1300 Gulden.



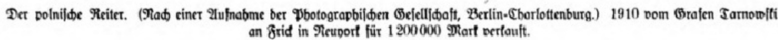
Joseph wird bei Potiphar von dessen Frau verklagt. Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin. (Phot. Hanfstaengl, München.) 1883 für 200 000 Frank erworben. Jetziger Wert: über 1 Million.

Von der Demobilisierung des deutschen Heeres: Auflösung einer Fuhrparkkolonne; Versteigerung der Pferde



Wagen. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.





Der polnische Reiter. (Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg.) 1910 vom Grafen Tarnowski an Frick in Neuyork für 1200000 Mark verkauft.



Dame mit Hündchen. Museum, Colmar i. E. (Phot. J. Christoph, Colmar i. E.) Für 400000 Mark an den Münchner Kunsthändler Böhler und von diesem für 1 Million nach Schweden verkauft.

35000 Mark, ein zweiter Zustand 1909 61500 Mark, und im gleichen Jahre hat ein zweiter Zustand des „Jan Six“ den höchsten aller bisherigen Preise für Rembrandtsche Radierungen gebracht, nämlich 71000 Mark.

Es hat übrigens lange gedauert, bis sich derartige ungeheure Rembrandtpreise auf dem Markte durchsetzten. Die Schätzung des Meisters im allgemeinen Geschmacke schwankte, und es gab Zeiten, in denen kleine holländische Genremaler viel besser bezahlt wurden als er. So hat Fürst Lichtenstein, als er 1673 die Gemäldesammlung Christoph Lauchs kaufte, einen Rembrandtschen alten Männerkopf für 25 Reichstaler erworben; 1775 brachte „Die Anbetung der Könige“ auf einer Versteigerung 8190 Mark. Wie die Schätzung zu Rembrandts Zeit war, geht aus den 16 Gulden hervor, auf die Adriaen Ostade 1674 eine Rembrandtsche Skizze taxierte. Bode haben wir es zu verdanken, daß wir ein Millionenbild wie „Joseph und Potiphar“ noch für 200000 Frank billig für Berlin erwerben konnten, allerdings war dieses Meisterwerk, eines der charakteristischsten Bilder Rembrandts, von 1820 an innerhalb dreier Auktionen bis 1883 von 4700 Frank zu diesem Preise emporgeklettert.

Betrachten wir einmal die Bilder Rembrandts, die innerhalb der letzten Periode seiner größten Wertschätzung je ungefähr um eine Million herum kosteten. Für je 800000 Mark ist die „Bathseba“ auf der Auktion Steengracht weggegangen und hat Lord Spencer seinen aus der Sammlung Kann für eine Viertelmillion Mark erworbenen „Titus“ nach Amerika verkauft. Eine Million hat der Colmarer Rembrandt von Schweden gebracht. Gleichfalls für eine Million ging der „Pilger im Gebet“ aus der ehemaligen Sammlung Kann 1913 an Herrn Willys nach Amerika, während dem polnischen Grafen Tarnowski schon 1910 für seinen „Polnischen Reiter“ von dem Neuyorker Milliardär Frick eine Million zweimalhunderttausend Mark gezahlt worden waren. Eine Million fünfmalhunderttausend Mark hat jetzt Dänemark für Rembrandts „Lukrezia“ gegeben. Der höchste Preis schließlich ist der Preis von zwei Millionen Mark, für den Widener in Philadelphia 1911 Rembrandts „Mühle“ kaufte. So erhalten wir als Rembrandtsche Höchstpreise für sieben Bilder einen Gesamtpreis von acht Millionen dreimalhunderttausend Mark, dessen Zinsen wahrscheinlich ausgereicht hätten, um auch dem unwirtschaftlichen und verschwenderischen Rembrandt das Leben zu fristen. Ganz abgesehen von den „kleineren“ Rembrandtpreisen, dem Bild seiner Schwester Liesbeth, das in fünf Verkäufen von 1767 bis 1912 von 1210 Frank auf 365000 Frank stieg, dem Bild seines Vaters von 1631, das 1913 bei Nemesz mehr als eine halbe Million Frank brachte, und anderen mehr.

Mit den Gemäldepreisen sind auch die Handzeichnungen zu anständigen Höhen gestiegen. Eine klassische Rembrandtauktion in diesem Sinne war die Auktion Heseltine 1913 in Amsterdam. Auf ihr brachte ein Selbstbildnis von einem Amsterdamer Käufer 46800 Frank; der Pariser Strölin kaufte die „Hendrikje am Fenster“ für 39600 Frank, zahlte für die „Amstel im Winter“ 41300 Frank und für eine Baumgruppe 41700 Frank, während das Gehöft für 63700 Frank nach Stuttgart ging. Freilich war dieser Preis der höchste bis dahin für eine Rembrandtsche Handzeichnung angelegte. Über die Preise der graphischen Blätter haben wir bereits gesprochen. Wie sehr sich das Urteil im Laufe der Zeiten ändert, beweist eine Kritik des „Musikalischen und Künstleralmanachs“ auf das Jahr 1783, die Günther Koch neuerdings wiederentdeckt hat. In dieser Kritik wird Drevet — der bekannte und gewandte, aber recht unschöpferische Stecher — mit Rembrandt verglichen, nicht gerade zum Vorteil von Rembrandt. Nach dem Kritiker soll Drevets „Bossuet“ dem „Jan Six“ von Rembrandt, der mit einigen hundert Gulden viel zu teuer bezahlt wäre, gewaltig überlegen sein. Und der Kritiker bricht zum Schluß in die von der Nachwelt so vollkommen bestätigte Beteuerung aus: „Hilf, Himmel! Werden die Rembrandtschen Mißgeburten so teuer gekauft! Welche Summen wird man nach ebendieser Zeit für Drevetsche Stiche bieten können!“

Es ist leicht, sich nachträglich über jemand zu belustigen, der sich in Urteil und Prophezeiung so vollkommen ver hauen hat. Aber sicher ist auch, daß mit wenigen Aus nahmen — Georg IV. von England zahlte z. B. schon 180 für den „Schiffbaumeister“ 105000 Mark — die Rem brandtschätzung sich erst allmählich und gegen starke Wider stände entwickelte. Die Gründe für solche Widerstände sin nicht einmal schwierig einzusehen.

So hat man sich sicher — dafür sind auch literarisch Zeugnisse genügend vorhanden — an der phantastische freien und zugleich naturalistischen Art gestoßen, in d Rembrandt die Vorgänge der Bibel malerisch interpretiert Besonders die Geistlichkeit, nicht zum wenigsten in sein Heimat selbst, hat den größt aller Meister deswegen ni recht gelten lassen wollen. S ne Art, überhaupt historis oder mythologische Vorgän in die Sphäre eines alltä lichen Lebens zu verlegen, fa immer Widerstand bei den A hängern einer italienisch stimmten Ästhetik; die Naza ner, ihre Anhänger und Na folger sahen in Rembra geradezu den Propheten Häßlichen um seiner selbst w len. Und es ist auch gar k Frage, daß ein volkstümli Empfinden des „Schönen“ jeder Zeit der ganz auf t Psychologie ohne Beschä gung eingestellten Kunst R brandts entweder mit o flächlichem Widerwillen mit verständnisvollem Gr gegenübertreten wird. Rembrandt ist ein vollkom freudloser Maler, seine g artige Objektivität nimmt nerlei Rücksicht auf die E findungen der Beschauer stößt sie dadurch ab. Es immer nur eine kleine Mi tät ziemlich abseitiger schen sein, denen dann bings Rembrandt hier Letzte und Höchste bieten was die Kunst der M überhaupt zu bieten ve

Die Marktwertung brandts wird alle an Wertungen immer in Zeiten übertreffen, dene Malerische an sich, die M als Qualität mehr al bloßes Wort ist. Zweifel hat das Emporkomme Impressionismus, der einen Gipfel des Malerischen im gegen die lineare Richtung bedeutet, die herrschende St Rembrandts auf dem Kunstmarkte der Gegenwart begr Es wäre wohl denkbar, daß einmal eine Zeit, die wiede Entwicklung des linearen Prinzips gegenüber dem rischen bedeutet, Rembrandt nicht die einsame Her stellung einräumt, welche wir ihm heute verehrend zuerk Jede Zeit hebt von den verflossenen Großen der Ku rade diejenigen auf den Schild, die ihr eigenes künstle Ideal am vollkommensten erfüllt haben. Die Wertun einzelnen mögen also wechseln. Aber bleiben wird zu ohne auch durch eine solche mit ihm nicht sympathis Zeit hindurch die Schätzung Rembrandts als eines d oder fünf ganz großen Maler der neueren Kunstgeschich



Bathseba bei der Toilette. Sammlung Steengracht, Amsterdam. (Phot. Scheltema & Holkema, Amsterdam.) Für 1 Million Frank nach Amerika verkauft.

WAHR' DIE SCHLÜSSEL, OBRIGKEIT!

ERZÄHLUNG AUS DER ALTEN WISMAR VON OTTOMAR ENKING.

(13. Fortsetzung.)

Beim Kreuze, wo der Weg nach Grönings abbiegt, schlugen Hans Hamborch und seine Kumpanen den alten Bürgermeister in Banden und brachten ihn zum Markt zurück vor die Schreiberei. Dort lauerten viele von den Ämtern und Bürgern. Auch Claus Jesup kam. Er warf einen Blick auf die Ratsverwandten, die vor dem Tore standen: „Die haben Harnische unter ihren Mänteln", warf er hin. — „Nein! Nein!" riefen die Ratmannen und knüpften hastig die Mäntel auf, daß jeder sehen konnte, sie waren unbewaffnet. Aber Claus Jesup kehrte sich nicht daran. — „Los!" befahl er seinen Freunden, „holt euch auch die Harnische!" — Sie liefen nach Hause und kamen wieder in Wehr und Waffen.

Das Volk schmiß mit Steinen nach den Ratmannen. Die flüchteten ins Haus und nahmen Herrn Johann mit, doch es nützte ihnen nichts. Claus Jesup stieg ihnen nach: „Ich kann sie nicht mehr bändigen, die da draußen, wenn der Bürgermeister nicht in den Turm geht. Dann nehm' ich es auf mich, die Leute zu stillen." — Herr Johann in seiner Güte, damit seinen Brüdern vom Rat nichts Schlimmes geschehe, entgegnete: „Ich trage mein Schicksal wie unser Bruder Hinrik." — Bei diesen Worten leuchtete Claus Jesups fahles Angesicht graß auf, nicht anders wie eine Heide, die sonst nächtig da liegt und jählings von einem Blitze überhellt wird. Er trat ans Fenster und rief zu der Menge hinab: „Gute Freunde! Gebt euch zufrieden und tut niemand Überlast und Gewalt, denn euer Bürgermeister soll euch zu Gefallen in den Turm gehen, darum vergreift euch nicht an ihm oder sonst jemand!" —

Von den Ratmannen fanden ein ganz Paar das bißchen Mannesmut, sich als Bürgen für Herrn Johann anzubieten — Claus Jesup wies sie ab. Er wußte wohl, nahm er sie an, dann blieb Johann Bantzekow von Rechts wegen auf freiem Fuße. — „Ich und die Sechzig haben keine Macht gegen das Volk," versetzte er achselzuckend, „und das will es nicht anders, als daß der da verfestet wird. Habt ihr Lust, es noch mal zu hören?" — Herr Johann erkannte, daß es kein Entrinnen für ihn gab: „Tut denn, was ihr vor Gott verantworten könnt. Ist da aber einer unter euch," und er blickte seinen einstigen Schützling wehmütig an, „der aus irgendeiner mir unbewußten Ursache Haß auf mich hat, dann verlange ich, daß man mich nicht darauf hin richtet!" — Claus Jesup ertrug den Blick: „Bei allen Heiligen Gottes," schwor er, „da ist kein Haß gegen Euch dabei und soll auch keiner dabei sein", und er fügte sogar hinzu: „Wenn es nach mir ginge, Herr Johann, so würde all dies nicht geschehen."

So verstrickt war der Wollenweber in seine Sucht, die Gewalt an sich zu reißen, daß es ihm selber nicht mehr schien, als belaste er seine Seele abermals mit einem Meineid. Einen Haß? dachte er. Nein, den hatte er nicht gegen den Bantzekower. Warum sollte er ihn hassen? Der hatte ihn ja niemals beiseitegestoßen und ein verfluchtes Krötending genannt wie sein Ohm, Herr Marquard. Seine Schuld indessen lag ja klar zutage. War er nicht als verordneter Bürgermeister auf heimlicher Flucht ergriffen worden?

Herr Johann wurde, ohne sein Weib wiedersehen zu dürfen, in den Turm gebracht zu Herrn Hinrik van Haren, der immer vor sich hin weinte, und wurde mit Ketten und Helden verwahrt, und drei Männer wurden mit den beiden eingeschlossen, damit die hart Verklagten nicht ausbrechen und damit ihnen ihre Freunde nicht hinaushelfen konnten. Die äußerste Pforte wurde überdies verriegelt mit einem starken Schlosse, draußen vorgehängt, und auf der Straße vor dem Turm hielten sie Wache, hundert oder zweihundert Mann, mit Spießen und anderen Waffen, dazu reitende Wacht in jeder Nacht, und sie gingen und ritten vor dem Turm hin und her und riefen durch das Gitterfenster zu den Gefangenen hinein und bespotteten und verlachten sie. Die beiden aber saßen da drinnen in großer Mühe und Pein ihres Herzens.

Frau Metteke ging ihre Brüder und Vettern an, die sollten in die Menge sprengen und niederhauen, was sich ihnen entgegenstellte, bis sie in den Turm dringen und die Gefangenen befreien konnten. Allein die Herren sahen das Fruchtlose solchen Beginnens ein. Wider die Tausende waren sie zu wenig. Johanns Söhne, Hans und Lüdeke, taten, was nur in ihren Kräften stand, um dem Volk eine gute Meinung von ihrem Vater beizubringen — sie stießen auf Unglauben und Hohn. Der wackere Herr Götke Bik, so gern er auch das Flehen seines Weibes: „Rett' unsern lieben Vater!", erfüllen wollte, sah keinen Ausweg als den, daß vor dem Gericht die Unschuld des Bürgermeisters leuchtend hervorschimmern werde, und tröstete seine Ghese: „Was kann unserm lieben Vater denn geschehen?" In der Brust aber bangte ihm. Denn was war es für ein Gericht, vor das die beiden kamen?

Um Herrn Hinrik van Haren kümmerte sich so gut wie niemand. Er hatte außer entfernten Verwandten nur einen Bruder, und der wagte nichts für ihn, sein Weib Heileke aber hielt sich zu Hause eingeschlossen und fürchtete für ihr eigenes Leben. So hatte Herr Hinrik nichts als seinen frommen Glauben, und der stützte ihn. Herber und herber gestaltete sich sein Geschick. Claus Jesup ließ ihn aus dem Turm herausholen — das geschah eines Abends spät — und in die Büttelei setzen. Dort wurde Herr Hinrik in die Kammer gebracht, wo man sonst die Diebe und Mörder einsperrte, und von den Sechzigern suchte Claus Jesup etliche aus, die mußten zu Herrn Hinrik gehen und ihn ausfragen nach diesem und jenem, wie es auf dem Berge vor Flensburg und im Oeresund gewesen sei. Herr Hinrik antwortete klar und einfältig, wohl habe er zum Rückzuge geraten, doch nicht, weil er ein Freund des Königs war, sondern nur, damit nicht alle Wismarer in der Schlacht umkommen sollten. Die Sechziger sagten untereinander: „Wir können an ihm nichts finden, womit wir ihn von Rechts wegen zu Tode bringen." — Als diese Rede zu Claus Jesup kam, lachte er: „Blinde Hühner hacken vorbei! Ich will euch weisen, was Recht ist." — Hohler und hohler wurden seine Wangen, seine Stimme ward immer heiserer, sein Atem ging wie heiße Luft aus seinem Munde. In wüsten Haaren suchte er bald den einen, bald den andern auf, seine Hände waren geballt, als wolle er jeden niederhauen, der ihm nicht untertänig war.

Den Sechzigern bangte es davor, den Eingekerkerten ein schweres Urteil zu sprechen. Sie saßen in der Segler Kompagnie, wohin die erbgesessenen Bürger von ihnen vorgeboten waren, und beschlossen, den Verklagten das Lübische Recht zu gönnen, so daß jemand auf seine eigene Gefahr gegen sie klagen mußte. Hans Hamborch rannte spornstreichs aus der Versammlung zu Claus Jesup, um ihm das zu berichten, und der Wollenweber erschien auf der Schwelle der Beratungsstube. Sofort verstummten alle, und einer wollte sich hinter dem andern ducken. Wer konnte wissen, wen der da jetzt in den Turm werfen ließ?

Claus Jesup, sich auf sein Schwert stemmend, begann scheinbar ruhig: „Liebe Freunde, wenn ihr den Verrätern Lübisches Recht gebt, dann gewinnt ihr sie nie, und das böse Wesen frißt weiter in der Wismar und stürzt uns alle ins Elend. Nein, von Königlicher Gewalt aus müssen wir den Missetäter fassen — selber bestellen wir den Kläger, dann entrinnen sie uns nicht. Meine Leute sind auf dem Markt. Sie haben ihre Spieße in den Brotschragen und in den Häusern rundherum versteckt. Sie haben ihre Panzer an und ihre Reutungs an den Seiten. Wer will von den Bürgern gegen uns reden und tun? Er wahre sich! Es geht ihm wie den beiden."

Alle mußten mit, ob sie mochten oder nicht, und wieder wie so oft in diesen Wochen tagte Claus Jesup mit den Seinen auf dem Hause und forderte die Fürsprecher vor sich, willenlose Männer, die zu allem bereit waren, was er ihnen auftrug. Er bestimmte, der jüngste von ihnen solle sich erheben und Hinrik van Haren anklagen von der Königlichen Gewalt wegen als einen Verräter der gemeinen Städte. Die Fürsprecher gaben in Angst ihres Lebens nach: „Ja, ja, Herr Nicolaus, es soll geschehen." Sie gingen zum Rat und verlangten: „Ihr müßt Hinrik van Haren hinrichten lassen." — Der Rat aber, obgleich er sich kaum zu rühren wagte, machte noch schüchtern Anstalt, dem armen Manne das Lübische Recht zu verschaffen, doch Claus Jesup war auf der Hut: „Ihr wißt, was das Volk will. Seid ihr widerspenstig, dann steh' ich euch nicht dafür ein, daß ihr nicht selber schwer zu Schaden kommt." — Da saß der Rat mit Zähneklappern, und Hans Hamborch und seine Mithelfer hielten wieder das Rathaus umringt mit einem unbegreiflichen Volk, das schwang Äxte und Barten. — Noch bat, von seinem Stuhle aufstehend, Herr Gerhard Stubbe die Sechziger: „Liebe Freunde, betrachtet das doch, daß wir die Sache führen wollen, wie wir es mit Ehren und Rechten verantworten können. Was sollen da eure Äxte und Barten?" — Claus Jesup rief: „Gewiß! Mit Ehren und Recht und mit der Königlichen Gewalt! Und ich sag' euch, was etwa danach kommt, das tragt ihr alle mit uns!"

Der Rat nickte: „Ja, ja," und die beiden Vögte, Nicolaus Borchard und Peter Wilde, gingen zum Gericht. Herr Hinrik van Haren ward aus der Diebeskammer vorgeführt, ungebunden, und der zu dem traurigen Werke ausersehene Kohlenträger, der auch der Kerkermeister war, brachte durch den Fürsprecher die Klage vor: daß Herr Hinrik van Haren vor dem Berge und im Sunde ein Verräter an der Wismar gewesen sei. Herr Hinrik, der fromme Mann, erwiderte schlicht: „Ihr lieben Freunde, da sag' ich nein zu. Ich habe nie anders gehandelt, als es sich für einen biederen und ehrlichen Mann geziemt. Ist jemand unter euch, der es besser weiß, so soll er vortreten und es mir beweisen." — Ja, da war kein Bekenntnis, kein Zeuge noch eine scheinbare Tat, auch keines Richters Beweis oder Nachricht, daß Herr Hinrik sein Verbrechen eingestanden hätte. Er stand da recht wie ein unschuldiges Lamm. Aber das nützte ihm nichts. Der Büttel dingte nach dem Bande und auch nach seinem Höchsten, dem Leben.

Da klagte Herr Hinrik laut: „Jodute über die Gewalt und über das Unrecht, das mir geschieht! Ich schelte das Urteil vor dem Rat!" — Herr Nicolaus Borchard fragte den Umstand, ob sie ihm Urteils gönnen wollten, aber das gemeine Volk schrie: „Nen! Nen! Sein Blut über uns und unsere Kinder!" Grade wie einst das Volk geschrien hat: „Kreuzige ihn!", als Christus vor dem Gerichte stand. — Somit war Herrn Hinriks Schicksal entschieden. Gottergeben ließ er sich die Ketten anlegen. Die dazu erwählten Bürger, vom Volke gedrängt, fanden das Urteil. Der Vogt fragte den Büttel danach, und der sprach, daß man Herrn Hinrik aus der Stadt schleifen und auf ein Rad setzen sollte, es sei denn, daß die Herren von der Wismar ihn begnaden wollten. Der Spruch wurde aus des Vogtes, Herrn Nicolaus Borchards, Munde verkündet, und viele von den Sechzigern und Bürgern weinten bitter, als sie ihn vernahmen. Aber es gab niemand, der Herrn Hinrik aus seinen Nöten half.

Claus Jesups Herz war allen Mitleids bar. Der Rat ließ die Sechziger vor sich kommen, und Otbert Lubberstorp begann: „Dies Recht, liebe Freunde, ist euch ergangen. Wollt ihr ihm das Urteil nun auch erleichtern?" — „Meinetwegen," erwiderte Claus Jesup, „laß ihn das Schwert kriegen, statt daß er an den Galgen kommt. Aber erst soll sein Bruder schwören, daß er sich mit dieser Gnade begnügen will." — Schleunigst holten sie Wilkin van Haren herbei, und der weigerte sich nicht lange, sondern versprach: er und die Seinigen wollten mit allem zufrieden sein, wenn Herr Hinrik nur nicht wie ein Dieb behandelt würde. Die Ratmannen verließen weinend das Haus.

Herr Hinrik widerstrebte nicht dem schmählichen Tode, der ihm bevorstand. Er war noch dankbar, daß Claus Jesup ihm erlaubte, binnen der Rathaustür dem geistlichen Bruder zu beichten, was ihm sein Gewissen belastete. Verrat war das sicherlich nicht! Durch seinen Bruder aber sandte er Frau Heileken den letzten Gruß.

Dann machte der Büttel einen Ring auf dem Markte; der gute Mann ging auf seine Knie sitzen, und der Büttel hieb ihm den Kopf ab. Es war unzählig viel Volks versammelt, von Männern und Frauen, und auch alle Fenster lagen voll. Sein Bruder und seine Freunde aber traten seufzend vor Claus Jesup und baten ihn um die Erlaubnis, daß sie den Leichnam bestatten dürften. Der Wollenweber war großmütig genug, ihnen das nicht zu verbieten, und so kamen sie nun zur Richtstätte und sargten Herrn Hinrik ein, wobei sie von den Umstehenden beschimpft und gestoßen werden. Sie trugen den Toten noch erst in sein Haus, wo Heileke in schlaffem Jammer lag, und sie wollten ihm nach alter Sitte als einem Ermordeten die rechte Hand abnehmen, unterließen es jedoch aus Furcht vor den Jesupiten. Am andern Morgen wurde er mit allen christlichen Gebräuchen, als wäre er in seinem Bette gestorben, zur letzten Ruhe gebracht. Sein Grab war bei den Schwarzen Mönchen im Chor gegenüber der Kanzel unter einem großen Leichenstein, den er mit Messing, Helm und Schild hatte beschlagen lassen.

Und weiter schritt Claus Jesup seinen Weg. Er wußte: wurde er jetzt nur einen Augenblick schwach und gab die Macht aus der Hand, dann saß er bald selbst in Ketten und färbte mit seinem Blut unter Henkersschwert den Markt. Die vom Rat oder er, das war die Frage, und er antwortete: „Die! Nicht ich!" — Neuer Aufruhr, neue Empörung durch die Stadt: „Wie ist es mit dem Bantze-

kower? Warum zieht man den noch immer nicht vor Gericht?" — Und auch Herr Johann wurde aus dem Turm geholt, mit großem Ungestüm, und in des Büttels Haus und in die Diebeskammer geschleppt und mit eisernen Banden ganz schwer gefesselt. Da saß er manchen Tag. Seiner Hausfrau blieb es verwehrt, zu ihm zu gehen; sie durfte ihm keine Nahrung, nicht einmal eine Decke senden. Gegen Herrn Johanns Söhne und Anverwandte waren allerhand Drohungen im Schwange, und Lüdeke ritt mit Götke Bik nach Lübeck, weil sie dachten, daß sie von dort ihrem Vater vielleicht Hilfe bringen könnten. Aber das, was Claus Jesup als Recht in der Wismar aufgerichtet hatte, nahm seinen schrecklichen Lauf.

Denn es kam der Tag, wo Johann Bantzekow vor den Vögten stand, und er wurde von des Königs Gewalt durch den Fürsprecher — Roggendorp hieß der — als Meineidiger und Verräter angeklagt. Meineidig, weil er geschworen hatte vor allen Heiligen Gottes, lebendig oder tot bei den Bürgern zu bleiben und sein Blut für sie zu vergießen, und trotzdem geflohen war, wobei er denn beschlagen, gegriffen und in die Schlösser gesetzt wäre, — verräterisch — das alte Lied! — weil die Tore offen gefunden seien — sechs Nächte lang, und es hätte sich, von ihm herbeigerufen, starkes fremdes Kriegsvolk um die Wismar herumgetrieben. — Herr Johann schüttelte nur den Kopf auf alles, was man ihm vorwarf, und es war ein schmerzliches Lächeln um seinen Mund, als er sich verantwortete: „Liebe Freunde, ist das nun euer Dank für manche gefährliche Reise zu Wasser und zu Lande, die ich für die Meinheit getan habe? Bin ich nicht vor Herren und Fürsten gewesen, immer, um euch Gutes zu verschaffen? Hab' ich euch nicht zum billigen Kauf verholfen in Bier, Brot, Fleisch, Fischen und allem, was man feilhält? Ja? Sagt mir doch: soll das nun Lohn und Dank sein für mein ganzes, der Stadt geweihtes Leben?" Und seine Stimme wurde ganz klar, als er fortfuhr: „Unschuldig bin ich aller dieser Anklagen — nie hab' ich Böses gegen euch im Schilde geführt, und was ich etwa versehen habe, das geschah in Verwirrung und Angst, wie ihr sie einem alten Manne wohl verzeihen dürft. Alles, was meine Feinde mir zufügen" — er blickte dabei wieder auf Claus Jesup, als wollte er forschen: Warum bist du denn eigentlich mein Feind? — „das tun sie aus einem argen, mir unbegreiflichen Haß." Nun wandte er das Haupt zum Fürsprecher Roggendorp: „Du weißt wohl, daß es nicht so ist, wie du sagst." — Der Fürsprecher wurde über und über rot. „O lieber Herr Johann!" rief er mit flehenden Händen aus, „vergebt es mir, ich muß es ja tun, es ist mir so befohlen!"

„Ich vergebe dir", erwiderte Herr Johann, „und allen, die etwas gegen mich tun oder getan haben. O lieber Herr Jesus, ich bitte dich: vergib du ihnen auch diese Übeltat!" — Und der Fürsprecher dingte auch bei Herrn Johann nach dem Bande, und das Band wurde ihm zugeteilt. Es gab auch für ihn kein Schelten des Urteils. Alsbald dingte der Fürsprecher nach dem Urteil des Todes, und der Büttel urteilte nach der Ansprache: Daß man ihn sollte hängen über alle Diebe. — So ward es beschlossen und verlesen, und auf dem Markte tobte ein fürchterliches Jubelgeschrei.

Sieh! Da stürzte Herrn Johanns ältester Sohn in den Saal vor die Sechziger hin und fiel vor ihnen nieder auf seine Brust mit ausfließenden Tränen und bat: „Erleichtert meinem lieben Vater das Urteil um Gottes Willen!" — Johann Werkmann aber, einer von den Sechzigern, böhrte ihn von der Erde auf und sprach für ihn so warm und herzlich, daß die Sechziger vor den Rat gingen und dort mit Hans Bantzekow verhandelten, und abermals war Claus Jesup schlau genug, sich vor allen Folgen seiner Tat zu sichern, denn er sagte: „Nachdem dein Bruder und deiner Schwester Mann aus der Wismar geflohen sind — willst du denn mit deinen nächsten Freunden versiegeln und verbriefen, daß weder du noch dein Bruder noch überhaupt sonst jemand wegen dieses Urteils Rache nehmen wird, dann soll deinem Vater Gnade werden." Und während der Wollenweber so sprach, tauchte vor seiner Seele plötzlich ein Bild aus längst vergangener Zeit auf. Er sah sich selber vor dem jungen Richteherrn Bantzekow stehen und ihn darum bitten, daß einer armen Kindesmörderin das Ärgste erspart blieb. Was hatte er damals zu Herrn Johann gesagt, als der sich bereit erklärte, sich Wendelens anzunehmen? Claus Jesup war es in diesem Augenblicke, als vernähme er seine eigene Stimme: „So wird Euch selber vielleicht auch einmal etwas Schweres leichter gemacht." — Es zuckte über sein Gesicht, denn irgend etwas wie eine Wärme, wie eine Anwandlung von Barmherzigkeit zog ihm durch die Brust. Er brauchte all seinen Willen, um der Regung Herr zu werden. — „Wollt Ihr dafür bürgen?" fragte er nochmals. — Hans Bantzekow antwortete: „Ich kann Euch die Urkunde nicht so schnell und ohne weiteres ausstellen, weil ja mein Bruder und mein Schwäger nicht zur Stelle sind, aber, bitte, setzt meinen lieben Vater einstweilen weg. Ich reite sofort nach Lübeck und hole die beiden her. Dann soll verbrieft sein, was Ihr haben wollt!"

Auf die Art wurde das schlimme Werk für etliche Tage verzögert, und die zarte Ghese wollte nicht hinter ihrem Bruder Hans zurückstehen, sondern auch nach ihren Kräften alles versuchen, um den geliebten Vater zu retten. Sie faßte sich ein Herz und schlich heimlich vor ihrem Manne in die Faule Grube. Zaghaft und nur von ihrer Liebe getrieben und aufrecht erhalten, pochte sie an des Wollenwebers Tür. Der öffnete ihr selbst. Ghese trat nur eben in die Flur ein und legte die feinen weißen Finger aneinander wie zum Beten: „Ach, lieber Nicolaus, Ihr seid doch einmal so gut gegen mich und uns alle gewesen — und unser Leben lang haben wir nur Dank für Euch im Herzen getragen. Warum verfolgt Ihr nun meinen unschuldigen alten Vater, als hätte er Euch und allen Leuten lauter Schlimmes getan?" — Claus Jesup sah das bleiche junge Frauenantlitz lange an; es war auch in allem Leide noch voller Anmut und Schönheit! Und ihn packte für den Augenblick eine tiefe, wilde Trauer — dies Gefühl ewiger Unerlöstheit, wie es die Verdammten in der Hölle brennt, wenn sie zur Verschärfung ihrer Pein einen Blick in den Himmel tun dürfen. Es durchzuckte ihn: hätte solch ein Geschöpf sein werden können — dann stand ihm der Sinn jetzt sicherlich nicht nach Aufruhr und Mord. Aber was hatte es für Zweck, sich nun noch von solchen Gedanken weich stimmen zu lassen? Für all so was war es zu spät. Claus Jesup warf den Kopf zurück: „Das sind keine Sachen, in die sich Weiber hineinmischen sollen", sagte er mit rauher Stimme und wandte sich jählings von der Bittenden. Die sank gegen die Mauer: „Weshalb habt Ihr mich nicht ertrinken lassen, Nicolaus? Ach nein, Ihr seid nicht gut gegen mich gewesen!" — Claus Jesup hörte sie schon nicht mehr. Ghese wankte heim. Und zuletzt beugte Frau Metteke, die sonst wie erstarrt einherging, ihren Stolz, nahm Geld aus der Truhe und begab sich zum Verderber ihres Hausherrn. Oben in dessen Stube tat sie einen Kniefall vor ihm und flehte um ihres Gatten Leben, indem sie zugleich die Hand voller Gulden hoch zu ihm emporreckte. Der Wollenweber spürte bei diesem Anblick kein Rühren; nein, er weidete sich nur daran, dann griff er nach dem Geld, ließ es in seine Tasche gleiten, und als Frau Metteke aufsprang: „Ihr laßt ihn frei?" — da hatte er sein unheilvolles Lächeln: „Gevatterin, wenn Eurem Manne der Hals so dick wäre wie dort der Marienturm, so muß und soll er ihm doch nicht auf dem Rumpfe bleiben!"

Mettekens Züge versteinten sich vollends, und sie kehrte dem Wollenweber mit Verachtung den Rücken. Herr Johann bat indessen vergeblich darum, daß man sein Weib zu ihm lasse. Sie versuchte es sogar selber, in die Büttelei einzudringen, aber sie erhielt von der Wache einen Lanzenstoß vor die Brust, daß sie ohnmächtig niedersank.

Während nun Hans Bantzekow in Lübeck war, kam der ehrwürdige Bischof Johann von Ratzeburg nach der Wismar, und seinem milden Worte gelang es, bei Claus Jesup wenigstens so viel durchzusetzen, daß dem Verurteilten in der Büttelei das Sakrament des Leichnams unseres Herrn Jesu Christi gereicht werden durfte. Danach kam der arme Herr zu einem seligen, geruhsamen Leben und zu großer Geduld und blieb auch fest darin bis an sein Ende.

Herrn Johanns Söhne kehrten heim und wurden auf die Ratsstube beschieden, wo Claus Jesup schon mit dem Schreiber saß und ihm sagte, was er aufsetzen sollte. Und das lautete so:

„Wir, Hans und Lüdeke, genannt Bantzekow, Herrn Johann Bantzekows Söhne, bekennen und bezeugen offenbar in diesem Briefe vor jedermann, daß wir die ehrsamen, weisen Bürgermeister und Ratmannen zur Wismar und die ehrlichen sechzig Bürger daselbst mit andächtigen, freundlichen Bitten angefallen haben, daß sie Herrn Johann Gnade und Entsachtigung des Urteils tun möchten, das ihm vor dem sitzenden Gericht mit Recht zuerteilt worden ist."

Als der Schreiber so weit war, sprang Lüdeke auf: „Mit Recht? Ihr Unholde, das unterschreiben wir nie!" — „Denn geh, Schreiber," sagte Claus Jesup, „du kannst deine Tinte anderswo besser brauchen. Die Herren wollen nicht, daß wir ihrem Vater Gnade erweisen." — „Laß, lieber Bruder", bat Hans, der weinend im Stuhle lag. „Was wir auch unterschreiben, es ist ja so gleichgültig, wenn es nur unserm Vater zugute kommt." — „Also setzt hin, was Euch gut dünkt", murmelte Lüdeke. — Claus Jesup, immer die Faust auf den Tisch gestützt und dem Schreiber genau auf sein breites Pergament schauend, ob er auch jedes Wort richtig so niederschrieb, wie es ihm vorgesprochen wurde, fuhr fort: „Um welcher Bitte willen Herrn Johann Bantzekow große Gnade und Entsachtigung des Urteils geschehen ist und ihm das Schwert gegönnt wird. Darum danken wir höchlichst —"

Lüdeke ächzte, Hans hielt ihn fest, damit er Claus Jesup nur nicht an die Gurgel springen und nicht alles verderben sollte. — „Danken wir höchlichst", wiederholte Claus Jesup, „den Bürgermeistern, Ratmannen und Bürgern zur Wismar. Und wir Brüder Hans und Lüdeke geloben ihnen kraft dieses Briefes für uns, für alle unsere Erben, für unsere Freunde und Magen, geboren und ungeboren, geistlich und weltlich, daß ihnen und der Stadt Wismar keinerlei Mahnung oder Beschwerung widerfahren soll in zukünftigen Zeiten wegen dieser Sache und deswegen, weil Herr Johann Bantzekow verurteilt und enthauptet ist." — Hans schluchzte laut auf, und auch Lüdekes Zorn ging bei diesen Worten in tiefsten Schmerz über. Er war wie gelähmt. Claus Jesup aber sprach mit fester Stimme weiter, und die gewandte Feder des Schreibers gehorchte ihm, und so floß auf das Pergament der Schwur, daß Herrn Johanns Angehörige jeglicher Rache entsagen wollen. Claus Jesup schloß: „Des zum Zeugnis haben wir, Hans und Lüdeke, unsere Siegel mit ganzem freien Willen und wohlbedachtem Mute hängen lassen an diesen Brief, gegeben und geschrieben zur Wismar nach der Geburt unseres Herren Christi 1400 Jahre im siebenundzwanzigsten Jahre acht Tage nach St. Martins Tage, des heiligen Bischofs."

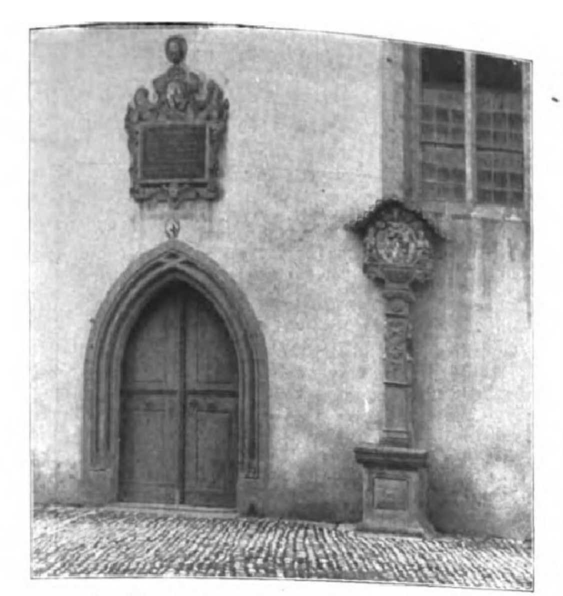
Ja, die Siegel wurden an die Schrift gehängt, und Claus Jesup ergriff das Pergament und barg es in seinem Wams. Nun konnte ihm niemand auf Erden etwas anhaben! Was er tat, war geschriebenes und verbrieftes Recht! Und als er sich so für alles gesichert sah, gab er denn auch dem Flehen der Bantzekows nach. Frau Metteke, die Söhne, die vor Schmerz vergehende Ghese und die andern Anverwandten durften noch auf eine halbe Stunde zu Herrn Johann in die Büttelei. Ach Gott, was war das für ein wehvoller Abschied! Nur Metteke weinte nicht.

Am Mittag desselben Novembertages. Trübe, träge Wolken verdeckten den Himmel, die Luft war still, und eine Schwüle lastete trotz der späten Jahreszeit in ihr. Der Büttel zog mit Herrn Johann auf den Markt, dicht bei der Stelle, wo Herr Hinrik van Haren hingerichtet worden war. Herr Johann, der ein schwarzes Käppchen trug, kniete auf ein graues Laken nieder. Aber es war ein über alle Maßen großes Gedränge auf dem Markt, so daß der Büttel, nachdem er das Schwert ausgezogen hatte, seinen freien Hau nicht wohl haben konnte. Da blickte Herr Johann zu ihm empor und sagte: „Bitte, beeile dich doch ein wenig, mein Freund." — Der Büttel erschrak, und das Volk drängte so sehr — da hieb der Büttel Herrn Johann in die Schulter und mußte ihm das Haupt abschneiden, so daß ihm unter solcher Marter große Qual zu leiden war.

Alsbald kamen Herrn Johanns Freunde, legten ihn in einen Sarg, ließen ihn in sein Haus bringen, zogen ihn aus und wanden ihn in ein Laken. Dann legten sie ihn so blutig wieder in den Sarg, den sie fest zunagelten, denn Herr Johann hatte seine Freunde darum gebeten, man solle ihn so bleiben lassen, damit er in dieser Farbe, wie er ungerechterweise hingerichtet wurde, vor das strenge Gericht Gottes kommen möge. Des Abends wurde er in seinem Hause mit Vigilien begangen, jedoch aus Furcht und Angst durften ihn die Ratmannen nicht zur Kuhle tragen. Auch verlangten seine Freunde keine Boldecke von den Kompagnien, obgleich er in beiden Kalanden, in der Seglerkompagnie, in der Papagoyengesellschaft und auch in anderer Ämter Bruderschaft gewesen war — die alle kehrten sich nicht an ihn, weder mit Boldecken noch mit Lichtern, denn sie fürchteten Jesup und seine Anhänger. Aber Frau Metteke, seine Schwester und seine Nächsten ließen ihn unter einem selbstgefertigten weißen wollenen Laken nach der Kapelle Unserer Lieben Frauen zur Weiden tragen, von ehrlichen jungen Leuten aus guten Geschlechtern. In dieser Kapelle hatte er sein Grab bestellt, und da kam er denn zu liegen unter seinem Stein, und es folgten ihm viele redliche Leute nach, Frauen und Männer, und sie alle opferten auch am anderen Morgen für ihn.

So mußte der gute Herr Hinrik van Haren sein Leben lassen, denn er war ein unglücklicher Hauptmann gewesen, und Herr Johann Bantzekow wurde auf schreckliche Weise zu Tode gebracht, obgleich er seine Unschuld von Verrat und Meineid mit Recht beschwören konnte — nur eine Schuld hatte er auf sich geladen: der Stadt Schlüssel durfte er nicht aus den Händen geben. Dafür, daß er es dennoch tat, ist ihm das Allerhärteste auferlegt worden, unser Herrgott aber wird seine Seele gnädig empfangen und sie zu seiner Rechten gewiesen haben, damit sie aller Seligkeit teilhaftig werden kann.

(Fortsetzung folgt.)



Alter Bildstock an der Kirche zu Iphofen (Mittelfranken).



Bildstock auf der Dammersfeldkuppe (Hohe Rhön).



Mariensäule am Rathause in Sulzfeld (Unterfranken).



Die Dreifaltigkeitssäule in Lengfurt (Unterfranken).

Der Bildstock. / Von G. S. Urff.

Es gibt wohl kein auffallenderes Merkzeichen dafür, daß ein Land von einer vorwiegend katholischen Bevölkerung bewohnt wird, als die Bildstöcke, die an den Wegen stehen. Sie sind so recht der Ausdruck eines werktätigen Glaubens, einer frommen Hingabe an einen religiösen Zweck. Zu dem Wesen dieser Religion gehört es auch, das aus früheren Zeiten Übernommene zu erhalten. Nicht nur die großen, grundlegenden Lehren müssen erhalten bleiben, sondern auch die Werke, die diese Lehren zum sichtbaren Ausdruck bringen. So erstreckt sich die erhaltende Fürsorge der Kirche nicht nur auf die großen Werke der religiösen Kunst, sondern auch auf die kleinsten Dinge.

In der Fürsorge für den Bildstock kommt die Gesinnung der glaubenstreuen Bevölkerung den kirchlichen Bemühungen auf halbem Wege entgegen. Der Bildstock erfreut sich einer Volkstümlichkeit wie kaum eine andere kirchliche Einrichtung. Wie oft findet nicht der katholische Christ das Bedürfnis, seine Sorgen und Wünsche an einer geheiligten Stätte zur Aussprache zu bringen, sich in gläubiges Gebet zu vertiefen, einer Bitte, einem Dank den feierlichen Ausdruck zu verleihen! Aber der Weg nach der Kirche ist oft weit, die Versäumnis zu groß. Da muß denn das heilige Bild an die Stelle der Kirche treten. Ihm bezeugt man sein Vertrauen, seine Dankbarkeit und Verehrung. Und wäre es nur ein gläubiges Aufschauen, ein flüchtiger Gruß im Vorübergehen.

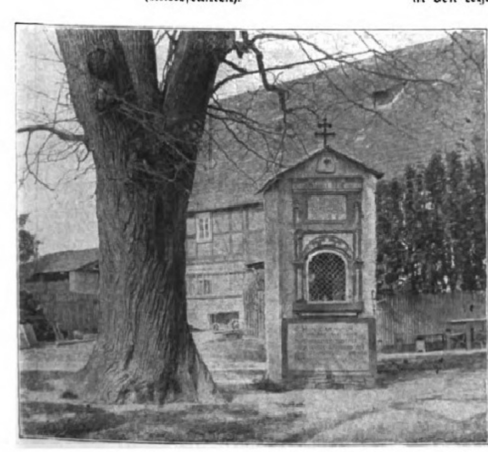
Sehr viele Bildstöcke verdanken ihre Entstehung irgendeinem Ereignis, dessen Andenken sie befestigen sollten. Schwere Gefahren für einzelne Menschen wie für ganze Gemeinden und Länder sollten durch die Stiftung des Heiligenbildes abgewendet, große Schuld sollte dadurch gesühnt werden. Schweren Seuchen sollte durch ihre Errichtung Einhalt geboten werden. So finden wir viele Bildstöcke, die an die Pest erinnern. Sie stammen aus dem Anfange oder der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und führen noch heute die Bezeichnung „Pestbildstock“.

Die Darstellungen auf den Bildstöcken sind sehr verschiedenartig. Am zahlreichsten ist wohl die Gottesmutter Maria vertreten, bald als Himmelskönigin in reicher Gewandung von Engeln umgeben, bald als die Schmerzensreiche mit dem Schwert in der Brust oder als Pietà mit dem toten Heiland im Schoße. Demgegenüber kommt das Christusbild, abgesehen von dem Kruzifixus, seltener vor. Meist noch in der Darstellung als Dulder mit Dornenkrone und Kreuz.

Die Zeit, aus der die Bildstöcke stammen, läßt sich meist unschwer erkennen. Da sehen wir die schlichten Formen aus der frommen Zeit der Gotik, die genau abgewogenen Verhältnisse der Renaissance. Die schönsten Bildstöcke lieferte uns das Barock. Auch die neue Zeit hat sich der Pflege des Bildstockes wieder angenommen. Gar manches derartige vorbildliche Kunstwerk ist in den letzten Jahren vor dem Kriege zur Aufstellung gelangt.



Barockbildstock aus dem Jahre 1746 bei Marktheidenfeld (Unterfranken).



Alter Bildstock in Westfalen.



Barockbildstock bei Walldürn (Baden).



Bildstock unter einer alten Linde im Spessart.

Dame in Grün. Nach einem Gemälde von Walter Georgi.





Expräsident Theodore Roosevelt,

der während des Weltkriegs als erbitterter Gegner Deutschlands aufgetreten ist, † am 6. Januar in Neuyork im 61. Lebensjahre.

Die Frau als Wählerin.

Von Dr. Lenore Kipke-Kühn.

Unter den vielen Umwälzungen, die die Novembertage zur Folge haben, ist die Erteilung des Stimmrechts an die Frauen eine der einschneidendsten, sowohl für die Frauenwelt als auch für die Gesamtheit. Einundzwanzig Millionen Frauen können jetzt zur Wahlurne schreiten. Damit dringt das Interesse für das politische Geschick Deutschlands in einen Teil des Volkes, der sich bisher, mit verschwindenden Ausnahmen, keineswegs um Politik bekümmerte. Zwar hat die Vereinigung für Frauenstimmrecht schon früher an einzelnen Kreisen ihre Arbeit getan, aber die Masse der bürgerlichen Frauen steht dem neuen Pflichtenkreis, der ihr mit dem neuen Wahlrecht sich eröffnete, ungeschult und hilflos gegenüber, während die proletarische Frau, soweit sie durch die Sozialdemokratie ergriffen war, hier den Vorsprung lebhaften Interesses und größerer Vorbildung, wenn auch in einseitigem Sinne, aufweisen kann. Deshalb gilt vor allem für die bürgerlichen Frauen der Mahnruf, zu wählen und unablässig daran in ihrer Umgebung zu arbeiten, daß nicht eine Frau ihre Wahlpflicht versäumt! Denn es geht um den Bestand der ganzen bürgerlichen Gesellschaftsordnung, um den Bestand der Güter, die sie, ihre Familie und ihre Kinder auf das nächste angehen! Es geht um die Entscheidung, für erwerbstätige Frauen, wie sich ihre Arbeit fernerhin gestalten und wie sie entlohnt werden soll!

Wenn die Frau nicht urteilslos ihre Stimme abgeben soll, so ist es ihre dringendste Pflicht, sich über politische Dinge zu belehren. Das kann durch Handbücher und Studium einschlägiger Artikel geschehen, durch lebendige Belehrung, wie sie aus dem Munde des Vaters, des Bruders, des Mannes erfolgen kann, durch gewissenhaftes Lesen der Zeitungen und Besuch orientierender Vortragskurse, wie sie namentlich von der organisierten Frauenbewegung aus rasch eingerichtet worden sind, am raschesten und lebendigsten aber durch den Besuch der politischen Versammlungen. Dort lernt sie die Programme der einzelnen Parteien nicht nur in ihren Schlagwörtern kennen, sondern auch die Männer und den Geist, den diese Parteien verkörpern. Denn so ähnlich sich in bestimmten Punkten die Programme gerade auch der bürgerlichen Parteien sehen, so verschieden sind doch die Einzelforderungen in ihrem Gewicht, das ihnen von den Parteien selbst erteilt wird. Die Frage der Staatsform, die Stellung zum nationalen Gedanken, die Stellung zu der tiefeinschneidenden Möglichkeit der Trennung von Kirche und Staat, zum religionslosen Schulunterricht — das sind alles Punkte, die der Frau, auch ohne langjährige politische Schulung zum Anhalt und Maßstab dafür werden können, wie sie sich zu den einzelnen Parteien zu stellen hat. Die Frage der Sozialisierungsbestrebungen, die für die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands, ja für seine Stellung in der ganzen Welt von so entscheidender Bedeutung ist, erfordert schon mehr Vorbildung, um in ihrer ganzen Tragweite verstanden zu werden. Immerhin wird das trostlose Bild, welches der russische Nachbarstaat mit seinen Sozialisierungsexperimenten bietet, auch derjenigen Frau, die nur aufmerksam die Zeitung der letzten Jahre verfolgt hat, schon einen Begriff davon geben, welches die Folgen dieser sozialistischen Theorie sind, wenn sie nicht mit den Einschränkungen und der vorsichtigen Bedachtsamkeit aufgenommen wird, zu der alle führenden Männer des wirtschaftlichen Lebens mahnen. Wie aber auch die deutsche Frau wählen mag, nachdem nun auch ihr solche schwere Entscheidungen zugefallen sind, sie muß zweierlei festhalten: Einmal, daß sie frei wählen soll, unbeeinflußt von dem Druck irgendeines Terrors, der sich in diesen Zeiten so breitmacht; soll doch die Nationalversammlung ein getreues Bild des wahren Volkswillens ergeben, und dieser Zweck wird nicht erreicht, wenn sich der größere Teil der Wählerschaft, die Frauen, von irgendwelchen Motiven außerhalb ihrer eigenen Überzeugung leiten läßt, ja, wenn sie auch nur von der Not des Augenblicks sich bei der Wahl beeinflussen läßt, die doch auf lange Zeiten hinaus das Geschick des Deutschen Reiches gestalten soll! Sie soll nicht für einen provisorischen Notzustand wählen, sondern einen dauernden Rechtszustand durch ihre Wahl schaffen helfen. Dessen möge sich jede bürgerliche Frau bewußt sein und zugleich der Gefahr, die für das Bürgertum entsteht, wenn seine Frauen nicht vollzählig und nicht den Lebensinteressen des Bürgertums entsprechend wählt! Und ferner: Sie soll als deutsche Frau wählen, sie soll das Wohl ihres Volkstums, den unversehrten Bestand des Deutschen Reiches gegenüber Bedrängnissen durch fremde Anmaßungen, wie der Polen im Osten und der Tschechen im Süden, schützen helfen, indem sie nur einer Partei ihre Stimme gibt, die den starken Schutz des deutschen Volkstums, im Innern wie nach außen, gewährleisten will. Am Internationalismus, an zerstörenden Einflüssen auf deutsche Art und deutsche Kraft ist Deutschland zugrunde gegangen, durch Besinnung auf nationale Art und berechtigte Wahrung deutscher Interessen wird es wieder auferstehen! Dazu kann die Frau als Wählerin wie als Frau und Mutter das Ihrige beitragen!



Der berühmte Pianist Ignaz Paderewski,

der zum Präsidenten der Republik Polen ausgerufen werden soll.



Rathaus. Nach einem Gemälde von H. Hermanns.



Schloß.

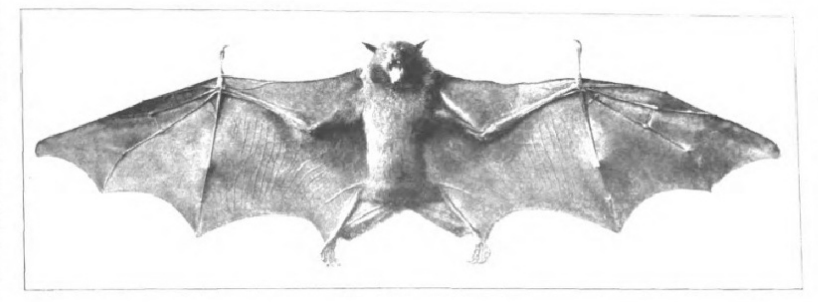
Stadttheater.



Aus der bedrohten Ostmark: Ansichten aus der Stadt Posen, die den Mittelpunkt der polnischen Aufstandsbewegung bildet.

Fliegende Hunde, schlafend im Geäst eines Baumes.

Von der Ostküste Afrikas über die vorgelagerten Inseln und Inselgruppen hinüber nach Ostindien, über die Sundainseln bis Neuguinea — das ist die Heimat des Fliegenden Hundes oder Flugfuchses. Er besitzt die Fähigkeit, mit Hilfe einer dünnen, zwischen den Extremitäten und besonders zwischen den außerordentlich verlängerten Fingern der Hand gespannten Flughaut zu fliegen, zu flattern. Am Tage hängt er mit den Zehen eines Hinterbeines an den Zweigen hoher Bäume oder niederen Buschwerkes in der Nähe des Wassers zu Tausenden im heißen Brande der tropischen Sonne und ruht. Die Flughaut schützt den Kopf gegen die Sonnenstrahlen und fächelt beständig Kühlung.



Bei Sonnenuntergang verläßt der Flughund, nachdem er seine Haut sorgfältig eingefettet hat, den Ruheplatz. Den Himmel verdunkelnd, durchfliegt er weite Strecken von Insel zu Insel und fällt kreischend und knarrend in die Obstpflanzungen ein. Mehr saugend als fressend, genießt er die reifen Früchte der Bananen, Datteln, Weinstöcke. Auch Kerbtiere und Fische bilden zuweilen seine Nahrung. Der Malaie schießt den Flughund mit dem Blasrohr oder fängt ihn mit Netzen oder Säcken oder erlegt ihn mit einem Stocke. Das Fleisch wird von den Einheimischen gern gegessen. Sein Körper mißt 40 cm, die ausgespannten Flughäute bis 1,50 m.

Vom überzeugten Mann.

Eine wenig glaubwürdige Parteigeschichte von Hans Bauer, Leipzig.

Es war einmal ein Versammlungsredner. Dieser sprach 2 Stunden 37 Minuten über die Ziele der neubegründeten „Neorevolutionären Volkspartei“.

In 48 Programmforderungen legte er die Lehre der Neorevolutionäre dar, erging sich in schärfstsinnigen philosophischen, nationalökonomischen, ethischen, juristischen und sozialen Betrachtungen, bewies, daß der Zukunftshoffnung des Volkes nur und allein die neubegründete Neorevolutionäre Partei genügen könne, forderte zum Beitritt in die Partei auf und schloß mit einem dreimaligen brausenden Hoch auf die von ihm dargelegten 48 Programmforderungen.

Es geschah nun, daß in der darauf einsetzenden Diskussion der erste Vorsitzende der (ebenfalls neubegründeten) „Neoevolutionären Volkspartei“ das Wort ergriff und seinerseits ausführte, daß er bis eben gemeint habe, nicht auf dem Boden irgendwelcher anderen Programmforderungen, sondern lediglich auf dem der 74 der Neoevolutionäre sei das Heil des Volkes zu verwirklichen. Er müsse aber gestehen, daß ihn die Rede des Herrn Versammlungsredners der Neorevolutionären Volkspartei teilweise zu überzeugen vermocht habe. 37 Richtlinien seiner Partei halte er nämlich fürderhin für unhaltbar. Statt deren nehme er 24 Punkte der Forderungen der Neorevolutionäre — wenn es der verehrte Herr Versammlungsredner gestatte — in sein Programm auf. Die restlichen 24 Punkte freilich könne er nicht annehmen, und er erlaube sich, im folgenden seine Bedenken diesen gegenüber zum Ausdruck zu bringen.

Die Äußerung dieser Bedenken nahm 1 Stunde 42 Minuten in Anspruch.

Nach seinen Worten erhob sich der Versammlungsredner der Neorevolutionäre, sagte, auch er sei bekehrt, halte die Darlegungen des verehrlichen Herrn Vorsitzenden der Neoevolutionären Volkspartei für durchaus triftig und nehme seinerseits keinen Anstand, an Stelle der fraglichen 24 neorevolutionären Punkte die 37 neoevolutionären zu setzen. Er erachte dies für keine Schande, fordere die Anwesenden auf, der Neorevolutionären Volkspartei nicht beizutreten bzw. aus dieser Partei wieder auszutreten und eine neue Partei zu gründen, für die er den Namen „Neoevorevolutionäre Volkspartei“ vorschlage. Den Vorsitzenden der Neoevolutionären Volkspartei erlaube er sich als deren Ersten Vorsitzenden in Vorschlag zu bringen.

Damit war aber der Neoevolutionär nicht zufrieden. Nein. Dem Herrn Versammlungsredner der Neorevolutionären Volkspartei gebühre der Vortritt, und er schlage diesen als Vorsitzenden der neu zu gründenden Partei vor. Außerdem bitte er, das „revo“ an erste und das „evo“ an zweite Stelle zu setzen, also die Partei nicht „Neoevorevo-“, sondern „Neorevoevolutionäre zu nennen. Der Neorevolutionären Volkspartei gebühre der Vortritt.

Man befragte das brave Publikum; das entschied, die neue Partei, der alle begeistert und einmütig beitraten, solle „Neorevoevolutionäre Volkspartei“ heißen, aber der frühere Evolutionär solle den Vorsitz führen. So komme keiner zu gut weg. Leider bestand die neue Partei nur drei Tage, denn nach Ablauf dieser schied sie — neu überzeugt — aus den nun 61 Forderungen wiederum 31 aus und setzte an deren Stelle 45 des neuestgegründeten „Neorepublikanischen Vereins“.

Der Herr Erste Vorsitzende sagte, irren sei menschlich, aber im erkannten Irrtum zu beharren, sei eine Schande.



Ein improvisierter Schülerrat: „Der Rohrstock muß abgeschafft werden!“

Die neue Zeit. Nach einer Zeichnung von Albin Tippmann.

Vom türkischen Eulenspiegel.

Nasreddin Hodscha, der türkische Eulenspiegel, ist eine historische Persönlichkeit; er wurde geboren zu Akschehr in Kleinasien. Die Legende bringt diesen originellen Spaßvogel, auf den bereits Goethe in seinem „Diwan“ als auf einen Vollblut-Humoristen aufmerksam machte, mit dem Mongolenherrscher Timur in Verbindung, den er durch seine witzige Unterhaltungsgabe dergestalt für sich einzunehmen wußte, daß der Furchtbare von der beabsichtigten Zer-



störung der Stadt Akschehr Abstand nahm und Hodscha für eine Zeitlang zur Gesellschaft bei sich behielt. Eines Morgens ließ sich der Herrscher seinen Kopf scheren, und nachdem das geschehen, reichte ihm der Barbier einen Spiegel, damit er sich von der Gründlichkeit seiner Arbeit überzeuge. Bei dieser Prüfung blieb Timurs Blick bei seinem Gesichte haften, und von neuem entdeckte er, wie häßlich er war. Darüber brach er in Tränen aus, Nasreddin aber weinte mit ihm, und dies taten beide eine geraume Zeitlang. Abgelenkt durch die Neuigkeiten, die einige seiner Krieger ihm zu berichten wußten, faßte der Fürst sich zuerst. Nasreddin aber weinte und schluchzte weiter, daß es zum Erbarmen war. Als Timur diese ununterbrochenen Tränenströme bei dem sonst so lustigen Manne gewahrte, sagte er: „Hodscha, was nutzen mir Macht und Reichtum bei einem solchen Gesicht. Ich habe mich im Spiegel betrachtet und entdeckt, daß ich wirklich häßlich bin. Darum habe ich geweint. Was aber ist die Ursache deines Weinens ohne Aufhören?" Darauf Hodscha: „Herr, wenn du beim einmaligen Anblick deines Gesichtes im Spiegel davon schon so erschüttert wirst, daß dich das Weinen ankommt, wieviel Grund habe dann erst ich, Tränen zu vergießen, der ich genötigt bin, dein Gesicht Tag und Nacht zu betrachten. Nun also weißt du, warum ich geweint habe."

Diese Antwort wirkte auf Timur so stark, daß er von neuem Tränen vergoß — diesmal aber vor Lachen.

Das Almosen.

Eines Tages trat der lustige Nasreddin aus der Moschee und fand vor der Tür drei Blinde, die ihn einer nach dem andern um ein Almosen baten. Er griff in die Tasche, merkte indes, daß er kein Geld bei sich habe; da er jedoch auf seine Weise eine Wohltat verrichten wollte, sagte er: „Da habt ihr einen Piaster; teilt ihn unter euch."

Die Blinden in der Meinung, daß er das Geldstück irgendeinem von ihnen in die Hand gedrückt, dankten dem Spender voller Freuden und flehten den Segen Allahs auf ihn herab.

„Nun wollen wir teilen", nahm einer von ihnen das Wort. „Wer's hat, der lasse wechseln", sagte der andere. Jeder von ihnen aber versicherte: „Ich habe nichts; du mußt es haben." — „Nein, du!"

Von Mißtrauen erfüllt, das sich alsbald zur Wut steigerte, gerieten sie einander schließlich in die Haare, und es entstand unter ihnen eine mörderische Prügelei.

Nasreddin sah, abseits stehend, dem Treiben eine Weile belustigt zu, dann näherte er sich ihnen und sagte: „Aber warum haut ihr denn so toll aufeinander los?"

Da riefen sie alle zu gleicher Zeit: „Der ihn hat, will den Piaster nicht teilen!"

„O weh, ich sehe, er ist auf die Erde gefallen. Da will ich ihn zur Strafe für eure Rauflust doch lieber wieder einstecken", sagte der lustige Bruder und ging lachend davon.

Das Geheimnis.

Eines Tages, als der Schalk ihm wieder im Nacken saß, ging Nasreddin auf den Markt und sagte zu den Leuten:



Die Umwertung aller Werte.

Verkäuferin: „Das Meter kostet aber 80 Mark, Frau Rat. — Frau „Arbeiterrat": „Macht nischt! Schneiden Sie mir 10 Meter davon ab. Wir ham's ja!"

„Wenn ihr ein Geheimnis wissen wollt, so kommt heute abend in die Moschee, dann sollt ihr es vernehmen.

Um die betreffende Stunde war der Tempel gedrängt voll, und Nasreddin, in das Gewand eines Mollas gekleidet, erschien richtig auf der Kanzel, begrüßte die Anwesenden und sagte: „Aha, ihr seid gekommen, um das Geheimnis zu hören. Oder wißt ihr es vielleicht schon?" — „Wie sollen wir es wissen?" — „Dann will ich es euch lieber morgen sagen, ihr werdet dann besser gesammelt sein." Mit diesen Worten stieg er zur großen Unzufriedenheit der Menge wieder von der Kanzel herab. — Am andern Tage richtete er die gleiche Frage an die Gläubigen und erhielt darauf wieder dieselbe Antwort. Aber auch diesmal wurde ihre Neugierde nach dem großen Geheimnis nicht befriedigt. Am dritten Tage bestieg er wiederum die Kanzel und fragte die Gemeinde in der angegebenen Weise. Diese hatte sich vorher indes geeinigt und gab, auf das Geheimnis hindeutend, zur Antwort: „Einige von uns wissen es, die anderen aber wissen es nicht." — „Seht, das trifft sich ja prächtig", versetzte Nasreddin mit listigen Augenblinzeln. „Dann mögen diejenigen von euch, die es wissen, es denjenigen verraten, die es nicht wissen." Mit diesen Worten stieg er von der Kanzel herab und verließ durch eine Hinterpforte schleunigst die Moschee.

Das Badegeld.

Nach einer Krankheit, die ihn genötigt hatte, für längere Zeit das Bett zu hüten, ging Nasreddin zum erstenmal wieder ins öffentliche Bad, wo inzwischen neue Leute angestellt waren, die ihn nicht kannten. Als die Wärter bemerkten, daß er nicht die Kleidung eines feinen Mannes trug, behandelten sie ihn nicht sonderlich freundlich, sondern gaben ihm ein altes Badetuch und eine schmutzige Schürze, wie sie sich auch in ihren weiteren Hilfeleistungen karg gegen ihn zeigten.

Nachdem er mit Baden fertig war, verließ er den Ort, ohne ein Wort zu sprechen, warf aber zur größten Verwunderung des Personals zehn Asper auf den Zahltisch, einen Betrag, den selbst vermögende Leute kaum zu geben gewohnt waren.

Einige Wochen später kam Nasreddin wieder in dasselbe Bad, und eingedenk der reichen Spende von damals, behandelte ihn das Personal mit außerordentlicher Freundlichkeit. Wiederum sprach er kein Wort, legte jedoch, als er wegging, diesmal nur einen Asper auf den Zahltisch.

Erstaunt über diesen geringen Betrag, fragten die Badewärter: „Herr, was bedeutet das?" — Oh, es hat alles seine Richtigkeit", gab Nasreddin zur Antwort. „Dieser Asper ist die Bezahlung für das vorige Mal; die beim vorigen Mal von mir gegebenen zehn Asper aber sind die Bezahlung für heute." Damit ging er.

Rm.

Geistige Hobelspäne. Von Dr. Alfred Friedmann

Es gibt Liebhaber, die lieben eine Frau nur, wenn sie wissen, daß es ihnen unmöglich ist, sie zu erringen.

Wir sind nur unparteiisch gegen uns selbst.

Wir haben alle unsere Potemkinschen Dörfer.

Kunstausstellungen und Kunstauktionen.

Bei Amsler & Ruthardt, Berlin W. 8 erscheint soeben ein prachtvolles Grabstichelblatt von F. A. Börner „Die Netzflickerinnen“ nach dem bekannten Gemälde Professor Max Liebermanns in der Kunsthalle in Hamburg. Prof. Hans Mackowsky sagt u. a. folgendes: „Der Graphiker, der sich an die Übertragung dieses Gemäldes in die enggebundene Sprache der Schwarzweißkunst wagte, stand einer schweren Aufgabe gegenüber. Er mußte mit seinen beschränkten Ausdrucksmitteln die überall zurückhaltende Farbigkeit in zart empfundenen Tonwerten wiedergeben. Aber F. A. Börner war der Meister, den hohen Ansprüchen dieser Aufgabe gerecht zu werden. Als Technik wählte er die reine Grabstichelarbeit, doch nicht jene linienstrenge, die schon bei Nanteuil und Georg Friedrich Schmidt ihre unübertreffliche Vollendung erreicht hatte, sondern eine freiere Manier, die mit der Tradition jener Meisterstecher brach und der Arbeit ein durchaus subjektives Gepräge aufdrücken ließ. Acht Plattenzustände zeugen von dem Ernst und Eifer, von dem hohen Maß von Selbstkritik, das der Künstler anlegte, ebenso von dem allmählichen Aufstieg, den die Arbeit in dreijähriger Tätigkeit bis zum meisterlichen Gelingen nahm.“ Es wurden zwei Ausgaben hergestellt, und zwar 30 numerierte Drucke vom unverstählten Kupfer auf China, vor der gestochenen Adresse, von beiden Künstlern handschriftlich gezeichnet mit dem Bildniskopfe Professor Liebermanns im Unterrande zu je Mk. 750.– und 115 numerierte Exemplare auf starkem Kupferdruckpapier, ebenfalls von beiden Künstlern handschriftlich gezeichnet zu je Mk. 400.–. Blätter wie Liebermann-Börners Netzflickerinnen tragen nicht nur gute deutsche Kunst aus der festlichen Abgeschlossenheit der öffentlichen Sammlungen zu freudigem Genuß in das Alltagsleben des eigenen Heims, sondern sind selbst Kunstwerke, die mit dem Glück des Besitzes auch die künstlerische Bildung des Einzelnen gewährleisten.

Kunstauktionshaus Rudolf Bangel, Frankfurt a. M., Neue Börse, Börsenplatz, Fernsprecher Hansa Nr. 547. Der am 7. d. Mts. stattgefundenen Versteigerung moderner Gemälde meist des 19. Jahrhunderts aus Frankfurter Hinterlassenschaft folgen am 28. Januar Gemälde älterer und moderner Meister, Antiquitäten, Möbel, aus Offenbacher u. a. Besitz; am 18. und 19. Februar Handzeichnungen, Radierungen, Kupferstiche, aus Frankfurter Sammlung und auswärtigem Besitz, ferner Gemälde älterer und moderner meist Frankfurter Künstler, Francofurtensien, aus dem Nachlaß einer altfrankfurter Familie.

In der Großen Kunst-Ausstellung Arthur Dahlheim, Berlin, Kochstraße Nr. 6 bis 8 werden augenblicklich über 500 Gemälde unserer bekannten deutschen Künstler gezeigt. In der zweiten Ausstellung im Hause Potsdamerstraße 118 b ist eine größere Sammlung von Gemälden von Professor Georg Burmester aus Cassel ausgestellt. Ferner finden wir Gemälde von Andreas und Oswald Achenbach, J. Adam, H. Baluschek, H. v. Bartels, H. Best, E. Bracht, A. v. Brandis, M. Buri, L. Corinth, J. Corot, G. Courbet, F. v. Defregger, L. Dettmann, W. v. Dietz, A. Feuerbach, E. v. Grützner, E. Hausmann mit einer Gedächtnis-Ausstellung, A. Hengeler, J. Israels, F. A. v. Kaulbach, A. v. Keller, L. Knaus, G. Kuehl, C. Langhammer, W. Leibl, F. v. Lenbach, M. Liebermann, H. v. Marées, C. v. Marr, G. v. Max, A. Monticelli, M. Rabes, G. Schönleber, A. Schreyer, J. Sperl, C. Spitzweg, F. v. Stuck, H. Thoma, W. Trübner, A. Werzerzick, H. v. Zügel, usw.

Das Antiquariat Ernst Dannappel in Dresden-Blasewitz, Berggartenstraße 33, veröffentlicht soeben seinen Katalog Nr. 12, enthaltend Bücher und Kunstwerke: Almanache, Archäologie, Architektur und Ornamente, Bibliographie, Biographien, Deutsche Literatur, alte Drucke, Elzevire, Folklore, Freimaurer, Geschichte, Geographie, Ethnographie, illustrierte Bücher, Kunstgeschichte, Kunstgewerbe, Kostüm, Menzel, Musik und Theater, Okkultismus, Miniaturen, Philosophie, Ridinger, Studenten, Totentanz, Tortur, Waffenkunde usw. An ernsthafte Sammler wird der Katalog kostenfrei oder leihweise gern versandt. — Die Firma empfiehlt sich zu Ankäufen guter Kunstblätter aller Art, auch besserer Buchwerke.

Soeben erschien im Buch- und Kunstantiquariat Oskar Rauthe, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 72 der Antiquariatskatalog Nr. 70: Bücher. Darin: Architektur, Bibliographie, Bibliophilie, Einbände, Genealogie und Heraldik, Illustrierte Bücher, Karikatur, Kunst und Kunstgeschichte, Mode, Revolution u. v. a. m. In Vorbereitung ist Antiquariatskatalog Nr. 71: Autographen sowie Antiquariatskatalog Nr. 72: Aeltere und neuere Graphik, hierbei eine sehr schöne Sammlung graphische Arbeiten von Louis Legrand und Félicien Rops. Ankauf von alten Märchenbüchern, Stammbüchern, Kupferstichen, illustrierten Werken aller Zeiten und in allen Sprachen, Autographen, Urkunden usw. Angebote erbeten.

Am 19. Februar und ff. Tage findet bei Dr. F. X. Weizinger & Co., München, Sophienstraße 6 (am Glaspalast) die 6. Kunstauktion statt. Zur Versteigerung gelangen geschliffene, geschnittene und bemalte Gläser deutscher und böhmischer Herkunft (145 Nummern), deutsche und österreichische Fayencen und Porzellane (ca. 200 Nummern), Miniaturen, Metallarbeiten (ca. 60 Nummern), Waffen (ca. 270 Nummern: Stangen-, Schlag- und Hiebwaffen, Harnischteile, Fern- und Feuerwaffen), Seiden- und Brokatstoffe und Stickereien der Zeit vom XV. bis XVIII. Jahrhundert aus verschiedenem Besitz. Der Katalog, der mit 29 Tafeln ausgestattet ist, kann zum Preise von 10 Mark von der Firma bezogen werden.

Kunstfreunden und Sammlern bietet die Ständige Ausstellung im Festsaale der Leipziger „Illustrirten Zeitung“, Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7 vortreffliche Gelegenheit zum Ankauf von Gemälden, Aquarellen, Zeichnungen usw. Von den vielen ausgestellten Bildern sind besonders zu erwähnen: Professor Erler „Sonntag“, Professor A. Jank „Jagdstück“, vier Landschaften von Paschold (Gera); ferner noch nicht veröffentlichte Aquarelle von M. Wielandt, Comba, Costa, Schellhorn, Kranke und eine Anzahl Pastelle Kainers. Die Kriegsbilder von Aßmann, Professor Bohrdt, Correggio, Professor Diemer, Frost, Gartmann, Gause, Grotemeyer, Professor Hans von Hayek, Olbertz, Professor Rabes, Schwormstädt, Professor Storch, Professor Stöwer u. a. haben neben großem künstlerischen den hohen Wirklichkeitswert, da sie zum größten Teil unter dem Eindrucke selbsterlebter Ereignisse an den verschiedenen Fronten entstanden sind. — Auch die farbigen Kunstblätter der Leipziger „Illustrirten Zeitung“, die eine große Anzahl von prachtvollen Vierfarbendrucken enthalten, nehmen das lebhafteste Interesse der Kunstfreunde in Anspruch. Über diese Kunstblätter äußert sich unter anderm ein bedeutendes Blatt: „Die farbigen Kunstblätter der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ erinnern an die Künstlersteinzeichnungen der Neuzeit, sind aber in Ausführung schöner und vornehmer gehalten. Es ist erstaunlich, daß für den geringen Preis solche Leistungen möglich sind, darum sind sie für Haus und Schule besonders empfehlenswert.“ Das Verzeichnis der etwa 200 Blätter umfassenden Sammlung wird auf Verlangen kostenlos zugesandt von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig.

Allgemeine Notizen.

Aufruf! Deutschösterreichische Familien, die Familienmitglieder in italienischer Kriegsgefangenschaft haben und deren Befreiung anstreben, wollen ehestens die nachstehenden Daten unter Beischluß einer 1-Kronennote oder -Briefmarke an den Unterzeichneten einsenden. Vor- und Zuname, Charge, Alter, Religion, Zivilberuf, wann und wo gefangen genommen, ob verwundet, in welchem Kriegsgefangenenlager untergebracht, genaue eigene Adresse, besonders berücksichtigungswürdige Umstände, wie schwere Verwundung, Krankheiten des Gefangenen, mißliche Familienverhältnisse u. dgl. Ich bitte diese Angaben mit recht deutlicher Schrift auf einen Bogen zu schreiben, briefliche Mitteilungen aber getrennt beizulegen. Anschrift: Josef Kolbe, Major d. R., gewesener italienischer Kriegsgefangener, in Horn, Nied.-Österr.

Preisausschreiben für Kriegsgedenkblätter für heimkehrende Krieger. Infolge der sich überstürzenden Verhältnisse und der Unmöglichkeit für die im Felde gewesenen Künstler die draußen begonnene Arbeit jetzt auf dem Rückmarsch zum Abschluß zu bringen, wird die Frist des vom Evangelischen Bund, Berlin W 35 ausgeschriebenen und mit 4000 Mark ausgestatteten Preisausschreibens bis zum 10. Februar 1919 verlängert.

Rathenau-Stift. Unter der Bezeichnung Rathenau-Stift Gesellschaft m. b. H. in Berlin ist mit 3 Millionen Mark Stammsumme ein Unternehmen gegründet worden, das die gemeinnützige Wirksamkeit auf allen Lebensgebieten, besonders des Erziehungs- und Fortbildungswesens, der Wissenschaft und Kunst zum Gegenstand hat. Geschäftsführer sind der Stifter Dr. Walter Rathenau, der unlängst erklärt hat, daß der größere Teil seines Vermögens gemeinnützigen Stiftungen zugedacht sei, und Direktor Albert Müller.

Stiftung. Die Firma Petzold & Aulhorn in Dresden, Schokoladenfabrik, A.-G., hat aus Anlaß ihres 75jährigen Geschäftsjubiläums eine Stiftung von 100000 Mark zum Besten ihrer Angestellten errichtet, die von Jahr zu Jahr erhöht werden soll, um Beamten und Arbeitern der Firma, von denen sechzehn 25 bis 56 Jahre angestellt sind, einen sorgenfreien Lebensabend zu ermöglichen.

Eine deutsche Universität in Hermannstadt. Die sächsischen Deutschen in Hermannstadt (Siebenbürgen) haben die Gründung einer deutschen Universität beschlossen.

Technischer Literatur-Kalender 1919. Eine willkommene und seit langem vermißte Ergänzung erhält jetzt Kürschners Literaturkalender durch den Technischen Literaturkalender, den Oberbibliothekar im Patentamt Dr. Paul Otto im Verlag von R. Oldenbourg (München) erscheinen läßt. Es sind hier gegen 6000 lebende technische Schriftsteller des deutschen Sprachgebietes aufgeführt. Bei den meisten finden wir außer Beruf, Wohnung und kurzen Angaben über den Lebenslauf eine Zusammenstellung ihrer als selbständige Bücher herausgegebenen Schriften. Der Kalender, der wirklich in unserer die Technik so notwendig gebrauchenden Zeit einem tiefgefühlten Bedürfnis nachkommt, soll alljährlich erscheinen und ständig ergänzt werden.

Sächsischer Verkehrs-Verband. In der letzten Sitzung des Geschäftsführenden Ausschusses des Sächsischen Verkehrs-Verbandes wurde angesichts der schweren Störung unseres Verkehrswesens beschlossen, zum Zwecke der Beratung geeigneter Maßnahmen zu seinem Wiederaufbau und seiner Verbesserung, insbesondere auch zur Aussprache über den Reichseisenbahngedanken eine engere Fühlungnahme unter den dem Sächsischen Verkehrs-Verbande als Mitglieder angeschlossenen Gemeinden und Körperschaften sowie mit den Vertretern der angrenzenden Gebiete herbeizuführen.

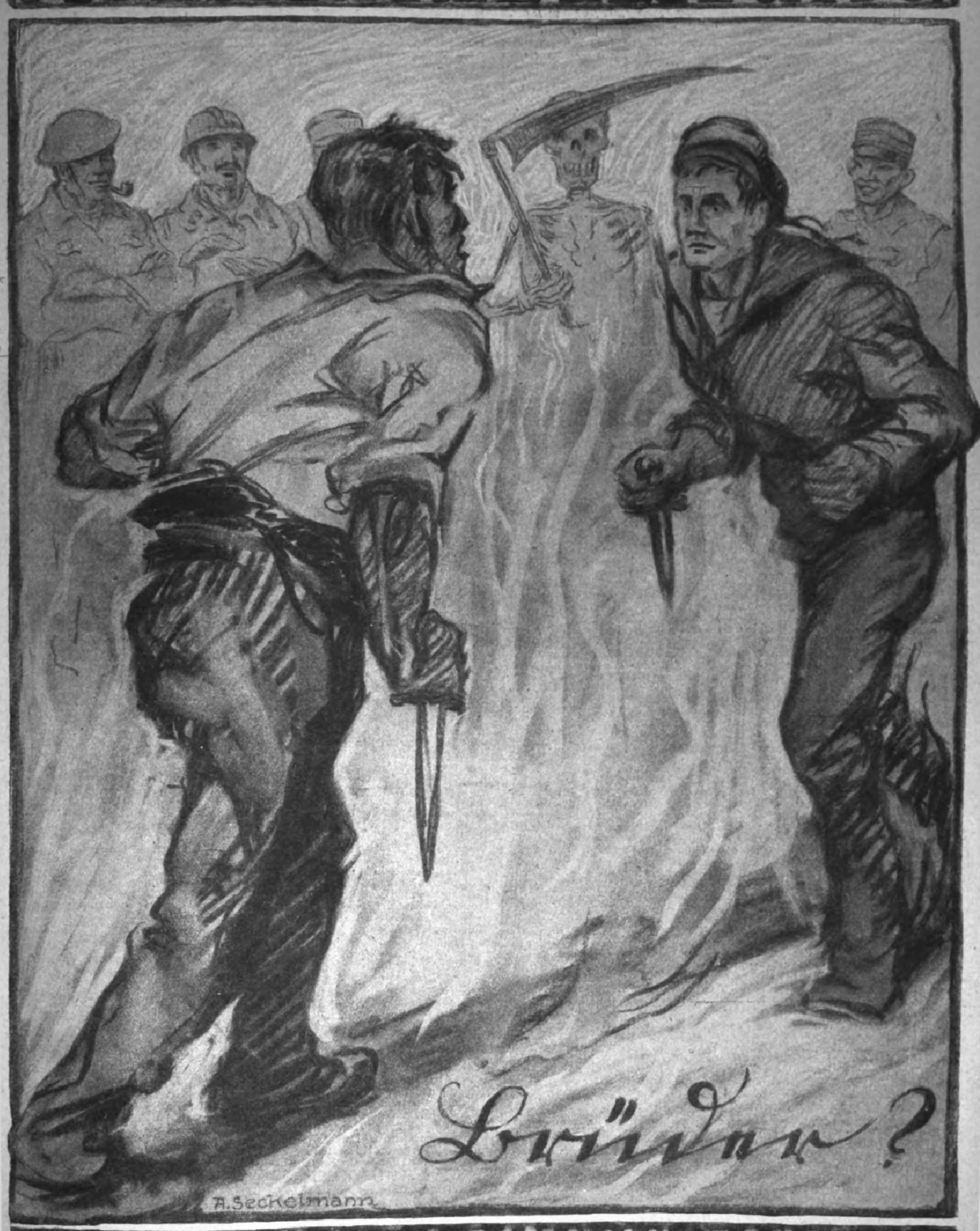
Einschränkung des Geldverkehrs für Auslandsreisende. Nach den Bestimmungen über den Zahlungsverkehr mit dem Ausland (Devisenordnung) war es bisher erlaubt, deutsche Geldsorten, Banknoten usw. bis zu 1000 Mark täglich, jedoch innerhalb eines Kalendermonats nicht über 3000 Mark ohne Einwilligung der Reichsbank nach dem Ausland zu überbringen oder zu versenden. Im Zusammenhang mit der Bestimmung der feindlichen Regierungen, daß deutsches Geld in Belgien, Nordfrankreich und zum Teil auch in den besetzten Gebieten mit 125 Franken für 100 Mark eingelöst werden kann, hat sich bei dem verhältnismäßig niedrigeren Stande der deutschen Mark in den neutralen Ländern in letzter Zeit eine umfangreiche Verbringung von deutschen Marknoten nach den neutralen Ländern entwickelt. Dadurch werden deutsche Interessen erheblich gefährdet. Durch eine Bekanntmachung des Reichswirtschaftsamts sind die bisher geltenden Bestimmungen dahin abgeändert worden, daß bis auf weiteres nur 50 Mark täglich und höchstens 150 Mark monatlich ohne Einwilligung der Reichsbank nach dem Ausland verbracht werden dürfen.

Deutsch-Österreichische Staatsanleihe. Die Anleihe der Deutsch-Österreichischen Republik im Gesamtbetrage von 500 Millionen Kronen ist auch in Deutschland selbst zur Zeichnung aufgelegt; sie hat die Form 4 v. H. steuerfreier Schatzscheine, die vom 1. November 1920 an vom Gläubiger halbjährig gekündigt werden können. Es gelangen Stücke von 50, 100, 500, 1000, 5000, 10000 und 50000 Kronen zur Ausgabe. Auf die Schatzscheine gewähren die Österreichisch-Ungarische Bank und die in Deutsch-Österreich bestehende Kriegsdarlehnskasse jederzeit Darlehen bis zu 75 v. H. des Nennwertes zu einem Zinsfuße von 5 v. H. Die Reichsregierung hat ihre Zustimmung dazu gegeben, daß in Deutschland Einzahlungen auf Deutsch-Österreichische Staatsanleihe auch in Markwährung erfolgen dürfen. Bis zum vierten Teile des gezeichneten Betrages kann dieser in Stücken der österreichischen Kriegsanleihe entrichtet werden. Die Zeichnungsfrist läuft bis zum 31. Januar 1919. Alle deutschen Banken nehmen Zeichnungen auf die Anleihe entgegen.

Über eine Viertel Million Postscheckkunden nahmen Ende November im Reichs-Postgebiet am Postscheckverkehr teil. Der Zugang von 6460 Postscheckkunden in dem einen Monat zeigt, daß das Postscheckverfahren im deutschen Volke immer mehr Eingang findet und daß sich die seit dem 1. April eingeführte Portofreiheit der Briefe an die Postscheckkunden und die Gebührenfreiheit der barlosen Überweisung auch weiter als werbende Kraft vorteilhaft geltend machen. Der Umsatz auf den Konten betrug im November 10325 Milliarden Mark, von denen 7419 Milliarden Mark oder 71,9 v. H. barlos beglichen worden sind. Das durchschnittliche Guthaben belief sich im Reichspostgebiet auf 876 Millionen Mark.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest V., Országháztér 4.
Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber, Leipzig

Nr. 3943. | Einzelpreis 1 Mark 30 Pfg. | 152. Band.

(Jede Woche eine Nummer, vierteljährlich 13 Mark.)

AUS WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Techniſche Rundſchau. In weiten Kreiſen hat ſich die Meinung befeſtigt, daß während des Krieges jegliche Beſchäftigung mit jenen techniſchen und wiſſenſchaftlichen Problemen geruht habe, die ihrer Natur nach eigentlich der Friedenswirtſchaft angehören, und daß insbeſondere die ganze Induſtrie ausſchließlich mit der Anfertigung von Kriegsmaterial beſchäftigt geweſen ſei. Nichts iſt falſcher als dies. Es wurden im Gegenteil während der hinter uns liegenden ſchweren Jahre auch außerordentlich ſchwierige Fragen von allgemeiner Bedeutung ihrer Löſung entgegengeführt und Fortſchritte von oft ſtaunenswerter Art erzielt. Zu den letzteren gehört vor allem der Bau der größten Dynamomaſchine der Welt, der trotz der ſich ergebenden Schwierigkeiten kürzlich in den Werkſtätten der Allgemeinen Elektrizitätsgeſellſchaft zu Berlin vollendet wurde. Wenn man dieſe Leiſtung in ihrem vollen Umfang überblicken will, ſo muß man ſich vor Augen halten, wie es vor Kriegsbeginn mit der Herſtellung derartiger Rieſenmaſchinen ſtand. Damals gab es einige – es mögen im ganzen zwei oder drei geweſen ſein – Rieſendynamos, von denen jede etwa 25000 Pferdeſtärken leiſtete. Es war dies ein ungeheurer Fortſchritt, der auch gebührend angeſtaunt wurde. In den letzten Kriegsjahren iſt es gelungen, dieſe Leiſtung auf das Dreifache zu ſteigern. Die neueſte und größte Dynamomaſchine, die die Welt kennt, arbeitet mit 75000 Pferdeſtärken. Der von ihr gelieferte Strom würde – ſie iſt für ein rheiniſches Elektrizitätswerk beſtimmt – ausreichen, um eine ganze Provinz mit elektriſchem Strom für die Zwecke der Beleuchtung und des Antriebs von Maſchinen zu verſorgen. Die Maſchine weiſt gewaltige Abmeſſungen auf. Sie iſt eines jener Doppelweſen, bei denen die zum Antrieb dienende Turbine ſowie die von ihr angetriebene Dynamo zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt ſind, und die deshalb in der Technik den Namen „Turbodynamo" führen. Die Dynamo allein wiegt 225000 Kilogramm, ihr beweglicher innerer Teil 49000 Kilogramm, bei einer Länge von 9 Metern und einem Durchmeſſer von 2,2 Metern. Dieſe ſchwere Maſſe wurde in der Fabrik auf ihre Feſtigkeit geprüft, wo man ſie trotz ihres hohen Gewichtes in raſend ſchnelle Umdrehungen verſetzte. Die Umlaufszahl betrug 1500 in der Minute. Wäre irgendein Fehler im Bau vorgekommen, ſo würden dabei Teile losgelöſt und mit aller Wucht weggeſchleudert worden ſein. Es trat aber das ein, was vorauszuſehen war: daß nämlich trotz der ſchnellen Rotation alles glücklich ablief, ſo daß man die Maſchine nunmehr ruhig in Betrieb ſetzen kann. Bei derartigen Maſchinen werden gewiſſe Teile unter Verwendung von Nickel hergeſtellt. Dieſes Metall fehlte und war auch nicht zu beſchaffen. So mußte man zu ganz neuartigen Hilfsmitteln greifen, und es zeigte ſich, daß durch dieſe Verfahren der Nickelzuſatz überhaupt umgangen werden kann. Um die Maſchine an ihren Beſtimmungsort zu ſchaffen, iſt es nötig, ſie zu zerlegen, ſind doch einzelne Teile ſo groß, daß ſie auf gewöhnlichen Eiſenbahnwagen überhaupt nicht befördert werden können. Man mußte eine Anzahl von Spezialwagen bauen, darunter einen mit nicht weniger als zwanzig Rädern.

Ein anderer wichtiger Fortſchritt wird zu einer weſentlichen **Verbeſſerung unſeres Verkehrsweſens** beitragen. Unſere Eiſenbahnen ſind an der Grenze ihrer Leiſtungsfähigkeit angelangt. Die Zugsfolge war vor dem Kriege eine ſo dichte, daß ſie nicht mehr weſentlich vergrößert werden könnte. Im Jahre 1912, dem letzten, aus dem eine zuſammenfaſſende Statiſtik vorliegt, entfielen auf je 100 Kilometer Betriebslänge der vollſpurigen Eiſenbahnen 47 Lokomotiven, 106 Perſonenwagen und 1066 Güterwagen. Man ſchlug alle möglichen Mittel zur Abhilfe vor, insbeſondere viergleiſigen Ausbau der Hauptſtrecken, der aber ungeheure Kapitalien verſchlungen hätte. Beſonders waren die Strecken durch die Güterzüge belaſtet, die an allen Stationen halten und rangieren, was bei der dichten Bevölkerung Deutſchlands und der dadurch bedingten Aufeinanderfolge der Stationen zu beträchtlichen Verzögerungen führt. Als das beſte Mittel zur Abhilfe iſt die Erhöhung der Geſchwindigkeit der Güterzüge anzuſehen, die es ermöglicht, die auf den Stationen verlorene Zeit wieder einzubringen und vor allem die Zeitdauer zu verringern, während deren die Strecke durch den langſam dahinrollenden Güterzug belaſtet iſt. Der Löſung dieſer Frage ſtellten ſich aber große Schwierigkeiten entgegen. Insbeſondere hätte man die Güterzüge auch mit einer durchgehenden Luftdruckbremſe ausrüſten müſſen, die ein raſches Bremſen und eine Verkürzung der „Bremsſtrecke", d. h. der Strecke, die der Zug nach dem Anziehen der Bremſe noch durchläuft, ehe er zum Stillſtand kommt, herbeigeführt hätte. Nun ſind aber die Güterzüge ſehr lang, und deshalb ſind derartige Bremſen ſchwer zu konſtruieren. Sie müſſen insbeſondere den Zug gleichmäßig bremſen, ſo daß nicht der vordere, der Lokomotive benachbarte Teil ſchon langſamer läuft, während der hintere noch nicht gebremſt iſt. Dadurch können Unfälle der verſchiedenſten Art entſtehen. Nach vielfachen Verſuchen iſt es gelungen, eine vorzüglich wirkende derartige Bremſe für Güterzüge zu bauen, mit der gleichfalls während des Krieges Verſuche durchgeführt wurden. Dieſe Verſuche, die zum Teil in gebirgiger Gegend mit großen Steigungen ſtattfanden, befriedigten vollkommen. Die **durchgehende Güterzugsbremſe** wird nunmehr bei den deutſchen Bahnen eingeführt werden. Dadurch wird es möglich ſein, die Schnelligkeit der Güterzüge bis zu der von Perſonen-, ja ſogar von Schnellzügen zu ſteigern, wodurch eine beträchtlich erhöhte Leiſtungsfähigkeit unſeres Bahnnetzes herbeigeführt wird, was einen für unſer geſamtes Wirtſchaftsleben äußerſt bedeutſamen Fortſchritt darſtellt.

Auch der **Kraftwagen** wird in Zukunft einen bedeutenden Teil unſeres Verkehrs, und zwar des Perſonen- wie des Güterverkehrs, zu übernehmen haben. Hier geſtaltete ſich nun die Brennſtoff-Frage ſchwierig, bezogen wir doch faſt das ganze zum Betrieb unſerer Automobile nötige Benzin aus dem Auslande, vor allem aus Amerika. Amerika wird uns aber nach dem Kriege wohl nur wenig oder vielleicht gar kein Benzin mehr zu liefern imſtande ſein, hat doch dort der Kraftwagenverkehr derart zugenommen, daß es das aus ſeinen Erdölvorkommniſſen gewonnene Benzin vorausſichtlich ſelbſt vollkommen brauchen wird. Die Zahl der in Amerika fahrenden Wagen ſoll ſich, insbeſondere infolge der Schaffung des billigen Wagens durch Ford, mindeſtens vervierfacht haben. Nun gibt es ja außer in Amerika auch noch andere Stellen der Erde, insbeſondere Galizien und Rumänien, wo ſich Erdölquellen befinden. Dieſe ſind aber ärmer an Benzin, und es fragt ſich, ob ſie imſtande ſein werden, dem ſtändig ſteigenden Bedarf zu genügen, um ſo mehr, als dieſer Bedarf nicht nur durch die wachſende Zahl der Autos, ſondern auch durch die ſtändig zunehmende Verwendung des Benzinmotors für techniſche Zwecke vergrößert wird. Man hat ſich nun nach verſchiedenen anderen Erſatzſtoffen umgeſehen, die aber in dieſem Falle kein Kriegserſatz, ſondern ein Dauererſatz ſein müſſen, und hat eine ganze Anzahl von Löſungen gefunden. Eine ſehr bedeutſame iſt die des **Azetylenautos**, d. h. des durch Azetylen angetriebenen Automobils. Derartige Automobile ſind in jüngſter Zeit in verſchiedenen Ländern, vor allem in der Schweiz, in Betrieb geſtellt worden. Als Betriebsſtoff dient das Azetylen, das wir bisher in der Hauptſache nur für Beleuchtungszwecke verwendeten. Man rüſtet nun die Autos mit größeren Azetylenerzeugern aus oder verdichtet das Azetylen unter Druck, indem man es dabei in Aceton löſt. Auf dieſe Weiſe gewinnt man einen Betriebsſtoff, der, wie die Verſuche gezeigt haben, für Automobile ſehr geeignet iſt, und der vor allem den Vorteil hat, daß er aus einem billigen Material, nämlich aus Kalk und Kohle, erzeugt werden kann, die man zunächſt in Karbid umwandelt, aus dem dann durch Zuſatz von Waſſer das Azetylen entſteht.

Die Notwendigkeit, für die heimkehrenden Krieger möglichſt raſch Wohnſtätten zu ſchaffen, hat auch die **Bautechnik** vor neue Aufgaben geſtellt. Es handelt ſich darum, ſehr ſchnell große Mengen von Eigenheimen herzuſtellen, die nicht zu teuer ſein dürfen. Der Schnelligkeit ſteht der Mangel an Baumaterialien ſowie an Kohle entgegen, die ja zur Anfertigung dieſer unbedingt notwendig iſt. Wie ſoll man nun bauen? Die in Berlin veranſtaltete „Ausſtellung ſparſamer Bauſtoffe" gibt die Antwort auf dieſe Frage. Sie zeigt, daß man mit Vorteil alte, längſt vergeſſene Bauverfahren wieder anwenden kann, insbeſondere den Lehmbau. Dann laſſen ſich unter Verwendung von Torf, Schilf uſw. ſehr gute und leichte Bauſtoffe herſtellen. Eine beſonders günſtige Zukunft ſcheint aber dem Verfahren des **Betonbaues** zu erblühen. Der Beton, ein Gemenge von Zement, Kies und Sand, braucht ja nur in Formen eingegoſſen zu werden, in denen er raſch zu einer feſten, waſſerdichten Maſſe erhärtet. Man hat nun ſchon früher Betonbauten aufgeführt, doch wurden ſie wenig für Wohnhäuſer verwendet, da der Beton die Wärme raſch ableitet. Die Häuſer ſind alſo kalt und ſchwer zu heizen. Aber auch Betonbauten laſſen ſich nach neueren Verfahren wohnlich ausgeſtalten. Abgeſehen davon, daß man dem Beton Wärmeſchutzmittel beimengen kann, läßt ſich die Eigenſchaft der ruhenden Luft ausnützen, die Wärme ſchlecht zu leiten. So hat man denn in die Betonwände Kanäle eingelegt, die mit einer ruhenden Luftſchicht gefüllt ſind und ſomit einen vortrefflichen Wärmeſchutz bilden. Dadurch wurde es ermöglicht, die ſo viele Vorteile darbietende Betonbauweiſe auch dem Wohnhausbau nutzbar zu machen, was unſerer eben einſetzenden Siedelungspolitik in hohem Maße zuſtatten kommen dürfte.

Dr. Albert Neuburger

Erwerbsloſenfürſorge. Aller Weisheit letzter Schluß heißt gegenwärtig eifrige werktätige Arbeit. Das große Heer der Arbeitsloſen nutzbringend und einkömmlich zu beſchäftigen, iſt darum die Loſung des Tages; ein Ziel, aufs innigſte zu wünſchen, aber nur unter größtdenkbaren Schwierigkeiten erreichbar. Hemmend ſtellen ſich ihm gewichtige Feinde in den Weg, unter denen hier nur des Fehlens der meiſten Rohmaterialien, der geringen Kaufkraft des Geldes, der Kohlennot, der Transportſchwierigkeiten und der das Unternehmertum lähmenden Ungewißheit über die politiſche und wirtſchaftliche Lage gedacht ſei. Daß ſich die Regierung trotz dieſer Fülle der Hemmniſſe eine durchgreifende Bekämpfung der Arbeitsloſigkeit angelegen ſein läßt, beweiſt die wenige Tage nach ihrem Antritt bereits in Kraft getretene Regelung der Erwerbsloſenfürſorge. Der Geiſt dieſer Verordnung atmet die Erkenntnis, daß die beſte Fürſorge in der Beſchaffung von Arbeit ruht und behördliche Unterſtützung nur dem ſchuldlos Unbeſchäftigten gebührt. Deshalb verpflichtet der Erlaß den Erwerbsloſen, jede nachgewieſene Arbeit – auch außerhalb des Berufes und Wohnortes – anzunehmen; die Hinreiſe wird ihm bezahlt. Ausſchlagen darf er das ihm geſtellte Anſinnen einzig dann, wenn die nachgewieſene Arbeit keinen angemeſſenen ortsüblichen Lohn trägt oder die Geſundheit gefährdet. Verheiratete können obendrein die Annahme des Angebotes von einer auch für die Familie winkenden Verſorgungsmöglichkeit abhängig machen. Wer aber, vom Kriege um ſeinen Erwerb gebracht, trotz redlichen Willens geeignete Beſchäftigung nicht findet, der hat Anſpruch auf obrigkeitliche Hilfe, falls er ſolcher bedarf. Die Erwerbsloſenunterſtützung iſt alſo von einer bedürftigen Lage des ſie Beanſpruchenden abhängig. Indeſſen verbietet der Erlaß bei der Bedürfnisfrage, jemand etwa bloß um deswillen abzuweiſen, weil er noch ein paar Spargroſchen oder eine Wohnungseinrichtung ſein eigen nennt. Die rechte Stelle für die Bitte um Unterſtützung iſt des Arbeitsloſen Wohnungsgemeinde. Ihr erſetzt das Reich ſechs Zwölftel und der zuſtändige Bundesſtaat vier Zwölftel ihrer aufgewendeten Koſten. Dafür muß ſie dem bedürftigen Erwerbsloſen mindeſtens den nach der Reichsverſicherungsordnung feſtgeſetzten Ortslohn als Unterſtützung zahlen. Leider iſt trotz allen Bemühungen die Erwerbsloſigkeit erſchreckend groß; allein in Berlin feiern nach neueſten Meldungen weit über 70000 rüſtige Arbeitsleute. Der Grund für dieſe bedrohliche Erſcheinung liegt guten Teils nicht im Fehlen lohnend bezahlter Arbeit, ſondern im Fordern für den Unternehmer unerſchwinglicher Preiſe. Die Arbeiterſchaft beweiſt hierdurch eine arge Verkennung der mit einer Vergeudung des Produktivkapitals verbundenen ſchweren Gefahr. Die übertriebenen Löhne bewirken einzig ein ins Ungemeſſene gehendes Steigen der Preiſe, das die Konkurrenzfähigkeit der deutſchen Induſtrie auf dem Weltmarkt, auf den wir jetzt mehr als je angewieſen ſind, vernichtet. Die Arbeiter ſelbſt aber haben von den hohen Löhnen nur einen kurzen Nutzen, da das Mehr bald durch die Preisſteigerungen der von ihnen benötigten Güter wieder ausgeglichen wird.

Dr. Hans Lieske

Verſicherungsweſen. In neuerer Zeit hat ſich die Verſicherungstätigkeit beträchtlich erweitert. Zur Transport-, Lebens-, Feuer-, Hagel-, Unfall- und Haftpflichtverſicherung ſind neue Zweige hinzugekommen, ſo gegen Einbruchdiebſtahl, Schäden an Waſſerleitungen, an Schaufenſtern, an Kraftwagen uſw. und in allerneueſter Zeit auch gegen **Aufruhrgefahr**. Während des Umſturzes zu Anfang November entſtand vorübergehend eine Panik, und die Beſitzer von Induſtrieanlagen, Lagerhäuſern, Holzplätzen uſw. drängten zur Verſicherung gegen Aufruhr. Eine Zeitlang wurden die Anträge von beſtehenden Geſellſchaften angenommen, meiſt zu dem hohen Prämienſatz von 1/2 Prozent für den Monat. Später erfolgten Ablehnungen. Inzwiſchen haben ſich die Verſicherungsluſtigen einigermaßen beruhigt. Bei Kriegsausbruch wurden die deutſchen **Transportverſicherungsgeſellſchaften** von dem internationalen Geſchäft ausgeſchloſſen, ſahen ſich auf die Kriegsbedürfniſſe Deutſchlands und ſeiner Verbündeten angewieſen, konnten aber ihre Tätigkeit mit dem Vorrücken deutſcher Heere in die Ferne bis über die ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen hinaus, bis nach Polen und der Ukraine, bis nach Konſtantinopel und Vorderaſien erſtrecken, erlitten freilich infolge des raſchen Rückzuges der deutſchen Truppen in Oſt und Süd mancherlei Verluſte. Immerhin wieſen Neugründungen und Kapitalserhöhungen auf das Erſtarken auch dieſes Verſicherungszweiges hin. Großen Aufſchwung erfuhr während des Krieges die **Seeverſicherung**, dieſe älteſte Art der Verſicherung, genauer die **Seekriegsverſicherung**. In England und Frankreich entſtanden Dutzende neuer Geſellſchaften dafür, in England erfolgten auffallend viele Verſchmelzungen. Neue Geſellſchaften wurden in Portugal, Italien, Norwegen, Bulgarien uſw. gegründet. Auch die deutſchen Unternehmungen blühten auf, obwohl ſie die ausländiſche Kundſchaft zum größten Teil verloren. Die deutſche Seeverſicherung hat ihren Hauptſitz in Hamburg, wo die Verſicherungsbeträge von 417 Mill. Mark in 1850 auf 14143 Mill. Mark in 1912 und die eingegangenen Prämien in der gleichen Zeit von 6,7 auf 88 Mill. Mark anwuchſen. Die Durchſchnittsprämien gingen von 1,50 Proz. in 1850 auf 0,79 Proz. in 1900 und auf 0,62 Proz. in 1912 zurück. Nach Kriegsausbruch mußten ſie erheblich erhöht werden und ſtiegen in Schweden und Norwegen für Fahrten nach dem Mittelmeer bis auf 7 Proz. Nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes gingen ſie raſch wieder auf die letzten Friedensſätze zurück. Ende 1918 gelang es den führenden Intereſſenten in Hamburg, ein einheitliches Seeverſicherungsrecht für ganz Deutſchland zu ſchaffen, das mit dem 1. Januar 1920 in Kraft treten und eine einheitliche Rechtsgrundlage für das geſamte deutſche Verſicherungsgeſchäft ſchaffen wird. Es paßt ſich den veränderten Erforderniſſen in Weltverkehr und Schiffahrtstechnik an, berückſichtigt die Erfahrungen des Krieges und läßt den Intereſſenten hinreichenden Spielraum für die Beſonderheiten des Einzelgeſchäfts.

Paul Dehn

Was heißt Bolſchewiki? Von den meiſten Menſchen, die den Namen Bolſchewiki oder Bolſchewismus gebrauchen, weiß kaum einer den Namen zu erklären. Das Wort kommt von dem ruſſiſchen bolſchoi, groß. Bolſchewiki heißt Mehrheitler, im Gegenſatz zu Menſchewiki, Minderheitler. Die Bezeichnungen ſtammen von dem Stimmenverhältnis auf dem Londoner Parteitag der ruſſiſchen Sozialdemokraten im Jahre 1903. Die Bolſchewiki haben auf ihrem 7. Kongreß den Namen „Ruſſiſche kommuniſtiſche Partei" angenommen, worauf die Menſchewiki ſich in „Ruſſiſche ſozialdemokratiſche Arbeiterpartei" umtauften. Wer alſo für Bolſchewiki ein deutſches Wort gebrauchen will, ſage dafür ruſſiſche Kommuniſten.

Statiſtiſches vom Frauenhaar. Die Tugend des Statiſtikers iſt die Geduld. Nur mit Geduld war die Frage, wieviel Kilometer Haar eine Frau wohl auf dem Kopfe tragen mag, zu löſen, und die Statiſtiker haben darauf auch in langen und mühſamen Feſtſtellungen eine Antwort gefunden. In der Regel ſind die blonden Frauenhaare üppiger und dichter als die dunkleren. Eine dunkelhaarige Frau trägt durchſchnittlich eine Haarmenge von insgeſamt nicht weniger als 70 Kilometer mit ſich herum, während eine üppige Blondine bisweilen ſogar 135 Kilometer und ſelbſt eine noch größere Haarmenge erreicht. Dagegen iſt das dunklere Haar ſtärker und widerſtandsfähiger, es kann eine Laſt von 113 Gramm tragen, ohne zu zerreißen, während das hellblonde, goldſchimmernde Haar bereits bei 68 Gramm bricht.

Eine Milliarde. Man lieſt und ſpricht jetzt viel von Milliarden, ſchreibt die „Deutſche Handelswacht", aber die wenigſten Menſchen vermögen ſich eine genaue Vorſtellung davon zu machen. Vielleicht gelingt es ihnen aber eher, wenn ſie ſich folgende Zahlen vergegenwärtigen. Eine Milliarde wiegt in Silber 5 Millionen kg, in Gold 322580 kg, in Hundertmarkſcheinen 11590 kg. Wenn ein Mann 100 kg trägt, wären für den Transport einer Milliarde erforderlich: in Tauſendmarkſcheinen 18 Mann, in Hundertmarkſcheinen 115 Mann, in Silber 50000 Mann. Eine Milliarde in Tauſendmarkſcheinen würde 2000 Bände von je 500 Blättern umfaſſen.

Die Illuſtrirte Zeitung darf nur in der Geſtalt in den Verkehr gebracht werden, in der ſie zur Ausgabe gelangt iſt. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Druckſachen irgendwelcher Art, iſt unterſagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zuſendungen redaktioneller Art ſind an die Redaktion der Illuſtrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerſtraße 1–7, alle anderen Zuſendungen an die Geſchäftsſtelle der Illuſtrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. – Genehmigung zur Reproduktion unſerer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verſtändigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3943. 152. Band. Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 13 Mark; frei ins Haus 13 Mark 25 Pfg. Preis dieser Nummer 1 Mark 30 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 1 Mark, auf Seiten mit Text 1 Mark 20 Pfg. 23. Januar 1919.


Hansa Lloyd
Personenwagen
Lastwagen
HANSA-LLOYD-WERKE A.-G. BREMEN

Illustrirte Zeitung

Nr. 3943 152. Band.



Von der Spartakuswoche in Berlin: Die Erstürmung des „Vorwärts“-Gebäudes durch Regierungstruppen am 11. Januar vormittags.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Martin Frost.



Das Verlagshaus Rudolf Mosse nach der Befreiung.



Straßenpassanten bringen sich in Sicherheit, als von Spartakusleuten aus den Fenstern des Verlagshauses Rudolf Mosse Ecke Zimmer- und Jerusalemerstraße geschossen wird.

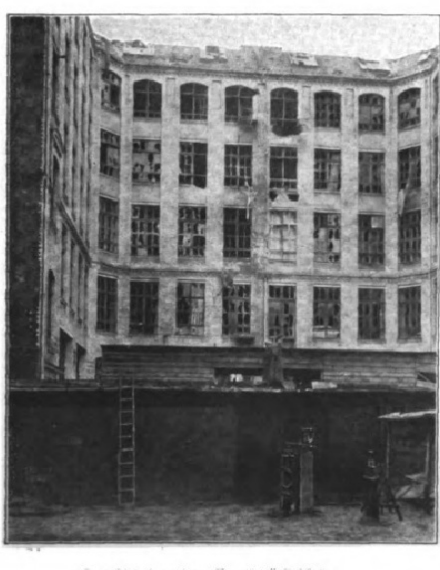
Von den Spartakus-Unruhen in Berlin: Die Kämpfe im Zeitungsviertel.



Das „Vorwärts“-Gebäude nach der Einnahme durch die Regierungstruppen.



Gefangene Spartakisten werden abgeführt.



Das Hinterhaus des „Vorwärts“-Gebäudes.



Barrikaden aus Zeitungspapierrollen in der Schützenstraße.



Ein Geschäftshaus in der Lindenstraße, das durch die Kämpfe sehr gelitten hat.



Ein Zimmer mit Erker, der als Maschinengewehrstand hergerichtet war und durch Artillerievolltreffer zerstört wurde.

Von den Spartakus-Unruhen in Berlin: Die Kämpfe im Zeitungsviertel.



Garde-Jäger nach der Erstürmung des „Vorwärts"-Gebäudes.



Ein unschuldiges Opfer: Das Publikum bei der Verteilung eines gefallenen Pferdes.



Regierungstruppen besetzen die frühere Verteidigungsstellung der Spartakisten im „Vorwärts"-Gebäude.



Bewirtung der Kämpfer mit warmen Getränken.

Der Aufstand des Spartakus. / Von Richard Nordhausen.



Dr. Karl Liebknecht,

der Hauptführer der Spartakusbewegung, wurde nach seiner Verhaftung bei einem Fluchtversuch im Berliner Tiergarten am Abend des 15. Januar von den Bewachungsmannschaften erschossen.



Die Wohnung des Kaufmanns Siegfried Marcussohn (×) im ersten Stock des Hauses Mannheimerstraße 43 in Berlin-Wilmersdorf, wo Liebknecht und Rosa Luxemburg verhaftet wurden. Fronttruppen bewachen das Haus.



Frau Rosa Luxemburg,

neben Liebknecht die Führerin der Spartakisten und Hauptagitatorin für den Radikalismus und Kommunismus, wurde nach ihrer Gefangennahme in Berlin-Wilmersdorf bei der Überführung nach dem Untersuchungsgefängnis Moabit von der wütenden Menge getötet.

Am Potsdamer Platz standen plötzlich alle Räder still — hüben und drüben hielten in unendlicher Kette die Straßenbahnwagen: Berlin wollte nach Hause, zu seinem immer noch blockierten und fettlosen Mittagbrot, aber ein höherer Wille bannte die Zehntausende. Spartakus hielt Umzug. Nach dem schönen Worte: „Rin in die Betriebe, raus aus die Betriebe!", der Variation des überwundenen militaristischen Manöverbefehls, hatte er wieder einmal auf elf Uhr seine Getreuen in die Siegesallee bestellt, und nun zogen sie von dort wer weiß, wohin, justament durch Berlins belebteste Straßen, zur ungelegensten Stunde. Das blutige Rot der Fahnen lag schwer auf dem winterlichen Nebelgrau; wie die Aare der weiland siegreichen römischen Legionen protzten die Schilder mit den Namen der Firmen daher, bei denen die Teilnehmer am Zug arbeiteten oder meist nicht arbeiteten. Ein befremdlicher Zug! Etwas wie die Schauer der Unterwelt umwitterten ihn. Bleiche Gesichter zumeist, die das dürftige Wochenhabit noch mitleidswürdiger machte; Weiß- und Graulöpfe neben kaum halbwüchsigen Burschen, Mädel keck im Jackett und mit dem Umhangtuch: Fanatikeraugen, müde Blicke und verwogene Zuhälterphysiognomien, Gläubige und Radau-Mitläufer. Hier und da grüßten ein paar Zuschauer, deren Zahl die der Demonstranten um das Zehnfache überstieg, und dann brachen die dankbaren Marschkameraden in begeisterte Hochs aus. Doch die Grüße waren selten. Und wenig Anklang fanden die wilden Prediger des neuen Evangeliums, die sich an die Gaffer heranmachten und sie mit lauter Stimme und heftigen Gebärden zu gewinnen versuchten. Berlin nahm auch diesen Rummel mit in den Kauf, weil er zu den Errungenschaften und Sensationen der Revolution gehörte, doch innerlich lehnte es ihn ab. „Frieden, Freiheit, Brot" — Frieden und Freiheit brachte der Straßenlärm gewiß nicht, und was das Brot betrifft, so hinderte er die Berliner Menschheit geradezu daran, zum Mittagbrot zu gelangen.



Eine Brücke im Stadtteil Moabit wird durch quer gestellte Wagen und Militärposten abgesperrt, damit Autos und Fuhrwerke nicht flüchten können.



Kontrolle der Fahrgäste der Straßenbahn.

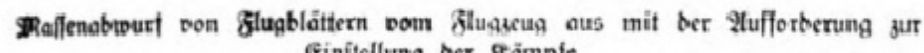


Passanten werden an einer Durchlaßstelle nach Waffen durchsucht.

Die allgemeine Entwaffnung der nicht zum Waffentragen Berechtigten durch Regierungstruppen in Berlin.







Massenabwurf von Flugblättern vom Flugzeug aus mit der Aufforderung zur Einstellung der Kämpfe.



Am Brandenburger Tor am 7. Januar vormittags: „Alles rennet, rettet, flüchtet!"

Spartakus erwies sich gleich anfangs, als er noch friedlich daherkam, als ein zu gewalttätiger Regisseur. Das Spektakelstück brachte es daher nur zu einem Achtungserfolg, dem es von vornherein an feindseliger Opposition nicht fehlte. Tags darauf waren die Zeitungen besetzt, W. T. B. gleichfalls mit stürmender Hand genommen und zahlreiche mutige Anschläge auf ein Dutzend wichtiger öffentlicher Gebäude gewagt worden. Der Berliner Sklavenbefreier machte der Tatkraft seines Namensvetters aus dem klassischen römischen Altertum alle Ehre. Wie er überhaupt, in der Rauheit des Vorgehens, dem Mut, alles auf eine Karte zu setzen und zu handeln, statt zu unterhandeln, beträchtlichen politischen Instinkt gezeigt hat. Revolutionsinstinkt. Die einzige Möglichkeit, die Millionenmenge, wenn nicht mit sich fortzureißen, so doch einzuschüchtern und sich gefügig zu machen, bestand für Spartakus in der rücksichtslosen Anwendung von Gewalt. Maschinengewehre und Handgranaten nicht nur gegen beherzte Widerstrebende, sondern auch gegen harmlose Straßengänger, damit sie die schwere Hand des proletarischen Despoten kennen und fürchten lernten; Stillegung der gefährlichen Aufklärungsfabriken, die das Volk morgens und abends wider die neuen Männer in Harnisch brachten und ihnen von vornherein verwehrten, festen Fuß bei der Menge zu fassen. Die Rotationsmaschinen, die geistigen Maschinengewehre, sind bedrohlicher als wirkliche Waffen. Da Spartakus nicht gut genug organisiert war, um sie für sich verwenden zu können, schaltete er sie wenigstens aus. Die Redaktionsstuben wurden Mannschaftsstuben, die Papierrollen mußten zu Barrikaden dienen, und statt mehr oder minder gediegener Leitartikler und geistreicher Feuilletonisten blickte

Abtransport der bei dem Angriff auf das „Vorwärts"-Gebäude gefangenen Spartakiden. Das Publikum durchbricht die Absperrkette der den Zug geleitenden Soldaten.

Von der Spartakuswoche in Berlin. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Hans Freese.

Während der Spartakuswoche in Berlin: Am Potsdamer Platz. „Straße frei! — Es wird geschossen!“

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Willy Loeper.

nun spartakisches Jungvolk aus den hohen Fenstern der öffentlichen Meinungstempel auf die menschenleer gewordenen Straßen.

Es war nämlich sehr bald kein Vergnügen mehr, durch die Verkehrsadern des Zeitungsviertels zu pilgern. Wo Gewehre sind, besonders Gewehre in den Händen von Leuten, die noch nie damit umgegangen sind, pflegt auch geschossen zu werden. Immer wieder knallte es aus den Stockwerken heraus, und wenn auch nicht jede Kugel trifft, so hat sie doch, zumal bei ungeschickt gehaltenen Läufen, die Neigung, sich ausgerechnet die unschuldigsten Opfer zu wählen. Von den an Zahl schwachen Regierungstruppen, die während der ersten Tage zaghaft Fühlung mit dem Feinde zu nehmen versuchten, sind gewiß nur wenige den Amateurschützen Liebknechts erlegen; der Bürger war es, der seine Haut zu Markte tragen mußte. Wer in den Zeitungsstraßen wohnte, fand bei Tag und Nacht keine Ruhe. Ob er seinem Erwerb nachgehen, sich verproviantieren oder das bißchen immerhin unentbehrlichen Schlafs suchen wollte — die grünen Spartaken nahmen stets ihn aufs Korn. Diese sinnlos niedergestreckten wirklichen Arbeiter, dies verbrecherische Spiel mit Menschenleben haben Spartakus so über alle Begriffe rasch verhaßt gemacht. Statt sich mit der Nachbarschaft zu vertragen, auf deren guten Willen er schließlich doch in nicht geringem Maße angewiesen war, stachelte er sie zu rasender Wut auf. Wenn nach dem Zusammenbruch des roten Schreckens die gefangenen Meuterer in den meisten Fällen Prügelsuppen aufgetischt bekamen, wie man sie im schönsten Frieden auch nicht kräftiger gesehen hatte, so war nur ihre bengelhafte Brutalität daran schuld. Daß sie Plünderzüge in aller Form unternahmen, Wegelagerei und Straßenraub trieben, hätte man ihnen zur Not verziehen, denn für solche Räuberromantik fehlt es dem als nüchtern verschrienen Berliner nicht völlig an Verständnis. Die Bummellust am zwecklosen Blutvergießen jedoch, die Neigung, der wehrlosen Umwelt seine Macht zu zeigen, sie zu schinden und zu quälen, hat Radeks und Rosas Plänen jede Spur von Sympathie geraubt. Auch bei denen, die anfänglich der Hoffnung gewesen waren, daran profitieren zu können.

* * *

Doch Straßen und Plätze waren, wo die Elektrischen nicht mit abgeblendeten Lichtern pfeilschnell durchs tiefe Dunkel huschten und keine Katze sich in das Schußfeld der knallfrohen Verbrecher wagte. Oft nur wenige Minuten von ihren Zwingburgen entfernt, braust das neue Berliner Leben um so schäumender und wilder auf. Die Stadt, ohnehin seit dem 9. November ganz und gar verwandelt, so unberlinisch wie möglich geworden, berauschte sich am Blutgeruch dieser wildradikalen Gegenrevolution. Nicht bloß von den grundstürzenden Ereignissen, nicht von den weißen Flugblattmassen, die Damm und Bürgersteig bedeckten, von dem Gedudel der Leierkästen, dem Gedröhn der plötzlich aufgetanen Rummelplätze, dem Tacken und Knattern der Schußwaffen ging die heftige, fiebernde Erregung aus — es spukte in den Gehirnen und Herzen etwas von jener E. Th. A. Hoffmannschen Dämonik, die sich um so rasender austobt, je philisterhaft-verständiger ihre Träger in ruhigen Zeiten sind. Man hat die stürmisch debattierende Menschenmenge, die sich an jeder Ecke zusammenfand, die höchst unmärkische Laune, Geschäft Geschäft sein zu lassen und sich auf der Straße zu verschwatzen, die Revolutionstummeleien großen Stils damit erklären wollen, daß in diesen gellend lauten Tagen zahlreiches fremdes Volk nach der Reichshauptstadt gewandert ist und ihren Pulsschlag beschleunigt hat. Aber der Berliner läßt sich von keinem Zugezogenen aus der Ruhe bringen, wenn ihm die Unruhe nicht selbst in den Adern gärt. Die Verwegenheit dieses Menschenschlags, die schon Goethe mißbilligend feststellte, hat sozusagen die Geschehnisse befördert und der Spartakuswoche ein gespenstischeres Aussehen verliehen, als der von vornherein verspielte Sklavenaufstand an sich verdient hätte.

* * *

Und wieder eine Marschkolonne im trüben Licht des winterlichen Mittags, im Dunst und Schnee und Regen: die Regierung hatte ihren Heeresbann gefestigt und verstärkt, nun zog er von Westen



Berliner Straßentypen, die nach der Revolution auftauchten: Beim Glücksspiel „Lustige Sieben“ auf offener Straße. Rechts ein Straßenhändler, der Mittel gegen die Grippe verkauft.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Willy Loeper.



der in die Stadt ein. Dreitausend Ulanen mit Geschützen und Maschinengewehren, eine furchtbare graue Schlange, die einen weit stärkeren Gegner erwürgt hätte als den bunt zusammengewürfelten Spartakenhaufen. Wie geliebten Befreiern vom Druck langjähriger Fremdherrschaft, so jubelte Berlin dem Regiment entgegen. Die Menschen begannen wieder, alte, fast verpönte Gedanken zu denken und Sangweisen vor sich hinzusummen; bei einem großen Umzuge der Schöneberger Demokraten spielte die voranziehende Musikkapelle rastlos „Deutschland, Deutschland über alles", und die Teilnehmer sangen aus vollem Herzen, wirr durcheinander, doch um so inniger: „Ich hab' mich ergeben", „O Deutschland hoch in Ehren", „Was ist des Deutschen Vaterland".

Die Festen Spartakus' haben sich dann nicht lange gehalten. Nachdem das „Vorwärts"-Zwinguri ausgeräuchert worden war, konnten und mochten die schwächer verteidigten Forts nicht mehr dem Eroberer trotzen. Immerhin, daß sie sich tapfer gewehrt haben, soll den Spartaken nicht bestritten werden. Bei vielen von ihnen mag das böse Gewissen die Tapferkeit angefeuert haben; diese Landsknechte der Gasse hatten zu viel auf dem Kerbholz, um vom Sieger besonders freundliche Behandlung erhoffen zu dürfen. Und die Hingerissenen, die von der bolschewistischen Idee Erfüllten ließen in der Gefahr das Schwert gleichfalls nicht feige sinken. Die Idee des Bolschewismus wird oft allzugering eingeschätzt. Dabei lodert Flammenkraft genug in ihr, um große Reiche zu zerstören. Wir werden uns mit ihr sehr ernsthaft auseinanderzusetzen haben, wenn wir das junge Deutschland ungestört aufbauen und wohnlich einrichten müssen. Ohne die überzeugten Träger des Gedankens wäre der Berliner Bolschewikenaufstand wirklich nichts als eine Verbrechermeuterei gewesen. Wenn am Alexanderplatz um das Polizeipräsidium so ungeheuer erbittert gerungen werden mußte, so zeigt das sehr deutlich, daß die Psychologie und die Taktik der Spartakusführer keineswegs von heute und gestern sind. Man schätze sie deshalb auch für die Zukunft nicht gering ein, sondern sei wohl auf der Hut!



Spartakisten auf dem Schlesischen Bahnhof im Kampfe mit Regierungstruppen.

Die dringendste Forderung des Tages.

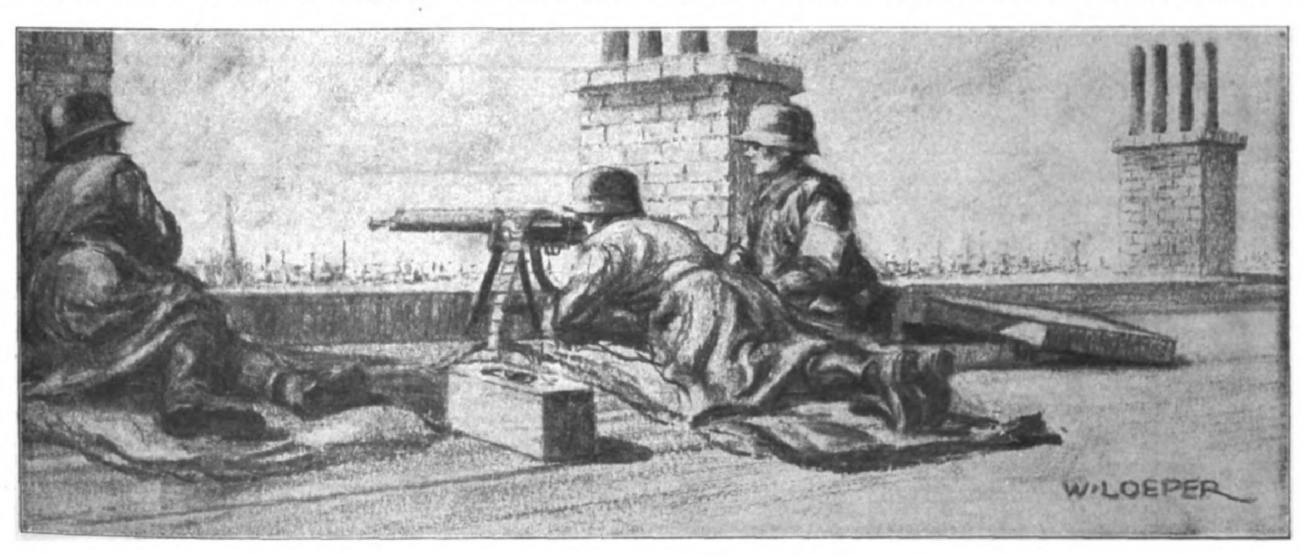
Von Professor Dr. Levin L. Schücking, Breslau.

Eben erst haben wir an der großen Staatsumwälzung die Wahrheit des Hegelschen Wortes von neuem erprobt gesehen, daß „die Wirklichkeit nicht standhält, wenn das Reich der Vorstellung revolutioniert ist", und trotzdem sind wir auf dem besten Wege, tatenlos einer „Revolutionierung des Reiches der Vorstellung" im Auslande hinsichtlich unserer zuzusehen, die mit Notwendigkeit zu Deutschlands innerer und äußerer Auflösung führen muß. Wie die große Mehrheit bei uns vor dem Kriege der planmäßigen Hetze gegen alles Deutsche in großen Teilen der Welt gegenüber gleichmütig die Hände in den Schoß legte, so kümmern wir uns jetzt nicht darum, daß der Stand der Dinge bei Abschluß des Waffenstillstands vorsätzlich von Tag zu Tag in den Ententeländern mehr in Vergessenheit gebracht wird und von der damals erreichten gemeinsamen Grundlage der vierzehn Wilsonschen Punkte schon fast nicht mehr die Rede ist. Immer mehr erscheint Deutschland als das zur Strecke gebrachte Riesenwild, aus dem sich die Jäger ihre Beutestücke herausschneiden.

Allein solche Tatenlosigkeit ist sträflich. Verloren ist nur der, der sich selbst aufgibt. Sich selbst aufgeben aber kann nur der, der alles Geschehen als abhängig von bloßen Machtfragen ansieht und nun auf unsere gegenwärtige politische Machtlosigkeit blickt. Jedoch das heißt die Dinge zu kurzsichtig ansehen. Es ist wahr, daß die Macht über uns triumphiert hat. Aber warum hat sich diese Macht so ängstlich bemüht, sich als Vollstreckerin des Rechts zu gebärden? Dieses Mandat ihr zu entringen, ist uns auch in den Augen der Neutralen größerenteils nicht gelungen. Warum nicht, darüber möge die Zukunft urteilen. Aber darüber kann doch kein Zweifel obwalten, daß auch jeglicher Schein des Rechts verlorengehen muß, wenn die Vorkämpfer für das Selbstbestimmungsrecht der Völker nun Deutsch-Österreich den Anschluß an Deutschland wehren, die Rheinlande, Danzig und Bozen fremden Nationalitäten ausliefern, oder wenn die Vertreter der „humanen Kriegführung" die Hungersnot in Deutschland durch das Verbot der Seefischerei u. a. willkürlich und grausam zu steigern suchen. Warum antwortet auf solche drohenden Maßnahmen nicht ein Entrüstungsaufschrei von siebzig Millionen und ruft es gellend der Welt in die Ohren, daß das schöne Humanitätsgesicht vor aller Augen sich als Larve erweist, die nun, da das Ziel erreicht scheint, abgenommen wird, und hinter der die grinsende Habsucht auftaucht?

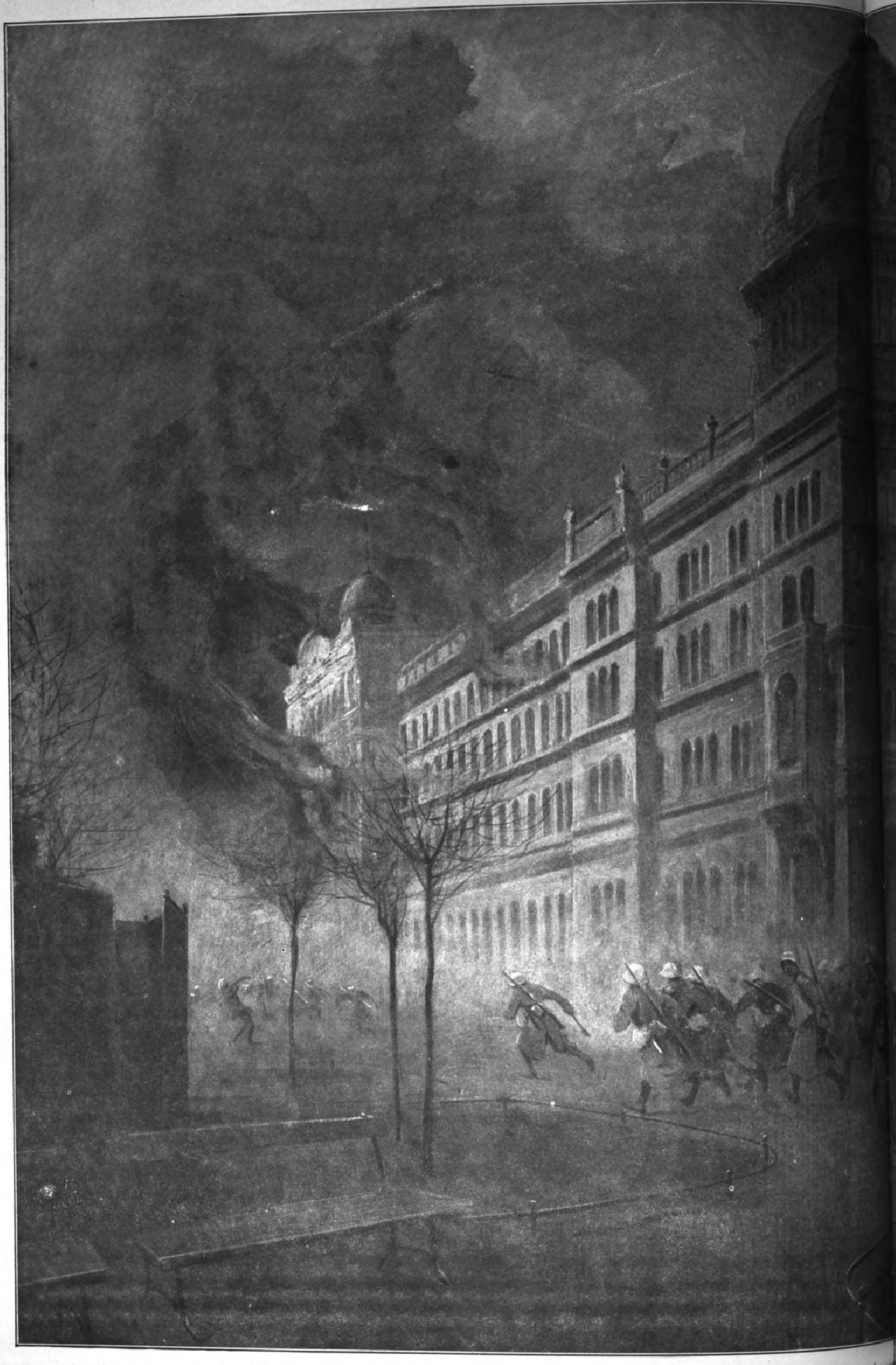
Die Gründe sind verschiedene. Aber wenn zu ihnen auch die begreifliche Willenserschlaffung nach einer vierjährigen Überanstrengung, die Sorge um die offenbar noch nicht entfernt abgeschlossene innere Entwicklung zählen, so beruht doch unzweifelhaft dies untätige Verhalten großenteils eben auf der Vorstellung der Machtlosigkeit. Hier aber ist mit der Art nicht gerechnet, wie die politischen Entschließungen in den Ententeländern zustande kommen. Sie folgen mehr oder weniger der öffentlichen Meinung. Deshalb ist die Bearbeitung der öffentlichen Meinung dort seit langem in einer uns unbekannten Weise ausgebildet worden. Das bei uns vernachlässigte Lehrfach der Soziologie hat den dabei eingeschlagenen Methoden einen geradezu wissenschaftlichen Untergrund gegeben. Namentlich die Verwendung kaufmännischer Reklamemethoden für politische Zwecke — Einprägung übertreibender Schlagwörter anschaulicher Fassung — hat sich als überaus wirksam erwiesen. In einem englischen Märchen, das in England jedermann bekannt ist, heißt es: „Wenn du es dreimal sagst, so wird es wahr." Hier ist der soziologische Vorgang auf den kürzesten Ausdruck gebracht.

Nun wird man entgegnen, daß wir keine Möglichkeiten haben, auf diesen Vorgang einer Bildung der öffentlichen Meinung einzuwirken. Aber das ist nicht richtig. Es gilt, die besonnenen, die ehrenhaften Elemente in den fremden Ländern zu finden und ihren Kampf um das Recht zu unterstützen. Wer sich stumpf und gelähmt dem Henker ausliefert, der erweckt niemandes tatkräftige Sympathie. Unsere Sache ist damit nicht verloren, daß unsere Soldaten nicht mehr schießen. Aber sie wird auch nicht von selber wieder gut. Wenn der Gedanke der Völkerverständigung, der Solidarität der menschlichen Interessen weiter so mit Füßen getreten wird wie in den bisherigen Beratungen unserer Feinde, so wird aus Deutschland ein zweites Irland. Schon jetzt beginnt unser Schicksal dem jener irischen Städte zu ähneln, die sich dem Oliver Cromwell auf das Versprechen der Schonung hin ergaben, und deren Einwohner er dann nach geschehener Übergabe und Wehrlosmachung mit Weib und Kind hinrichten ließ. Aber gegen solches Verfahren gilt es, die Stimme der Menschlichkeit und die Stimme der Vernunft bei unseren Gegnern in einer Weise anzurufen, die unserer Würde nichts vergibt. Es gilt, sich unter Umständen an bestimmte Persönlichkeiten, die als Vertreter des Rechtsgedankens hervorgetreten sind, Leute wie etwa Ramsay Macdonald und andere, zu wenden und sie aufzufordern, vor dem Gerichtshof ihres Volkes die Sache der Gerechtigkeit zu führen. Alles das geschieht ja von dem Gesichtspunkt nicht eines engen nationalen Interesses aus, sondern von dem, daß die Interessen der Menschheit im Grunde solidarisch sind. Nach der ungeheuerlichen Verletzung dieser Wahrheit in dem großen Kriege sollte das niemandem mehr fraglich erscheinen. Die Zeiten wandeln sich und die Verhältnisse auch. **Niemand hat ein Interesse daran, Rachesaaten auszustreuen.**

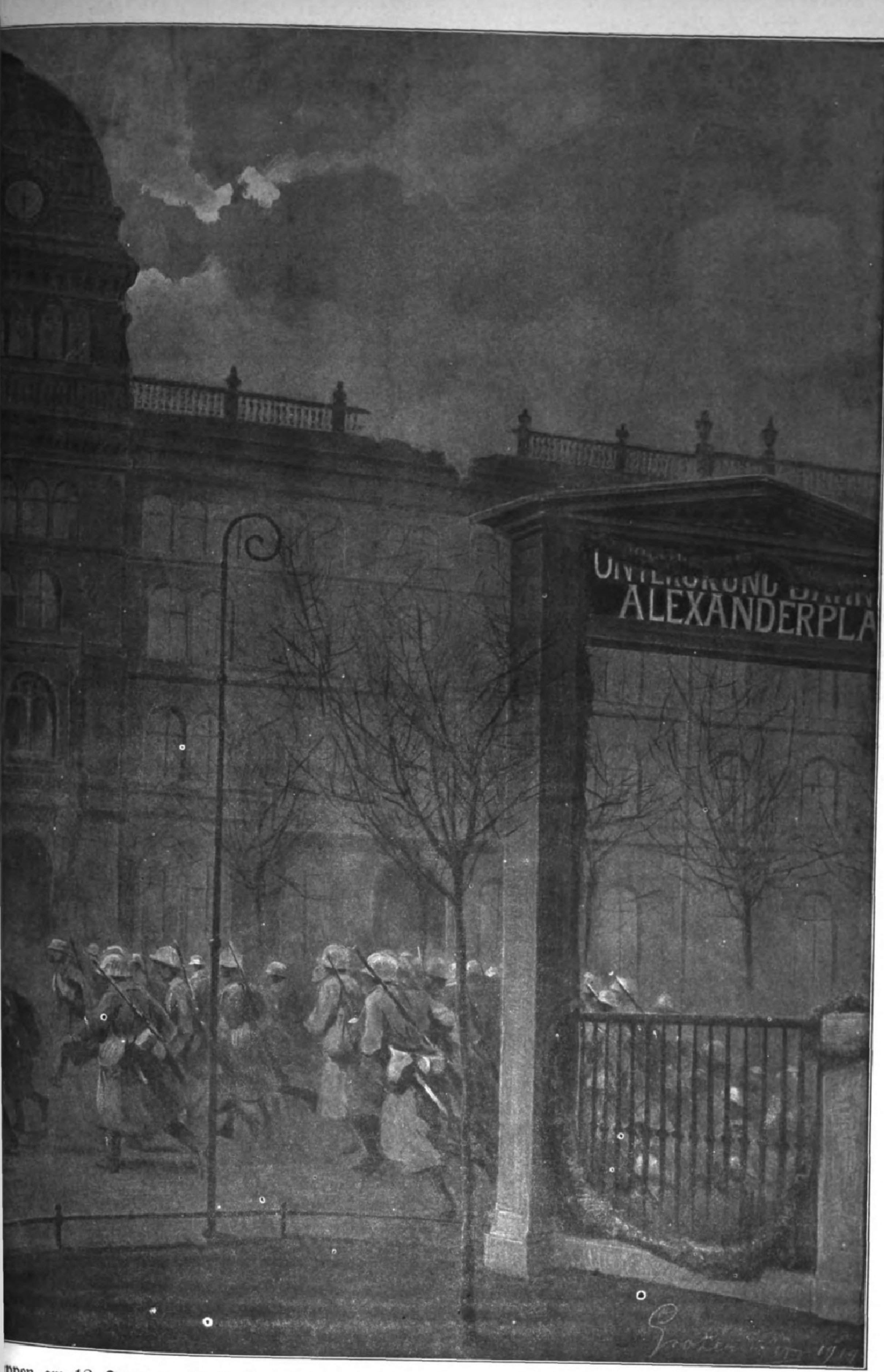


Regierungssoldaten im Kampfe mit den „Dachschützen" der Spartakisten.

Von der Spartakuswoche in Berlin. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Willy Loeper.



Von der Spartakuswoche in Berlin: Die Erstürmung des Polizeipräsidiums am Alexanderplatz durch Regierun



ppen am 12. Januar. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Fritz Grotemeyer.

Spartakus in Halle a. S.: Angriff der Spartakisten auf den für die Regierung Ebert-Scheidemann eintretenden Demonstrationszug, als dieser aus der Leipziger Straße nach dem Marktplatz einbiegt, am 10. Januar.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Walther Hammer.

Dem Demonstrationszug ging eine Musikkapelle voraus. Dann folgten Kriegsbeschädigte, Offiziere, Unteroffiziere und Zivilisten, zusammen etwa 30000 bis 35000 Menschen. Die Spartakisten griffen die Demonstranten mit Stöcken, Latten, Seitengewehren usw. an. Viele Personen wurden verletzt.

WAHR' DIE SCHLÜSSEL, OBRIGKEIT!

ERZÄHLUNG AUS DER ALTEN WISMAR VON OTTOMAR ENKING.

(14. Fortsetzung.)

Jesupiten auf allen Straßen.

Claus Jesup hatte kein Heim, nur eine Stelle, wo er sich bettete, ohne zu schlafen, einen Tisch, an den er sich setzte, fast ohne zu essen, ihm verwandte Menschen, mit denen er umging, ohne wirklich mit ihnen zusammenzusein. Greteke spürte Blutgeruch um ihn und wich ihm aus, soviel sie nur konnte. Nun, er forderte auch nicht, daß sie ihm Freundlichkeit erzeigte. Sein Sohn, der jetzt an der Schwelle des Jünglingsalters stand, zitterte vor ihm. Nie sprach Niclas mit der Mutter ein Wort über das, was auf dem Markte geschehen war, aber er ging oft zu den Schwarzen Mönchen, und die flüsterten ihm zu, er solle um seines Vaters Seelenheil beten, aber er solle sie ja nicht verraten, daß sie ihm das gesagt hätten, sonst würden sie alle ermordet. Niclas folgte dem Rate der frommen Brüder und betete für seinen Vater, inbrünstig auf die Knie gebogen. Die Liebe zu dem Manne, der so schrecklich aussah, war in seinem Gemüt eingeschrumpft, und es schien bisweilen, als ob der Wollenweber das fühlte und sich bemühen wollte, neu darum zu werben, doch dann übersah er wieder tage- und wochenlang seinen Sohn ebenso wie seine Mutter, die Greisin, die immer noch in ihrem Herzen danach suchte, wie sie ihn entschuldigen könnte. Was wollte ihr Ältester? Führte er die Wendenzeit wieder herauf? Nahm er Rache dafür, daß die Deutschen einst das friedliche und fleißige, aus dem Osten hereingeströmte Volk schnöde unterdrückten? Beantworten konnte sie diese Frage nicht, aber soviel sie auch Claus Jesups Tun bei sich erklären wollte: von dem Grauen vor ihm kam sie nicht los.

Ganz allein war Claus Jesup unter den Seinigen, indessen er vermißte nichts. Sein Leben gehörte der Straße. Da hatte er so viele und so geartete Freunde, als er nur haben wollte, alle beugten sich jetzt unter ihn und seinen Anhang. Sein Gewissen beschwerte ihn nicht. Er ging unbeirrten Schrittes über die Stätte, wo auf den Steinen rote Flecken zu sehen waren. Er erkannte, sein Werk war lange nicht beendet. Vielleicht mußten noch mehr Ratmannen fallen, bis er unumschränkter Herr wurde. Dann sollte es der Wismar an einem gerechten Regimente nicht mangeln. — „Herrn Johann Vrese sollten wir haben!" zischelte Hans Hamborch — „der ist mit dem Bantzekower überallhin gereist und sein vollkommener Mitgehilfe bei allen Dingen gewesen." — „Seht zu, daß ihr ihn einsetzen könnt", antwortete Claus Jesup.

Die Jesupiten begannen, den ehrlichen Ratmann zu bedrohen, heimlich und offen, und sie dachten, er würde zur Stadt hinausfliehen, wie Johann Bantzckow es getan hatte; sie belauerten die Pforten und durchsuchten jeden Wagen, der hinausrollte, ob nicht Johann Vrese darin verborgen sei, damit sie ihn ausheben und auch mit ihm die Pylterpasse spielen konnten. Aber Johann Vrese tat ihnen nicht den Gefallen, sondern blieb auf seinem Posten und stützte die andern Ratmannen, daß sie doch nur ein bißchen Mut haben und ausharren sollten. Der Jesupiten Tyrannei würde ja nicht ewig dauern! So fand Claus Jesup keinen Grund, Herrn Johann Vrese das gleiche Schicksal wie den beiden andern Herren zu bereiten, und deshalb trachtete er weiter, wie er den alten Rat verderben könne. Er hatte einen unter seinen Leuten, der hieß Vicke Beer, der war früher eines adligen Frauenzimmers Diener gewesen, trug sich allezeit ziersam und war ein überaus höflicher Mann, für geheime Sendungen geschaffen. Den schickte Claus Jesup nach Schwerin zu Herrn Matthias Axekow.

Drei Tage blieb der Mann weg, dann kam er zum Mecklenburger Tor hereingetänzelt, begab sich zu Claus Jesup und verneigte sich, als stände er vor einem Fürsten. — „Nun?" fragte Claus Jesup, nachdem er die Tür geprüft hatte, ob sie auch verschlossen sei. Das war doch eine Unruhe in ihm: er konnte nicht in einer Stube sein, ohne daß er den Riegel vorschob. „Nun?" — „Ehrlicher Herr Nicolaus," zirpte Vicke Beer, „es ist alles gut. Der hochedle Herr Matthias ist wohlgeneigt, unsere Sache der gnädigen Frau vorzutragen, und" — Vicke Beer setzte ein Schmunzeln auf — „es ist nicht daran zu zweifeln, daß die gnädige Frau auf ihn hört. Sie tut dem Herrn Matthias ja auch sonst manches zu Gefallen. Was man in Schwerin spricht — hör' nur! Im Schlosse, da . . ." Er wollte in den flüsternden Klatschton übergehen und hielt die Hand an den Mund, allein, Claus Jesup wies ihn ab: „Was sich die alten Weiber erzählen, geht mich nichts an. Wieviel will Matthias Axekow für seine Hilfe haben? Schnell!"

Vicke Beer, also zur Ordnung gerufen, setzte eine betrübte Miene auf, denn er war um seine beste Nachricht gebracht worden. „Na also," meinte er beleidigt, „wenn du keinen Sinn für so was hast — du bist eben nie in einem adligen Hause gewesen — so melde ich dir: die Schuld, die der Ritter bei unserm Stadtsäckel gemacht hat, soll ausgelöscht sein, sobald ihr an die Herrschaft kommt, und wir sollen ihm außerdem noch so viel dazu geben, daß er seine vielen Bedränger loswerden kann." — „Hast du ihm das versprochen?" — „Du hattest mir ja Vollmacht dazu gegeben." — „Gut. Was das Gold für ein fetter Wurm ist! Danach schnappen auch die edelsten Fische. Der sitzt uns an der Angel!" — „Und damit auch unsere gnädigste Fürstin!" kicherte Vicke Beer und hüpfte zur Tür hinaus.

Wieder stand Claus Jesup vor den Ämtern und vor den Bürgern, die es mit den Ämtern hielten, und sprach: „Liebe Freunde, wir kommen hier oft zusammen, setzen aber nichts fort und wissen nicht, wie es mit uns steht. Könnten wir es doch dahin bringen, daß wir alle unseres Leibes, Gutes und unserer Ehre sicher wären, und daß wir auch wüßten, wie wir mit dem Rate dran sind!" — Die Worte wurden hinausgetragen in die Menge, und es gab biedere Leute, die glaubten, es sei versöhnlich gemeint, und Claus Jesup wolle sich mit dem Rat in Freundschaft vertragen. Aber die das dachten, kannten den Wollenweber schlecht. Überall hatte er seine Kundschafter, auch in Lübeck. Die erfuhren von Briefen des Königs Erich an die Bürgerschaften der Städte: die ehrlichen Bürgerschaften möchten doch dem ungerechten Kriege steuern, den ihr Rat trotz des zwischen ihnen geknüpften Bündnisses gegen ihn führe. Eine Abschrift von dieser Handlung holten Berthold Weitendorp und Hans Sasse aus Rostock, sie wurde vor Ämtern und Bürgern gelesen, und immer kühner erhoben sich die Reden der Jesupiten, daß alle auf dem Hause mit schuld seien an dem Verrat, den die beiden Hingerichteten begangen hätten.

Helle Wut überkam das ganze Volk, und die Ratlosen im Ratsstuhl wußten sich nicht besser zu helfen, als indem sie die Sechziger angingen: „Gebt doch um Gottes willen eine Weise an, wie wir allen Unmut beiseiteschaffen und alle Dinge zwischen Rat, Bürgern und Ämtern versichern können!" — Claus Jesup entgegnete ihnen: „Dazu ist der Rat selber da. Sache der Sechziger ist das nicht." — So setzten sich die armen Ratmannen hin und fertigten einen Bürgerbrief. Den sandten sie in aller Unterwürfigkeit an die Sechziger mit der Botschaft: „Ist er zu klein, wollen wir ihn größer machen, ist es euch aber zu viel, dann wollen wir ihn mindern. Alles, was euch deucht, daß es mit Ehren verantwortet werden kann, das wollen wir gern mit bewilligen."

Claus Jesup kam mit seinen Freunden, die er sich aus den drei Kirchspielen und Ämtern erwählt hatte, und sie alle, ihrer sechzehn an der Zahl, nahmen im Ratsstuhl dem Rate gegenüber Platz — da sollte nun verhandelt werden. Und der liebe alte Bürgerworthalter Evert Groteke erhob sich und sprach mit gefaltenen Händen: „Meine lieben Freunde! Wo immer ich über dergleichen merklichen Sachen gewesen bin, riefen wir erst Gottes Hilfe an und taten Gott im Himmel ein Gelöbnis, wo Gott uns eines guten Endes zu guter Eintracht verhülfe, daß wir da der heiligen Dreifaltigkeit eine schöne Messe singen lassen wollten. Laßt uns das auch heute tun und hingehen, beide, der Rat und die Sechziger, und opfern." — Der Rat war bereit, Claus Jesup aber lehnte Herrn Everts frommen Vorschlag ab: „Mit so was haben wir keine Zeit zu verlieren."

Also wurde Gottes vor der Beratung nicht gedacht, und es war ja denn auch kein Wunder, daß es bei einem Hin- und Hergerede blieb. Der Rat wehrte sich verzweifelt gegen alle Anschuldigungen und wagte schließlich sogar einen Vorstoß: die Sechziger sollten sich verringern. Claus Jesup jedoch bestand auf seinen Klagen und weigerte sich, die ihm ergebene Schar zu schmälern. Er wollte wissen, ob die Herzogin zürne, weil die beiden Männer hingerichtet waren. Der Rat gab zu, man könne ja danach forschen. — „Wollt ihr die Ämter unter euch dulden oder nicht?" fragte Claus Jesup dann zuletzt. Der Rat wand sich lange und kam mit einem Nein zum Vorschein. Man ging auseinander und war nicht weitergekommen.

Nun an die Klageschrift, die der gnädigen Frau überreicht werden sollte. Zu den Grauen Mönchen tagten die Ämter: die offenen Tore — des Rates Einvernehmen mit dem König — es lag am Tage, dieser „dänische" Rat hatte den Mecklenburger Fürsten ihr Land aus den Händen bringen wollen. Die Bürger saßen in der Kaufleute Haus zusammen. Unter ihnen waren noch immer viele, die Claus Jesups Willen lieber nicht befolgt hätten, aber die Ämter siegten, und es wurde beschlossen, etliche Leute zu wählen, um zwischen der Bürgerschaft und der Herzogin zu vermitteln und die Klage aufzusetzen. Der Rat erhob allerhand Einwände, doch Herr Evert Groteke, der Weiche, sagte ja dazu. Da war des Rates Unglück denn besiegelt.

Des alten Rates Absetzung.

Zwei Tage vor der Nacht, darin Jesus auf Erden erschienen ist, brach Frau Katharina in aller Frühe von ihrem Schlosse zu Schwerin auf und fuhr über die bereifte Straße nach der Wismar, wie man sie gebeten hatte, damit sie Streit und Wirrnis schlichte. An ihrer Seite saß Herr Matthias Axekow, und er war sehr besorgt um seine gnädige Frau, denn immer wieder machte er sich an ihrem Pelze zu schaffen, daß er sie warm und dicht umhüllte. Sie dankte ihm für sein Bemühen, und er küßte ihr die Hand, nicht so ganz wie ein Untertäniger, o nein, eher wie einer, der wohl auch ein Recht auf mehr hat.

Das Mecklenburger Tor war weit aufgetan, die Herren zu empfangen. Der Diener, der das Gefährt lenkte, wollte nach links auf die Bliedenstraße zu einbiegen, aber Matthias befahl, er solle nicht zum Fürstenhofe fahren, sondern gerade aus zu den Schwarzen Mönchen. — „Da ist meine gnädige Frau nahe der Mauer und in besserer Sicherheit", sagte er. „Wer weiß, was die wilden Männer hier anstellen?" — Sie dankte ihm abermals sehr für seine Treue.

Gleich war es herum: „Die Herzogin ist da! Sie will zwischen Rat und Bürgerschaft mitteln!" — „Ruft die Bürger aufs Haus!" ordnete Claus Jesup an. Das geschah, und er kam und las die Klageschrift vor. — „Die sollt ihr billigen, daß wir sie vor die Herzogin bringen." — Aber die Bürger sperrten sich: „Das sind Lügen! Alle die Schande und Laster, die ihr da hineingeschrieben habt, hat unser Rat niemals begangen!" — Claus Jesup wußte, wie man Widerspenstige zur gewünschten Überzeugung bringt. Schuhmacher Bantekow stürmte auf das Haus los mit einem Haufen rohen Volkes. Der ließ die Reutinge und Spieße klirren und schrie, die da drinnen sollten ein Ende machen, oder man wolle ihnen zum Ende verhelfen. Aus Leid und Todesfurcht erhoben die Bürger nun keinen Einspruch mehr, und Schuhmacher Bantekow trat frech unter sie: „Wer bei den Ämtern bleiben will, der gehe hier frei und sicher durch uns hin, wer es aber nicht mit uns hält, der soll nur hier bleiben. Den wollen wir uns mal ansehen!" — Da durfte niemand bleiben.

Zu den Schwarzen Mönchen! Das Volk zog in einer Reihe hin wie eine ganze Wolke von Menschen. Man pochte an die Türe. Zitternd schauten die Mönche hinaus: „Ihr lieben Leute! Tut uns nichts, wir leben nur für unser frommes Werk!" — „Braucht euch nicht zu fürchten", erwiderte Claus Jesup und schob die Brüder beiseite. „Wir wollen nur unser Recht vor der gnädigen Frau suchen." — Ein Diener trat den Eindringenden entgegen: „Die Frau Herzogin läßt euch auf den Nachmittag vorbieten, weil sie jetzt gerade bei der Mahlzeit ist." — Claus Jesup besann sich. Es kränkte seinen Stolz, daß die Fürstin nicht gleich vom Tische aufstand und ihn vor sich ließ. Aber er erwog dann, es sei vielleicht klüger, in diesem kleinen Dinge nachzugeben. — „Verlauft euch und seid heute nachmittag wieder hier", hieß er seine Getreuen.

Und dann kam die Stunde, wo der Wollenweber, der Sohn der Wendschen, unter die Augen der Landesmutter trat. In des Priors Gemach empfing Katharina die Kläger. Das war ein kleiner, traulich ausgestatteter Raum mit gewölbter Decke. Die Herrin saß an einem runden Tisch in der Mitte, bei ihr Herr Matthias, und am andern Tische, nahe der Wand, saßen die übrigen Räte. Claus Jesup, die Schrift in den Händen, stand mit den Seinen — er hatte ihrer drei mitgenommen — unweit der Tür. — „Ist es so, wie man mir meldet," fragte die Herzogin, „daß hier in der Wismar Verrat umgeht?" — „Ja, gnädige Frau", erwidert Claus Jesup und sah dabei die Fürstin in seiner Art an, daß ihr unbehaglich zumute wurde. Beinahe hätte sie, wie zum Schutze, nach ihres Ritters Hand gegriffen, jedoch sie faßte sich noch zur rechten Zeit und wahrte ihre Würde, aber es kostete ihr Mühe, den Blick vor den starren Wollenweberaugen nicht niederzuschlagen. Herr Matthias nickte und setzte eine schwermütige Miene auf. „Es ist wohl leider nicht daran zu zweifeln, daß die ehrlichen Leute recht haben," bemerkte er, „die Beweise, die sie bringen, sind gar zu deutlich."

— Über Claus Jesups Gesicht flog ein spöttisches Lächeln. Matthias Axekow wußte wohl, warum ihm die Beweise so deutlich vorkamen.

„Aber wir müßten doch den Rat selber hören", meinte einer von den anderen Herren. — „Ja, das müssen wir unbedingt", stimmte die Herzogin bei. — „Gnädige Frau! Daß sie Euch mit Lügen kommen?" entgegnete Claus Jesup lebhaft. „Wer gibt es zu, daß er ein Verbrecher ist? Nehmt die Schrift von uns, so erfahrt Ihr die Wahrheit, und dann entscheidet nach Eurer Gerechtigkeit." — „Das denk' ich auch", pflichtete Herr Matthias dem Kläger bei. „Gnädige Frau, Ihr werdet nach dieser redlichen Männer Beschwerde leicht das Urteil finden." — Allein die Herzogin, soviel sie sonst auf ihres Günstlings Worte achtete, zögerte noch, sich die Schrift geben zu lassen. Der Mensch da war ihr grauenhaft, und sie schaute ihren Günstling verwundert an. Hielt er diesen Gesellen mit den tiefen Falten in der Stirn wirklich für einen redlichen Mann? Sie selber konnte sich solchem Vertrauen nicht hingeben. Die übrigen Räte bestärkten sie in ihrem Zaudern. Sie sollte die Verklagten zugleich mit den Klagenden sehen. Da stieß Claus Jesup einen seiner Begleiter an. Der schlich zur Tür hinaus, und kaum war er ein paar Augenblicke weg, als sich um das Kloster herum ein fürchterliches Gewüste erhob. Oede Bantekow hatte seine Leute, die Proies, Amtsknechte und andere lose Burschen, versammelt; die riefen, wie vorhin vor dem Rathause, jetzt auch hier: „Macht ein Ende!" — Sie spotteten der fürstlichen Räte, weil die feige seien, auch Herr Matthias bekam sein gehöriges Teil ab. Das erscholl bis in das Gemach, wo die Herzogin nach ihrem Gewissen handeln wollte, und die hohe Frau erbleichte. Sollte es ihr ebenso gehen wie einst ihrem Gemahl und seinem Vetter, die hier nur mit Not ihr Leben gerettet hatten?

Matthias Axekow war aufgesprungen und faßte nach dem Schwerte. Claus Jesup beruhigte ihn: „Sie tun Euch nichts. Aber daß sie ungeduldig werden, wer kann es ihnen verdenken? Gnädige Frau Herzogin, wir trachten nach unserm Recht!" — Damit ging er näher auf die Fürstin zu, die sich, aller Vorsicht vergessend, an Herrn Matthias anlehnte. Die andern Räte umringten sie.

„Ihr müßt aus dieser Stadt, gnädige Frau!" rief einer von den Hofherren. „Laßt uns hier bleiben und alles mit den Leuten besprechen." — „Ja, ja, fort, sobald als möglich!" sagte die Herzogin. Herrn Matthias war das recht. War die Fürstin nicht mehr da, so hatte er freies Spiel, und was er dann abmachte, war für sie bindend. Er ließ den Wagen der Herzogin an die Klosterpforte kommen und geleitete seine Herrin mit etlichen Knechten durch die erregte Menge bis vor das Tor. Dort nahm er Urlaub. Die Herzogin fuhr davon, froh, der Gefahr entronnen zu sein, und nur in Sorge um den Mann, der in ihrem Herzen viel zu bedeuten hatte.

Herr Matthias eilte wieder zu den Schwarzen Mönchen, wo das Volk noch immer tobte und toste, und alle, die fürstlichen Räte, Claus Jesup und die Seinigen begaben sich auf das Rathaus und saßen da mit dem Rate bis in die späte Stunde, um den Unfrieden zu stillen. Claus Jesup blieb Sieger: der alte Rat sollte abgesetzt und ein neuer eingesetzt werden. Aber die Alten sollten doch ihrer Ehre, ihres Leibes und Gutes sicher sein.

Claus Jesup trat mit heißem Kopfe in die kalte Nacht hinaus. Erst war er zufrieden, aber das dauerte nicht lange. Als er sich schlaflos auf seinem Lager wälzte, kam wieder die Sucht in ihm auf, noch mehr, ja immer mehr Macht an sich zu reißen, und schon am frühen Morgen drang er bei Herrn Matthias, der noch im Bette lag, ein und sprach: „Es geht nicht an, daß die vom Rat ihrer Ehre sicher sind. Ihr Leben mögen sie behalten, im übrigen aber müssen sie sich verantworten." — „Habt ihr Nimmersatte noch nicht genug?" fragte Matthias, indem er sich gähnend streckte. — „Habt Ihr etwa genug?" gab Claus Jesup die Frage zurück und tat, als zähle er Geld. — Der Ritter lachte auf: „Also gut! Du sollst deinen Willen haben." — Die Schrift wurde im Laufe des Tages nach Claus Jesups Begehren abgeändert. Die übrigen fürstlichen Räte waren nicht dagegen. Es kam ihnen darauf an, die landesherrliche Hoheit in den Städten zu festigen. Und wodurch konnte das besser geschehen, als wenn die Herzogin darüber verfügte, wer im Rate sitzen durfte und wer nicht?

Die Herren vom Hofe kehrten nach Schwerin heim, und Katharina ließ sich von den Gründen bestimmen, die Matthias Axekow ihr vortrug. Der alte wismarsche Rat war auf Gnade und Ungnade den Jesupiten ausgeliefert. Bald, es war erst der dritte Tag im neuen Jahre, erschien die Hohe Frau wieder in der unruhigen Stadt und brachte außer ihren Räten ihre beiden kleinen Söhne mit, die Herren Heinrich und Johann. Diesmal nahm sie ihre Wohnung im Fürstenhof, und der Rat wie auch Claus Jesup mit den andern Verhandlungsleuten wurden dahin vorgefordert. Claus Jesups Helfer waren wie immer am Werk, dem Begehren ihres Herrn und Meisters Nachdruck zu verschaffen. Um den Hof herum wimmelte es. Drei-, viertausend Menschen mit Schwertern, Armbrüsten, eisernen Helmen und anderm Gewaffen und Wehr füllten die Straßen rund herum, und das herzogliche Gefolge, als da waren die Herren Wypert Lützow, der Marschall, Ritter Hinrik von Stralendorp, Otto Vieregge, der Kammermeister, Henning Halverstad, der Untermarschall, Hinrik Molteke, die Brüder Johann und Kurt von Plessen, Hermann Kerkdorp von Gnoien und andere, dann die Fürstin selbst und die jungen Herzöge, waren in großem Schrecken, auch der alte Rat meinte nicht anders, als daß sie nun alle zu Stücken gehauen werden sollten. Da mußten sie, wollten sie in Frieden und am Leben bleiben, alles zulassen, was die Jesupiten verlangten. Die Abdankungsschrift wurde verfaßt, und ein großer Hochmut zog in Claus Jesups Brust ein, als das Wachssiegel der Herzogin in der roten Platte an grünen und roten seidenen Fäden dem Pergament angeheftet worden war.

Mit Stöhnen schied der alte Rat. Die Fürstin aber, auf Matthias Axekows Betreiben, reichte dem Wollenweber die Hand. Der nahm sie, beugte sich auch darüber, als wolle er den Versuch machen, sie mit den Lippen zu berühren, Frau Katharina jedoch entzog sie ihm vorher schnell.

Noch eine Woche der Schwüle. Die Stadt war im Banne der Jesupiten. Dann kam die schmachvollste Stunde für den alten Rat. Er hatte die Herzogin angefleht: „Seid gnädig, wirkt für uns, daß die Aufrührer uns auch gnädig sind!" Claus Jesup jedoch hielt sich an Herrn Matthias, die Herzogin mußte ihren Sinn verhärten, und es wurde dem alten Rat nichts, aber auch gar nichts an Schande geschenkt. Er sammelte sich in der Ratsstube vor der Herzogin und ihren Herren und setzte sich mit Weinen und Klagen in seine Stühle. Seitwärts stand Claus Jesups Schar. Die Fürstin trat mit ihrem ältesten Sohne nahe zu den Ratmannen hin und sprach: „Steht auf!" — Wankend erhoben sich die gequälten Männer und drückten sich an die Wände. Auf den Wink seiner gnädigen Frau verlas Matthias Axekow die Schrift, worin dem alten Rate das Urteil gesprochen war: „Zwietracht und Unwillen ist zwischen dem Rate, den Bürgern und der Meinheit gewesen wegen des Bündnisses, das der Rat mit dem König von Dänemark geschlossen hat auf ewige Zeiten ohne unsere und unserer Herrschaft Vollmacht und ohne den Willen der Bürger. Davon ist viel Schaden und Brüchigkeit gekommen und könnte noch in Zukunft kommen, was doch Gott abkehren möge. Deswegen entsetzen wir den alten Rat, und ein neuer, vollmächtiger Rat aus Bürgern und Ämtern soll eingesetzt werden. So haben wir, Frau Katharina, für uns und unsere Kinder beschlossen und bezeuget."

Der alte Rat war gefallen. Die von den Sechzigern, die vorher mit den fürstlichen Räten verhandelt hatten, erkoren schnell den neuen, ihrer sechzehn Ratsverwandte aus der erbgesessenen Bürgerschaft und acht aus den Ämtern der Knochenhauer, Wollenweber, Schneider, Bäcker, Schuster, Schmiede, Böttcher und Krämer, je nach den Verdiensten, die sie sich im Kampfe gegen den alten Rat erworben hatten. Der erste von allen war Claus Jesup. Und siehe da! Mit so edlem Anstand, daß der fürstlichen Mutter, obgleich ihr bei der ganzen Handlung lange nicht wohl war, ein stolzes Lächeln um den Mund spielte, mit so feiner Art ging nun der achtjährige Herr Heinrich auf die neuen Ratmannen zu, nahm einen nach den andern bei der Hand und führte alle, indem seine blauen Augen vor Freude über die ihm erteilte Würde glänzten, zu den Stühlen, die sie einnehmen sollten. Wann war jemals ein Rat feierlicher eingesetzt worden? Und es war überdies ein kluges Beginnen, denn deutlich spürten die Ratmannen, daß sie nur von ihrer gnädigen Frauen Gunst des obersten Amtes in der Gemeinde walteten. Sie huldigten der Fürstin denn auch; knieten vor ihr hin und schworen ihr den Treueid, und was Claus Jesup einst als überflüssig verworfen hatte, das gab er jetzt zu: die neuen Ratmannen zogen in die Kirche, ließen eine Messe zu Unserer Lieben Frauen Ehren singen und opferten mit den Sechzigern. Die alten Ratmannen aber durften nicht einmal mit in das Gotteshaus gehen.

Erleichtert, weil nun alles überstanden war, reiste Katharina nach Schwerin zurück, und Herr Matthias tat noch sein möglichstes, sie die unangenehmen Eindrücke, die ihre Seele gehabt hatte, vergessen zu machen. Er war von Grund aus fröhlich. Seine Schulden bei der Stadt Wismar waren getilgt, und im Lederbeutel klangen ihm noch blanke Goldstücke. Die verhießen ihm das reichliche Leben, das er brauchte, und waren es schon wert, daß er ein paar alte Ratmannen dafür ins Elend geschickt hatte.

Keine lange Herrlichkeit.

Nicolaus Jesup hatte sich die Wismar unterworfen, und seine harte Hand lag schwer auf der Stadt. Unerbittlich schuf er Ordnung da, wo der alte Rat in seinen Bedrängnissen hatte Nachlässigkeit einreißen lassen. Häufige Briefe wurden an die andern wendischen Städte gesandt, damit die Wismar mit ihnen in Freundschaft leben konnte, und eifrig wurde an der Flotte gegen den König und die immer noch wieder auflebenden Vitalienbrüder gerüstet. Es wetterleuchtete auf des mächtigen Ratmannes Antlitz, wenn er die Leute um ihn herumkriechen sah. Er war so hoch gestiegen, wie er immer steigen wollte; jetzt galt es, sein Geschlecht zu begründen und dafür zu sorgen, daß sein Sohn von selber in den ersten Stand hineinkam. Dann würden die Jesups weiter in der Wismar herrschen. Darum sandte er den jungen Niclas auf die hohe Schule nach Rostock, daß er sich der Rechtsweisheit befleißige. Niclas widersprach nicht, obgleich er lieber ein Kleriker geworden wäre, und Greteke entließ ihn gern aus dem freudlosen Vaterhause. Dort drüben fand er ja vielleicht fröhliche Genossen und hatte etwas von seiner Jugend. Claus Jesup war stolz darauf, nun bald einen Gelehrten zum Sohne zu haben — er fühlte in diesem Gedanken eine Sicherheit für sich selbst, aber schon lauerte Feindschaft, um ihn zu stürzen.

Metteke Bantzekow wollte ihren Ehegemahl rächen. Sie fuhr nach Schwerin aufs Schloß und tat einen Fußfall, jedoch die Herzogin zuckte mit der Achsel, und Herr Matthias hob die um Strafe für die Mörder flehende Frau höflich empor und geleitete sie mit leeren Tröstungen aus dem Saal. Frau Metteke rief ihre Verwandten an: „Stecht den Wollenweber nieder!" — Aber die wollten von derlei Gewalt nichts wissen, denn sie konnte ihnen schlecht bekommen, weil ja die gnädige Frau Herrn Johanns Enthauptung als zu Recht geschehen anerkannt hatte. Frau Metteke suchte ihren Schwager Göbel van dem Sterne auf, sie sprach mit ihrem Tochtermann Götke Bik — umsonst! Auch diese schüttelten die Häupter, und die Witwe ließ die feigen Männer beiseite. Ihre Söhne? Hatten die mehr Mut? Sie drang in ihren Ältesten, er solle nicht ruhen, bis er die Bluttat an seinem Vater gesühnt habe, doch Hans Bantzekow versagte ebenfalls: „Ich bin in meinem Gewissen gebunden. Mein Siegel hängt an der Schrift. Ich kann nicht meineidig werden, Mutter." — „Du bist wie dein Vater. Hätte dein Vater nicht immer nur auf das gehört, was er sein Gewissen nannte, und was schließlich nur Angst und Bange war, dann wäre er nicht auf diese Art aus der Welt gegangen." — Nun kam sie zu ihrem Jüngeren, zu dem frischen Lüdeke, und bei ihm fand sie endlich, was sie suchte. Er verleugnete mit Wonne sein Siegel auf der Schrift und schwor ihr: „Ja, Mutter, ich will meinem Vater in seinem Grabe Recht verschaffen!"

Gleich machte sich Lüdeke Bantzekow auf und begann mit heiligem Eifer sein Werk. In Lübeck zwar klopfte er vergeblich an des Rates Tor. Man brauchte die Wismar des Krieges wegen und durfte sich deshalb nicht mit den dortigen Machthabern überwerfen. Lüdeke reiste weiter und kam an König Sigismunds Hof. Vor der Majestät fiel er nieder, und seine Klage wurde gehört. Noch war kein Jahr vergangen, seitdem Hinrik van Haren und Johann Bantzekow hatten verbluten müssen, da wurde die königliche Acht über die Stadt verhängt, worin solcher Frevel geschehen sei. Aber von diesem Bannstrahl fühlten die neuen Ratmannen, fühlte vor allem Nicolaus Jesup sich auch nicht an einem Haare versengt. Der König war fern. Die Herzogin dagegen, der Wismar und der neuen Männer hohe Beschützerin, wohnte nahe, und der Bund mit den anderen Städten war fest. Mochte König Sigismund fluchen, soviel er Lust hatte.

Lüdeke Bantzekow arbeitete vorwärts. Er trat in des Grafen Heinrich zu Waldeck Gefolgschaft, um Hilfe zu bekommen, und der tat für seinen Knecht und lieben Diener, was er nur konnte. Er sandte an Bürgermeister und Rat der Stadt Lüneburg einen Brief, darin stand zu lesen: „Wir biddin uch gutlich mit gantzem fließe vnd ernste, ir villen umbe vnsern wullen de raitmanne vnd gemeynen burger zu Wismar bitdin, si vndirwisin vnd och berichten, daz sie dem Ludolfe vmbe sulche entweldunge, gewalt vnd vnrecht, so sie an sinem vatir seligen begangen vnd getan han, tun willen so viel sii ime darvan schuldigen vnd plichtich sin zu thunde, vnd ime ouch eyn sulch von ine vnuortzoghed gedigen moghe." — Außerdem erhob auf des Grafen Anlaß Kurd Rube, der Freigraf zu Sachsenhausen in der waldeckischen Grafschaft, Klage gegen wismarsche Bürger, als da waren Heine Durchdiewand, Hans Pantzdorff, Heinrich Spaltehafer, Clauwis Stailkouffer, Hans Broseke nebst etlichen anderen, weil sie Herrn Johann Bantzekow aus Unrecht vom Leben zum Tode gebracht hatten. Nicht länger als vierzehn Tage, nachdem sie seinen Brief in Händen hielten, gab er ihnen Frist, sich mit Lüdeke Bantzekow gütlich zu vergleichen oder ihm nach Recht Genüge zu leisten. Täten sie das nicht, so müsse er auf weitere Klage über ihr Leben und ihre Ehre zu Gerichte sitzen.

(Schluß folgt.)

Der Zweijahrhunderttag des Bestehens des Hauses Breitkopf & Härtel.

Am 27. Januar werden es zweihundert Jahre, daß der einer Harzer Bergmannsfamilie entstammende **Bernhard Christoph Breitkopf** durch Übernahme der J. C. Müllerschen Buchdruckerei, Stempelschneiderei und Schriftgießerei das heute in aller Welt bekannte Drucker- und Verlagshaus Breitkopf & Härtel in Leipzig begründete. Unter seiner Führung schwang sie sich zur ersten Druckerei Deutschlands auf. Bald begründete er neben der Druckerei einen umfassenden Bücherverlag, für den der befreundete Gottsched Berater und Hauptschriftsteller war. Der Sohn **Johann Gottlob Immanuel Breitkopf**, der 1745 die Druckerei übernahm, hob diese außerordentlich, indem er zugleich durch seine praktische Tätigkeit wie durch theoretische und geschichtliche Schriften dem Verfall der deutschen Buchdruckerkunst wirksam entgegentrat. Im Jahre 1754 gelang ihm der Wurf, den Satz von teilbaren und beweglichen Notenlettern in solcher Einfachheit herzustellen, daß es möglich wurde, gedruckte Musikalien mit Erfolg zum Gegenstand eines umfassenden Verlages zu machen. Durch diese Erfindung, die Anlage eines großen Musiklagers geschriebener und gedruckter Werke, die erstmalige Veranstaltung thematischer Verzeichnisse und vor allem durch den Aufbau eines bedeutsamen Musikverlages ward er der moderne Begründer des deutschen Musikalienhandels. Von seinen beiden als Jugendfreunde Goethes bekannten Söhnen stand der jüngere, Christoph Gottlob Breitkopf, dem Vater im Geschäfte getreulich bei; ein Jahr nach dem Tode des Vaters aber gab er die Leitung des Geschäfts an seinen Freund **Gottfried Christoph Härtel**, den er zum Universalerben einsetzte. Im Jahre 1795 trat dieser in die Breitkopfsche Handlung ein und hob rasch das nun **Breitkopf & Härtel** zeichnende Geschäft. Er begründete die „Allgemeine Musikalische Zeitung“, gab berechtigte, sorgfältig veranstaltete „Œuvres complètes“ von Mozart, Haydn, Clementi und Dussek heraus, die als würdige Vorläufer sowohl der modernen Volksausgaben der Musik als auch der kritischen Gesamtausgaben der großen Meister der Musik zu betrachten sind. Den wissenschaftlichen Buchverlag förderte er durch die 1812 gegründete „Leipziger Literaturzeitung“. Ihm folgten in der Leitung des Geschäftes seine beiden Söhne, Dr. **Hermann Härtel** und Stadtältester **Raymund Härtel**, die die druckgewerblichen Zweige mit Nachdruck pflegten, den wissenschaftlichen Buchverlag ausbauten, besonders aber im vielseitigen zeitgenössischen Musikverlag den Führern der Romantik Mendelssohn, Schumann, Liszt u. a. in ehrenwerter Gesinnung gedient haben. Für diese Charakterköpfe des deutschen Musikschaffens bedeuteten sie die Hauptverleger ihrer Werke, wie für eine große Zahl anderer. Es fanden aber auch die italienische, die französische und die deutsche Oper in ihrem Verlag eine Pflegstätte. Meyerbeer vertraute ihnen Werke an, und Richard Wagner fand hier durch die Übernahme seines „Lohengrin“ und von „Tristan und Isolde“ zu einer Zeit Verständnis für sein Reformwerk, zu der nur wenige in ihm den erkannten, der er war. Darüberhinaus setzten sich aber die Brüder Härtel durch ihre Beteiligung an den großen Partiturausgaben der Bach- und Händelgesellschaften, durch die Veranstaltung der Gesamtausgabe der Werke Beethovens und anderer auch für die Neubelebung alter Tonkunst ein. Söhne hinterließen die beiden Härtel nicht. In ihrem Sinne aber und ganz in ihrer Art führen Sohn und Enkel ihrer beiden Töchter, Geheimrat Dr. **Oskar v. Hase** und Geheimrat Dr. **Ludwig Volkmann**, in rastloser Arbeit das Geschäft weiter. Im Buchverlag auf das Gebiet der schönen Literatur zurückgreifend, wurden sie die Verleger des befreundeten Felix Dahn, des Dichters des Deutschtums, der Dorfromane Ludwig Anzengrubers, der feinsinnigen Schöpfungen Marie Eugenie delle Grazies. Die Hauptpflege aber war dem Musikbücherverlag zugewandt, der heute die größte Zahl der musikwissenschaftlichen Quellenwerke, der Musikerschriften, Musikerbriefe und Musikerbiographien des letzten Menschenalters in sich vereinigt. Ein eigen gearteter Verlag bildender Kunst, begründet auf der Vorliebe für das Schaffen einzelner Künstler, wurde angegliedert; er bot als erster Wandfriese deutscher Künstler. Hans Thoma, Wilhelm Steinhausen, Artur Volkmann sind die Namen, auf die er sich stützt, aber auch Max Klinger, Otto Greiner, die beiden Schiestl, Hans Röhm. Sascha Schneider und noch mancher andere unserer ersten Meister der Griffelkunst fehlen nicht. Mit voller Überzeugung wurde für die Werke der Künstler eingetreten; für Hans Thoma schon, als der Altmeister deutscher Griffelkunst in seiner urwüchsigen Art selbst sagte, daß ihn „keiner habe wolle“.

Der von Dr. Hermann Härtel mit besonderer Liebe gepflegte zeitgenössische Musikverlag wurde von der sechsten und siebenten Mannesfolge gleichfalls getreulich weitergeführt und ausgiebig fortgesetzt, durch die in den Mittelpunkt des Verlagsbetriebes gerückte Volksausgabe Breitkopf & Härtel: **Edition Breitkopf**. Ihre blaugrünen Bände sind ja auch in jedem musikalischen Hause bekannt, und aus dem Kranz der sie umgebenden praktischen Ausgaben für die Musikübung bilden die farbigen Hefte von „Breitkopf & Härtels Orchesterbibliothek“ den eisernen Bestand des Notenarchivs eines jeden ernster Musik dienenden Orchesters, welchem Kulturstaat es auch immer angehört. Und jedem Sänger deutscher Oratorienvereine und wo sonst noch in der Welt Chorwerke der deutschen Klassiker und Romantiker aufgeführt werden, sind die gleichmäßig ausgestatteten Hefte von „Breitkopf & Härtels Chorbibliothek“ wohlvertraut. Zur Wiedererweckung alter Tonkunst wurden die Gesamtausgaben der schöpferischen Tonmeister von Palestrina bis Wagner planmäßig durchgeführt und durch praktische Einzelausgaben und Sammelwerke der Musikpflege zugänglich gemacht.

Über dem Ausbau der Verlagszweige wurde aber auch das Druckgewerbe, von dem das Haus seinen Ausgang genommen hatte, nicht vergessen. Durch stete Neueinrichtungen wurde es als Kunstanstalt so gehoben, daß die Gesamtarbeiterzahl des Hauses bei Kriegsausbruch auf tausend angewachsen war. Die Ausbreitung drängte nach einem großen Erweiterungsbau, der im Anschluß an das im Jahre 1866 in der Nürnberger Straße erbaute Geschäftshaus erfolgte. Fast ein Vierteltausend Namen nennt stolz die Ehrentafel der Hausjubilare, 111 Träger finden sich am Ende des zweiten Jahrhunderts noch getreu zusammen. Wie tüchtige Männer unter den Vorgängern das Unternehmen durch manche schwere Zeit geführt haben, so führte männliche Tatkraft der jetzigen Inhaber es auch durch die Zeit der schwersten aller Kriege, und nun steht das ehrwürdige alte Haus am Anfang des dritten Jahrhunderts seines Bestehens als eines der ältesten und umfänglichsten buchgewerblichen Universalbetriebe wohlgerüstet bereit und berufen, am neuen Aufstiege unseres Volkes durch treue Arbeit mitzuhelfen. eh.



Christoph Gottlob Breitkopf († 1800).



Bernhard Christoph Breitkopf († 1745).



Gottfried Christoph Härtel († 1827).

Johann Gottlob Immanuel Breitkopf († 1794).



Viktor Schwanneke,

der neue Intendant der bayrischen Nationaltheater in München, seither Hofschauspieler daselbst. (Photobericht Hoffmann, München.)

Peter Altenberg.

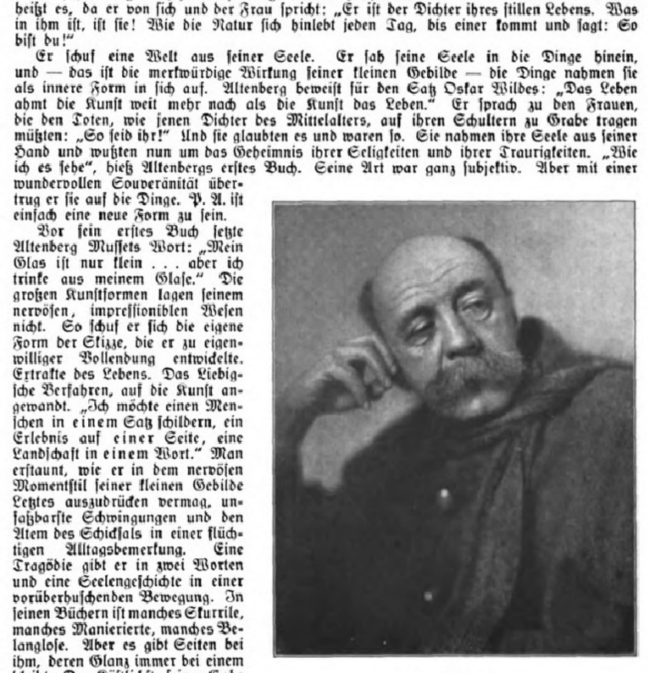
Peter Altenberg, oder P. A., wie er sich kurzweg nannte, ist tot. Am 8. Januar, wenige Wochen vor der Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres, ging er, von Nervenleiden lange heimgesucht, hinweg. Ein seltsames Sonderlingsdasein fand damit sein Ende. In den Wiener Cafés werden sie jetzt, wehmütig lächelnd, die Anekdoten wiederholen, die über P. A., der sein Leben lang ein Zigeuner war, in Umlauf sind. Er war ein Kind und ein Narr, ohne jedes Verhältnis zur Realität. Aber er war ein heiliger Narr, ein Träumer und Dichter. Und ein Reformator, der, verliebt in das Leben und die Schönheit, eine Lebenslehre aufstellte, die die Menschheit einer Erneuerung entgegenführen sollte. Er liebte den schönen Körper und die schöne Seele.

Aber beides war ihm Eins, und die schöne gesunde Physis ist die Grundlage des schönen Seins. „Dein körperliches Sein bestimmt dich.“ So füllte er seine Bücher mit Exkursen über Körperpflege. Aber er meinte doch das Ganze, und wie schrullenhaft seine hygienischen Vorschriften und Anweisungen auch anmuten mögen, so zeugen sie doch letzten Endes von einer richtigen Einsicht in den Zusammenhang der psychophysischen Natur des Menschen.

Schönheit, zur höchsten Differenzierung gesteigerte Schönheit war das Lebenselement Altenbergs. Er sah die Dinge mit ewig verliebten Augen an, und aus dieser schwärmerischen Verliebtheit wurde er zum Dichter, zum Schöpfer einer Welt voll der empfindsamsten Zartheit des Gefühls. Eigentlich sind diese Dinge nur in ihm selber: „un état de son âme“. Einmal heißt es, da er von sich und der Frau spricht: „Er ist der Dichter ihres stillen Lebens. Was in ihm ist, ist sie! Wie die Natur sich hinlebt jeden Tag, bis einer kommt und sagt: So bist du!“

Er schuf eine Welt aus seiner Seele. Er sah seine Seele in die Dinge hinein, und — das ist die merkwürdige Wirkung seiner kleinen Gebilde — die Dinge nahmen sie als innere Form in sich auf. Altenberg beweist für den Satz Oskar Wildes: „Das Leben ahmt die Kunst weit mehr nach als die Kunst das Leben.“ Er sprach zu den Frauen, die den Toten, wie jenen Dichter des Mittelalters, auf ihren Schultern zu Grabe tragen müßten: „So seid ihr!“ Und sie glaubten es und waren so. Sie nahmen ihre Seele aus seiner Hand und wußten nun um das Geheimnis ihrer Seligkeiten und ihrer Traurigkeiten. „Wie ich es sehe“, hieß Altenbergs erstes Buch. Seine Art war ganz subjektiv. Aber mit einer wundervollen Souveränität übertrug er sie auf die Dinge. P. A. ist einfach eine neue Form zu sein.

Vor sein erstes Buch setzte Altenberg Mussets Wort: „Mein Glas ist nur klein . . . aber ich trinke aus meinem Glase.“ Die großen Kunstformen lagen seinem nervösen, impressioniblen Wesen nicht. So schuf er sich die eigene Form der Skizze, die er zu eigenwilliger Vollendung entwickelte. Extrakte des Lebens. Das Liebigsche Verfahren, auf die Kunst angewandt. „Ich möchte einen Menschen in **einem** Satz schildern, ein Erlebnis auf **einer** Seite, eine Landschaft in **einem** Wort.“ Man erstaunt, wie er in dem nervösen Momentstil seiner kleinen Gebilde Letztes auszudrücken vermag, unfaßbarste Schwingungen und den Atem des Schicksals in einer flüchtigen Alltagsbemerkung. Eine Tragödie gibt er in zwei Worten und eine Seelengeschichte in einer vorüberhuschenden Bewegung. In seinen Büchern ist manches Skurrile, manches Manierierte, manches Belanglose. Aber es gibt Seiten bei ihm, deren Glanz immer bei einem bleibt. Das Köstlichste seiner Gabe ist in dem Auswahlband vereinigt, der bei S. Fischer, Berlin, erschien. **Peter Hamecher.**



Peter Altenberg,

bekannter Wiener Dichter, ein Meister der knappen Skizze, der letzte Bohemien, † am 8. Januar. (Phot. Hermann Schieberth, Wien.)

Eine Patrouille der Bayrischen Republikanischen Schutztruppe auf dem Marienplatz

Deutsche Kulturpropaganda im Auslande.

Von Professor Dr. P. Rühlmann, Berlin.

Als hätte nie ein Ranke und Bismarck unter uns gelebt, sieht das durch und durch unpolitische Deutschland das Epochale der Gegenwart lediglich in deren innerpolitischen Auswirkungen; das Schicksalsmäßige dieser Tage für unsere Stellung unter den Völkern der Welt geht vollkommen unter in häßlichstem Parteigezänk. Und doch stehen wir vor inneren und äußeren Wandlungen im Völkerleben, deren Ausmaß noch Geschlechterreihen nach uns spüren werden; denn sie bedeuten eine vollständige Umstellung der deutschen auswärtigen Politik. An Stelle der alten Machtpolitik soll treten die Politik des Rechts. Wir müssen künftig verzichten auf den Gedanken, uns auf dem Machtwege eine Stellung neben den alten Weltmächten zu erkämpfen; unsere einzige Hoffnung, die unserem Kulturwert entsprechende Stellung in der Welt zu erlangen, beruht heute allein darauf, daß es uns gelingen möge, das Recht unserer Kultur im friedlichen Wettkampfe zu erweisen: also nicht militärische oder wirtschaftliche Kraftentfaltung, sondern Nachweis des Eigenwertes unserer Kultur, ihrer Kraft, werbend im Auslande zu wirken.

Diese Umstellung unseres außenpolitischen Denkens muß natürlich auch eine vollständige Umstellung unserer Auslandspropaganda zur Folge haben. Umstellung ist eigentlich ein falscher Ausdruck; denn wir haben fast nichts umzustellen. Dies zeigte klärlich der Krieg. Gegenüber dem Riesenapparat unserer bisherigen Feinde und der ganzen bewohnten Erde als Wirkungsfeld war unsere Abwehrpropaganda sachlich und gebietsmäßig herzlich unbedeutend. Sie blieb im wesentlichen nur defensiv und mußte sich infolge der Blockade beschränken auf die umliegenden neutralen Staaten. Unsere künftige Auslandspropaganda, getragen vom Gedanken des Völkerbundes, darf sich nicht mit der Negative allein begnügen, sie muß sich positiv einstellen, muß nachweisen, daß in dem arbeitsteiligen Verfahren des Kulturfortschrittes auch Platz ist für die Sonderart der deutschen Kultur, ja, daß dieser Weltfortschritt aufs höchste gefährdet wird, wenn dem deutschen Wesen nicht friedlicher, kultureller Betätigungs- und Auswirkungsraum auf der gesamten bewohnten Erde gegönnt wird.

Sicher wird es in Deutschland Thomasnaturen geben, die nicht an den Erfolg solcher Kulturpropaganda glauben. Diese Zweifler verweise man immer wieder auf das Beispiel Frankreichs, das seit 1871 so erfolgreich sich dieses Mittels bedient. Und unsere Lage hat in mehr als einem



Ein Opfer der Neugierde.



Verhaftung eines Unruhstifters.

Spartakus in München. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Albin Tippmann.

Punkte überraschende Ähnlichkeit mit der der Franzosen nach dem Frankfurter Frieden. Man studiere in Paris die Methoden der „Alliance Française“, man achte auf ihre Kurse, ihre Mitteilungen, ihre Werbeversammlungen, ihre „Freundschaften“, ihren Gelehrtenaustausch, ihre „Heime“, ihre Buchhandlungen, ihre Hotelpropaganda usw., man gehe nicht mehr hochmütig vorüber an der Bedeutung der „Mission“, man stelle wie die Franzosen das Buch, die Kunst, das Schulwesen, die Wissenschaft, das Theater, das Kino, den Film usw. in das System unserer auswärtigen Politik ein. Als Edmond Rostand die „Gesellschaft für Kulturpropaganda“ eröffnete, sprach er das charakteristisch französische Wort, das mehr als ein Wortspiel ist, das ein weitschauendes politisches Programm bedeutet: „C'est au moment quand on veut redoubler la force, qu'il faut redoubler la grâce.“ Die Wirkungen dieser planmäßig gepflegten französischen Kulturpropaganda sind uns im Weltkrieg auf Schritt und Tritt entgegengetreten: in Belgien, im Elsaß, in der Schweiz, bei den Südslawen und Tschechen, bei den Polen und Rumänen, im lateinischen Amerika, in Arabien, Syrien, Armenien, kurz, allüberall. Frankreich denkt auch nicht daran, wie dies sozialistische deutsche Doktrinäre bereits anzudeuten scheinen, auf jede Propaganda künftig aus Rücksicht auf die Völkerbundsidee zu verzichten. „La France“ brachte vor kurzem die vielsagende Preisaufgabe: „Welches ist die beste Methode der Propaganda und Expansion des französischen Gedankens?“

Bereits vor dem Weltkriege wurde die Notwendigkeit einer weltumspannenden, systematisch gepflegten, klug der fremden Volkspsyche angepaßten deutschen Kulturpropaganda erörtert, allerdings stark akademisch und ohne praktische Folgen. Karl Lamprecht und sein Schulpfortaer Klassengenosse Bethmann Hollweg haben hierüber in einem Briefwechsel kluge Worte gesagt. Die innerpolitischen Umwälzungen der Gegenwart haben nun viele Hindernisse für eine ausgedehnte Kulturpropaganda hinweggeräumt. Bereits beginnen bei den neutralen Völkern sich starke Sympathien für das deutsche Volk zu regen. Der Boden ist bereitet, er harrt der Aussaat der deutschen Kulturwerte.



Spartakisten vor dem Ministerium des Äußeren am Promenadeplatz.

„Schülerräte“ und „Schulgemeinden“.

Von Professor Dr. Messer, Gießen

Einer der geistvollsten Gymnasialpädagogen alten Schlages hat einmal gesagt: „Wenn ich in meiner Klasse stehe, bin ich ein Despot, aber ein gerechter.“ In der Tat war die Regierungsform auch der höheren Schulen bisher der „Despotismus“, gemildert durch Schülerunfug — im besten Fall ein patriarchalischer und aufgeklärter Despotismus.

Der Gedanke, die Schüler irgendwie am Schulregiment zu beteiligen, ist alt. In der Gegenwart hat man besonders als praktische Vorübung für die staatsbürgerliche Betätigung die Einführung einer Art Selbstregierung der Schüler empfohlen. So sind die Münchner Pädagogen Kerschensteiner und Förster dafür eingetreten. Der letztere schreibt in seinem Buch über die staatsbürgerliche Erziehung: „Es gibt kein wirksameres Mittel, die Jugend zur bürgerlichen Verantwortlichkeit in einem konstitutionellen Staat zu erziehen, als daß man sie frühzeitig übt, verantwortliche Vertrauensposten auszufüllen, selbstgewählten Vertrauensmännern strikten Gehorsam zu leisten und an der Durchführung geordneter Zustände mitzuwirken.“ Die englische und die amerikanische Pädagogik haben die hohe Bedeutung praktischer Übung der Jugend in der Verantwortlichkeit für andere, in der Kunst des Befehlens, in der Selbstgesetzgebung klar erkannt. Insbesondere in Amerika ist auch der „Schulstaat“ (school city system) allenthalben verbreitet. Er besteht darin, daß die Schüler ihre gesetzgebende Körperschaft, ja ihre Justizbehörde aus ihren eigenen Kreisen wählen und unter dem Vorsitz eines Lehrers die Fragen und Konflikte des Schullebens einer ganz demokratischen Behandlung unterwerfen. Förster erblickt mit Recht in der Idee der Selbstregierung eine unausweichliche Folgerung jeder eindringenden Jugendpsychologie. Sie folge zugleich aus dem Grundsatz aller Erziehung, daß man sich mit den lebendigen Kräften der Jugend für ihre Erziehung verbinden müsse. Sie sei nichts anderes als

Auseinandertreiben der Tumultuanten.

Spartakus in München. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Albin Tippmann.



die pädagogische Verwertung der natürlichen sozialen Instinkte, ja der staatenbildenden Tendenzen im Knabenalter selber. „Ohne rechte pädagogische Führung leben sich diese Tendenzen einfach im Bandenwesen aus und wirken gegen alle Ordnung — unter weiser Leitung jedoch können sie geradezu zum Fundament der Ordnung gemacht werden.“ Insbesondere muß hier auch die Neigung kraftvoller Naturen, sich zum Führer der anderen aufzuwerfen, berücksichtigt und zum Guten gewandt werden. „Gerade diese Naturen entwickeln sich am schnellsten zu geschworenen Feinden aller Ordnung, wenn der Pädagoge es nicht versteht, ihre Führergaben aufs Positive zu lenken und sie zur Mitregierung heranzuziehen, sie aus Revolutionären in schöpferische Mitarbeiter an der sozialen Kultur zu verwandeln.“

Man hat denn auch in deutschen höheren Schulen vorsichtige Versuche mit dieser „Selbstregierung“ gemacht. Besonders weit ist darin Gustav Wyneken in der „Freien Schulgemeinde“ zu Wickersdorf (bei Saalfeld in Thüringen) gegangen. Er hat diese zusammen mit Paul Geheeb, dem jetzigen Leiter der „Odenwaldschule“ bei Oberhambach, im Jahre 1906 begründet*). Nach seinen Berichten hat man dort mit der Einrichtung von gemeinsamen beratenden und beschließenden Versammlungen von Lehrern und Schülern gute Erfahrungen gemacht.

In seinem Buche „Schule und Jugendkultur“ (Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1914) führt Wyneken aus: „Das Leben an unseren öffentlichen Schulen krankt häufig oder fast immer an einer Zerspaltung in die zwei Heerlager der Lehrer und Schüler, die einander teils mit Gleichgültigkeit, teils mit Feindschaft gegenüberstehen. Keines kennt und teilt Leben und Interessen des andern. Es fehlt das Allererste, Primitivste: die offene Aussprache. Man vergegenwärtige sich, welche Wandlung unser ganzes Schulleben erfahren würde, wenn es eine offizielle Gelegenheit zu freier Diskussion von Schule und Erziehungsfragen zwischen Direktion, Lehrerschaft und Schülern hätte!“

Er setzt sich auch mit dem naheliegenden Bedenken auseinander, die Disziplin werde dadurch zugrunde gehen. Gerade unter dem Reden, Kritisieren, Aburteilen über Erziehung und Erzieher hinter dem Rücken, wie es jetzt gang und gäbe sei, litten der Respekt und die innere Disziplin am meisten. „Geredet wird doch. Nur jetzt unkontrolliert, unreif, ohne Verantwortungsgefühl. Dieses Reden hört auf, sobald eine Institution da ist, durch die der Schüler öffentlich zu Wort kommen kann, und zwar nicht nur, weil dadurch ein Ventil vorhanden ist, das keine verborgenen Spannungen anwachsen läßt, sondern aus einem viel positiveren Grunde. Es bildet sich eine öffentliche Meinung, die sich dem unverantwortlichen Räsonieren und Schimpfen des einzelnen entgegenstellt. Diese öffentliche Meinung kann sich aber erst bilden, wenn die Schülerschaft als solche sich aussprechen, sich hören, sich ihrer selbst bewußt werden kann.“ Der Schule werde dadurch ein ganz neues Arbeitsgebiet zufallen, der Schulleitung ein ungeheurer Zuwachs an wirklich erzieherischer Macht. Es gelte nunmehr, eine öffentliche Meinung zu bilden und zu leiten. Diese, einmal für das Gute gewonnen, könne zugleich seine Durchführung ganz anders garantieren als alle Schulpolizei.

Wyneken gehörte dem neuen preußischen Kultusministerium an, und auf seinen Einfluß dürfte es zurückgehen, daß dieses durch eine vom 27. November 1918 datierte Verfügung bestimmt hat, daß an sämtlichen höheren Schulen alle zwei Wochen einmal eine „Schulgemeinde“, d. h. eine völlig freie Aussprache von Lehrern und Schülern, stattfinden soll. Dabei können Wünsche und Meinungen in Form von Entschließungen zum Ausdruck gebracht werden. Die „Schulgemeinde“ hat auch aus der Schülerschaft einen „Schülerrat“ zu wählen, der ständig die Interessen der Schülerschaft zu vertreten und im Einvernehmen mit der Schulleitung und der Lehrerschaft für Ordnung zu sorgen hat.

Man kann natürlich günstige Erfahrungen, die man mit den Einrichtungen von „Schulgemeinden“ und „Schülerräten“ an gut geleiteten Internaten gemacht hat, nicht ohne weiteres auf die öffentlichen Schulen übertragen. Die kleinere Zahl der Zöglinge, ihr Zusammenleben mit den Lehrern begünstigen die Entstehung eines wirklichen Vertrauensverhältnisses, und es bietet das Internatsleben auch viel mehr Gegenstände, die sie zu einer Regelung durch Beschlüsse von „Schulgemeinden“ eignen. Immerhin sprechen so gewichtige theoretische Erwägungen für diese neuen Einrichtungen, daß auch solche Lehrer, die ihnen mit Mißtrauen begegnen, doch einmal herzhaft auf ihren Boden sich stellen sollten, um ernsthaft Erfahrungen damit zu machen. Auf Grund solcher können sie ja nötigenfalls um- und fortgebildet werden*). Nur wird viel davon abhängen, daß die Lehrer darin nicht nur eine bloße „Spielerei“ oder „Modesache“ sehen, sondern sich in den Sinn der neugeschaffenen Einrichtungen vertiefen und diesen Sinn aufrichtig zu verwirklichen suchen. In der „Schulgemeinde“ ist ihnen zugleich Gelegenheit geboten, die Überlegenheit nicht sowohl ihrer amtlichen Stellung als vielmehr ihres Geistes wirklich zur Geltung zu bringen und so aus „Beherrschern“ zu „Führern“ der Jugend zu werden.

Nicht minder aber ist es nun Sache der idealstrebenden Jugend, die neuen Möglichkeiten zur Mitwirkung an der Gestaltung des Schul- und Gemeinschaftslebens zu nutzen aus dem Gefühl der Mitverantwortung für die Zukunft unseres Volkes.

Weil gerade im Schulleben Einrichtungen als solche nichts bedeuten ohne die Persönlichkeiten, die sie mit Leben erfüllen, kommt alles darauf an, daß Lehrer wie Schüler diese neuen Institutionen mit dem idealen Geiste erfüllen, aus dem heraus sie geboren sind.

Das freilich ist — bei allem Optimismus — nicht zu verkennen, daß mit jenen Einrichtungen gewisse Gefahren gegeben sind, sowohl für die Schüler selbst als auch für ihr Verhältnis zu den Lehrern und damit für das gesamte Schulleben.

Es kann sein, daß unter Schülern nicht sowohl das Gefühl der Verantwortlichkeit und der Drang zu positiver Leistung als vielmehr nackter Ehrgeiz und Großmannssucht herrschendes Motiv werden für ihre Beteiligung an Schulgemeinde und Schülerrat; daß bei den Wahlen zu dem letzteren eine skrupellose Agitation sich breitmacht, oder daß man leicht geneigt ist, gewählte Schülerräte wieder zu „stürzen“.

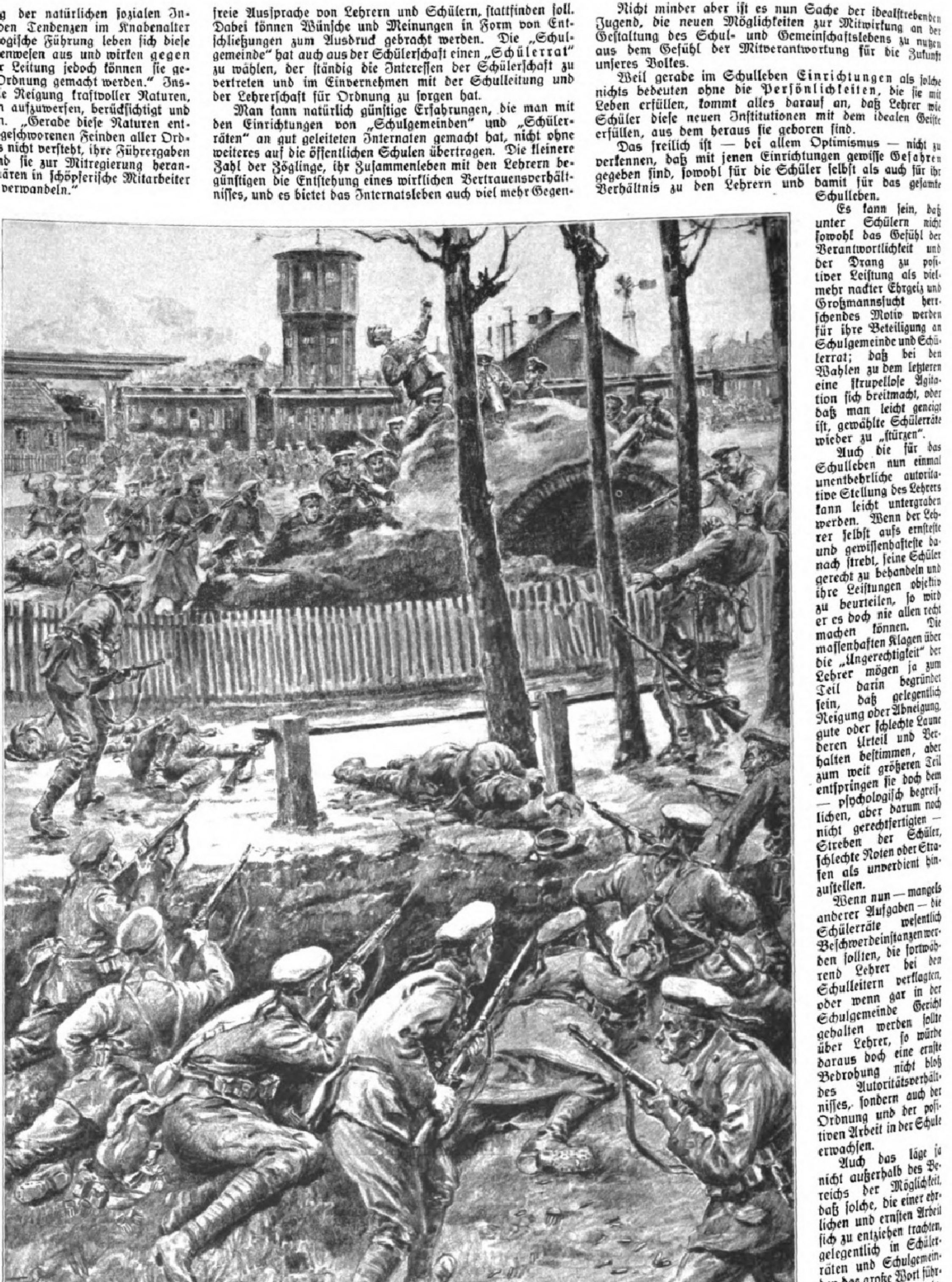
Auch die für das Schulleben nun einmal unentbehrliche autoritative Stellung des Lehrers kann leicht untergraben werden. Wenn der Lehrer selbst aufs ernsteste und gewissenhafteste danach strebt, seine Schüler gerecht zu behandeln und ihre Leistungen objektiv zu beurteilen, so wird er es doch nie allen recht machen können. Die massenhaften Klagen über die „Ungerechtigkeit“ der Lehrer mögen ja zum Teil darin begründet sein, daß gelegentlich Neigung oder Abneigung, gute oder schlechte Laune deren Urteil und Verhalten bestimmen, aber zum weit größeren Teil entspringen sie doch dem — psychologisch begreiflichen, aber darum noch nicht gerechtfertigten — Streben der Schüler, schlechte Noten oder Strafen als unverdient hinzustellen.

Wenn nun — mangels anderer Aufgaben — die Schülerräte wesentlich Beschwerdeinstanzen werden sollten, die fortwährend Lehrer bei den Schulleitern verklagten, oder wenn gar in der Schulgemeinde Gericht gehalten werden sollte über Lehrer, so würde daraus doch eine ernste Bedrohung nicht bloß des Autoritätsverhältnisses, sondern auch der Ordnung und der positiven Arbeit in der Schule erwachsen.

Auch das läge ja nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit, daß solche, die einer ehrlichen und ernsten Arbeit sich zu entziehen trachten, gelegentlich in Schülerräten und Schulgemeinden das große Wort führten, und daß ungerechtfertigte Beschwerden über Überbürdung laut würden.

Dabei soll nicht bestritten werden, daß eine solche an unseren höheren Lehranstalten vielfach besteht. Kaum eine Reform tut uns mehr not als eine Entlastung und Vereinfachung unserer Lehrpläne. Daß wir trotz aller Mahnungen immer noch an dem Vielerlei und an dem Ballast bloßen Wissensstoffes leiden, das hat seinen tiefsten Grund darin, daß wir noch immer den Götzen der „allgemeinen Bildung“ heimlich verehren. Dieser muß gestürzt werden. In einem Fache Meister werden, ist besser als in zwanzig Dilettant.

Mit einer Neugestaltung der Lehrpläne unter diesem Gesichtspunkte wird die Überbürdung beseitigt sein, und freie Zeit wird zu Gebote stehen, in der die Schüler Vereinigungen zu Sport und Spiel, zu Rudern und Wandern, zur Pflege von Literatur und Kunst, zur Besprechung von staatsbürgerlichen oder philosophischen Fragen pflegen können. Je reicher sich so — möglichst aus der Initiative der Schüler heraus — ein freies, positiven Zwecken geweihtes Vereinsleben gestaltet, um so mehr werden auch an den öffentlichen Schulen Gegenstände vorhanden sein, die sich zur Behandlung durch Schulgemeinden und Schülerräte eignen.

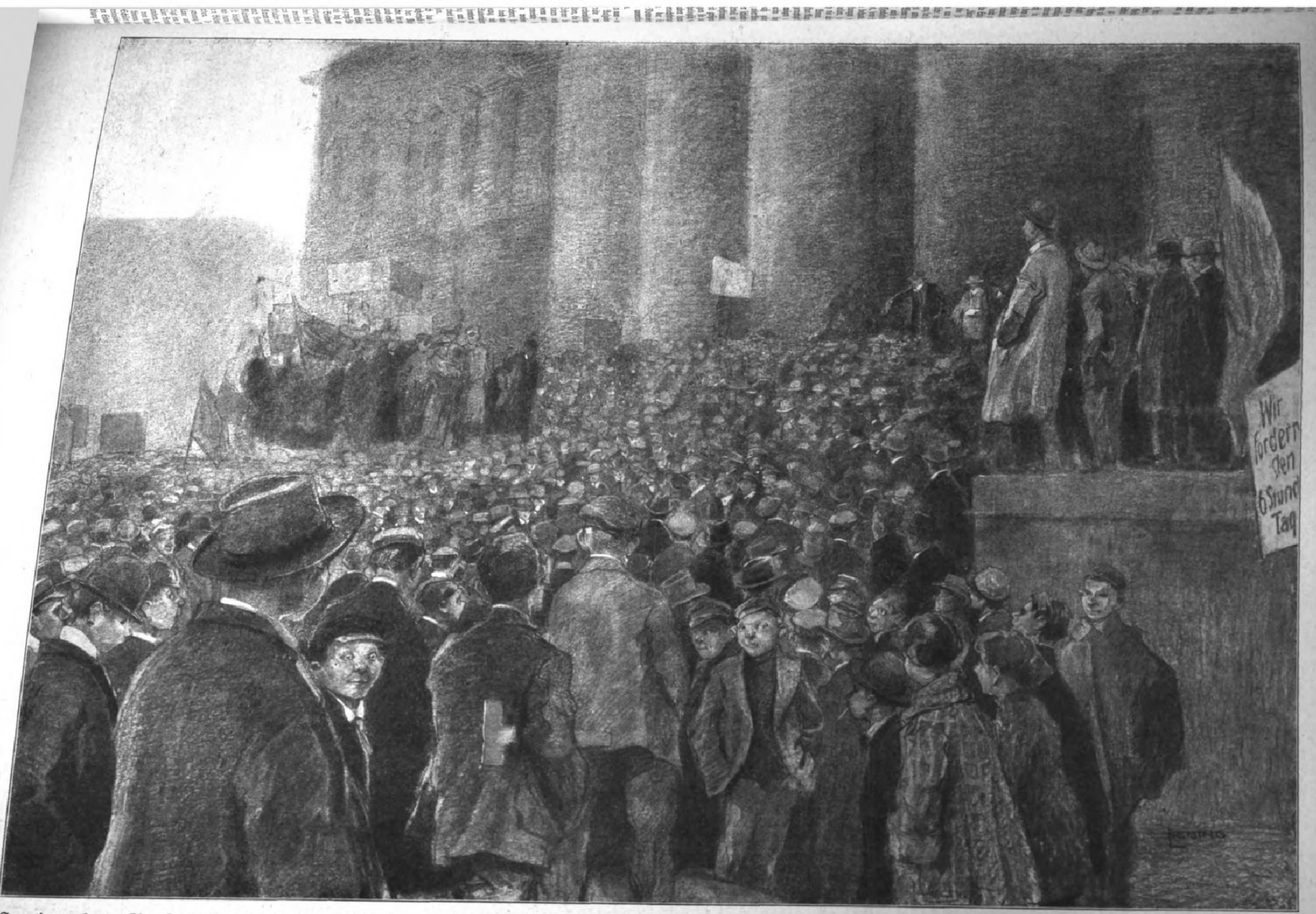


Das Gefecht am Bahnhof Leutzsch bei Leipzig am 9. Januar anläßlich des Widerstandes, den ein aus der Lahngegend kommender Militärtransport seiner Entwaffnung durch die Marine-Sicherheitskompagnie Leipzig entgegensetzte. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung“ Professor Franz Kienmayer.

Bei dem Zwischenfall fanden zwei Offiziere und zwei Soldaten des Infanterieregiments Nr. 77 sowie ein Matrose den Tod, fünf Mannschaften wurden verwundet.

*) Im Jahre 1909 wurde er durch das meiningensche Ministerium aus der Leitung der Schule hinausgedrängt. Man warf ihm vor, daß er die Schüler zur Frühreife erziehe und in ihnen den Geist absprechender Kritik nähre. (Vgl. Wynekens Schrift „Kabinett gegen freie Schulgemeinde“, München, 1910).

*) Vorläufig haben die „Schulgemeinden“ noch keine „anordnende oder gesetzgebende Befugnis“; auch ist die Einführung der ganzen Einrichtung der gemeinsamen Abstimmung von Lehrern und Schülern überlassen.



Jugend von heute: Eine Kundgebung der jugendlichen Arbeiter und Lehrlinge vor dem Reichsgericht in Leipzig am 12. Januar. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Alfred Liebing.

Die Redner der unter freiem Himmel abgehaltenen Versammlung forderten die Abschaffung der vierjährigen Lehrzeit, Einführung des sechsstündigen Maximalarbeitstages, Abschaffung der Sonntags- und Nachtarbeit für Jugendliche, Beseitigung des körperlichen Züchtigungsrechts, Verbot des Kost- und Logiszwangs, Gewährung eines vierzehntägigen Erholungsurlaubs unter Lohnzahlung, schulgeldfreien Unterricht in der Fortbildungsschule, Schaffung eines Reichsjugendschutzgesetzes, Wahl von Vertrauensleuten der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter in den Fabriken und Schulen. Die Erwähnung des Militarismus wurde von den jugendlichen Demonstranten mit den Rufen „Pfui!" und „Nieder mit Hindenburg!" aufgenommen.

Der hohe Besuch.

„Kreuz divi domine!" fluchte der alte Oberförster Stahl in seinen Bart, als er kurz Notiz von dem soeben eingegangenen Schreiben des Hofmarschallamtes zu C. genommen hatte. Waldmann, der sich mitfühlend genähert hatte, erhielt einen Tritt, daß er die Hasen im Fegefeuer klagen hörte. „Da haben wir den Braten," murmelte Stahl tiefsinnig, „das verdanke ich dem alten Schwätzer Hecht, so ne Gemeinheit!" — Besagtes Schreiben kündigte den Besuch Seiner Hoheit an, der allhiero in vierzehn Tagen einen Auerhahn abschießen wollte. Hoheit rechne auf gut verhörte Hähne, war der Schluß der unwillkommenen Epistel. — Forstmeister Hecht hatte im vergangenen Herbst bei dem Inspektionsaufenthalt in Tautenhain den guten Bestand an Auerwild bemerkt und in der kleinen Residenz davon Laut gegeben ohne böse Hintergedanken. Durch den Oberjägermeister hatte der Landesherr, ein sehr passionierter Jäger, sonst aber äußerst eigensinniger Charakter, davon erfahren und, obwohl Tautenhain nicht Hofjagdrevier war, sich zu Gaste geladen.

„Martha!" brüllte Vater Stahl zur Tür hinaus, „am Donnerstag in vierzehn Tagen kommt Seine Hoheit, will einen Hahn schießen; mich hat Hecht reingeleiert. Möge beide der Satan frikassieren!" Die erschrockene alte Dame holte sich nun ihre Instruktion, denn der hohe Herr mußte im Forsthaus Quartier finden. Tag und Nacht gönnte sie sich keine Ruhe, es wurde geschrubbt, geputzt, gescheuert, und die große Stunde erschien.

Otto, der Soundsovielte, hielt an einem schönen Apriltage, triefend von Gnade, seinen hochherrschaftlichen Einzug in die Oberförsterei. — Alles fand er entzückend, und auch der Küche tat er alle Ehre an, so daß die Frau Oberförster sich im siebenten Himmel glaubte. „Um drei Uhr wecken, Forstmeisterchen!" Mit diesen Worten hob Serenissimus frühzeitig die Abendtafel auf.

Wider Erwarten änderte sich nachts das Wetter; es stürmte, daß es eine Art hatte, und Regenschauer und Schneegestöber gingen über Wald und Auen nieder. — Der gute Stahl, der einen Pirschgang bei diesem Wetter für völlig aussichtslos hielt, war in Angst und Zweifel. — Sollte Hoheit geweckt werden? Aber Befehl ist Befehl, und Punkt drei Uhr wurde Serenissimus durch den Leibjäger ermuntert. Des hohen Herrn Laune sinkt im Hinblick auf die Witterung sofort auf den Gefrierpunkt. Der Oberförster glaubt untertänigst bemerken zu dürfen, Aussicht auf Balz sei gering. „Ah, äh! Werden selbst sehen, selbst hören", ist die Antwort, und nach kurzer warmer Stärkung geht's zum Aufbruch. Der Oberförster führt selbst. — Die Wege sind teilweise schmierig, teilweise glatt und vereist; der Anstieg zu den Balzplätzen ist recht beschwerlich, zumal die Finsternis noch groß ist und nur einzelne Sterne ab und zu durch die jagenden Wolkenmassen schimmern. Serenissimus hat schon diverse Stämme, die unehrbietig durchaus nicht Platz geben, angerempelt, und seine Mißstimmung wächst. Nach halbstündigem Marsch Kunstpause. Der Oberförster zückt eine Kognakbulle und lädt zur Herzstärkung ein. — Der hohe Gast fühlt sich veranlaßt, in ziemlich lauter Abhandlung eine Belehrung über die Schädlichkeit des Alkohols auf der Jagd zu geben. Der Führer kocht vor Wut, denn er denkt an sein Rheuma, und die Buddel taucht in die Versenkung, und es geht „munter" weiter. — So wird der Forstort Kammerberg erreicht, wo der Weg verlassen werden soll, um den direkten Anstieg zum alten Schlage zu nehmen und langsam aufwärts zu pirschen. —

Serenissimus wird plötzlich der Meinung, die Balzplätze von der Höhe des Gebirgskammes beim Abstieg zu erreichen, also nicht aufwärts den Hahn etwa anzugehen, sondern von oben abwärts steigend. — Jede Gegenmeinung ist vergeblich, obgleich der Gast das Revier absolut nicht kennt.

„Ah, machen wir so, machen wir von oben." Stahl war natürlich alles anders als begeistert von der Aussicht auf eine Stunde Umweg bei dem Wetter und den verlockenden Wegen, aber es half alles nichts, und auch die Höhe des Waldrückens wurde erreicht. — Das Wetter war sichtiger geworden, und gegen alle Theorie gab wirklich ein Auerhahn Laut. Der einem dünnen Tropfenfall ähnelnde Balzlaut war nicht zu verkennen. — „Forstmeister zurückbleiben, ich allein springe an", befahl der Fürst. — „Um Gottes willen! Hoheit, hier ohne Führung unmöglich", beeilte sich Stahl zu erwidern und wollte weiter warnend ihm zuflüstern, aber Serenissimus war schon verschwunden. Entsetzt wollte der Oberförster nacheilen, als er schon ein lautes Schmerzensgeschrei und „Forstmeister! Forstmeister!" erschallen hörte. „Jetzt sitzt er drin! Wer nicht hören will, muß fühlen", murmelte erschreckt Stahl und eilte wie von der Tarantel gestochen abwärts. Am Platze der immer dringender tönenden Hilferufe angelangt, saß Serenissimus festgefaßt wie angenagelt mit dem rechten Vorderlauf in einem Dachseisen. Es regnete Vorwürfe, aber guter Rat war teuer. Zum Glück hielten starke Ledergamaschen und dicke Kniestrümpfe den groben Bügelzähnen der schweren Dachsfalle stand.

„Aufmachen, aufmachen!" tobte der hohe Herr. Schwitzend vor Ärger und Wut, bemühte sich Stahl um das Eisen, bog, zerrte, würgte, aber die Falle saß fest. „Hoheit, Geduld, Geduld!" predigte er dem Aufgeregten vor, „ich muß zur Oberförsterei zurück und den Schraubenschlüssel holen, es ist unmöglich, das Eisen mit den Händen zu lösen." — „Verdammt! Knüppel dazwischenklemmen, dazwischenklemmen!" Aber auch das war vergeblich, und Stahl rutschte und schwamm in Eile abwärts, noch von den Rufen Serenissimi verfolgt: „Allein zurückkommen, allein!" — Der Oberförster ist auch glücklich allein wiedergekommen, um den hohen Gefangenen aus dem Dachseisen zu lösen; wer aber nie wieder ins Revier kam, brauche ich wohl nicht zu verraten.

Franz Gottschalg.



Gegensätze.

„Was? Witze machst du in dieser ernsten Zeit?" — „Freilich! Wär' die Zeit lustiger, könnt' ich mich ernster beschäftigen."

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Die Aushungerung Deutschlands. Im Verlauf einer im Jahre 1917 vom Reichsgesundheitsamt eingeleiteten vertraulichen Ermittlung über die Gesundheitsverhältnisse in den deutschen Bundesstaaten lautete der u. a. von einem Siechenhaus eingeforderte Bericht in bezeichnender Kürze: „Die Insassen sind alle gestorben.“ Unsre Feinde dürfen ihn befriedigt zur Kenntnis nehmen: er ist ein kleines Teilresultat der von ihnen verhängten Blockade, die das ausgesprochene Ziel hatte, nicht nur die Versorgung des Heeres zu unterbinden, sondern auch die Zivilbevölkerung Deutschlands, Frauen, Kinder, Greise und alle Waffenlosen an Leib und Leben zu schädigen. Es ist heute möglich, unseren Feinden die Gesamtziffer vor Augen zu halten: 763000 Menschen der Zivilbevölkerung sind in Deutschland den Wirkungen der Hungerblockade erlegen, und bis die Umklammerung gelöst sein wird, werden noch allmonatlich Zehntausende zusammenbrechen. Die fürchterliche Zahl der Todesopfer spricht für sich. Wir verzichten darauf, sie gefühlvoll zu bekränzen. Denjenigen unserer Volksgenossen, die nach jedem deutschen Fliegerangriff auf befestigte Städte wie London und Paris die unschuldigen Opfer bejammerten, sei empfohlen, diese Zahl in ihr Gedächtnis zu pflanzen. Unschuldige fielen hier wie dort, und so mag man beide Kriegsmittel verabscheuen — besser noch, man verabscheut den Krieg überhaupt —, jedenfalls ist die Hungerblockade das Schrecklichste in seinen Wirkungen gewesen: 763000. Die Zahl ist unanfechtbar. In einer außerordentlichen Sitzung der Vereinigten ärztlichen Gesellschaften in Berlin vom 18. Dezember 1918 ist sie bekanntgegeben worden. In dieser Sitzung haben unter Vorsitz von Geh. Rat Orth Autoritäten wie die Professoren Rubner, Direktor des Psychologischen Instituts; Kraus, Direktor der Charité; Czerny, Direktor der Klinik für Kinderkrankheiten; Geheimer Rat Hamel, Medizinalreferent im Reichsamt des Innern; Professor Weber, der Berliner Stadtmedizinalrat; Kuttner, Direktor des Virchow-Krankenhauses; Geheimer Rat Beninde, Vortragender Rat im Ministerium des Innern, Vorträge gehalten, jeder über seine fachlichen Erfahrungen. Sie haben widerspruchslos vor 3000 Ärzten gesprochen, und da es sich um Männer der Wissenschaft handelt, deren Namen auch im feindlichen Ausland Ansehen haben, so wird ein Protest aus dem anderen Lager kaum zu erwarten sein. Wer in Deutschland die Kriegsjahre durchgemacht hat, weiß, wie ihm Eier, Milch, Butter, Fleisch, Brot und Kartoffeln gefehlt haben und noch fehlen, und kann sich das Nachlesen der unterrichtenden und erschütternden Vorträge über die Wirkungen der Blockade sparen (sie stehen in der ersten Nummer der „Berliner Klinischen Wochenschrift“). Nach einer Ansprache des Staatssekretärs Wurm vom Reichsernährungsamt, der den Kredit, den wir vom Auslande für Nahrungsmittel begehren müssen, auf über 6 Milliarden beziffert, wenn nur das Notwendigste hereingebracht werden soll, drückten die Berliner Ärzte in einer Erklärung die Hoffnung aus, daß die feindlichen Regierungen ihre Zusage, eine Zufuhr von Lebensmitteln aus dem Ausland nach Deutschland zu ermöglichen, rechtzeitig und ausreichend erfüllen werden. „Wir bitten nicht um Gnade, wir wenden uns an das Gewissen derjenigen Männer der feindlichen Völker, in deren Brust die Stimme der Menschlichkeit und das Bewußtsein der Verantwortung vor dem Urteil der Geschichte nicht erstickt sind“. Seit dem Eintritt des Waffenstillstandes und der Zusage Wilsons sind über zehn Wochen verflossen. Der Krieg ist beendet, die Waffen sind niedergelegt, die Hungerblockade aber dauert fort und fordert ihre Opfer. — — —

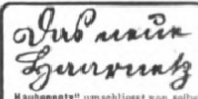
Das weltbekannte „Agfa“-Photo-Handbuch ist kürzlich wieder in 20000 Exemplaren gedruckt worden und hat damit die gewaltige Gesamt-Auflage von 200000 Exemplaren erreicht. Ein schöner Erfolg, der am besten die Beliebtheit und das Ansehen der nunmehr seit etwa 30 Jahren in allen einschlägigen Geschäften käuflichen „Agfa“-Photo-Artikel bekundet. Das Werkchen ist zu 75 Pfg. in jeder Photohandlung zu haben, also zu einem Preise, der unter den heutigen Verhältnissen nicht die Herstellungskosten deckt.













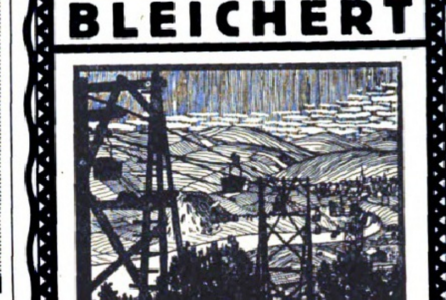




Kunstfreunden

und Sammlern zur gefl. Beachtung!

Die Originalvorlagen der Jllustrirten Zeitung, Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen u.s.w. sind verkäuflich. / Ständige Ausstellung im Festsaale der Jllustrirten Zeitung. Wir bitten Anfragen zu richten an den Verlag der Jllustrirten Zeitung, J. J. Weber, Leipzig.



BLEICHERT

Drahtseilbahnen, Kabelkrane für Ausführung von Brücken, Talsperrenmauern, Schleusen, Kanälen, Festungsbauten, Hochbauten usw. Elektrohängebahnen, Gurtförderer, Becherwerke zur Kesselbekohlung. Elektrogreiferbahnen als Ufer- und Waggon-Entlader.

42jährige Erfahrungen im Bau von Förderanlagen. Über 200 Patente. Fabriken in Leipzig-Gohlis, Neuß a. Rh. (Eisenkonstruktion), Wels in Ober-Österreich

Adolf Bleichert & Co., Leipzig-Go. 21



! So hoch erfreut

ist jeder über die **Magnet Lampe**

denn da kennt man keine Batterie – durch einfachen Kettenzug bringt man sie zum Leuchten. Preis: 20.– Mark. Nachn. u. Porto extra.

6 MONATE GARANTIE.

TELEGR.-ADR.: MAGNET-KRAUS. **Alfred Kraus,** Berlin N. 55, Lippehnerstr. 8. TELEFON: KNSBG. 1414

Ungeahnte Erwerbs- und Beförderungs- Möglichkeiten

bietet die nächste Zukunft. Eine tiefgreifende Änderung unseres gesamten öffentlichen Lebens, ein gewaltiger Aufschwung unseres Handels und der Industrie steht bevor, unzählige Stellen werden neu geschaffen und es werden überall

geprüfte u. geschulte Kräfte gesucht

sein. **Beamte, Lehrer, Angestellte des Handels und der Industrie** sollten nicht versäumen, ihre Vorbereitungen zu treffen, um teilzunehmen an den wirtschaftlichen Erfolgen, die naturgemäß das Ergebnis des gewaltigen Ringens sein müssen. Das beste Mittel, rasch und gründlich ohne Lehrer, durch einfachen Selbstunterricht auf ein Examen vorzubereiten, die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung und das Abiturienten-Examen nachzuholen oder die fehlenden kaufmännischen Kenntnisse zu ergänzen, sowie eine vortreffliche Allgemeinbildung usw. sich anzueignen, bietet die **Selbstunterrichts-Methode „Rustin".** **Ausführliche 60 Seiten starke Broschüre kostenlos.** **Bonness & Hachfeld, Potsdam.** Postfach 284.

Mir oder Mich?

Vorzügl. Lehrbuch der deutschen Sprache 2. Rechnen 3. Schönschreiben 4. Rundschrift 5. Stenographie Stolze-Schrey 6. Maschinenschreiben 7. Buchführung (einf. dopp., amerik.) 8. Rechtsanw. i. Hause 9. Briefsteller 10. Rechtschreiblehre 11. Fremdwörterbuch 12. Geographie 13. Gut Englisch 14. Gut Französisch 15. Der gute Ton 16. Aufsatzlehre. 16 vorzügl. Lehrbücher, zus. M. 21, einzeln M. 1.40 Nachn. L. Schwarz & Co., Berlin 14a. Wir liefern auch jed. and. Buch.



Lauten, Gitarren, Mandolinen

Preisliste frei!

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Sehr gesucht und leicht verkäuflich.

Die Carbidkerze wird p. Std. mit 25 gr Carbid gefüllt und gibt verschlossen in ein Gefäß mit Wasser gestellt, sofort ein helles Licht.



Lieferung nur an Grossisten!

Versand gegen Nachnahme; Porto extra. Wiederverkäufer hoher Rabatt.

JOS. PRÉGARDIEN, Cöln-Braunsfeld 36

Sollte durch die Besetzung des linken Rheinufers die damit verbundene Postsperre länger als 8 Tage dauern, so bitte die Herren Händler ihre Bestellungen in Fabrikkisten und Postkolli für Nr. 1421 bis 26 an meine Adresse nach Sundern i. W., und für Nr. 712 nach Kettwig a. d. Ruhr, Felsstrasse zu adressieren.

Zur Leipziger Messe Reichshof 2. Stock, Stand 150/52.

Billigste Bezugsquelle für Ia Specksteinbrenner.

Nr. 712

nur Postversand in 25 Stück Packungen. Nr. 712 wird bis auf weiteres ohne Griff geliefert. Nr. 1421–1426 prompt lieferbar.



Briefmarken. Preisliste kostenlos. – Auswahlen ohne Kaufzwang. – **August Marbes, Bremen.**

Stottern heilt u. Garant. in 1–4 wöch. Kur **K. Buchholz,** Hannover, Lavesstr. 67. – Keine Sprechübungen.

Rauchertrost-Tabletten ermöglichen das Rauchen ganz oder teilweise einzuschränken. Unschädlich. Preis pro Schachtel 2 Mark frei Nachnahme. **Ernst & Witt, Hamburg 23 L.**

Vogelfutter-Mischung für Kanarien-Vögel in Packung zu Mk. 1.– versend. geg. Nachnahme bei Mindestabnahme von 5 Pack. à Mk. 1.– **Gebr. Hambrecht, Samenhandlg., Freiburg i. B., b. Münsterpl.**

Webers Jllustr. Handbücher. Prospekt kostenlos. J. J. Weber, Leipzig 26.

Farben-Fabriken
Berger & Wirth, Leipzig

Telegramm-Adresse: Bergerwirt Leipzig

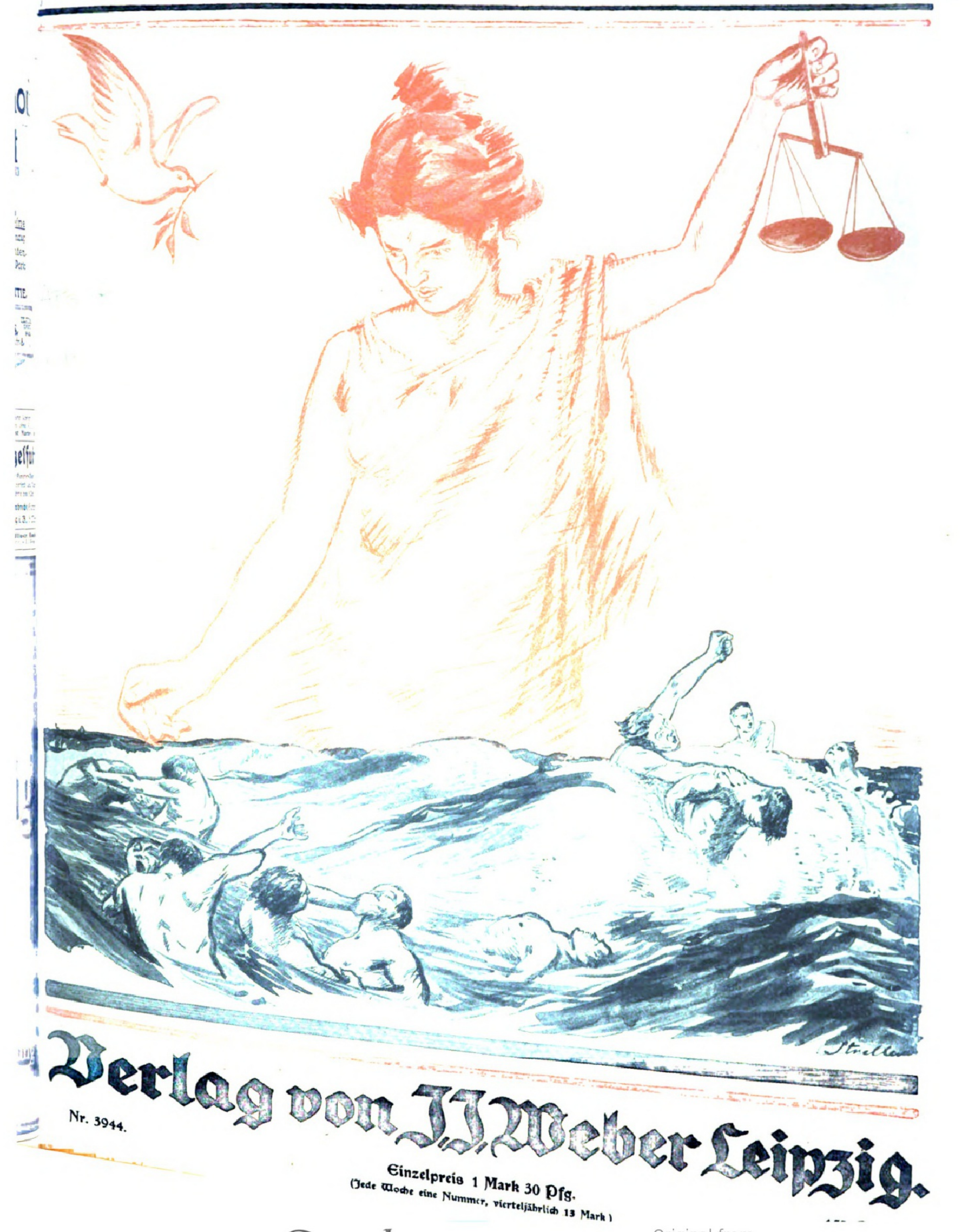
Fernsprecher: No. 108 und 408

Berlin, Barmen, Hamburg, Amsterdam, Budapest, Florenz, New York

Farben-Lieferanten der Leipziger Jllustrirten Zeitung

Für die Redaktion verantwortlich: [illegible]; für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest V., Országház tér 4.
Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig.

Nr. 3944.

Einzelpreis 1 Mark 30 Pfg.
(Jede Woche eine Nummer, vierteljährlich 13 Mark.)

Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung“.

Meinungsaustausch führender Geister.

Gedanken zum Neuen Deutschland. Historiker und Philosophen späterer Zeiten werden die Schicksale, die das deutsche Volk gegenwärtig durchmacht, und die Gründe, die zu dem Zusammenbruch führten, zu den wichtigsten Problemen der Weltgeschichte zählen und sie dementsprechend in ihren Untersuchungen bewerten. Wir selbst sind zu sehr von den Ereignissen umbrandet, als daß wir kühlen Kopfes alles wissenschaftlich analysieren könnten; und dennoch müssen wir uns bemühen – schon der nächsten Zukunft wegen – auf den Kern der Sache zu kommen, um die Verwirrung, die in den meisten Köpfen wütet – die Revolutionspsychose – zu beseitigen oder zum mindesten einzudämmen; dann werden die fruchtbaren und guten Eigenschaften unseres Volkes, die unter dem „zu viel“ dieser fürchterlichen Kriegsjahre schweren Schaden gelitten haben, in zwar neue, aber gesunde und entwicklungsfähige Bahnen gelenkt werden können. Es ist nichts Neues und muß dennoch oft wiederholt werden: Gesündigt haben wir alle. Vor dem Kriege in den oberen Schichten durch Genußsucht, Strebertum, Oberflächlichkeit, in den unteren durch internationalistisch-kommunistische Bestrebungen, die das Vaterland als solches nicht mehr gelten lassen wollten. Der Kern des Volkes aber war gesund, gesünder als in anderen Ländern; so nur sind die übermenschlichen Leistungen des Frontheeres und der Heimat ermöglicht worden. Das Überspannen des Bogens – die Untersuchung, wer daran schuld ist, ob es überhaupt zu vermeiden war, bleibe einer späteren Zeit vorbehalten – hat den Umsturz gezeitigt. In dieser Form durfte er nicht kommen, das kann man jetzt schon sagen. Wirken wir alle mit, daß der Taumel, der so viele befangen hält und die bewährten Fundamente unseres staatlichen Aufbaues zu zerstören droht, baldigst aufhört. Das Zusammenfassen der besten Männer und Frauen als Führer und Berater des Volkes – wohl der edelste Ausdruck der Freiheit – muß ein Neudeutschland entstehen lassen, wert der Ideale aller derer, die für ihr Vaterland geblutet und gelitten haben, wert unserer unvergeßlichen toten Helden. Thrasybulos Argyropoulos.

Deutsche Not – deutsche Rettung. Vor einigen Monaten Deutschland mit mächtigen Schlägen seine Gegner erschütternd, im Osten weit vorgerückt, Randstaaten bildend, groß genug, das Reich für lange Zeit gegen den einst starken Nachbar zu decken, im Süden in guter Verteidigungsstellung. Heute Deutschland am Boden, die herzlosen Fäuste der Feinde im Nacken, Schlag auf Schlag; keine Erhebungsmöglichkeit. Über vier Jahre floß Blut auf Blut, unerhörte Opfer, nie gemessenes Leid; jetzt fällt im Straßenkampf der Deutsche den Deutschen an, tötet noch mehr, tötet seinen Bruder. Den Feind an den Grenzen, ja im Lande, zerfetzt sich das deutsche Volk seine Fahne, schlägt sich selbst neue blutende Wunden. Soll Deutschland zugrunde gehen; sollen wir verzweifeln? Alles sinnt und sucht, wie so rasch aus dem Starken, dem Sieger ein Schwächling werden konnte. Sucht nur! Türmt Schuld auf Schuld! Eins bleibt: Deutschland, rings umstellt von einer Meute übermächtiger Gegner, hielt fünfzig Monate unbesiegt stand wie ein alter Recke, den Schild voll feindlicher Speere, den Körper voll Wunden – aber es stand. Autorität und Disziplin herrschten, Wille zur Verteidigung des Vaterlandes. Das sei unser Stolz – das war Tat, war Leistung. Über einen Entkräfteten herfallen, ihn ausplündern, ist leichtes Spiel, ist feige. Was du leidest, Deutscher, ist Schmach! Lerne Stolz! Das ist Rettung. Jetzt wühlen tausend Kräfte im Innern; wüste Massen, ungeführt, verführt von wenigen Zielbewußten. Alles Schlechte, Finstere, Wilde triumphiert; es wird sich überleben, am eigenen Übermaß. Ihr Müden von draußen, jetzt nicht mit halben Kräften einsetzen! Wartet! Eure Zeit wird kommen, wird bald kommen. Laßt dem wilden Strom seinen Lauf, er ist nicht zu halten! Wenn die Hochflut vorbei, dann kommt ans Werk zum Dammbau! Die Flut reinigt; sie lehrt, wo Halt ist, wo festes Land ist. Von dort aus baut! Laßt euch nicht erdrücken vom Leid! Unglück macht bewußt, macht stark: Lernt Wut, lernt Haß, lernt Verachtung, lernt vor allem Stolz! Was Deutschland zugrunde gerichtet, war das Undeutsche: Der Reichtum, der nicht gab; der Wucher, der Kriegsgewinn ins Ungemessene, der aus seines Volkes Leid und Not Kapital schlug; die Drückebergerei in tausend Formen; der Kadavergehorsam auch gegen die Unfähigen und Dummen; die Ichsucht; das Wohlleben. Deutsche, lernt eure Kräfte ausbilden und sammeln! Das Ich gebeugt unter das Wohl des gesamten Volkes! Schneidet aus, was faul ist, zerbrecht, was morsch ist, zeigt Verachtung dem Schmarotzer am Volkskörper, dem Ewiglauen, dem Feigen! Werdet einig in dem einen Willen: ein freies deutsches Volk in einem, wenn auch kleineren Deutschen Reiche zu schaffen. Das ist deutsche Rettung! Johannes Mißlack.

Die Kunst und unsere Erziehungsaufgabe zu nationalem Denken. Der Weltkrieg hat – schon allein durch die Tatsache, daß er mit so bezwingender Urgewalt über die deutsche Welt als eine äußerste Feuerprobe hereinbrechen konnte – uns Deutschen mit erschreckender Klarheit dargetan, daß es uns in den voraufgegangenen Jahrzehnten nicht in dem unserer wirtschaftlichen Entwicklung gleichkommenden Maße gelungen war, uns die moralische und kulturelle Achtung als Nation zu erwerben. All unser Bemühen muß nach Beendigung des Krieges unabhängig von der Art des Friedensschlusses dahin zielen, diesen Mangel auszugleichen. Alle edelsten Kräfte müssen zusammengerafft werden, damit wir in nationaler Hinsicht das Ansehen eines innerlich geschlossenen, unantastbaren Ganzen gewinnen. Unter Nation müssen wir dabei in erster Linie Volksgemeinschaft als Kulturgemeinschaft verstehen. Um nun zu diesem vollkommenen inneren Zusammenschluß zu gelangen, gibt es keine bessere und wirkungstüchtigere Helferin als die Kunst. Wir haben ihre internationale Bedeutung, ihre universale Wirksamkeit zu bereitwillig und zu stark betont. Wir haben vergessen, daß sie nur dann als wahrhaftige Weltsprache überzeugend und erhebend durch die Jahrhunderte klingt, wenn sie ihres nationalen Ursprunges gewiß ist, wenn sie den Rückhalt eines großen, einigen, kulturell zusammengerafften Volkswillens besitzt. Dante, Shakespeare, Goethe zeugen dafür, neben tausend andern. Die großen Kunstepochen sind immer auch national völkische Kulturepochen gewesen. So ist unserer Kunst im neuen Zeitalter, für das dieser Krieg sicher die Scheidemauer bildet, die Aufgabe gewiesen, immer enger und vollständiger sich dem mächtig und entscheidend emporwachsenden nationalen Empfinden anzupassen und von hier aus einen grundlegenden, heilsamen Einfluß auf die Neugestaltung unserer nationalen geistigen Eigenkultur zu erringen. Kurt Engelbrecht.

Theater und Publikum. Wer geht heute ins Theater? Wer das Geld dafür hat. Es ist ein Gewerbe geworden, das Geld machen will, und das kann es nur von denen bekommen, die es haben. Das sind heut nicht die Gebildeten, sondern die Gewitzigten. Die „Kriegsgewinnler“! Die tragen ihr Geld ins Theater und verlangen dafür, daß es ihnen gefällt. Nun stelle man sich vor, welche Gesellschaftsschicht damit obenauf kommt und Theaterpublikum wird, und wie ihr Geschmack auf das Theater wirken muß! Ein Niedergang droht, der auch solche beängstigen sollte, die schon wenig mehr vom Theater wissen wollten. Ein Unbefriedigtsein durchs Theater ist bereits sichtlich vorhanden, sowohl bei den Gebildeten, die sich unter einer Kulturmacht etwas anderes denken, als auch bei der Masse, die lieber ins Kino läuft. Es kommt aber nicht darauf an, das Volk aus einem schlechten Theater ins Kino zu treiben, sondern es in ein besseres Theater zu locken. Die Theaterleiter könnten dazu mitwirken, wenn sie sich zu Theater und Publikum anders stellen wollten. Nicht sollen sie sagen, wir müssen Geschäfte machen, darum müssen wir dem Publikum geben, was ihm gefällt, sondern: Wir müssen dem Publikum gute Sachen gut bringen, dann wird es ihm gefallen, und wir werden auch unsere Geschäfte dabei machen. Das klingt sehr klar, aber es ist nicht im Tone der Zeit! Die ums Theater ernstlich Besorgten haben von dieser Seite wenig oder nichts zu hoffen. Unter solchen Umständen muß wohl eine völlige Abwendung vom bestehenden Theater sich aufdrängen. Aber nicht Abwendung ins Theaterlose; das hieße das Publikum vergessen. Man hat auf ein ganz anderes Theater zu denken. Und das meldet sich ja schon etwa in Volksspielen und Naturtheatern. Möglichkeiten immerhin, die mindestens eine gewisse Unabhängigkeit vom Geldgeschäft für sich haben. Dies tritt bei den Volksspielen ganz, beim Naturtheater stark zurück. Auch das Publikum bildet sich hier anders heraus. An den Volksspielen hat es einen örtlich bestimmten, geschichtlich begründeten inneren Anteil, und beim Naturtheater bewirkt schon die Anlage und Umgebung eine reinere, natürlichere Stimmung. Man vergleiche nur den Aufenthalt im städtischen Kino mit dem Hinausziehen in eine schöne Gegend, an einen freien Platz in ländlicher Natur, wo die Kunstdarbietung unwillkürlich das Theatralische abstreift und mitsamt dem Zuschauer in eine Sphäre entrückt wird, deren Idealität gerade in ihrer Natürlichkeit besteht. Hier sind Theater und Publikum in ein anderes, besseres Verhältnis gelangt, und die Gefahr ist geringer, daß das Gift der „Kriegsgewinnler“ geschmackverderbend und herabdrückend einwirken könnte. Vielleicht also eröffnet sich hier ein Weg in eine hoffnungsvollere Zukunft für beide Teile. Hans v. Wolzogen.

Kunst und Kunstrichtung. Der jüngst verstorbene Georg Simmel hat es in einer seiner letzten Veröffentlichungen unternommen, das Wesen der neuesten Kunstrichtung, des Expressionismus, auf eine Formel zu bringen. Er sagt: der Wille dieser jungen Künstler, ohne Rücksicht auf überlieferte Form irgendwelcher Art, ja unter wohl mehr absichtlicher als aus dem Zwang der Schaffensumstände hervorgehender Überschreitung der bisherigen sprachlichen Grenzen, ihr inneres Erleben möglichst so unmittelbar, wie es empfunden wurde, wiederzugeben, sei nichts anderes als ein Widerspruch des Lebendigen gegen das Tote, insofern das zur Form gewordene Kunstwerk im Gegensatz zu dem pulsenden Vorgang des Schaffens immer etwas Erstarrtes, Totes darstellen müsse. Erweiternd könnte man wohl noch von einem Widerspruch des sich Bewegenden gegen das Ruhende reden. Simmel unterläßt es, den Trugschluß besonders darzutun, der das Verdammungsurteil der Logik über den Expressionismus enthält. Dieser Trugschluß liegt allzusehr auf der Hand: auch ein noch so unmittelbarer, noch so hastig sich jagender schriftstellerischer oder bildnerischer Ausdruck des Erlebens ist bestenfalls Schilderung mehrerer Bewegungsphasen nebeneinander, in jedem Falle aber Unterbrechung der Bewegung, erstarrtes Erleben, Tod, Ruhe. Lessings „Laokoon“ trifft nicht mehr in allen Leitsätzen auf den Expressionismus zu, aber ebensowenig ist er in seinem Kern von ihm überholt. Läuft nun die neue Kunstrichtung einem Ziele nach, das sie niemals erreichen kann, so muß sie sich, je mehr sie sich dem vermeintlichen Ziele zu nähern sucht, um so weiter von dem Wege der Kunst entfernen, der stets von den Gesetzen der Logik vorgezeichnet sein wird, soviel sich auch die Kunst gerade mit der Darstellung des Unlogischen befassen mag. Wie bereits im Falle des Naturalismus deutlich wurde, erweist sich abermals, daß Kunst und Kunstrichtung unter sich verbündet und feind sind. Der irdische Gipfel der Kunst aber, wenn auch nicht ihr Hochziel über den Wolken – denn dieses ist ewig unnahbar und doch stets mit der gleichen Inbrunst umworben – wird nie von einer Kunstrichtung, sondern allein von der Kunst erreicht, die dem Vielgespann ihrer auseinanderstrebenden und doch allesamt himmelstürmenden Rosse die edle Mäßigung, die Sophrosyne der Griechen, zur Lenkerin gesetzt hat. Längst hat wahrhaft große Kunst die Kunstrichtungen aller Art, auch den Expressionismus, zum Vorspann genommen. Ist nicht „König Lear“ zu einer Form gebildet, die in ihrem blutvollen Leben die unleugbare Tatsache ihrer mechanischen Erstarrung Lügen straft? Ist nicht manch ein Gedicht Goethes, Mörikes die schöne Wallung der Seele selbst, rhythmisch gebändigt und gegliedert? Enthält nicht Rembrandts „Mann mit dem Goldhelm“ im festgebannten Augenblick ein langes tragisches Vorleben, eine tragischere Zukunft? Und um aus dem reinsten Äther herabzusteigen, wahllos herausgegriffen und ohne Wertabstufung: Gottfried Kellers Lebensbuch, seine Novellen und Legenden, Ibsens Dramen, Flauberts „Madame Bovary“, Thomas Manns „Buddenbrooks“, Klingers, Hodlers, Thomas, van Goghs Bildwerke – sind sie etwa Erzeugnisse einer Kunstrichtung? Nein, es sind reife Früchte der Kunst. Mögen ihre Schöpfer auch zeitweilig mitmarschiert sein in den Reihen einer Kunstrichtung, – sie haben sich zurückgefunden zur Kunst. Franz Adam Beyerlein, Leipzig.

Der Geschichtsphilosoph und die Gegenwart. Wie ist der neue Mensch beschaffen? Was bringt die neue Zeit? Man muß weit zurückgreifen. Am Anfang der Dinge steht der Verwaltungsmensch seit dem Großen Kurfürsten, seit dem Soldatenkönig und Friedrich dem Großen. Dann kam der philosophische Mensch seit Leibniz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel. Der soziale Mensch der Gegenwart und Zukunft ist eine Vereinigung jener beiden, vorgenommen zuerst von Karl Marx, der auf die Dialektik von Hegel zurückging. In der Zukunft werden sich Bürgertum und Sozialdemokratie unter der schwarzrotgoldenen Fahne verständigen zum Zweck der sozialen Gesetzgebung, doch nicht bloß im Sinne von Altersversorgung usw., sondern zur Regelung des gesamten Wirtschaftslebens, unter der Voraussetzung von Ordnung und Besonnenheit. Zu dieser eigentlichen Neuordnung, die über die nun schon veraltete Neuordnung des Ancien régime hinausgeht, haben die Deutschen das Zeug durch die alte Verwaltungsmaschine, deren Verdienst unumstößlich ist, und durch die Theorie. Wir, die wir überwunden sind, marschieren trotzdem an der Spitze der modernen demokratischen Zivilisation. Die Revolution ist zunächst unser Verderb und soll der Anfang des Gedeihens werden. Nach dem Jahre 1848 kam die dynastische Periode Bismarcks; jetzt überspringen wir diese Periode und kehren zu den Beratungen der Paulskirche zurück. Filius istarum lacrimarum non peribit. Professor J. Schliephacke.

Der Weg der Reform in deutscher Auffassung. Bevor eine Neugestaltung eintreten kann, muß sie – so glaubt der Deutsche – erst fertig sein in der Vorstellung derer, denen sie gelten soll, von ihrer Sehnsucht herbeigerufen und darum im voraus gebilligt. Das ist ein langer Weg, und man könnte fürchten, das Elend werde dabei zu Jahren kommen. Indes wird an Eingewöhnungsdauer gewonnen, was an Vorbereitungszeit verlorengeht. Die Neubildung setzt sich sozusagen auf ihren fertigen Sitz. Es ist so, als ob sie immer gewesen wäre, oder wenigstens, als ob sie längst schon hätte kommen können, wenn sie dabei auch nur vorläufig ist, nur Übergang bedeutet. Der Weg der Neubildung in Deutschland bleibt dabei stets der gleiche, ob es sich nun um eine Einrichtung handelt, die fertig aus dem Auslande übernommen ward, oder um eine, die der Deutsche für seine Verhältnisse neu schuf: Immer wird sie zuerst auf ihre Idee zurückgeführt, auf ihren sittlichen Gedankeninhalt und -gehalt hin geprüft. Bestand sie die Probe, so wird sie nachträglich gerechtfertigt; bestand sie sie nicht, so schafft das als unhaltbar Erkannte an ihr zunächst in der Vorstellung das Gegenbild. Es wird dann mehr und mehr wunschbetont, Gegenstand der Sehnsucht und löst so allmählich die geistigen Kräfte der Nation aus. Einfach und posenlos tritt sie dann über Nacht ins Leben. Und wirkt darum so selbstverständlich! Zwei ursprüngliche Seelenrichtungen stehen ja an der Wiege jeden deutschen Fortschrittes: die Ehrlichkeit des Deutschen (seine Abneigung, anders zu scheinen, als er ist – bei völliger Gleichgültigkeit dagegen, ob er betrachtet wird oder nicht) und seine Wahrhaftigkeit (sein ganz elementares Bedürfnis, einverstanden sein zu können mit dem, was er tun muß). Hier wurzelt oder entspringt vielleicht auch erst die Geistigkeit des Deutschen: sein ganz unaufhaltsames Streben danach, in Bewußtheit zu leben. Karl Rötzel.

Alle Beiträge dieser Rundschau werden von den Verfassern mit vollem Namen gezeichnet. Einsendungen erbeten unter der Anschrift: Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung“.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3944. 152. Band. Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 13 Mark; frei ins Haus 13 Mark 25 Pfg. Preis dieser Nummer 1 Mark 30 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 1 Mark, auf Seiten mit Text 1 Mark 20 Pfg. 30. Januar 1919.

Allgemeine Notizen.

Die Vereinheitlichung der Betriebsrechnung. Der Berliner Bezirksverein deutscher Ingenieure hielt kürzlich unter außerordentlichem Andrang — die Besprechungen wurden bei offenen Türen geführt, da ein großer Teil der Gäste wegen Überfüllung des Saales im Außengang stehen mußte — eine Versammlung ab, die sich mit der Frage der Vereinheitlichung der Betriebsrechnung beschäftigte. Bereits am 4. Dezember v. J. hatte Direktor Just auf Grund seiner amerikanischen Studien und seiner praktischen Erfahrungen auseinandergesetzt, wie er sich die Vereinheitlichung der Betriebsrechnung denkt. In den Kreisen der Techniker und Industriellen ist man allgemein überzeugt, daß die Zeitverhältnisse dazu drängen, in allen Betrieben eine ausreichende und übersichtliche Betriebsrechnung einzurichten, daß hierfür aber eine Vereinheitlichung der Betriebsrechnung erforderlich sei. Direktor Just betonte, daß die Betriebsrechnung von der kaufmännischen Buchführung völlig zu trennen sei, da es sich um verschiedene Dinge handele. Die kaufmännische Buchführung sei eine Vermögensrechnung, die Betriebsrechnung will Kosten und Ertrag ermitteln. Um das übersichtlich und zu jeder Zeit zu können, muß auch sie sich der doppelten Buchführung bedienen. An einigen Beispielen zeigte er, wie man zu ermitteln hat, was die Arbeit, was die einzelne Abteilung und endlich das Erzeugnis kostet. Fabrikbesitzer Dr. Max Levy schilderte aus eigenen Erfahrungen, wie die Betriebsrechnung zu gestalten sei. Ein allgemein gültiges Rezept lasse sich nicht geben. Sehr schwierig sei schon die Frage der Unkostenverteilung. Die Unkosten schwanken zwischen 40 und 300 v. H. in den Abteilungen. Die Hauptsache sei doch, daß der Fabrikant möglichst schnell und sicher erfährt, wie groß seine Selbstkosten sind. Sehr viel wäre gewonnen, wenn man junge, intelligente Leute, die in der Werkverwaltung der Fabrik tätig gewesen sind, zu solchen Betriebsrechnern ausbilden könnte. Dr. Emanuel Lasker behandelte von allgemein mathematisch-philosophischen Gesichtspunkten das Problem der Betriebsrechnung. Prof. Dr.-Ing. Schlesinger [illegible] genau festzustellen, was sie der Betrieb und was sie die Fabrikate in Wirklichkeit kosten.

Gegen Eingriffe in die Kreditanstalten. Auf Antrag des Reichswirtschaftsamtes ist vom Rat der Volksbeauftragten folgende Resolution einstimmig angenommen worden: Um das wirtschaftliche Leben Deutschlands aufrecht zu erhalten, die ungestörte Versorgung des Landes mit Lebensmitteln und Rohstoffen aus dem Ausland zu sichern und die deutsche Volksrepublik kreditfähig zu erhalten, ist das Fortarbeiten aller Banken, Sparkassen und sonstigen Kreditinstitute auf der bisherigen Grundlage und in der bisherigen Form unbedingt erforderlich. In Übereinstimmung mit den Vertretern der deutschen Einzelstaaten erklärt die Reichsregierung, daß jeder Eingriff in die geschäftliche Tätigkeit der Kreditanstalten zu unterbleiben hat.

Bad-Nauheim. Die Gesamtziffer im Jahre 1918 betrug 40128 Personen. Bäder wurden in der gleichen Zeit 367822 abgegeben.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3944. 152. Band.



Studienkopf. Nach einer farbigen Originalzeichnung von J. Peters.

Chemigraphische Anstalt von J. J. Weber in Leipzig.











Von den Wahlen zur Nationalversammlung in Berlin.

Erste Reihe, links: Militärautos im Dienste der Wahlreklame; Ansprache an das Publikum. **Rechts:** Der Andrang vor einem Wahllokal.

Zweite Reihe, links: Ein Verwundeter wird ins Wahllokal getragen. **Rechts:** Innenansicht eines Wahllokals.

Dritte Reihe, links: Flugblattregen in einer Hauptverkehrsstraße. **Rechts:** Eine improvisierte Wahlzelle.

Vierte Reihe, links: Die Einheitsschule als Wahlreklame. **Rechts:** Aufziehen der verstärkten Wache am Wahltag über den Potsdamer Platz.









Aus der Zeit des Wahlkampfes für die Wahlen zur Nationalversammlung: Verbrennung von Zeitungen und Wahlflugblättern der bürgerlichen Parteien und der Mehrheitssozialisten durch Anhänger des Spartakusbundes auf dem Augustusplatz in Leipzig am 17. Januar abends. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Alfred Liebing.

Parlamentarisierung. / Von Dr. Steinitzer.

Das gleiche übermächtige Schicksal, das nach außen die Reichsgrenzen von 1870 zu verschieben droht, das die Frage Elsaß-Lothringens zu erneuter internationaler Entscheidung stellt, das uns — im Angesichte des Zerfalles der Habsburgischen Monarchie — zwingt, die politische Zukunft unseres Volkstums wieder in den Bahnen des großdeutschen Gedankens zu suchen: das gleiche Schicksal hat auch das kunstvolle System der *inneren* Reichsverfassung Bismarcks über den Haufen geworfen. Schon vor dem 9. November war sie ins Wanken geraten; unter der Kanzlerschaft des Prinzen Max von Baden wurden die materiellen Befugnisse des Trägers der Kaiserkrone auf Reichstag und Reichskanzler übertragen, die unbedingte Abhängigkeit des letzteren und seiner Mitarbeiter vom Reichsparlament ausdrücklich festgelegt, der Reichstag zum entscheidenden Faktor, zum eigentlichen Träger aller Regierungsgewalt im Reiche gemacht. Der 9. November machte dann der Hoffnung, durch ruhige Umbildung zu einer neuen, endgültigen Machtverteilung zu gelangen, ein Ende; ein Teil der Bevölkerung, der zwar nicht ihre Mehrheit darstellt, aber im Augenblicke *tatsächlich* die ausschlaggebende Gewalt besitzt, bemächtigte sich der Regierung. Das war zunächst wohl eher ein Glück als ein Unglück; denn selbst wenn eine Abwehr überhaupt möglich gewesen wäre, hätte die gewaltsame Opposition jenes Teils der Bevölkerung Bürgerkrieg, Chaos, Ruin bedeutet. Aber die Minderheitsherrschaft, die heute unvermeidlich ist, kann, wie die Sozialdemokratie selbst rückhaltlos zugibt, nicht zur dauernden Einrichtung werden. Sie wird sobald als möglich von einer Repräsentativregierung des *ganzen* Volkes abgelöst werden müssen — das heißt vom Parlamentarismus. Die konstituierende Nationalversammlung wird eine geordnete parlamentarische Regierung Deutschlands vorzubereiten und einzuführen haben.

In dem Augenblicke, da wir im vollen Bewußtsein der Notwendigkeit des Parlamentarismus von der alten Bismarckschen Verfassung Abschied nehmen, geziemt es uns allen — gleichviel, ob wir der Neuordnung zujubeln, oder ob wir sie mit mehr oder weniger starken Vorbehalten begleiten — uns noch einmal dankbar vor der monumentalen Größe jenes Meisterwerkes zu neigen. Diese Größe wird durch die Reformnotwendigkeiten von heute nicht im allergeringsten beeinträchtigt. Selbst die Bestimmungen, die jetzt zu allererst den Forderungen einer völlig verwandelten Lage zum Opfer fallen mußten, stellten zu der Zeit und unter den Verhältnissen, da sie entstanden, die weisesten und für das Deutsche Reich und Volk vorteilhaftesten Lösungen der Fragen und Aufgaben dar, die sie regeln oder bewältigen sollten. Die Bismarckische Reichsverfassung legt die Entscheidung über Krieg und Frieden, also über die grundlegenden Schicksalsfragen der äußeren Politik, in die Hände des Kaisers; die Volksvertretung hat dabei nicht mitzuwirken. Das scheint uns heute autokratisch oder cäsaristisch. Aber in Wirklichkeit hatte jene Vorschrift doch nur den Zweck — den durchaus berechtigten Zweck —, die letzte und maßgebende Entscheidung über jene Grundfragen des Reichsdaseins der überlegenen politischen Weisheit Bismarcks zu sichern. Der Minister, der über seinen Souverän den schweren Sieg von Nikolsburg davongetragen, der den König von Preußen zum Deutschen Kaiser gemacht hatte, durfte darauf rechnen, daß in den schwersten Stunden der Wille des Monarchen sein Wille sein werde. Auf der anderen Seite konnte der Staatsmann, der die Vorbereitungen zur Einigung Deutschlands bis 1866 in offenem Konflikt mit dem preußischen Landtage, im fortgesetzten Kampf gegen parlamentarisches Mißverstehen seiner Absichten und Ziele hatte durchführen müssen, nicht mit Sicherheit darauf zählen, im entscheidenden Augenblicke mit der Überlegenheit seines Urteils und seiner — im Endstück oder in den Einzelheiten vielleicht gar nicht ohne Gefahr zu enthüllenden — Zielsetzungen bei der Mehrheit einer Volksvertretung durchzudringen. Nur wer dem Genie Bismarcks sein Führerrecht bestreiten wollte, könnte sich diesen Zusammenhängen verschließen. Aber wer wollte das just heute wagen, wo uns der Mangel an politischen Führern in so tiefes Unglück gestürzt hat? Freilich, das alles galt nur, solange Bismarck am Steuer stand, und solange die Krone gewillt war, sich den Entschlüssen seiner Weisheit zu fügen. Jeder Wechsel in der Person des Kanzlers oder des Monarchen oder im gegenseitigen Verhältnisse beider konnte Sinn und Rechtfertigung jener Vorschrift über den Haufen werfen. Aber daraus ist kein Vorwurf gegen die Verfassung von 1871 abzuleiten; das Reich, das einen Bismarck besaß, mußte eine *Verfassung* haben, die in Schicksalsstunden seiner politischen Einsicht den Sieg verbürgte. Der Fehler bestand nicht darin, daß die Verfassung des Reichs auf die Person Bismarcks zugeschnitten wurde — das geschah zum Heile des deutschen Volkes; er lag darin, daß dieser Zuschnitt nicht beseitigt wurde, als Bismarck und Wilhelm I. nicht mehr da waren.

Nicht viel anders stand es mit der jetzt so vielgeschmähten unabhängigen kaiserlichen Kommandogewalt. Sie bedeutete



Wer die Wahl hat, hat die Qual.

die Übernahme der Traditionen des preußischen Soldatenkönigtums ins Reich. Ohne diese Übernahme wäre der König von Preußen kaum zu bestimmen gewesen, Deutscher Kaiser zu werden. Aber davon ganz abgesehen; in jenen Traditionen konnte Bismarck damals mit vollem Recht die sicherste, vielleicht die einzig sichere Gewähr für den militärischen Schutz des neuen, innerlich noch nicht fest zusammengewachsenen Reiches erblicken. Auf der anderen Seite konnte er gegen die wesentlichste Gefahr des „preußischen Militarismus", nämlich gegen die Übergriffe der leitenden Militärs auf das politische Gebiet, im entscheidenden Momente wieder *seine* persönliche Autorität beim Kaiser in die Wagschale werfen. Bismarck hat nicht weniger als irgendeine demokratische Regierung die Notwendigkeit der Überordnung der politischen über die militärische Leitung betont — dafür war ja schon Nikolsburg der schlagende Beweis; aber er durfte die Garantie für diese Überordnung in seiner Person suchen.

Das Unverständnis ausländischer Beurteiler unserer Verfassung hat auch den Bundesrat als „reaktionäres" oder „autokratisches" Institut bezeichnet. In Wirklichkeit ist der Bundesrat an sich weder autokratisch noch demokratisch: er ist einfach der notwendige, verfassungsmäßige Ausdruck der Tatsache, daß wir, wenigstens bisher, nicht einen Einheitsstaat mit Provinzen, sondern ein Reich aus Bundesstaaten hatten. Wird in den Einzelstaaten demokratisch regiert, so ist auch der Bundesrat demokratisch. Beschert uns die Konstituante einen deutschen Einheitsstaat, und stimmen die einzelnen deutschen Stämme dieser Vereinheitlichung dauernd zu, dann hat allerdings die letzte Stunde des Bundesrats geschlagen. Bleibt Deutschland aber ein Föderativstaat, dann wird der Bundesrat oder eine anders genannte, aber wesensgleiche Körperschaft das gegebene Organ sein, durch das sich das parlamentarische Regime der Einzelstaaten gegen die zentralisierenden Ansprüche des Reichsparlamentarismus zur Wehr setzt.

Aber wie dem auch sei — als dauerndes Gesamtergebnis wird jedenfalls die Parlamentarisierung der Regierungsgewalt in Deutschland bleiben. Das Wesen der Parlamentarisierung besteht nicht darin, daß der Regierungschef ohne das Vertrauen des Parlaments nicht längere Zeit im Amte bleiben kann — das ist auch im konstitutionellen Staate der Fall, sofern nicht ein Ausnahmeparagraph (wie der berüchtigte österreichische Paragraph vierzehn) den Konstitutionalismus durchbricht. Es besteht auch nicht darin, daß der Regierungsleiter dem Parlamente formal verantwortlich ist und von ihm vor einen Staatsgerichtshof gestellt werden kann; das hat in nichtrevolutionären Epochen in aller Regel nur akademische Bedeutung. Das entscheidende Merkmal der Parlamentarisierung ist vielmehr, daß das Parlament die Träger der ausübenden Gewalt, also die Regierung, faktisch *selbst* — aus seiner Mitte oder aus sonstigen Personen seines Vertrauens — wählt, daß die Auslese der regierenden Männer nicht, wie in der Regel im konstitutionellen Staate, den Weg über die Bureaukratie, sondern über das Parlament nimmt.

Der entwickelte Parlamentarismus besetzt mit wenigen gelegentlichen Ausnahmen alle leitenden Staatsämter mit Mitgliedern des Parlaments.

Aus dieser Tatsache folgt nebenbei die markanteste *äußere* Begleiterscheinung parlamentarischen Regierungswesens: nämlich der Wechsel in der Zusammensetzung der Regierung bei jeder Änderung der Mehrheitskonstellation des Parlaments. Die konstitutionelle bureaukratische Regierung kann die parlamentarische Mehrheit, mit der sie arbeitet, wechseln, ohne daß auch nur ein einziges ihrer Mitglieder ausscheiden müßte. Beim parlamentarischen Regime müssen in solchem Falle alle die Minister austreten, die den nunmehr in Minderheit und Opposition gedrängten Parteien angehören. Ein künftiger deutscher Zentrumskanzler (wir wählen für unser Beispiel die alten und vielleicht bereits veralteten, aber jedermann vertrauten Parteibegriffe), der zunächst etwa mit einer Koalition aus Zentrum, Linksliberalen und Sozialdemokraten regiert, kann sich später auf eine Mehrheit aus Zentrum, Nationalliberalen und Konservativen stützen, ohne selbst seinen Posten verlassen zu müssen. Aber er muß dann alle seine linksliberalen und sozialdemokratischen Staatssekretäre (und parlamentarischen Unterstaatssekretäre) abstoßen und durch nationalliberale und konservative ersetzen. Daraus erwächst der nicht bloß etwa zufällige, sondern durchaus notwendige Mangel an Stabilität in der Besetzung der leitenden Staatsämter bei der parlamentarischen Regierungsform (verglichen mit den Verhältnissen bei der konstitutionell-bureaukratischen).

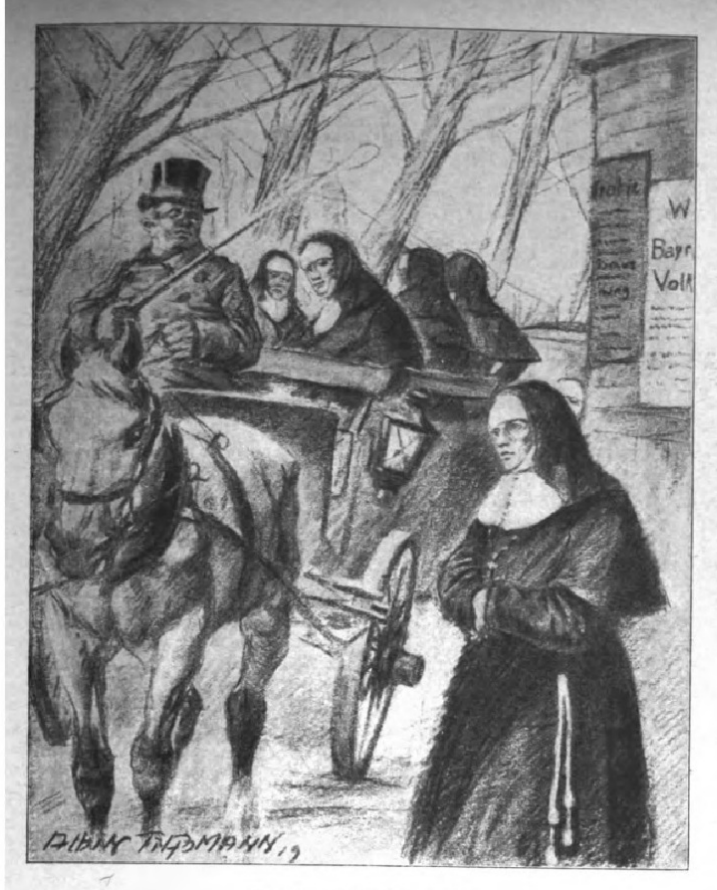
Die zwei Grundtatsachen: Auslese durch das Parlament und vergleichsweise kurze, wahrscheinliche Amtsdauer bewirken, daß der parlamentarische Minister etwas völlig anderes ist als der konstitutionell-bureaukratische. Der bureaukratische Minister ist durch die Eigenschaften und Fähigkeiten in die Höhe gekommen, die für seine Aufnahme in die Beamtenschaft und für seine Beförderung in derselben maßgebend waren. Das Ministeramt ist ihm die letzte Stufe des Aufstiegs im Berufe, hinter der nichts mehr liegt als der Ruhestand. Der parlamentarische Minister kommt durch die Eigenschaften und Fähigkeiten in die Regierung, denen er seine Wahl ins Parlament und seine Erfolge in diesem verdankt. Das Ministeramt ist ihm eine Episode der Macht, hinter der in der Regel eine neue Periode amtsloser politischer Aktivität (und später vielleicht die Rückkehr zur Macht) liegt.

Daß die Auslese der deutschen Bureaukratie eng und unvollkommen war, wissen wir alle. Die Auswahl der Kandidaten war auf Personen von spezieller und einseitiger, durch Prüfungen belegter Vorbildung beschränkt und außerdem — nicht nur in Preußen, wenn auch hier am augen-



Die Wahldebatte im Kontor.

Augenblicksbilder von den Wahlen zur Nationalversammlung. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Willy Loeper.



Klosterfrauen auf der Fahrt zur Wahl.



An der Wahlurne.



Wahlpropaganda mit Musik.

Von den Wahlen zur Nationalversammlung in Bayern. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Albin Tippmann.

fälligsten und kastenhaftesten — in stärkstem Maße von sozialen Bevorzugungs- und Abschließungstendenzen beeinflußt. Die Fülle mittlerer und mäßiger Begabungen, die durch solchen Ausleseprozeß Eingang fand, mußte, auch wenn sie nicht in die maßgebenden Stellen kam, mitgeschleppt werden und drückte Leistung und Niveau der Gesamtheit herab. Die stärksten Beförderungsaussichten hatte nicht der schöpferische Kopf, der mit eigenwilliger Begabung den allgemeinen Rahmen durchbrach und den durchschnittlichen Kollegen und dem durchschnittlichen Vorgesetzten gleich unbequem wurde, sondern der fleißige Fachroutinier, der mit hinreichender technischer Brauchbarkeit Geschmeidigkeit und Gefügigkeit verband. So entstand der typische Geheimrat: geschäftsgewandt und in seinem Bezirke auch kenntnisreich (meist freilich nur, soweit die Kenntnis durch die Akten gegangen war), ehrlich und unbestechlich, aber weltfremd, von dem Dünkel erfüllt, der jeder geschlossenen, einflußreichen Kaste eigen ist, ohne Drang nach Selbständigkeit und eigener Verantwortung, die bei einem Fehlschlag der Karriere nur schaden konnte. Kräfte, die sich außerhalb der Bureaukratie noch in die öffentlichen Angelegenheiten mischten — auch das Parlament — betrachtete er wie der Zünftige den Nichtzünftigen, der in sein Gebiet einbricht: mit Mißtrauen und als unerwünschtes, wenn auch unvermeidliches Übel. Er hatte stets Vorschläge und Entwürfe, aber keine Überzeugungen, für die er bis zum Einsatze seiner Person kämpfte.

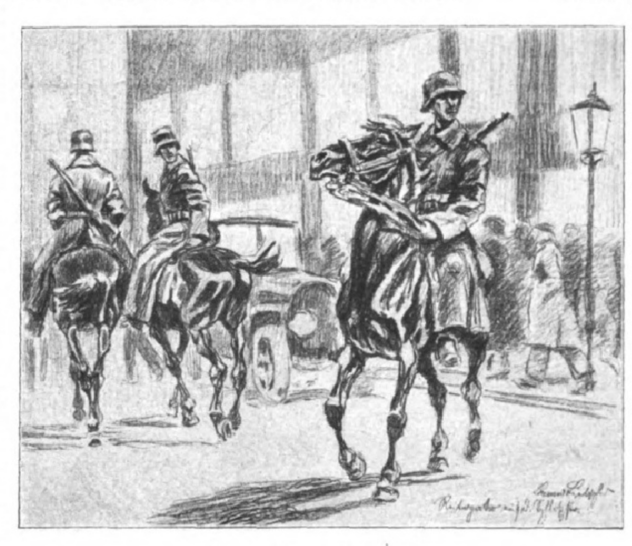
Wenn der Geheimrat in höheren Jahren so glücklich war, Minister zu werden, so legte er natürlich den geistigen und Charakterhabitus nicht ab, den er sich während des größeren Teils seines Lebens angeeignet hatte. Der bureaukratische Minister hat deshalb genau die Vorzüge und die Schwächen des Geheimrats. Er ist routiniert und geschäftskundig und unzugänglich für materielle Korruption; aber er ist doch mehr oder minder Aktenmensch, empfindet bureaukratischen Korpsgeist und steht allen nichtbureaukratischen Ansprüchen auf Mitraten und Mitregieren mit einiger Zurückhaltung gegenüber. Vor allem aber — er hat selten Überzeugungen, für die er seine Person einsetzt. Der bureaukratische Minister entschließt sich sehr schwer, die Kabinettsfrage zu stellen. Nirgends anders als bei uns ist es vorgekommen, daß leitende Beamte bis hinauf zum allerhöchsten der Öffentlichkeit durch irgendwelche Mittelmänner zuraunen ließen, gewisse Entschlüsse, die in ihre Verantwortungssphäre fielen, hätten sie gar nicht gewollt; andere, übermächtige Stellen seien an ihnen schuld, und sie hätten sich notgedrungen fügen müssen. Dieses Wegschieben der Verantwortung, dieses Unterordnen der eigenen Überzeugung unter fremden Willen, ohne daraus persönlich-amtliche Konsequenzen zu ziehen, ist das Erbe des Geheimrats — ein Erbe, von dessen Last sich in Deutschland zuzeiten nicht einmal Reichskanzler freizumachen gewußt haben.

Der parlamentarische Minister ist nicht Kandidat für das höchste Staatsamt geworden, weil er Bonner Preuße und Assessor war, sondern weil er ins Parlament gewählt wurde. Auch dieser Auslesemechanismus wirkt zweifellos sehr einseitig. Ins Parlament wählen lassen können sich im allgemeinen nur Leute, die entweder materiell unabhängig sind oder Berufe bekleiden, die ihnen die nötige Zeit für parlamentarische Tätigkeit frei lassen, oder die Angestellte von politischen oder wirtschaftlichen Organisationen und Interessenverbänden sind, denen die unmittelbare Vertretung im Parlament so erwünscht ist, daß sie dafür die Unregelmäßigkeit in der eigentlichen Berufsausübung ihrer Mandatare in den Kauf nehmen. Aus diesem Auslesekreise werden nun ceteris paribus diejenigen als Sieger hervorgehen, die, kurz und deshalb natürlich nicht ganz exakt ausgedrückt, die stärksten advokatorischen Fähigkeiten besitzen. Denn beim Wahlkampf, der eben ein Kampf von Partei zu Partei ist, geben die rednerischen, dialektisch-kritischen, polemischen, also die advokatorischen Qualitäten den Ausschlag.

Innerhalb der Parteien und Fraktionen geht die Auslese ziemlich in der gleichen Richtung weiter. Denn die wertvollsten und deshalb zu Führern prädestinierten Parteimitglieder sind naturgemäß die, die der Partei den stärksten Zuzug und Rückhalt bei den Wählern zu schaffen vermögen — also die besten Redner, Agitatoren und Dialektiker. Dieser Typus wird dann selbstverständlich auch der der parlamentarischen Minister sein. Man wird also auf diesem Wege wahrscheinlich mehr dialektisch-kritische als eigentlich schöpferische Köpfe in die Regierung bekommen. Aber der schöpferische Kopf ist ja überhaupt ein Gottesgeschenk. Der parlamentarische Minister wird im Durchschnitt technisch weniger geschäftsgewandt sein als der bureaukratische, weniger aktenkundig, aber mehr politisiert und weit besser vertraut mit den Kräften und Stimmungen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Er wird auch ohne weiteres bereit sein, für seine Überzeugung bzw. die seiner Partei seine Person einzusetzen; er betrachtet ja von vornherein seine Ministerschaft als Episode, die Jahre, die aber vielleicht auch nur Monate dauern kann. Die Scheu vor der Kabinettsfrage, die vielleicht den bedenklichsten Zug im Bilde des Geheimratsministers darstellt, kennt er nicht. Auf der anderen Seite ist der parlamentarische Minister ohne Zweifel von Haus aus nicht so korruptionsfest wie der bureaukratische. Er stammt ja nicht aus dem gesicherten Beamtenverhältnis und bleibt nicht in ihm; er war außerdem vielleicht vor seiner Ministerschaft berufsmäßiger Vertreter bestimmter Wirtschaftsinteressen und wird es nachher wieder sein.



Ein spartakistischer Umzug auf dem Wiener Platz vor dem Hauptbahnhof.



Eine berittene Patrouille in der Stadt.

Von den Spartakus-Unruhen in Dresden.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Benno Liebscher.

Die Parlamentarisierung der Ministerposten wirkt natürlich auch auf Wesen und Gestaltung der unter dem Minister stehenden Bureaukratie stark ein. Einmal natürlich in günstigem Sinne: nämlich in dem einer Verschiebung und Erweiterung des Auslesekreises. Andererseits wird sicherlich durch den entscheidend gewordenen Einfluß des Parlaments und der Parlamentarier auf die Regierung auch manche neue Art von Strebertum und Koteriewesen zur Blüte gelangen. Das französische Staatsleben bietet dafür ein weites Studienfeld.

Das Ende des Krieges.

Eine völkerrechtliche Plauderei.

Von Geheimem Regierungsrat Neuberg in Berlin-Steglitz.

Zum „Frieden schließen" gehören unbedingt zwei, wo aber auf Erden zwei Menschen in Beziehung zueinander treten, da geschieht das nie ohne Mitwirkung des Rechts. Die Menschen mögen wollen oder nicht, es geschieht nichts, das nicht vom Recht bestimmt wird. Auch die in jedem Kriege so oft bangvoll erhobene Frage: „Wann wird Friede sein?" wird vom Recht beantwortet, dies sogar in verschiedener Hinsicht. Nicht nur, daß bisher Bestrittenes nun unbestritten sein soll, nein, auch in der Hinsicht, daß nur das Recht allein sagt, wenn ein Krieg zu Ende, der Friede also da ist. Hier kommt das sogenannte Völkerrecht zu Worte, jeder Friede ist also eine vom Völkerrecht bis ins einzelne bestimmte Tatsache. Dieses Völkerrecht spricht es aus, wenn ein Krieg als beendet gelten soll. Erst dann können die Völker, die feindlichen oder auch die neutralen, wieder in unbeschränkte Beziehung zueinander treten, dies letztere aber geschieht schlechterdings in keiner andern Weise als in Anlehnung an völkerrechtliche Satzungen. Und hier zunächst eins. Das Völkerrecht ist sehr weitherzig, es läßt ein Kriegsende zu auch ohne besonderen Friedensschluß. Die vorher feindlichen Brüder haben sich nicht verglichen, und doch dürfen sie nun wieder „raten und taten" miteinander, als wären sie nie feind gewesen. Eigenartige, seltene Verhältnisse, doch, wie gesagt, vorkommend, und dies nicht nur in so unbedeutender Beziehung wie der, daß Preußen 1866 mit Liechtenstein, das auf Österreichs Seite gestanden, keinen Frieden schloß, nein, auch in wesentlicheren Fällen. Der Friede kommt da gewissermaßen ungerufen gegangen, der Krieg schläft ein.

Verwandt jenem Fall ist ein anderer, wo es ebenfalls nicht zu einem Friedensschluß im strengen Sinne des Wortes kommt, der Krieg, wie Kohler sagt, nicht durch ein Rechtsgeschäft (des Friedensvertrags), sondern durch eine bloße Tatsache, ein Rechtsereignis, beendet wird: die Tatsache der völligen Niederwerfung des Gegners ohne gegenwärtige Aussicht auf Wiederherstellung, die Debiktion. Eine Verhandlung über Friedensbedingungen ist hier nicht möglich, der Sieg gibt dem Sieger das Recht des einseitigen Erwerbs, der siegreiche Staat erlangt die Gebietshoheit. Als Beispiel diene der Burenkrieg. Natürlich kommt es hier auch zu Verabredungen irgendwelcher Art, man schweigt sich nicht völlig aus wie in dem oben an erster Stelle behandelten Falle. Die Verabredungen haben aber immer den Endzweck der vollen Unterwerfung, nicht der Wiederanbahnung des Verhältnisses von selbständigem Staat zu selbständigem Staat. Der alte Staat geht unter, eine Staatsangehörigkeit zu ihm gibt es nicht mehr. Überläßt man im andern Falle, nämlich bei Eingliederung eines bloßen Teils eines Staates in einen andern, den Angehörigen des einzugliedernden Teils die Bestimmung darüber, ob sie dem erwerbenden Staate angehören oder Angehörige des den Teil verlierenden Staates bleiben wollen, ob sie, wie das Völkerrecht sagt, für diesen (alten) Staat „optieren" wollen, so kann bei der vollen Unterjochung des Staates von einer Option keine Rede mehr sein. Kein Hannoveraner konnte nach 1866 mehr sagen: Ich will die alte hannöversche Staatsangehörigkeit behalten. Nein, er wurde — ob willentlich oder nicht — Preuße.

Und nun zur gewöhnlichen Beendigung des Krieges, durch ein zweiseitiges Rechtsgeschäft, durch Vertrag zwischen den kriegführenden Teilen, worin sie die nunmehrige Rechtslage für die Tage der Zukunft regeln, durch Friedensvertrag. Die Kriegsparteien stellen — auf Anregung eines der Streitteile oder eines dritten, neutralen Staates — unter Feststellung ihrer Machtmittel die gegenseitigen Ansprüche auf Grund der Ergebnisse des Krieges fest und verwandeln sie in Rechtsansprüche. Frieden schließen kann nur, wer völkerrechtlich Person ist. Damit ist aber nicht gesagt, daß Vertragsfähigkeit Voraussetzung der Fähigkeit, Frieden zu schließen, sein soll. Als Beispiel gelte die bisher bestehende Reichsverfassung. Der Kaiser war nicht im vollen Umfang vertragsfähig, er war zum Beispiel auf dem Gebiet des Abschlusses von Zollverträgen durch andere Reichsorgane eingeengt. Dagegen hatte er die Fähigkeit des Friedensschlusses ganz unbeschränkt.

Generalfeldmarschall v. Woyrsch, der Befehlshaber der Südarmee. Nach dem Leben gezeichnet von Prof. Arnold Busch. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft Berlin-Charlottenburg.)



General der Infanterie v. Loßberg, Generalstabschef des Generalfeldmarschalls v. Woyrsch.



General der Infanterie v. Seeckt, Generalstabschef des Generals v. Below. Nach dem Leben gezeichnet von M. Wulff.

Schriftlichkeit des Vertrags wird die Regel sein, ist aber nicht nötig. Tatsächlich wächst sich ein Friedensvertrag zu einem mächtigen Band von Akten aus, und schon lange vor Beendigung des Weltkriegs hat man davon gesprochen, es würden hundert und aberhundert Beamte zur Abfassung des Vertrags nötig sein. Veröffentlicht wird der Vertrag, der unter den gleichen Regeln steht wie jeder sonstige Staatsvertrag, insbesondere der Ratifikation bedarf, in der für die Landesgesetze vorgeschriebenen Form. Meist geht dem Schlußvertrag ein sogenannter Präliminarvertrag voraus, der später auszuarbeiten ist, und der „nicht etwa als bloße Vorbereitung, sondern als das feste Gebäude eines Friedensschlusses gedacht ist“ (Kohler). Abgetan ist also die völkerrechtliche Meinung, der Präliminarfrieden sei nur Probeversuch, nötig, um zu ersehen, inwieweit die Friedensbedingungen auf den Widerstand dritter Staaten stoßen werden. Die Präliminarien sind vielmehr Grundlagen für den Endfrieden; etwaige Meinungsverschiedenheiten innerhalb dieser Zone müssen nötigenfalls durch Billigkeit beglichen werden. Neue Ansprüche des Siegers sind ausgeschlossen, Zugeständnisse können nicht mehr zurückgenommen werden. Nur dann ist es anders, wenn spezielle Einzelheiten als Bedingung für das Zustandekommen des Ganzen vorbehalten werden.

Sind beim Friedensschluß Vermittler tätig, und zwar als Garanten, so kommen die Satzungen über Garantieverträge zur Wirkung, das sind Verträge, in denen ein Staat einem andern zusichert, im Falle einer auf die Minderung seines Gebiets hinauslaufenden kriegerischen Maßnahme sichernd einzutreten (durch diplomatisches Einschreiten, durch Repressalien u. dgl.).

Wie schon erwähnt, ist der Friedensvertrag in der Regel recht umfänglich. Ausnahmen gibt es; so beschränkte sich der Friedensvertrag von Bukarest von 1886 in der Hauptsache auf die Feststellung, daß zwischen Bulgarien und Serbien wieder Friede sein solle. Österreich-Ungarn ließ damals Bulgarien die Früchte seines kurzen, siegreichen Waffengangs nicht genießen, also nichts von Kriegsentschädigung, Gebietszuwachs und anderen Vorteilen. Dies, wie gesagt, aber Ausnahme. In sonstigen Friedensverträgen die verschiedensten Bestimmungen, und zwar gibt es allgemeine und besondere. Allgemeine Bestimmung ist zunächst die Erledigung des Casus belli, die Einstellung der Feindseligkeiten, weiter der Austausch der Gefangenen, die Wiederaufnahme von Handels- und Schiffahrtsbeziehungen, auch die sogenannte Amnestieklausel. Sie findet sich schon im Westfälischen Frieden, sie findet sich ebenso im Frankfurter Frieden, wo es heißt: Kein Bewohner der abgetretenen Gebiete darf in seiner Person oder in seinem Vermögen wegen seiner politischen oder militärischen Handlungen während des Krieges verfolgt, gestört oder zur Untersuchung gezogen werden. — Mit kurzen Worten: alles Geschehene soll vergeben und vergessen sein, geschah es doch zumeist in guter Absicht, zu des alten Vaterlandes Gunsten. Daß schon abgeurteilte Fälle abgeurteilt bleiben müssen, ist in der Lage der Sache begründet. Daß aber auch hier wie bei allen allgemeinen Bestimmungen als Grundsatz zu gelten hat, der Sieger solle sich mäßigen, ja, daß er, wie schon Grotius sagt, im Nutzen des Feindes unter Umständen seinen eigenen findet, das hervorzuheben, sei nicht unterlassen.

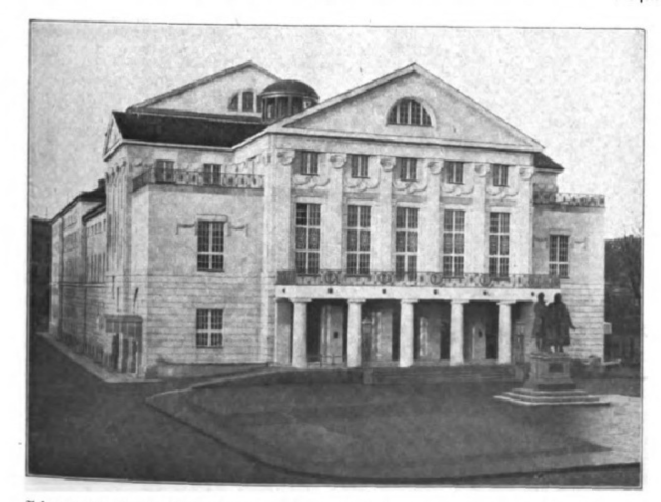


General der Infanterie Otto v. Below, der Befehlshaber der Nordarmee. (Phot. Paul Tellgmann, Cassel.)

Zur Aufstellung zweier Armeen zum Schutz der Ostmarken.

Besondere Bestimmung kann, abgesehen von Eigenartigkeiten wie der Frage der Balkanchristen im Frieden von Kutschuk, der Erörterung der Sklavenfrage auf dem Wiener Kongreß, die Abtretung des oder jenes Landstriches sein, und zwar geschieht die Abtretung in der Regel, wie Artikel I des Versailler Präliminarfriedens besagt, mit „vollem Souveränitäts- und Eigentumsrecht“. Umgekehrt kehrt das zwar besetzt gewesene, aber nicht abgetretene Staatsgebiet in die volle Gewalt des früheren Staates zurück. Die Bewohner des abzutretenden Teils können auswandern, es darf ihnen insoweit nichts hindernd in den Weg gelegt werden, sie können für den alten Staat, wie schon gesagt, „optieren“. Nur kann auch aus solcher Optionserklärung neuer Streit entstehen, wie das zum Beispiel im Schleswigschen Lande der Fall war.

Urkunden und Register über die abgetretenen Landesgebiete sind dem Sieger auszufertigen, fortgeschaffte Akten wieder herbeizubringen, unter Umständen auch Schadenersatz zu leisten. Für alle zu zahlenden Beträge gilt gleiches wie für Zahlung einer Kriegsentschädigung. Solange nicht volle Zahlung geleistet ist, kann Land pfandweise okkupiert, nicht abgetreten werden, wie ja seinerzeit 50000 Mann deutsche Truppen in Frankreich verbleiben durften. Über jedem Frieden muß als Grundsatz stehen, was Kohler in den Worten andeutet: Der Krieg muß in einen Frieden münden, nicht in einen wirtschaftlichen Nachkrieg. Das systematische Untergraben der Völkereintracht ist ethisch und politisch verwerflich, ist ein Verbrechen gegen die Menschheit.

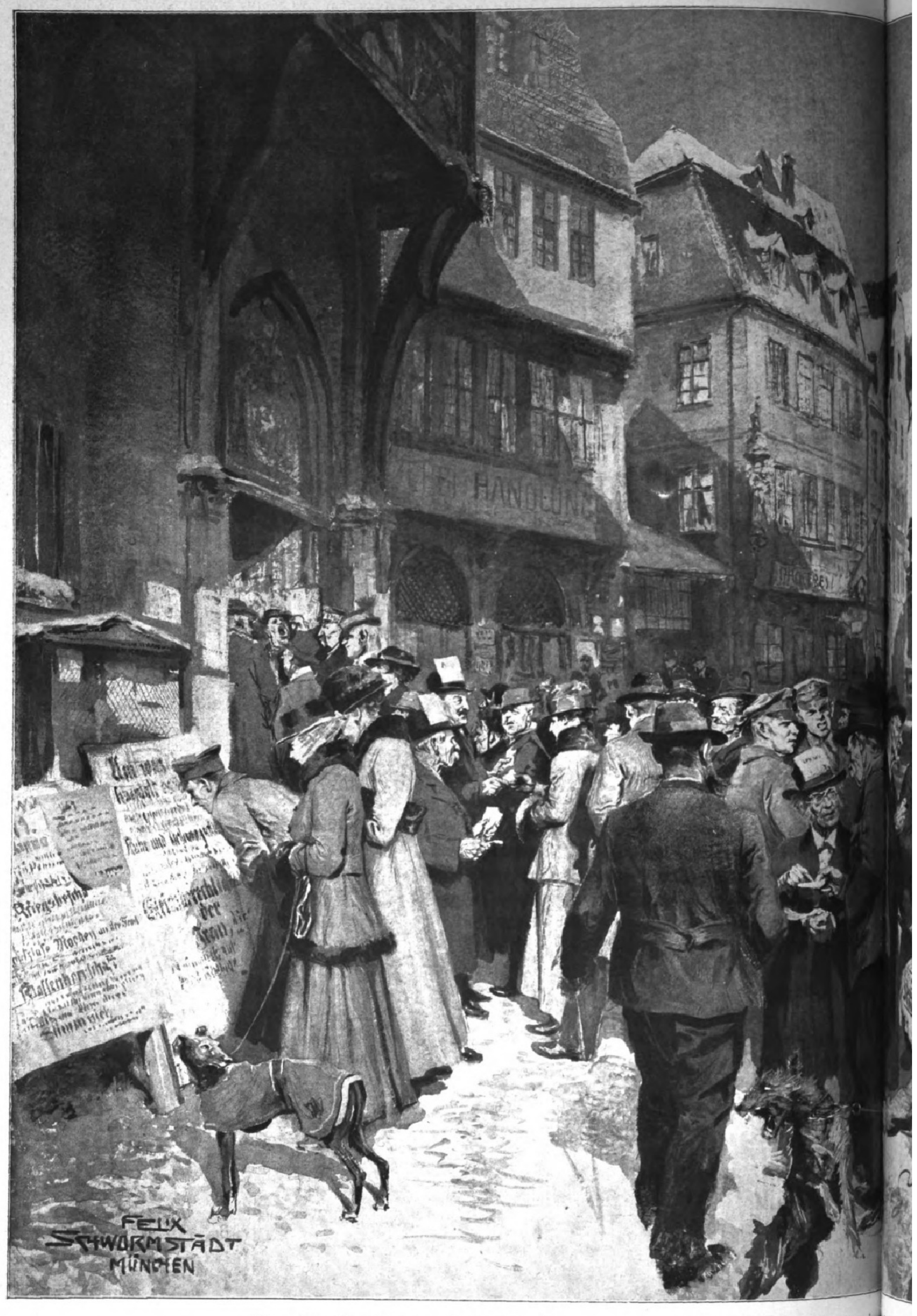


Außenansicht des Deutschen Nationaltheaters in Weimar, in dem die Sitzungen der am 6. Februar zusammentretenden Nationalversammlung stattfinden werden.



Blick in den Zuschauerraum. Das Parkett wird für die Abgeordneten, die Bühne für das Präsidium, die Ränge für Presse und Publikum zur Verfügung gestellt werden.

Zur Wahl Weimars als Tagungsortes der Deutschen Nationalversammlung. (Phot. Louis Held, Weimar.)



Von den Wahlen zur Nationalversammlung am 19. Januar: Am Wahltag in […] bayrischen

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners […]



n bayrischen Landstädtchen; das Stelldichein der Parteien vor dem Wahllokal.

er „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

OTTO RICHARD BOSSERT. / VON DR. HERMANN VOSS.

Otto Richard Bossert, der bekannte Leipziger Radierer und Professor an der Akademie für Graphische Künste, wurde der deutschen Kunst am 14. Januar durch einen unerwartet frühen Tod entrissen. Dieser Schlag trifft unser Kunstleben um so schwerer, als Bossert, der Spätgereifte und langsam Schaffende, trotz seiner nahezu 45 Jahre noch in seiner besten Entwicklung war und einen bedeutenden Radierzyklus, das Hauptwerk seines bisherigen Schaffens, nicht völlig vollendet hinterläßt.

Bosserts Ziele, so selbständig und eigenartig sie sind, berühren sich innerlich mit jener modernen Richtung, die sich vom Impressionismus abkehrt und wieder auf Gesetzmäßigkeit, Form und Rhythmik ausgeht. Als geborener Südwestdeutscher von ausgesprochen alemannischer Prägung in seiner künstlerischen wie menschlichen Eigenart hat er sich in seiner früheren Zeit damit geplagt, die ererbte klare Formvorstellung seiner Rasse mit der malerisch diffusen Anschauungsweise des Impressionismus in Einklang zu bringen. Im Jahre 1905 errang er dann den von Max Klinger ausgeschriebenen Preis einer Aktkonkurrenz und konnte seine erste Reise nach dem Süden antreten, der spätere Aufenthalte in Florenz, am Gardasee usw. folgen sollten. Wohlklingende menschliche Leiber, eingefügt in südlich weite, harmonisch gegliederte Räume — das wird fortab die Grundlage seiner Kunst. Namentlich der Aufenthalt am Gardasee zeitigt eine Reihe fruchtbarer Eindrücke. Es entstehen zwei Radierzyklen „Meer“, in denen der Rhythmus des bewegten menschlichen Körpers in monumentaler Weise mit der Bewegung des bald ruhevollen, bald stürmischen Meeres in Einklang gebracht wird. Auch das radierte Blatt „Störche am See“, das in packender Weise eine am Wasser erlebte Naturstimmung festhält, geht auf italienische Eindrücke zurück.



Lasttragender Mann. Rötelzeichnung. (Städtische Graphische Sammlung, Leipzig.)

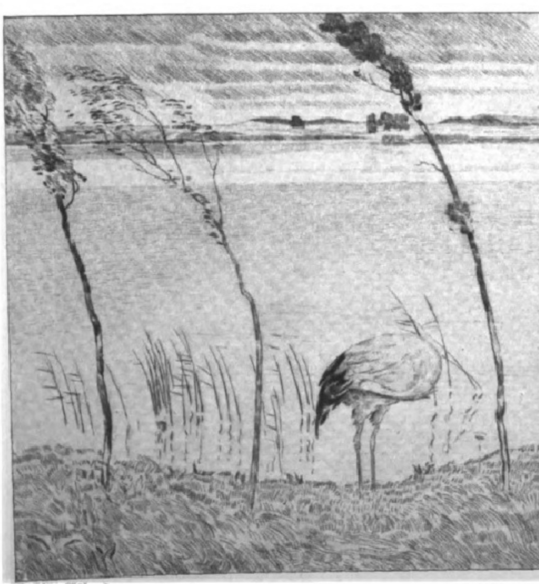
Auch nach der endgültigen Rückkehr zu deutschen Motiven bleibt Bossert seinem Interesse an dem bewegten menschlichen Leibe treu. Besonders die ursprünglichste und natürlichste aller menschlichen Tätigkeiten, das Bebauen des Landes, tritt nun mehr und mehr in den Brennpunkt seiner künstlerischen Anschauung. Die Früchte solcher Studien sind Holzschnitte wie das kraftstrotzende Blatt „Pflügende Bauern“ von 1915, die „Feldarbeit“ und andere. Neben diesen Arbeiten stehen weitere graphische Schöpfungen, die den nackten menschlichen Körper zum einzigen Gegenstand haben, sowie einzelne staffagelose Landschaften von einer sehr persönlichen herben und innerlich erlebten Intimität. Die Motive dazu entstammen meistens dem sächsischen Muldetal.

Pflügende Bauern. Holzschnitt.

Aus dem Gesichtsfelde seiner mit zäher Beharrlichkeit weitergeführten ländlichen Studien heraus entwickelte er seit längerer Zeit einen monumentalen Plan, den zur letzten Vollendung zu bringen, ihm durch den Tod verwehrt worden ist. Es ist eine zyklische Folge von typischen Vorgängen des Landlebens, die den vier Jahreszeiten und den Zeiten des Tages entsprechen. Dieser Zyklus, der die herbe Größe und klare Gesetzmäßigkeit des Bossertschen Stiles auf ihrer vollen Höhe zeigt, ist — heutzutage eine Ausnahme und schon rein technisch eine eminente Leistung — ganz in Stichtechnik ausgeführt. Von zehn geplanten Blättern liegen acht vollendet vor und werden in Kürze erscheinen.

Bossert war ein unermüdlicher Arbeiter und als Lehrer außerordentlich anregend, da er die Gabe klarer Darlegung des künstlerisch Wesentlichen und den intuitiven Blick für die Eigenart und Entwicklungsfähigkeit junger Talente in seltenem Maße vereinigte. Menschlich war er ausgezeichnet durch eine bewundernswerte Folgerichtigkeit in der Verfolgung der von seinem scharfen Intellekt als richtig erkannten Ziele, durch vorbildliche Lauterkeit des Wesens und ein unbeirrbares Suchen nach dem Idealen. So entsprach er in der Größe und Reinheit seines Menschentums vollkommen dem Charakterbild seiner edlen, großlinigen Kunst.

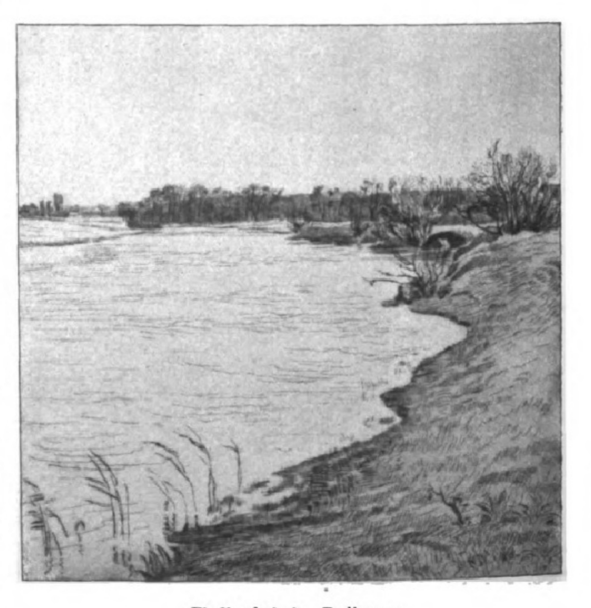
Von den zum Teil hochfliegenden Plänen, mit denen er sich trug, konnte er nur einen Teil zur Reife bringen. Im besonderen hatte er gehofft, die monumentalen Erkenntnisse, die er als Graphiker niedergelegt hatte, auch in der Malerei großen Stiles zu verwerten. Er ist aber leider über einige interessante Experimente auf diesem Gebiete nicht hinausgelangt, und die Frage, was man von ihm als monumentalem Wandbildmaler zu erwarten gehabt hätte, blieb durch das Walten eines unerbittlichen Schicksals ohne Antwort. Seiner Persönlichkeit als Graphiker bleibt dagegen als einer der ernstesten und fesselndsten Erscheinungen unserer Zeit ein ehrenvoller Platz dauernd gesichert.



Störche am See. Radierung.



Bildnis des am 14. Januar verstorbenen Künstlers.



Flußlandschaft. Radierung.

WAHR' DIE SCHLÜSSEL, OBRIGKEIT!

ERZÄHLUNG AUS DER ALTEN WISMAR VON OTTOMAR ENKING.

(Schluß.)

Doch Nicolaus Jesup und seine Leute kehrten sich weder ans Verklagtwerden noch an die Fehme. Was ging es die Waldeckschen an, wenn die in der Wismar es für gut befanden, Hochverräter von den Haaren zu bringen? Immerhin aber wäre es besser gewesen, man hätte Lüdeke Bantzekow unschädlich gemacht. Der Wollenweber schrieb an den Rat zu Lübeck, wo Lüdeke jetzt war, um den Erfolg seines Betreibens aus der Nähe zu beobachten, dieser möge doch nach der Wismar kommen, es solle ihm sicheres Geleit werden, und hier in seiner Vaterstadt könne er seine Sache wohl verfechten. Lüdeke durchschaute den Plan. Wenn er einmal einen Fuß in Jesups Reich setzte — er wäre nimmer aus der Hechte herausgekommen, es sei denn, um selber enthauptet zu werden. Nein, ließ er dem wismarschen Rat melden, er komme aller Dinge nicht heim, aber er sei bereit, in Lübeck mit einem zu verhandeln, dem die Wismarer dazu Vollmacht geben wollten.

Herr Nicolaus biß sich auf die Lippen, als ihm dieser Bescheid wurde. Der ärgerliche Klagesteller war also nicht zu fangen. Aber was tat das schließlich? Noch immer stand die Herzogin auf der Seite des neuen Rates. Sie fühlte sich durch des Freigrafen Eingreifen in ihrer landesherrlichen Befugnis gekürzt, und Matthias Axekow mußte an den Grafen Heinrich schreiben, er solle Kurd Rube nicht erlauben, in dieser Sache richtbringenden Amtes zu walten. Sie selber wolle auf einem Tage dafür sorgen, daß Lüdeke Bantzekow sein Recht bekam. Damit gab sich Graf Heinrich zufrieden und bat nur die Lübecker, daß sie dem Kläger getreulich in seiner Sache helfen möchten. Der Tag kam, und es wurde vor der Herzogin von beiden Parteien verhandelt. Indessen für Lüdeke sprang nichts Gutes dabei heraus. Der gnädigen Frau waren die Hände gebunden. Die Wismarer bestanden auf ihren Schriften, und Ritter Matthias leistete ihnen Beistand. Herrn Johanns Sohn mußte von dannen ziehen, ohne eine Sühne erlangt zu haben.

Aber er ruhte nicht, er erwarb sich mächtige Freunde und erhielt abermals des Königs Ohr. Der zürnte schwer, als er hörte, wie man seiner Acht dort oben an der Ostsee spottete, und gab dem Bittenden einen Brief mit: Falls die Ratmannen sich nicht gefügig zeigten, so würden sie schwere Strafe erleiden. Mit diesem Briefe kam Lüdeke Bantzekow zu seiner Fürstin. Die erschrak, als sie ihn gelesen hatte, vor dem königlichen Unwillen, und auch Matthias Axekow witterte allerhand, was lieber vermieden werden mußte. Lüdeke wurde ins Vorgemach hinausgeschickt, um des Bescheides zu harren. Die Herzogin schritt unruhig auf und nieder: „Was soll ich tun?" rief sie. „Ich kann mich doch um dieses Webers willen nicht mit dem König verfeinden?" — Herr Matthias hatte gleich seinen Ratschlag gefunden. Irgendwelche Treue zu üben, das war seine Sache nicht. Der neue Rat zu Wismar hatte ihm allerdings seine Schulden erlassen und sich auch sonst darüber dankbar gezeigt — nun, kam der alte jetzt wieder ans Ruder, so würde der es gewiß auch nicht an Dankbarkeit fehlen lassen. Also sprach er frei und unbedenklich: „Schickt den Weber zu seinen Laken zurück und setzt die andern wieder ins Regiment!" — „Wenn das ginge," seufzte die Herzogin, „aber überlegt Euch doch, was wir verbrieft haben." — Matthias schüttelte leichtfertig den Kopf: „Wozu so viel nachgrübeln? Das tut einer schönen Frau nicht wohl!" — Die Herzogin, gerade weil sie im Verblühen begriffen war, hörte eine solche Schmeichelei gern, aber ihren Zweifel konnte der Ritter doch nicht so rasch dämpfen. — „Wie kann ich das umstoßen, was ich selber aufgerichtet habe?" — „Ja, tut Ihr's nicht, gnädige Frau, so muß die Sache ihren Lauf haben. Dann kommt der König mit seiner Macht, und wie das werden wird, wer kann es sagen?" entgegnete Matthias und zog die Stirn in Sorgenfalten, indem er in die königliche Schrift blickte. „Die Majestät heischt von Euch, daß Ihr mit den Lübeckern die Vollstrecker des königlichen Willens seid. Vor solchem Befehl sind, wenn ich es sagen darf, alle früheren Briefe null und nichtig. Will meine gnädige Frau einen Rat, so heißt er: Zu Boden fallen lassen, was man nicht halten kann." — „Wer dazu das Herz hätte." — „Ich hab' es für meine gnädige Herrin, damit sie alle Last des ihrigen darauf werfen mag." Die Herzogin schritt auf Herrn Matthias zu und reichte ihm beide Hände: „Wie gut, daß ich Euch habe, Matthias!" — „Sonst wäret Ihr ohne Euern glücklichsten Knecht." — Hans Lüdeke wurde hereinbefohlen, und die Herzogin sagte zu ihm: „Ich will Euch Genüge verschaffen." — Froh eilte Lüdeke aus dem Schlosse und sandte einen Boten mit der guten Nachricht an seine Mutter.

Herzogliche Bevollmächtigte erschienen in der Hansestadt. Matthias Axekow hatte es vorgezogen, nicht unter ihnen zu sein, sondern überließ es Herrn Otto Vieregge, dem neuen Rate zu erklären, daß er nach dem Willen des Römischen Königs wieder abtreten und seinen Platz abermals dem Geschlechterrate einräumen müsse. Claus Jesup machte seine Drohfaust: „Soll man einer kommen und uns anrühren! Wir lassen uns nicht so vertreiben wie die alten." Aber Otto Vieregge behielt seine Ruhe: „Das werden wir sehen. Geht ihr nicht im guten, dann werden wir auf andere Art mit euch fertig." — „Wo ist Matthias Axekow?" fragte der Wollenweber. „Haben wir darum seine Schulden in den Stadtbüchern ausgestrichen und ihm noch Geld darauf zugegeben, daß er uns jetzt im Stiche läßt?" — Herr Otto kannte die Axekowsche Weise wohl, es überraschte ihn daher nicht, so etwas zu vernehmen, und er war auch nicht der Freund jenes Mannes, jetzt aber mußte alles so gewendet werden, daß die Herzogin ans Ziel kam, und daher schaute er den trotzigen Bürgermeister strenge an: „Glaubt ihr, es werde euch von der Gemeine sehr zu Ehren angerechnet werden, wenn sie erfährt, daß ihr städtisches Gut benutzt habt, um euch emporzubringen?" — „Nein, nein", murmelten die anderen Ratmannen, und auch Nicolaus sah da eine Gefahr. Daher antwortete er nicht, sondern klammerte sich schnell an was andres an: „Frau Katharina hat uns selbst in den Stuhl eingesetzt und uns ihr herzogliches Wort gegeben, daß wir darin bleiben sollten." — „Königlichem Befehl kann sich auch unsere Fürstin nicht entziehen", erwiderte Herr Otto. — „Dann war es ein jämmerliches Weiberwort, was wir von ihr erhalten haben!" brauste Claus Jesup auf. — „Glaubt ihr, sie werde euch sehr gnädig gesinnt, wenn ich ihr berichte, wie ihr über sie sprecht?" fragte der Kammermeister. — Die übrigen Ratsverwandten waren voller Schrecken. Wer konnte wissen, was Nicolaus in seiner Wut noch für Unheil anrichtete? Sie umringten ihren Anführer und nötigten ihn zu schweigen.

Claus Jesup verließ das Haus und berief seine Getreuen. Nach alter Art sollten sie Auflauf und Empörung verursachen und dadurch die Fürstlichen schrecken. Sie taten ihr möglichstes, aber Herr Otto blieb eisern. Er verteilte bewaffnete Knechte durch die Stadt, sperrte die Straßen, ließ die lärmende Menge zerteilen und nahm die schlimmsten Schreier kurzerhand gefangen. Da brach sich die nur künstlich hervorgerufene Unruhe. Otto Vieregge, der stets gleich Gelassene und dabei unerbittlich feste Willenskünder der Herzogin, hatte auf die Dauer mehr Ansehen als Nicolaus Jesup, mochte der auch noch so arg toben, um seine Herrschaft zu erhalten. Die Leute gifteten in den Schänken herum: „Ja, was ist denn besser geworden gegen früher? Haben wir die Bierakzise nicht wieder? Sind wir frei von Krieg? Was tut der neue Rat, daß der alte es nicht ebenso gut gekonnt hätte?" — Claus Jesup, dem diese Reden hinterbracht wurden, mußte bald selbst einsehen: er hatte das wismarsche Volk nicht mehr wie früher in der Hand. Von vornehmen Männern regiert zu werden, das deuchte die Wandelbaren jetzt auf einmal wieder begehrenswert. Claus Jesup war und blieb doch der Sohn von der Wendschen an der Faulen Grube. Er fühlte, wie der Widerstand gegen ihn mehr und mehr wuchs. Umsonst verbotete er die Bürger nach der Kaufleute Haus und zu den Grauen Mönchen — sie blieben einfach weg. Die Knechte des Herrn Otto hatten ein leichtes Geschäft. Auf den Straßen war nirgend was von Aufruhr zu sehen. Claus Jesup kämpfte mit allen Mitteln gegen seinen zweiten Sturz, Herr Otto aber schloß den Ring um ihn immer enger. Er berief Ratmannen von Hamburg, Lübeck, Stralsund und Lüneburg, die tagten in der Wismar und sprachen: „Liebe Freunde, es ist durchaus notwendig, dem König Gehorsam zu leisten." — Claus Jesup fuhr sie an: „Was schert uns der König? Wir bleiben, wo wir sind!" — Seine Getreuen ließen sich auch noch von ihm hinreißen, die Köpfe erhitzten sich, und es fehlte nicht viel, so wäre es zum Handgemenge gekommen. Schon dachte Herr Otto daran, eilends gewappnete Macht zu holen, um der Sache rasch das gewünschte Ende zu bereiten — da schlug das Schicksal den Wollenweber aufs Herz.

Der Mann, bei dem der junge Niclas in Rostock wohnte, kam nach der Wismar und traf den Bürgermeister auf dem Wege zum Rathaus. Der Mann wußte nicht, wie er das, was er nun doch einmal sagen mußte, ausdrücken sollte, und stotterte viel, bis ihn Nicolaus mit in eine Torfahrt nahm und vor die Brust faßte: „Was ist denn? Mit meinem Sohn?" — Da erfuhr er denn: der Mann hatte den jungen Niclas in seiner Kammer erhängt gefunden. Ein Brief an den Vater lag zu Füßen der Leiche; den zog der Mann heraus und gab ihn Claus Jesup. Der Brief war kurz und lautete nur: „An meinen Vater. Weil du ein Mörder bist und ich keines Mörders Sohn sein will, so kann ich nicht mehr leben. Vergib mir, meine liebe Mutter."

Beim Lesen dieser Worte war Claus Jesup zumute, als wäre einer hinter ihn getreten und hätte ihm einen Stoß in die Kniekehlen gegeben. Den einzigen Menschen, an dem ihm etwas lag, nach dessen Liebe er sich auch dumpf sehnte, für den er etwas erhoffte und erreichen wollte, diesen Menschen hatte er in den Tod getrieben durch eine Tat, woraus gerade der Ruhm und die Blüte des Jesupschen Geschlechtes ersprießen sollte. Ja, in dieser Stunde fühlte Claus Jesup das Blut aus seinen Adern laufen; was er nachher auf dem Rathause vorbrachte, das hatte keine Kraft mehr.

Furchtbar beklommen ging er abends heim. Umschweife zu machen, zart zu sein vor seinem Weibe, das verstand er nicht. Greteke bekam in dürren Worten gleich die ganze Wahrheit zu hören. Sie brach zusammen. Er wollte ihr Mitleid zeigen und sie aufheben. Sie aber war schon wieder hoch und entfloh ihm. Am andern Tage fuhr sie nach Rostock, um ihren Sohn liebend einzusargen, doch sie kam zu spät. Ihn, den frommen und lauteren Jüngling, der an seinem blutbefleckten Vater zugrunde gegangen war, hatten Schinderhände in ungeweihter Erde untergegraben. Greteke blieb in all diesem Jammer still und barg bei sich, was ihr Mutterherz litt, aber ihren Mann vermochte sie nicht mehr anzuschauen. Rasch sprach es sich auch in der Stadt herum, weshalb der junge Jesup solches Ende genommen hatte, und plötzlich nannten alle den Wollenweber so, wie ihn sein Sohn in dem Abschiedsbriefe genannt hatte. Claus Jesup merkte, wie man ihm auswich, und was man über ihn murmelte. Seine Gestalt sank ein, und er sagte zu Herrn Otto: „Macht denn mit mir, was Ihr wollt."

— —

An einem rauhen Märzmorgen war wieder einmal der Marktplatz zur Wismar voll von Menschen. Allein man hörte kein Waffengeklirr, keine hetzerischen Reden, keine verwünschenden Rufe. Nur ein Raunen lief durch die Masse, die neugierig die Köpfe nach dem Rathause hin streckte. Ein Fähnlein Knechte schwenkte vom fürstlichen Hof her auf den Platz ein und drängte die Leute beiseite, daß man recht sah: die fühlten sich hier als die Gebietenden. Vor der Ratslaube säuberten sie einen großen Kreis, und dann bildeten sie noch einen freien Gang bis zur Dankmerstraße. Sie hatten ihre Hellebarden aufgepflanzt: es sollte niemand sich unterstehen, die von ihnen gezogenen Grenzen zu überschreiten. Je weiter es gen Mittag ging, desto geringer wurde der Wind. Ein Schneegestreusel rieselte hernieder, und sieh! nun zerteilten sich die grauen Wolken, ein Stück Himmel schaute hindurch, und zuletzt schien die Sonne auf alle die Menschen, die gekommen waren, um einem Schauspiel beizuwohnen, wie es die Wismar noch nicht erlebt hatte: die Sühnung für das Unrecht, das an Hinrik van Haren und Johann Bantzekow geschehen war.

Jetzt regte es sich an der nordwestlichen Ecke des Marktes. Die Hälse wurden länger. Da kam ein Zug: vier herzogliche Diener in reicher Gewandung zuerst, denen folgten Ritter, und hinter ihnen schritt, eine goldverzierte Haube auf dem Haupte, Frau Katharina inmitten ihrer beiden Söhne. Ihre Räte, allen voran der keck und unbefangen um sich blickende Matthias Axekow, schlossen sich an sie an, danach kamen der Bischof Hermann von Schwerin und der Abt Bernd von Doberan, und dann die Sendeboten der Städte, die zu Zeugen der nach langem Verhandeln zwischen der Fürstin und dem neuen Rat aufgestellten Urkunde nach der Wismar gerufen worden waren. Auch Hans und Lüdeke Bantzekow sowie Wilkin van Haren und die andern Verwandten des Herrn Hinrik waren in dem Zuge zu sehen. Dienende Frauen und abermals Ritter und Knechte bildeten den Beschluß. Durch die Gasse zwischen dem Volke hindurch gingen sie zu dem Kreise vor die Laube. Dort ordnete der Marschall alle, wie sie stehen sollten, und winkte Hans und Lüdeke mit Herrn Hinriks Freunde heran, daß sie neben die Herzogin traten. Die andern aber stellten sich im Halbkreis um sie herum. Die hohe Frau war bleich, sie fühlte Scham darüber, daß sie nun gekommen war, um ihr eigenes Werk zu zerstören — Matthias Axekow aber, der die Gedanken seiner Herrin kannte, warf ihr ermutigende Blicke zu,



so daß sie sich höher aufrichtete und einem Diener das Zeichen gab. Der eilte auf die Rathaustür zu und pochte dreimal dagegen. Das Tor öffnete sich, und der neue Rat mit Nicolaus Jesup an der Spitze erschien in dem Kreise. Der Bürgermeister hatte noch nie ein so graues, durchfurchtes Angesicht gehabt wie jetzt, seine Augen verschwanden beinahe unter den tief zusammengezogenen Brauen. Die Ratmannen hinter ihm schlichen ducknackig einher und drängten sich aneinander, als fürchteten sie, die Menge werde sich auf sie stürzen. Nicolaus Jesup aber hielt sich sehr steil, und um seinen Mund lag Verachtung. Vor den Anverwandten der Gerichteten blieb er stehen und sprach mit einer Stimme, die einen so heiser brüchigen Klang hatte, daß es der Herzogin durch und durch ging: „Wir bitten euch, daß ihr uns um Gottes und um unserer Lieben Frau willen vergeben wollt, was wir an Herrn Johann Bantzekow und Herrn Hinrik van Haren verbrochen haben, und daß ihr die Buße, die wir euch bieten, annehmet als ehrlich gemeint und euch an ihr genügen laßt.“ — Hans Bantzekow, der sich im Andenken an seinen Vater bei diesen Worten der Tränen nicht enthalten konnte, erwiderte für sie alle: „Ja, das wollen wir tun. Es sei euch vergeben.“

Nicolaus Jesup beugte eben und eben den Nacken, und die andern Ratmannen bückten sich weit hinunter, bezeigten auch der gnädigen Frau ihre Ehrerbietung und begaben sich dann, immer mit ängstlichem Spähen nach links und rechts, durch die Reihen der Lanzknechte zur St.-Marien-Kirche. Dort war die Priesterschaft versammelt, und vor dem großen Altar standen zwei Särge auf zwei Bahren, die waren mit Boldecken geziert und von brennenden Wachskerzen umgeben, und zweihundert ehrliche Bürger und ebenso viele ehrliche Frauen und Jungfrauen waren zur Stelle. Es wurde geopfert und eine feierliche Seelenmesse über den Särgen gehalten, und der Rat und die Männer und Frauen geleiteten unter Orgelklängen und Gesang die Särge zu einem Grabe, als wären Johann Bantzekow und Hinrik van Haren daringebettet.

Wieder mußte danach der sühnende Rat auf den Markt vor die Herzogin kommen, und Bischof Hermann von Schwerin verkündete, was zur weiteren Buße des begangenen Unrechts geschehen sollte: „Ihr meine in dem Herrn Geliebten! Damit in dieser Stadt bald wieder alles gut steht, möge man zum Troste der Seelen des Herrn Johannis und des Herrn Hinrik und aller Christen von dem gemeinen Vermögen der Wismar in zwei Monaten drei Pilgrime aussenden, die in ihren Reisen und auf der heiligen Stätte, wohin sie gesandt werden, treulich Fürbitte tun. Auch befiehlt unsere gnädigste Frau, daß auf Unserer Lieben Frauen Kirchhof in der Stadt Wismar auf einer bequemen Stätte eine Kapelle zu erbauen ist, in der zwei ewige Vikarien begründet werden, und sie mögen zwanzig Mark lübisch sowie Bücher, Kelche, Meßgewand und Ornat, ehrlich und zierlich, dazu erhalten. Überdies aber werdet ihr, meine Lieben, ein steinernes Kreuz auf den Markt setzen an der Stelle, da Herr Johann und Herr Hinrik entleibt worden sind.“

Nachdem der greise Bischof geendet hatte, nahm Herr Otto Vieregge das Wort und forderte im Namen seiner Herrin, daß den Söhnen des Herrn Johann vom gemeinen Gute der Stadt sechshundert rheinische Gulden gezahlt würden, als Entschädigung für alle die Kosten und Zehrungen, die sie gehabt hatten, um zu ihrem Rechte zu gelangen.

Nicolaus Jesup vernahm das alles und erwiderte im Namen des Rates mit einer Ruhe, als ginge ihn das gar nichts an: „Es wird geschehen, wie unsere gnädige Frau es haben will.“ — So war auf offenem Markte vor allem Volke die Sühnung für Herrn Johanns und Herrn Hinriks Tod ausgesprochen worden — nun wurde dem neuen Rat befohlen, er solle in die Stube hinaufgehen und sich in die Stühle setzen. Die Herzogin mit ihrem Gefolge kam alsbald, der alte Rat war gleichfalls erschienen, und die Schmach, die hier vor eben mehr als zwei Jahren dem alten angetan ward, wiederholte sich nun für die Neuen: Nicolaus Jesup und die Seinen mußten auf Geheiß Frau Katharinas aufstehen, und den einst abgesetzten Männern wurden ihre Plätze wieder angewiesen. Die Gesichter der alten Ratmannen strahlten, die Entehrten aber schlichen scheu zur Seite. Gleich leistete dann die wieder zu ihren Rechten gekommene Obrigkeit dem fürstlichen Hause die Huldigung. Und nun mußte noch Nicolaus Jesup im Namen seiner Freunde den alten Rat um Verzeihung bitten und geloben, daß sie mit der Stadt Wismar Bestem treu umgehen und ihr Ärgstes kehren wollten, sie ehren und würdigen allenthalben. Da entgegnete dann der alte Rat, er wolle vergeben und vergessen allen Unmut, den er von dem neuen gehabt hatte. — Jetzt erst war es den Jesupiten erlaubt, das Rathaus zu verlassen — und auf dem Markte wurden sie verhöhnt.

Einen Tag nach diesem Tage blieb die Herzogin in der Wismar. Sie ließ Frau Metteken kommen und befragte sie, ob ihr durch die angeordnete Sühne Genüge getan sei. — „Nein, gnädige Frau,“ antwortete Herrn Johanns Witwe, „sondern ich meine, es müßten an demselben Orte, wo sie meinen Herrn ermordet haben, die Teufel, die das anstifteten, mit aller Schande zu Tode gebracht werden. Dann wäre es mir genug.“ — Matthias zuckte mit der Achsel, die Herzogin aber krauste die Stirn und entließ die Wittwe in einiger Ungnade. Denn Fürsten ertragen es nicht, daß man ihnen anders antworte, als sie wünschen und erwartet haben.

Alles wurde festgesetzt, damit Ordnung in der Stadt herrschte. Der Rat bekam alle Privilegien, Insiegel, bare Gelder, Bücher, Schlüssel, Güter, die ihm gehörten, dann auch alle ihm sonst gebührenden Briefe, Kleinodien und andere Stücke wieder in die Hand, und es wurde dafür gesorgt, daß in Zukunft keinerlei Aufstand mehr die Stadt schädigen könne. Die Sechzig mußten abtreten, und niemals sollte wieder solch ein Nebenrat in der Wismar errichtet werden. Wer je noch etwas gegen den Rat betrieb, den würde schwere Strafe treffen, und auch der Rat selber sollte nicht verschont bleiben, wenn er derlei Missetäter nicht gleich scharf anfaßte. — Nicht unklug gingen die Herren auf dem Rathause zu Werk, indem sie in ihre Mitte auch etliche aus dem neuen Rate aufnahmen. Das war eine Tat, die alle Empörergedanken, wenn sie denn noch hie und da glimmten, von vornherein unschädlich machen mußte.

Des Königs Wille war geschehen, und zugleich war die Macht der Herzogin über die Stadt gewachsen: Bürger und Einwohner hatten ihr fortan den Eid der Treue zu leisten. Matthias Axekow stand höher denn zuvor bei seiner Herrin in Gunst. Und als eine Zeit vergangen war, schrieb König Siegismund aus Parma, wo er sein Hoflager hielt, hin, daß er die Stadt Wismar aus der Acht entlasse. Da war denn Frieden in der Gemeine, mehr als in Lübeck und Rostock, denn dort gab es immer noch allerhand Unruhe.

Wie alle diese Dinge zu ihrem Ende gingen.

Von den drei ausgeschickten Pilgern kehrten nur zwei heim. Es hieß, der, den man nach Santiago de Campostella im spanischen Lande Galicien gesandt hatte, sei in einer Felsschlucht seiner bitterkleinen Habe beraubt und erschlagen worden. Der im elsässischen Orte Thann zu St. Ewald gewesen war, berichtete nichts weiter, als daß er seine Gebete gesprochen hatte, wie es ihm oblag. Dem dritten aber, dem es vergönnt war, die Ewige Stadt zu schauen, war Großes und Seltsames begegnet. Er saß in seinem härenen Gewande bei Frau Metteken; auch Ghese, die ihres Vaters Tod nicht verwand, war in der Stube. Und der Bruder erzählte von seiner Wanderung über die hohen Berge, von all dem Wunderbaren, das seine Sinne getrunken hatten, als er durch die Fluren Italiens schritt. Das Herz hatte ihm beinahe stillgestanden, da er endlich vor Romas Toren anlangte.

„Aber immer, ihr meine lieben Frauen, gedachte ich doch daran, weshalb ich unterwegs war, und ich flehte jede Stunde zu Gott und allen seinen Heiligen, daß sie den Seelen unserer lieben Herren Johann und Hinrik möchten Trost schenken und sie möchten in Abrahams Schoße sitzen lassen, damit sie voll erquickt würden nach ihrem Tode so voller Leiden. Ja, und denkt euch, meine lieben Frauen, es wurde mir, weil ich gute und hohe Fürsprecher hatte, die Gnade zuteil, vor das Angesicht des Heiligen Vaters treten zu dürfen; der fragte, nachdem ich ihm den Fuß geküßt hatte, huldreich nach den Dingen, die mich herführten, und ich gab ihm ziemlichen Bescheid. Er segnete mich und mein Beginnen und sendet auch euch, ihr meine lieben Frauen, seinen Segen. Als ich freudeerfüllt wegen all dieser Gunst in einer Kirche kniete und mein Herz mit wahrer Inbrunst zu Gott erhob um der beiden Toten willen, ... seht! ... da ward ich weltentrückt und fand mich schwebend in lauter grauen und blauen Wolken, und auf einmal erschienen mir Herr Johann und Herr Hinrik, wie sie unter uns leibten und lebten. Der fromme Herr Hinrik weinte sehr und rang die Hände, aber unser Herr Johann stand ganz still und fürnehm da, wie er es ja immer tat, und nickte mir zu, und ich vernahm ganz deutlich seine milde Stimme: ›Es ist gut, lieber Bruder, ich bin durch deine Gebete getröstet worden, und ich bin zufrieden. Gehe hin und sage das meinem Weibe.‹ — Ja, liebe Frau, so sprach Euer Herr Johann.“ — Frau Metteke richtete sich schroff auf: „Du weißt es gewiß? Er sagte, daß er zufrieden sei?“ — „Es war nicht anders, liebe Frau.“ — Da lachte, während Ghese flehend zu ihr hinsah, Herrn Johanns Wittwe nach ihrer Weise: „So ist er sich gleich geblieben, dort wie hier. Eine Seele ohne Haß und Zorn!“

„Haß und Zorn dürften auch vor Gottes Throne nicht bestehen, liebe Frau“, erwiderte der Bruder, und Ghese sprach: „Ach, liebe Mutter, laß uns doch glücklich sein, wenn unser Vater seinen Frieden gefunden hat.“ — Aber Frau Metteke wies sie zur Ruhe: „Nein! Darüber bin ich nicht glücklich, und wenn ich einst drüben sein werde, so will ich meinen Herrn weiter aufrütteln, bis er trotz seiner Seligkeit Haß und Zorn in sich spürt. Vielleicht gelingt mir dort, was mir hier versagt geblieben ist. Ich habe ja eine ganze Ewigkeit Zeit.“ — Sie verließ das Gemach. Ghese gab dem bestürzten Bruder reichlich Atzung und Almosen und geleitete ihn mit großem Dank für seine Nachricht vor das Tor des Hauses.

Auf dem Markte, an der Stätte des Gerichts, erhob sich das steinerne Kreuz, und die Menschen gingen mit gesenkter Stirn daran vorüber. Die Sühnekapelle aber ward auf dem Marienkirchhof nach den Negen Chören zu errichtet und St. Maria, St. Elisabeth, St. Benedikt und allen Heiligen geweiht. Es war ein schönes Bauwerk mit zwei Gewölben und einem abgewalmten Satteldache. Nach Süd und nach Nord lagen Pforten, und gen Osten wurde das Licht durch drei Fenster eingelassen. Unter den Gesimsen des Daches war ein kunstreicher Fries von blanken Kreuzsteinen eingefügt, und die Schmiegen der Pforte waren mit Stäben gegliedert. Die verordneten Vikare walteten in der Kapelle gewissenhaft ihres Amtes, und Herrn Johanns Kinder knieten oft vor dem Altar und gedachten ihres lieben Vaters. Frau Metteke jedoch ließ sich nicht darin blicken. Von einem Vergeben, wie es Gott wohlgefällig ist, wollte sie nichts wissen, und mit ihrer Sehnsucht nach Rache an dem Wollenweber und allen, die ihm dienten, ist sie hinübergegangen.

Hans Bantzekow zog in das väterliche Haus und arbeitete nur für sich und die Seinigen, sein Bruder Lüdeke hingegen war nach außen hin regsam und hatte in der Stadt mancherlei zu bedeuten. Denen aber, die einst den ganzen Aufruhr mit seinen bösen Folgen verursacht hatten, tat kein Mensch etwas zuleide. Sie lebten unbehelligt in der Stadt weiter. Claus Jesup wußte, daß für ihn jetzt alles vorbei war. Sein Ringen, eine Macht in der Wismar zu werden, war vergeblich gewesen. Diese Erkenntnis verbitterte ihn, allein eine Reue über seine Taten kam nicht in seinem Gemüte auf. Was sich stürzen ließ, war auch nicht mehr wert, als daß es gestürzt wurde. Mochten jene Schwächlinge des Schwersten, wessen sie verklagt wurden, unschuldig sein — ein Recht, die Stadt allein zu beherrschen, hatten sie nicht. Tief überzeugt blieb der Wollenweber davon: wären ihm nicht das wankelmütige Weib in Schwerin und sein eigener Sohn, dieser unverständige, seinen Vater nicht begreifende Jüngling, in den Rücken gefallen, so hätte er für die Stadt Zeiten heraufgeführt, wo jedermann gleich frei nach Menschenrecht am Regimente teilhaben konnte. Claus Jesup verachtete die Herzogin und gedachte seines Sohnes mit Zorn. Sein Haus verließ er nie mehr; nur ein einziges Mal noch sah man ihn auf der Straße, da hatte ihn der Rat vorgefordert, daß er in der Bürgermeisterstube ein Zeugnis ablege. Er ging schleppend, am Stock und schaute nicht auf. Die Menschen scheuten ihn. Zuletzt fanden ihn Mutter und Weib eines Tages gegen Abend in dem dunklen Raum am Hofe. Starr und kalt lag er da, finster verschlossenen Angesichtes wie im Leben.

So starb Claus Jesup, und wir hoffen, Gott werde ihn nicht verdammen, denn alles, was da atmet, dient der großen Notwendigkeit und tut nichts aus Eigenem heraus. Alles ist Bestimmung, das Gute und das Böse, alles ist Gottes Zweck.

Claus Jesups Weib lebte noch ein paar Jahre nach seinem Tode, dann entsagte auch sie der Welt, die ihr so wenig Freude gebracht hatte. Mila, die Wendsche, wurde steinalt und sah noch die andern alle, die in den Wirren zur Wismar gehandelt und gelitten hatten, ins Grab sinken.

Und es kamen Winter, wo die wismarsche Bucht kaum eine Eisesdecke zeigte, und es kamen Winter so scharf, daß man auf dem Eise weit hinaus mit Pferden und Wagen fahren konnte. Es kamen Zeiten des Hungers und der Seuche und Zeiten des Reichtums und Wohlergehens, Tage voller Lust, Umtrunk, Turniere und glänzender Pracht, und Nächte, da die blutrote Fackel des Stadtbrandes gen Himmel leckte. Es kamen männermordende Schlachten, es kam Friedensgeläute, es kam Liebes und Arges, Licht und Dunkel, Geburt und Tod, Tod und Geburt. Ja, es wechselte alles, war ewig neu und wiederholte sich doch alles, war ewig alt — wie in der kleinen Wismar, so auf der ganzen Erde und in der Unendlichkeit mit ihren unendlich vielen Sternen. Und so wird es immer weiter gehen, und von dem gewaltigen Geschehen, dem rücksichtslosen Vernichten und dem stets wieder freudigen Erblühen, von dem ganzen, unerhabenen, nie erlahmenden Vorwärtsstreben zu uns verhängten Zielen wird nimmermehr ein Mund verkünden können, was wir von dieser unserer Geschichte, dem engen Ausschnitt aus einer engen Welt, jetzt sprechen: Hier ist das Ende.



Vergiftete Waffen der Tierwelt.

Von Dr. Bergner. Mit 12 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers



1. Kopf der Kolumbatscher Mücke.

Ein Mückenstich, heißt es geringschätzig, wenn eines jener hellsingenden, leichtbeschwingten Wesen sich an unserem Blute labte. Zu welcher Plage aber diese Unholdinnen werden können, die ihren scharfen Mund gar zu Stiletten gewandelt, hat mancher, namentlich der Jäger auf dem Anstand, schon erfahren. Wie unsere Abbildung 3 zeigt, ist die Waffe aber auch zu raffiniert ersonnen, und dazu läßt das Mücklein gar noch etwas Gift aus seinen Speicheldrüsen in die kleine Wunde fließen, um das Gerinnen des Blutes zu verhindern und zugleich durch den Reiz vermehrten Zufluß und damit müheloses Saugen zu bewirken. Weit schlimmer aber sind die Stechmücken der Tropen, die Moskitos, die dunklen Wolken gleich über den Wassern schweben, den Zugang besser wehrend als Soldaten mit gefällten Bajonetten. Schon in den unteren Donauländern werden die Kolumbatscher Mücken, wie sie nach einem alten Serbenschlosse heißen, zu einem fürchterlichen Übel. Die winzigen Fliegen ähnelnden blaugrauen Mückchen haben zwar nur schwache Mundwerkzeuge (Abbild. 1), ihr Stich brennt aber heftiger als der von unseren Mücken, und harte, schmerzende Geschwulst, Fieber, Krämpfe, ja der Tod sind oft die Folge, wenn diese Höllenbrut in dichten Scharen sich auf ihr Opfer wirft, ihm in die Augen, Ohren, Mund und Nase dringend. Die Chronik bucht denn auch so manches Jahr, in dem Hunderte von Schafen und Schweinen, Rinder, Pferde und selbst kleine Kinder, die unbeaufsichtigt am Feldrain blieben, von diesen Kriebelmücken getötet wurden. Nicht nur die Zahl der Stiche, mehr noch der reichlich eingeimpfte giftige Speichel mag ihren Tod veranlaßt haben. Daß auch Krankheitserreger so übertragen werden können, zeigt schon das Beispiel jener Anophelesmücken, die das auch in Europa auftretende Wechselfieber, die Malaria, verbreiten. Sie impfen nämlich die durch Saugen aufgenommenen Blutparasiten eines solchen Kranken, die sich in ihnen weiterentwickeln und vermehren, auf Gesunde über. Drei Arten dieser Mücken kommen auch bei uns in Deutschland vor, schon daran kenntlich, daß sie beim Ruhen ihren Körper fast rechtwinklig zur Unterlage in die Höhe strecken.



3. Kopf der Stechmücke. (Deutlich sind zu sehen die zwei großen, aus zahlreichen Einzellinsen zusammengesetzten Facettenaugen, die beiden langen Fühler, die kürzeren Lippentaster und der aus Oberlippe und Unterlippe gebildete Rüssel mit den scharfen Stechborsten in seinem Innern.)

Gefährlicher als Mücken sind aber die in ihrer Nahrung noch viel weniger wählerischen Stechfliegen, von deren scharfen Waffen uns die Mundwerkzeuge einer Bremse (Abbild. 2) einen Begriff geben mögen. Wenn eine solche Fliege an einem milzbrandkranken Tiere oder einem Kadaver saugte, kann sie die schlimmsten Seuchen- und Leichengifte übertragen. In heißen Ländern vollends werden sie zu einer wahren Völkergeißel. So vernichtet die berüchtigte Tsetsefliege (Abbild. 4) im tropischen Afrika ganze Viehbestände, indem sie Mikroorganismen von einem Haustier auf das andere überträgt. Dem Menschen aber bringt eine verwandte Art, die Glossina palpalis der Zoologen, die Schlafkrankheit, an der in wenigen Jahren mehr als 200000 Neger starben. Das Sündenregister der Fliegen ließe sich noch leicht vermehren, doch sei statt dessen nur darauf hingewiesen, daß sie Mitschuldige haben in allem blutsaugenden Ungeziefer, den Wanzen, Läusen, Zecken. Sogar der lustige Springinsfeld, der Floh, ist keineswegs so harmlos, wie er scheint, wird doch vom Rattenfloh im Orient der Pestbazillus auf den Menschen übertragen, während der Hundefloh entlarvt ist als Verbreiter einer in Nordafrika und Südeuropa häufigen Milzkrankheit der Kinder. Tod darum allem Ungeziefer!

An solchen Heimtückern gemessen, die mit gestohlenem Gift ihr meuchelmörderisches Handwerk treiben, ist selbst ein Bienenstich noch harmlos. Betrachten wir einmal die Waffe unserer Imme (Abbild. 5) näher, so staunen wir, wie kompliziert sie ist. Wir sehen die Giftdrüse mit ihrer Giftblase, dazu die kleine Nebendrüse, deren alkalisches Sekret, wie man glaubt, den Stich so schmerzhaft macht und zugleich Stachel und Gleitrinne von dem ameisensäurehaltigen Gifte reinigt, dazu die stützenden Platten des Stechapparates und die bereits erwähnte, oben verdickte Rinne, auf deren Rändern der von zwei Stechborsten gebildete, auf unserem Präparat durchschimmernde Stachel gleitet, umgeben von der Stachelscheide. Er ist also nicht einheitlich, sondern zwei Borsten, die aneinanderliegend eine Röhre bilden, setzen ihn zusammen. An seiner Spitze stehen Widerhaken, deshalb bleibt er auch häufig in der Wunde stecken, und die Biene stirbt, wenn mit dem Stachel auch die Giftblase herausgerissen wird. Der Wespenstachel ist dagegen glatt, so daß die angriffslustige räuberische Amazone uns mehrmals nacheinander attackieren kann. Von unserer größten Wespe, der Hornisse, spricht schon die Bibel im 5. Buch Mose, Kap. 7, Vers 20, und in Josua, 24, 12, als einer Waffe Gottes. Neun sollen, wie das Volk glaubt, selbst ein Pferd töten, wohl in dem Sinne, daß das vor Schmerzen wildgewordene Tier dahinrast und im Sturze Hals und Beine bricht. Wenn freilich sich ein Schwarm solcher „Neuntöter", doch auch von Wespen oder Bienen, auf ein Opfer wirft, es jämmerlich zerstechend, sind Fieber, Krämpfe, selbst der Tod die Folge. Schon eine einzige, die mit Obst oder Kuchen in den Mund gelangt, kann durch Stich im Schlund oder Zunge Erstickungstod bewirken. Ein gutes Mittel, bis der Arzt zur Stelle, besteht darin, daß man einen Kaffeelöffel Kochsalz mit Wasser anfeuchtet und langsam schluckt. Zum Beutemachen wie zum Kampfe sind auch die Ameisen wohlausgerüstet, von denen rund die Hälfte unserer Arten — meist kleine, wenig auffallende Tiere — noch Stachel und Giftdrüse besitzt, während den anderen nur diese letztere geblieben. Sie beißen dafür mit den scharfen Kieferzangen und spritzen aus dem vorgekrümmten Hinterleib ihre Säure in die Wunde. Gewisse tropische, vorwiegend kleine Arten sind sogar recht gefährlich, und einige Stämme Afrikas bereiten auch aus ihnen ein rasch tötendes Pfeilgift.

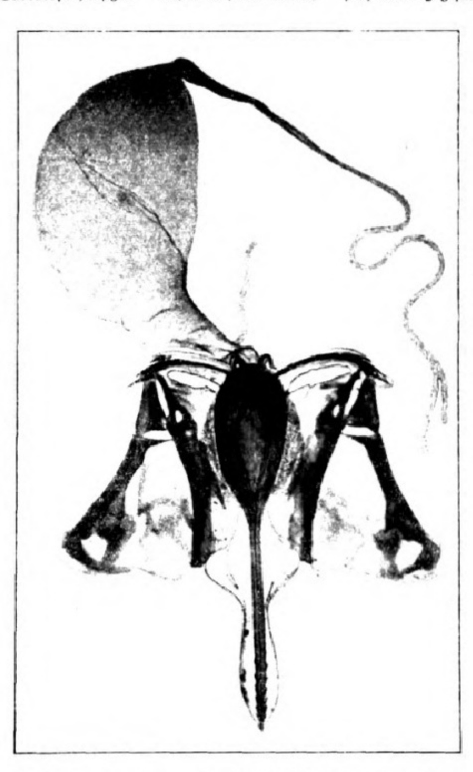
2. Mundwerkzeuge der Bremse mit Kieferntastern, den Stiletten und dem Rüssel.

Schlimm wirken ferner manche Raupen, deren spitze, leicht sich in die Haut bohrenden Haare oft Widerhaken, Gabelungen und Verästelungen zeigen. Auch bei uns gibt es solche Giftraupen, von denen die auf Eichen oder Kiefern lebenden Prozessionsspinner die gefürchtetsten sind. Sie haben diesen Namen von ihren wohlgeordneten Zügen, in denen sie des Abends ihr gemeinsames Gespinst verlassen, um ebenso mit Tagesanbruch vom Futterplatz zurückzukehren. Gefährlicher noch als die langen Büschel weißer, feinbespitzter Haare, in die ein winziges Bläschen sein ätzendes Sekret entleert, sind die mikroskopisch kleinen, ähnlich gebauten Härchen, die auf den schwarzen Samtflecken der Leibesringe stehen. Leicht abbrechend und zu Millionen bei der Häutung abgeworfen, erfüllen sie die Luft mit einem giftigen Staube, der, eingeatmet, heftige Entzündungen verursacht. Auf der Haut aber bilden sich stark juckende, nässende Bläschen, so daß die Augen zuschwellen, ist das Gesicht davon betroffen. Auch das Wild meidet solche Bezirke, da alle Tiere erkranken, die das verunreinigte Futter fressen. Der Forstmann wünscht darum auch das ganze haarige Gesindel zum Kuckuck, dem einzigen Vogel, der die selbst in ihrem Kot noch giftigen Raupen ohne Schaden frißt, obwohl die Haare seinen starken Muskelmagen wie mit einem Filz auskleiden.

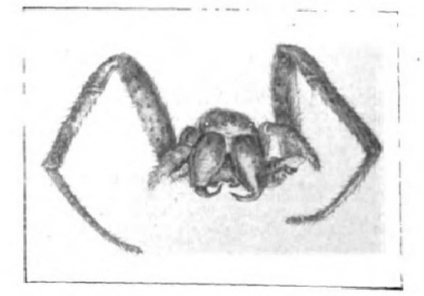
Unsere oft so abergläubisch gemiedenen und doch so nützlichen Spinnen sind dagegen für den Menschen ziemlich ungefährlich, obwohl in die zum Beißen so geschickten Kieferfühler (Abbild. 6) Giftdrüsen münden. Nur einige wenige Arten, z. B. die in ihrem ganzen Körper giftigen Kreuzspinnen, können in der Notwehr unsere Haut verletzen. Auch die viel kleinere Wasserspinne, die ihres interessanten Nestes wegen gern von Aquarienfreunden gehalten wird, beißt ganz empfindlich. Vorsicht ist also immerhin geboten, und namentlich sind Kinder davor zu warnen, jede Spinne in die Hand zu nehmen. Wirklich gefährlich aber wird schon in den Mittelmeergebieten eine schwarze, träg am Boden lauernde Spinne mit rot geflecktem Hinterleib, die Malmignatte, deren Biß in Südfrankreich, Korsika, Italien, mehr noch in Griechenland, schwere Erkrankungen nach sich zieht. In Rußland, namentlich in Asiens Steppen aber fallen der Karakurte, dem schwarzen Wolfe, wie dort das kaum 2 cm große Scheusal heißt, zahlreiche Pferde und Rinder, ja oft ein Drittel aller Kamele zum Opfer. Hat vollends Tropensonne, unter der die meisten und größten Arten, so die zottigen Vogelspinnen, leben, das Gift gekocht, so ist es wohl begreiflich, wenn solch ein Biß gefürchtet wird wie der Stich des Skorpions, der das Sinnbild des bösen Geistes bei den alten Ägyptern war. Der angriffsbereit über den Rücken erhobene Stachel, an dessen Grund die beiden Ausführgänge einer giftigen Doppeldrüse münden, ist aber auch eine wirklich unheimliche Waffe (Abbild. 10 u. 11). Mit einem Schlage des so bewehrten muskelstarken Schwanzes tötet der Skorpion alle Beute, die er nicht schon mit seinen starken Kieferscheren überwältigen kann. Der Stich der größten, bis 20 cm langen Arten, wie sie die heißen Lande der Alten und der Neuen Welt hervorbringen, ist äußerst schmerzhaft und löst heftige Krämpfe wie eine Strychninvergiftung aus. Allein zu Durango in Mexiko starben in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts jeden Sommer von 16000 Einwohnern mehr als 200, meist Kinder, die dem nächtlichen Räuber nachstellten, um sich die ausgesetzte Prämie zu verdienen. Dem Skorpionengift ist nur das der Schlange ebenbürtig, das teils nervenlähmend, teils blutzersetzend wirkt. Unser Bild (Abbild. 8) zeigt die Waffe der Puffotter, der bekanntesten und gefürchtetsten Schlange des schwarzen Erdteils. Zwei jederseits der Schläfe liegende Giftdrüsen pressen beim Aufreißen des Rachens ihren Inhalt in die beiden Röhrenzähne. Auch die nordamerikanische Klapperschlange und noch viele andere, darunter unsere Kreuzotter und eine zweite, im südlichen Schwarzwald, in der Umgebung von Metz, in Südbayern und in der Pfalz vorkommende Giftschlange, die Aspisviper, haben zwei solche hohle Zähne in ihrem Oberkiefer, während andere, z. B. die indische Brillenschlange, vorn gefurchte Giftzähne besitzen. Von den rund 1650 uns bekannten Schlangen sind etwa 900 giftig. Allein in Indien sollen jährlich 19000 Menschen dem Schlangenbiß erliegen. Die Schlange, das Gifttier sondergleichen, ist aber nicht das



4. Die Tsetsefliege.

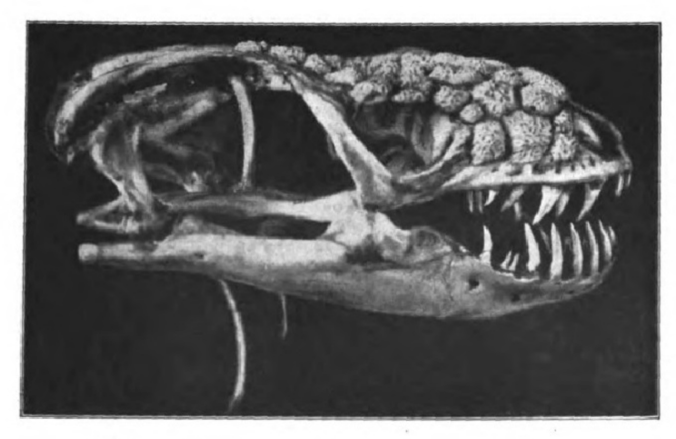


5. Stechapparat der Biene. (Man sieht die Giftdrüse mit ihrer Giftblase, die kleine Neben- oder Schienendrüse, die mit ihrem alkalischen Sekret nach erfolgtem Stich wohl den Stachel und die Schienenrinne von dem Gift reinigt, ferner die schützenden Platten des Stachelapparates und die oben verdickte Schienenrinne, auf deren Rändern der aus zwei ausgehöhlten Stechborsten gebildete, hier durchschimmernde Stachel gleitet, umgeben von der Stachelscheide.)

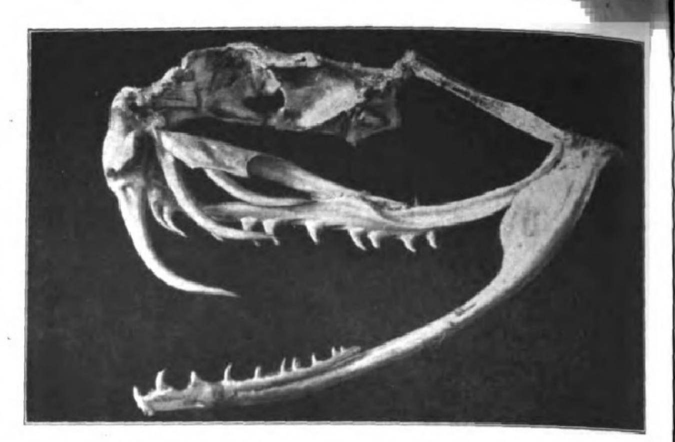


6. Kopf der Kreuzspinne mit den zum Beißen dienenden Kieferfühlern und den längeren Kiefertastern.





7. Schädel der in Mexiko lebenden Krustenechse, der einzigen giftigen Eidechse.



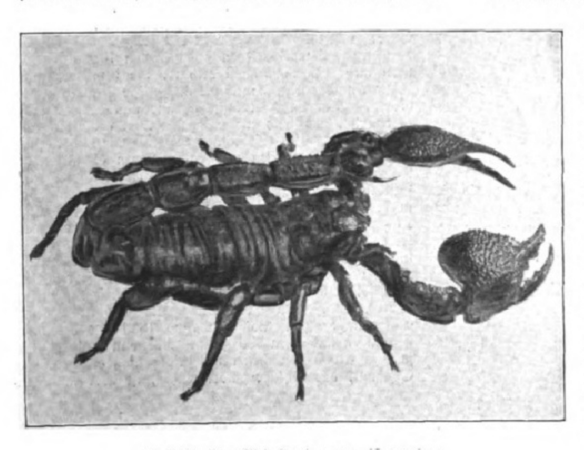
8. Schädelhälfte der Puffotter mit Hauptgiftzahn und zwei Reservezähnen.

einzige schädliche Reptil. In Mexiko lebt eine reichlich ein halbes Meter lange plumpe Krustenechse, die sich zum Beißen auf den Rücken wirft, um den giftigen Speichel ihrer Unterkieferdrüse in die vorn und hinten gefurchten Zähne zu leiten (Abbild. 7).

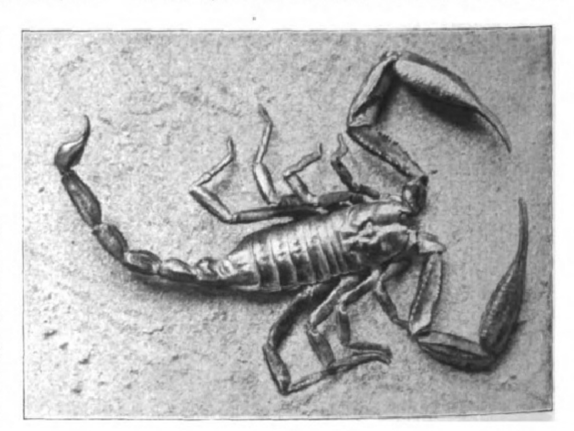
Ganz andere Waffen haben wieder die Nesseltiere, wie man die zarten, gallertartigen, meist im Meer lebenden Wesen sehr bezeichnend nennt. Schlauch- oder kegelförmig gestaltet, haften die einen am Boden, Blumen gleichend mit ihren Fangarmen, die strahlenförmig den am oberen Ende gelegenen Mund umgeben. Andere wieder schwimmen durch rhythmisches Öffnen und Schließen ihrer Glocke oder Scheibe, die unten Mund, Fangarme und die übrigen Organe tragen, frei dahin oder bilden prächtige Girlanden, ganze Tierkolonien mit weitgehender Arbeitsteilung. Durch ihre Formenschönheit, ihre Farben erfreuen diese „Blumentiere“ wohl das Auge, um so mehr verletzen sie aber das Gefühl. Zahllose gifterfüllte Bläschen mit schlauchförmigem, eingestülptem Faden liegen nämlich in ihrer Haut und häufen sich vor allem an den Fangarmen zu ganzen Batterien. Ein feines Tasthaar überragt den ganzen Mechanismus (Abbild. 9a), dem Kontakt einer Mine vergleichbar, denn wird es berührt, so explodiert gewissermaßen die Nesselkapsel und schleudert ihren vergifteten Lasso, der oft ganz mit feinen Stacheln oder nur am Grund mit einigen größeren Stiletten bewehrt ist, auf Angreifer oder Beutetiere, es tötend, lähmend, zum mindesten empfindlich sengend. Damit erlischt dann freilich auch die Wirksamkeit der Nesselkapsel, doch neue treten immer wieder an die Stelle, und wie groß an sich der Vorrat ist, zeigt schon das Beispiel unserer samtgrünen Seerose, die in einem einzigen Fangarm nicht weniger als 43 Millionen solcher Nesselkapseln und in allen rund 150 Tentakeln mehr als 6 Milliarden dieser vergifteten Waffen hat. Noch schlimmer wirken manche freischwimmenden Quallen und Medusen, wie man sie im Vergleich mit dem bekannten, von Schlangen starrenden Gorgonenhaupte nennt. Selbst kleine Arten sengen ganz empfindlich, so daß Schwammfischer und Perltaucher oft an stark juckenden Hautkrankheiten leiden. Wahrhaft berüchtigt aber ist die Portugiesische Galeere (Abbild. 9b), die dem Seefahrer zum ersten Male auf der Höhe von Portugal begegnet. Mit ihrem roten oder blauen, bis 30 cm langen Luftsack wie Segelschiffe vor dem Winde treibend, bieten sie ein herrliches Schauspiel, doch wehe dem Badenden, der in solchen Schwarm gerät! Die Nesselbatterien der sich weitausdehnenden Fangfäden brennen ihn wie glühendes Eisen, und manch unvorsichtiger Schwimmer wurde, vor Schmerzen ohnmächtig, ein Raub der Wogen.



9. Die berüchtigte Portugiesische Galeere (b) und Grundriß einer Nesselkapsel (a) mit eingestülptem und ausgeschleudertem Faden.



10. Afrikanischer Riesenskorpion, etwa 15 cm lang.

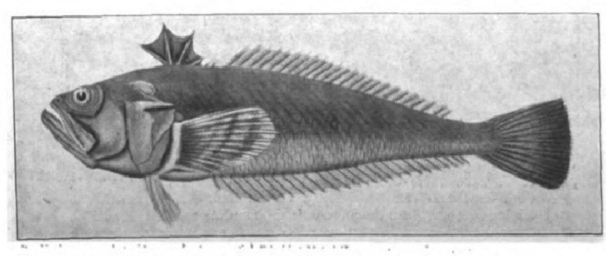


11. Der Feldskorpion der Mittelmeergebiete, etwa 8 cm lang, sticht ganz empfindlich mit seinem stachelbewehrten Schwanz, den Menschen allerdings nur in der Notwehr.

Selbst der getretene Wurm krümmt sich! Wirksamer aber weiß sich ein Schnurwurm zu verteidigen, dessen zahlreiche Arten meist dem Meer angehören. Er schleudert nämlich wie der perfide Italiener sein Stilett, das am Grunde eines langen, Gift absondernden Schlauches liegt und nach erfolgtem Angriff durch Rückziehmuskeln samt der aufgespießten Beute wiedereingestülpt wird. In seinen größten, bis zu 30 m langen bunten Arten erinnert dieses Tier mehr an gewisse Schlangen als an einen Wurm. — Heimtückisch kämpft auch die große Tonnenschnecke des Mittelmeeres, wie sie nach ihrem bauchigen, $^1/_4$ m hohen gelbbraunen Gehäuse heißt. Sie spritzt nämlich aus ihrem langen Rüssel unversehens einen dicken, schwefelsäurehaltigen Strahl, den ihre reichlich hühnereigroße Speicheldrüse liefert, dem Angreifer entgegen. Andere wieder, so die hübschen Kegelschnecken, spießen ihre Beute mit den Giftzähnen der langen Zunge, die auch beim Menschen üble Entzündungen bewirken. — Selbst die schon durch ihr Stachelkleid geschützten Seeigel besitzen oft noch Giftwaffen, sei es, daß ihre leicht abbrechenden Stacheln von einem Giftkanal durchzogen werden, oder, was häufiger der Fall, daß zwei- oder dreiarmige, höchstens 1 cm große Greifzangen manch in den Stachelwald geratenes Tierlein töten oder lähmen, größere aber in die Flucht schlagen. Einige indische Seeigel vollends tragen mit feinem Stachel versehene giftige Drüsenköpfe auf der Schale, die bei Berührung wie Bienenstiche schmerzen und durch ihre Menge selbst dem Menschen gefährlich werden. Viel häufiger sind jedoch vergiftete Waffen bei den Fischen. Das scharfe Gebiß der schon von den Römern hochgeschätzten Muränen, aalartiger, in allen Meeren lebender Raubfische, hat zum Beispiel vier leicht gekrümmte Kegelzähne, die, wie bei manchen Schlangen, von der Gift absondernden Gaumenschleimhaut taschenförmig umschlossen werden, um so gefährlichere Waffen, als die über 2 m langen tropischen Formen selbst den Menschen angreifen. Die am häufigsten vorkommende Waffe sind indes vergiftete Stacheln, die sich in mancherlei Gestalt und Ausbildung an Kiemendeckeln, Rückenflossen, an den Flanken oder, wie beim Stechrochen, auf dem peitschenartigen Schwanze finden. Von all den vielen, oft recht häßlichen und abenteuerlichen Formen sei hier nur eines Fisches kurz gedacht, der in zwei Arten, dem etwa 30 cm langen großen Petermännchen und dem kleinen, halb so großen, auch in Nord- und Ostsee lebt und öfter jetzt zu Markte kommt (Abbild. 12). Der Dorn an den Kiemendeckeln ist der gefährlichste, doch auch die vordere Rückenflosse hat beiderseits gefurchte, stahlharte Stacheln, die am Grunde ihrer Schuppenscheide, worin sie in der Ruhe wie die Klinge eines eingeklappten Taschenmessers liegen, gifterfüllte Zellen haben. Ein Druck auf diese Stacheln, und die Zellen platzen, so daß ihr Inhalt in die Wunden fließt und bösartige Entzündungen, selbst Brand verursacht. Namentlich das kleine Petermännchen, die Sandviper, ein Name, der tief blicken läßt, ist sehr gefürchtet. In Frankreich und Spanien dürfen daher diese Fische nur nach Entfernung ihrer schlimmen Stacheln, die selbst im Tod noch Unheil stiften können, in den Handel kommen.

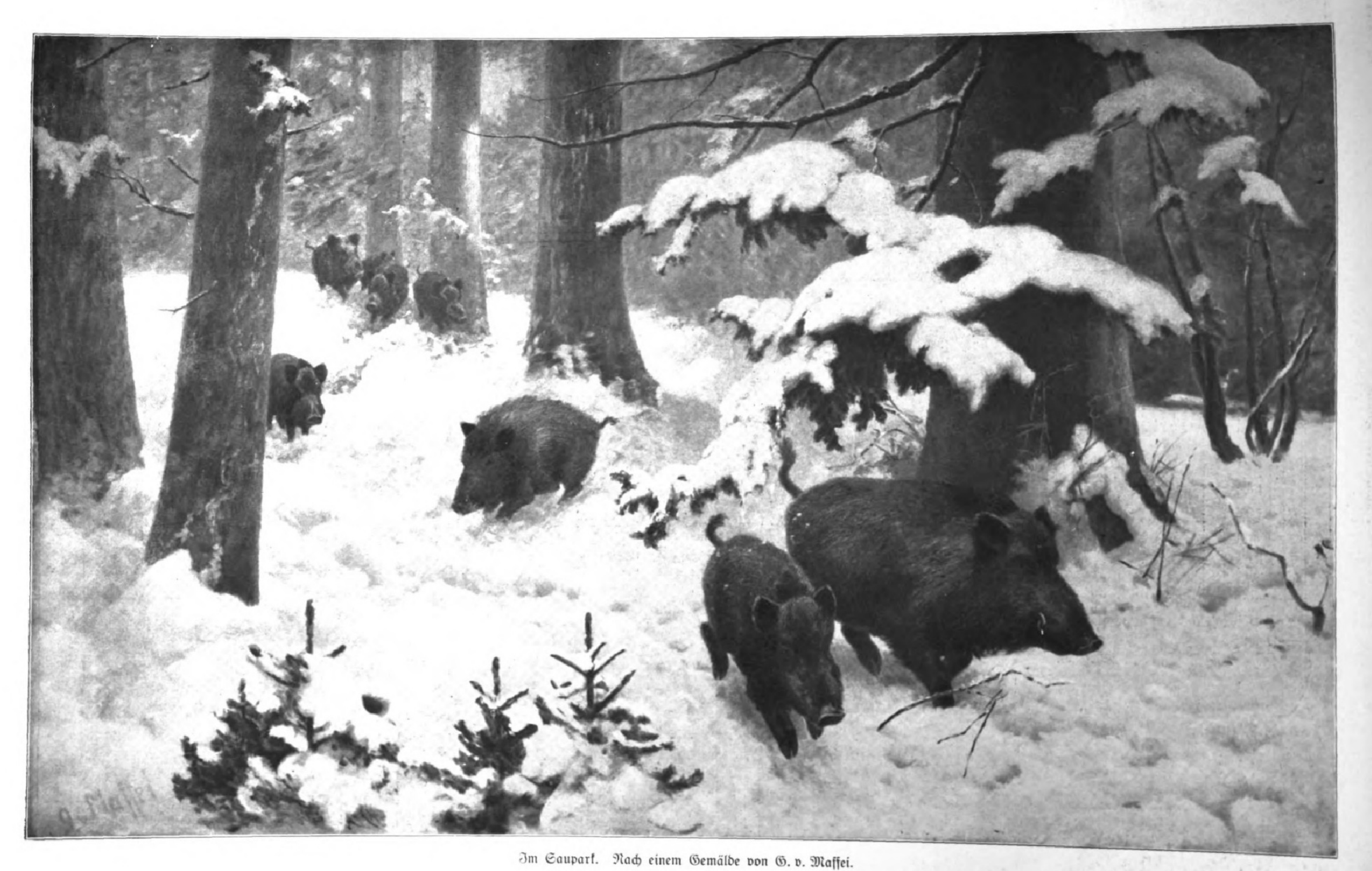
Unter den Vögeln und Säugetieren gibt es dagegen kaum einen Vertreter, der mit vergifteten Waffen kämpft. Zwar wird dem merkwürdigen Schnabeltier und seinem australischen Landsmann, dem gleichfalls Eier legenden Ameisenigel, nachgesagt, daß sie mit ihrem Sporn, den jeder Hinterfuß etwa in Fersenhöhe trägt, und der mit einer Drüse in Verbindung steht, giftige Wunden schlagen. Die Akten über beide Angeklagte sind indes noch nicht geschlossen, und es scheint sogar, daß dieser Sporn eine gänzlich andere Rolle im Liebesleben dieser niedersten Säugetiere spielt.

Die Rüstkammer der Tiere ist also reich an Waffen aller Art, an solchen, die wie Hörner, Zähne, Nägel, Sporen, Klauen ohne weiteres wirken, und solchen, die erst durch Gift gefährlich werden. Vergegenwärtigen wir uns ferner, daß der Zitterrochen und der Zitterwels schmerzhafte Schläge durch ihr elektrisches Organ austeilen, der vielgenannte Bombardierkäfer, bei uns ein kleiner Laufkäfer, doch groß und artenreich in heißen Ländern, seinem Verfolger einen ätzenden Strahl entgegenschleudert, der mit hörbarem Knall an der Luft explodiert, der Tintenfisch zu seinem Schutze aber dunkle Wolken um sich breitet und viele Tiere, z. B. schon die Wanzen — in ihrer Glanznummer aber das übelberüchtigte Stinktier — ihre Gegner in des Wortes vollster Bedeutung abstinken lassen, so sehen wir, daß manche neueste Errungenschaft unserer Kriegstechnik von den Tieren längst verwendet wird in ihrem Kampf ums Dasein.



12. Das kleine Petermännchen. (Nach Cuvier, Règne animal, 1832.)





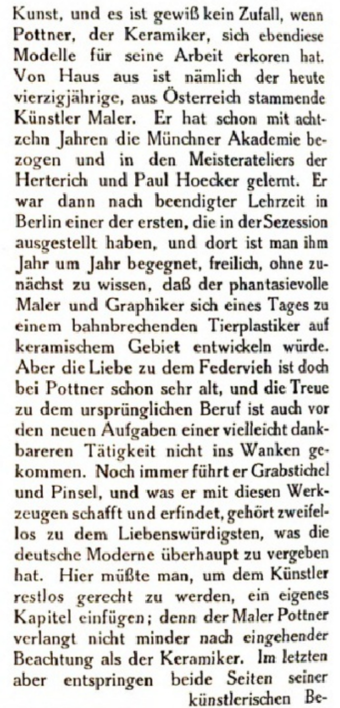
Im Saupark. Nach einem Gemälde von G. v. Maffei.

Keramiken von Emil Pottner.

Von Professor Georg Biermann.



Turmfalke (farbig glasierter Ton).



Eichelhäher (Porzellan).

Unter den vielen künstlerischen Dingen, die die Gegenwart ihrem Kulturbedürfnis im Hinblick auf die Blüte vergangener Kunst wieder zugeführt hat, ist der Aufschwung keramischer Produktion eines der erfreulichsten. Denn bei der Keramik geht reine Zweckmäßigkeit mit dem Verlangen nach Schönheit Hand in Hand, und die Geschichte lehrt deutlich, daß dieses Erbe der antiken Welt, vornehmlich des Orients, in mannigfaltiger technischer und künstlerischer Art abgewickelt und fortgeführt, immer in den Zeiten zu einer besonderen Blüte gediehen ist, die von sich aus dem Menschen die größte Möglichkeit zur individuellen Gestaltung seiner Lebensbedürfnisse dargeboten haben. Ein schlagendes Beispiel ist auch dafür die Renaissance, die mit dem stolzen Kranz ihrer hochstehenden Manufakturen (Faenza, Gubbio, Urbino u. a.) ein Stück edelsten künstlerischen Schaffens in sich begreift, das auch den Vergleich mit Persien oder gar der griechischen Antike nicht zu scheuen braucht. Auch in Deutschland verfügt die Geschichte der Keramik über ein patriarchalisches Alter, und vornehmlich hat sich das ausgehende achtzehnte Jahrhundert erneut auf diesem Gebiete unermüdlich betätigt, obwohl damals die Entdeckerfreudigkeit vielfach von einem höheren Ehrgeiz, dem Verlangen nach Herstellung des edleren Porzellans, geleitet war, aber doch — wie wir es an den Anfängen der Meißner Manufaktur unter v. Tschirnhausen und Böttcher deutlich sehen — den Umweg über die reine Keramik nicht gescheut hat. Wenn ähnlich auch die Gegenwart seit etwa zwei Jahrzehnten begonnen hat, dieses Kunstgebiet zu erneuern und ihm im letzten moderne Aufgaben zuzuweisen, so dankt sie ihre besten Erfolge der tätigen Mitarbeit berufener Künstler, unter denen der Berliner Emil Pottner zweifellos eine der interessantesten Erscheinungen ist.

Dieser Künstler ist auf dem Felde keramischer Arbeit im weitesten Sinne heute längst eine der führenden Persönlichkeiten geworden. Sein Name deutet immer auf eine bestimmte Note des Geschmackes, aber auch eines eng umgrenzten Arbeitsgebietes hin. Das bunte Federvieh, diese laute und bewegte Welt von Vögeln allerart, umschreibt fast ausnahmslos das Gebiet seiner bildnerischen Kunst, und es ist gewiß kein Zufall, wenn Pottner, der Keramiker, sich ebendiese Modelle für seine Arbeit erkoren hat. Von Haus aus ist nämlich der heute vierzigjährige, aus Österreich stammende Künstler Maler. Er hat schon mit achtzehn Jahren die Münchner Akademie bezogen und in den Meisterateliers der Herterich und Paul Hoecker gelernt. Er war dann nach beendigter Lehrzeit in Berlin einer der ersten, die in der Sezession ausgestellt haben, und dort ist man ihm Jahr um Jahr begegnet, freilich, ohne zunächst zu wissen, daß der phantasievolle Maler und Graphiker sich eines Tages zu einem bahnbrechenden Tierplastiker auf keramischem Gebiet entwickeln würde. Aber die Liebe zu dem Federvieh ist doch bei Pottner schon sehr alt, und die Treue zu dem ursprünglichen Beruf ist auch vor den neuen Aufgaben einer vielleicht dankbareren Tätigkeit nicht ins Wanken gekommen. Noch immer führt er Grabstichel und Pinsel, und was er mit diesen Werkzeugen schafft und erfindet, gehört zweifellos zu dem Liebenswürdigsten, was die deutsche Moderne überhaupt zu vergeben hat. Hier müßte man, um dem Künstler restlos gerecht zu werden, ein eigenes Kapitel einfügen; denn der Maler Pottner verlangt nicht minder nach eingehender Beachtung als der Keramiker. Im letzten aber entspringen beide Seiten seiner künstlerischen Betätigung der gleichen Gefühlsskala, dem gleichen dichterischen Einleben in das bunte Reich jener „lieben Brüder und Schwestern", wie der heilige Franziskus von Assisi die Vögel unter dem Himmel genannt hat, in dem er etwas wie ein Gleichnis auf die menschliche Existenz erkennt. Für ihn ist dies farbenschillernde Reich der Vögel ein lautes Parlament eigenwilliger Individualitäten, ein unbegrenztes Gefäß von



Japanerin (Porzellan).



Enten am Wasser (Tonrelief).

Charaktereigenart und menschlich deuchenden Willensnoten. Hier wohnen für ihn alle Tugenden und Laster dicht beieinander, und wenn er in einem seiner selbstgedichteten und illustrierten Versbücher die kleinen Dramen dieser Vogelwelt erzählt, dann wird einem leicht offenbar, wie hier ein echter Künstler den Umweg durch ein phantastisches Zauberreich sucht, um sich auf seine Weise der Welt mitzuteilen.

Wer aber die Summe des Künstlerischen zu ziehen vermag und für die Qualität wirklich einen unvoreingenommenen Blick besitzt, der weiß auch, daß Pottner auf seinem Gebiet die Konkurrenz überhaupt nicht mehr zu fürchten braucht. Die entzückende Lebendigkeit seiner Vögel, der hohe Farbenreiz und die damit eng verknüpfte meisterliche Technik seiner Plastiken stempeln diese Arbeiten zu wahren Schätzen innerhalb des künstlerischen Hausrates eines modernen Kulturmenschen. Gewiß ist die Pottnersche Produktion künstlerische Luxusware und nicht für den breiten Markt gemacht. Aber gerade dieses Moment ist das eigentlich Wertvolle, das, was sie von selbst in Parallele zu den köstlichsten Dingen der Vergangenheit auf diesem Gebiete rückt. Es lebt eine eigene Phantasie in all diesen entzückenden Stücken, die weit über die Natur hinausgeht, die das Modell dem Rhythmus und einer unbegrenzten Empfindung für das künstlerisch Wichtige untertan macht; ja, wer das Wollen Pottners aus der Nähe verfolgt hat, weiß auch, daß in diesem kleinen beweglichen Menschen eine Energie verschlossen ist, die ihn eines Tages zu größeren Aufgaben hinführen dürfte. Denn seine Gestaltungskraft wächst im Gleichmaß mit den Möglichkeiten, die heute überhaupt der Entwicklung der Keramik im Großen gegeben sind, und daß diese noch lange nicht den zehnten Teil ihrer Mission in der Moderne erfüllen konnte, leuchtet sofort ein, wenn man daran denkt, welche Aufgaben diesem Kunstbetrieb in älterer Zeit vorbehalten waren. Warum sollte nicht eines Tages aus dem keramischen Kleinplastiker Pottner der Großplastiker werden, warum sollten seine Fliesen und Friese nicht in der kommenden Architektur ein entscheidendes Wort mitsprechen, wenn überhaupt die keramischen Manufakturen wieder vor Aufgaben gestellt werden, die über die intime Schmuckkunst hinausgehen?





Hahnenkampf (Ton). Oben: Junge Gänse (Ton). Unten: Perlhühner (Porzellan). Junge Ziegen (Ton).

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Hilfskasse für gewerbliche Unternehmungen. Beim Reichsamt für wirtschaftliche Demobilmachung ist im Einvernehmen mit dem Reichswirtschaftsamt, dem Verwertungsamt für freiwerdende Heeres- usw. Güter und dem Reichsschatzamt, das die erforderlichen Fonds aus Reichsmitteln zur Verfügung stellen wird, eine Hilfskasse für gewerbliche Unternehmungen beim Demobilmachungsamt errichtet worden, der die Aufgabe obliegt, während der Übergangswirtschaft die Wiederinbetriebsetzung gewerblicher Unternehmungen und die Beschäftigung der Arbeiterschaft zu unterstützen, und zwar durch Gewährung von Vorschüssen, Sicherstellung einer verlustfreien Abwicklung gewisser Geschäfte und unter Umständen auch durch Erteilung von Aufträgen. In den festgesetzten Richtlinien ist u. a. folgendes vorgesehen worden: 1. Die Unterstützungsanträge müssen auf besondern Vordrucken bei den zuständigen Handelskammern eingereicht werden. Vordrucke sind bei den Handelskammern erhältlich. 2. Die Hilfskasse bedingt sich an dem Gewinn der unterstützten Betriebe eine Beteiligung aus, die einsetzt, sobald diese Gewinne wieder mehr als eine Verzinsung von 5 v. H. ergeben. 3. Die Hilfskasse wird die unterstützten Betriebe von einer besondern Treuhandstelle prüfen und dauernd überwachen lassen. — Da der Hilfskasse nur beschränkte Mittel zur Verfügung stehen, werden nur die Anträge Aussicht auf Bewilligung haben, bei denen mit verhältnismäßig geringen Summen die Beschäftigung einer möglichst großen Arbeiterzahl erreicht wird.

Die erste schwedische Reklame-Woche soll vom 7. bis zum 16. Februar d. J. in der Kunstakademie in Stockholm vor sich gehen. Nach dem Programm wird die Reklame-Schau in folgende sechs Gruppen zerfallen: Annoncen-Büros, Inserenten, Zeitungen und Zeitschriften, Druckereien, Klischeeanstalten, Reklamekunst. Zahlreiche Anmeldungen von namhaften Firmen und Persönlichkeiten für alle genannten Gruppen liegen vor, und man erwartet eine ansehnliche Ausstellung, die eine wesentliche Förderung der schwedischen Reklamekunst und Reklame-Industrie erhoffen läßt. Die Leitung der Reklame-Woche liegt in den Händen der folgenden zehn Persönlichkeiten: Oberst Axel Hultkrantz (Direktor des schwedischen Industrieverbandes) als Vorsitzenden; Handelshochschulprofessor Oscar Sillén (als stellvertretenden Vorsitzenden); Waldemar von Sydow (Geschäftsführer der Akt.-Ges. S. Gumaelii, Annoncenbüro) als Sekretär; ferner der Vertreter der einzelnen sechs Gruppen 1. Architekt David Blomberg (stellvertretender Direktor des schwedischen Telegraphenbüros Helge Hirsch); 2. Dr. Erskine Kidd (Reklamechef bei der Akt.-Ges. Nordische Kompagnie); 3. Kapitän Sten Dehlgren (Direktor der Zeitung „Dagens Nyheters"); 4. Emil Boberg (Direktor der Akt.-Ges. Hasse W. Tullberg); 5. John Lindholm (Inhaber von J. Lindholms Klischeefabrik und graphische Anstalt); 6. John Sjösvärd (Professor an der technischen Hochschule). Im Zusammenhang mit der Reklame-Woche sind zwei Reklame-Wettbewerbe für Zeichnungen und für Annoncensatz seitens einer Anzahl von Inserenten-Firmen ausgeschrieben, die die Wettbewerbssumme aufgebracht haben.

















Für die Redaktion verantwortlich Otto Soltau, für den Inseratenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest V., Országház-utca 4.
Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3945. 152. Band. Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 13 Mark; frei ins Haus 13 Mark 25 Pfg. Preis dieser Nummer 1 Mark 30 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 1 Mark, auf Seiten mit Text 1 Mark 20 Pfg. 6. Februar 1919.

Allgemeine Notizen.

Der Zentralverband Deutscher Industrieller versandte folgende Mitteilung, die darauf vorbereitet, daß Pläne, die verschiedentlich schon lange gehegt wurden, sich jetzt offenbar ihrer Verwirklichung nähern: Von führenden Persönlichkeiten der deutschen Industrie ist angeregt worden, die gegenwärtige Gemeinschaftsarbeit der beiden industriellen Spitzenorganisationen, des Zentralverbandes Deutscher Industrieller und des Bundes der Industriellen, für die Folgezeit in einer wesentlich engeren und daher arbeitsfähigeren Form als bisher aufrecht zu erhalten. Mit Recht wird dabei hervorgehoben, daß viele Gegensätze innerhalb der deutschen Industrie angesichts der völlig veränderten Lage nunmehr als überholt angesehen werden müssen und den für einen geordneten Wiederaufbau unserer Wirtschaftsverhältnisse höchst erwünschten einheitlichen Zusammenschluß der deutschen Industrie zu einer kraftvollen Organisation nicht mehr aufzuhalten vermögen.

Der Schwabacher Preis für die beste medizinische Arbeit auf dem Gebiete der Kriegsernährung in Höhe von 20000 Mark ist den Professoren Rubner und Zuntz in Berlin zu gleichen Teilen verliehen worden, da keine der eingegangenen experimentellen Arbeiten den Ansprüchen des Preisrichterkollegiums genügte.

Verteidigung im Strafverfahren. In einer Verfügung vom 30. Dezember 1918, die im Preußischen Justizministerialblatt veröffentlicht ist, gibt der bisherige Justizminister Dr. Rosenfeld Bestimmungen und Hinweise zur Förderung der Aufgaben der Verteidigung im Strafverfahren. Sie weist die Staatsanwaltschaften an, grundsätzlich bereits im noch nicht gerichtlichen Ermittlungsverfahren dem Verteidiger die Akteneinsicht zu gestatten. Auch den Gerichten wird empfohlen, die gesetzlichen Bestimmungen über die Akteneinsicht des Verteidigers möglichst entgegenkommend zu handhaben. Referendare sollen als Offizialverteidiger nur in einfachern Sachen und unter einer persönlichen Auswahl bestellt werden. Die Staatsanwaltschaft soll in weitherziger Weise prüfen, ob die Kosten der Verteidigung als eine notwendige Auslage des Angeschuldigten anzuerkennen sind, und bei Bejahung dieser Frage Anträge auf Übernahme dieser Kosten auf die Staatskasse in der Regel unterstützen. Schließlich werden Hinweise gegeben, die ein möglichst entgegenkommendes geschäftliches Zusammenwirken zwischen den Justizbehörden und der Verteidigung dringend empfehlen.

Gefälschte Zinsscheine. Es sind Fünf-Mark-Zinsscheine der 5prozentigen Kriegsanleihe von 1916 im Umlauf, auf denen der 5 eine 2 vorgedruckt und somit der Betrag in 25 Mark umgewandelt ist. Um sich vor Schaden zu bewahren, beachte man, daß unter dieser Ziffer der richtige Wert des Zinsscheins in Buchstaben mit „Fünf Mark" bezeichnet ist. Ferner sind Zinsscheine oder 5prozentige Kriegsanleihe im Umlauf, die auf der Rückseite folgende Stempel tragen: Entweder „Geprüft Deutsche Bank Hauptkasse 29. 12. 18"; oder „Deutsche Bank Kontrolle A. 10. 12. 18." Hierzu ist zu bemerken, daß die Deutsche Bank Zinsscheine mit einem Stempel irgendwelcher Art nicht in Umlauf bringt oder zu Zahlungen benutzt. Es ist zu vermuten, daß an den Zinsscheinen Fälschungen vorgenommen worden sind, und daß die Fälscher obengenannte Stempel in der Absicht benutzt haben, bei denjenigen Personen, denen sie die Zinsscheine in Zahlung geben, kein Mißtrauen aufkommen zu lassen.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3945. 152. Band.

Winter in Oberbayern: Blick auf die Zugspitzgruppe bei Garmisch-Partenkirchen.
Nach einer photographischen Aufnahme von Ferd. Gebhardt, München.

Die Opfer der Blockade.

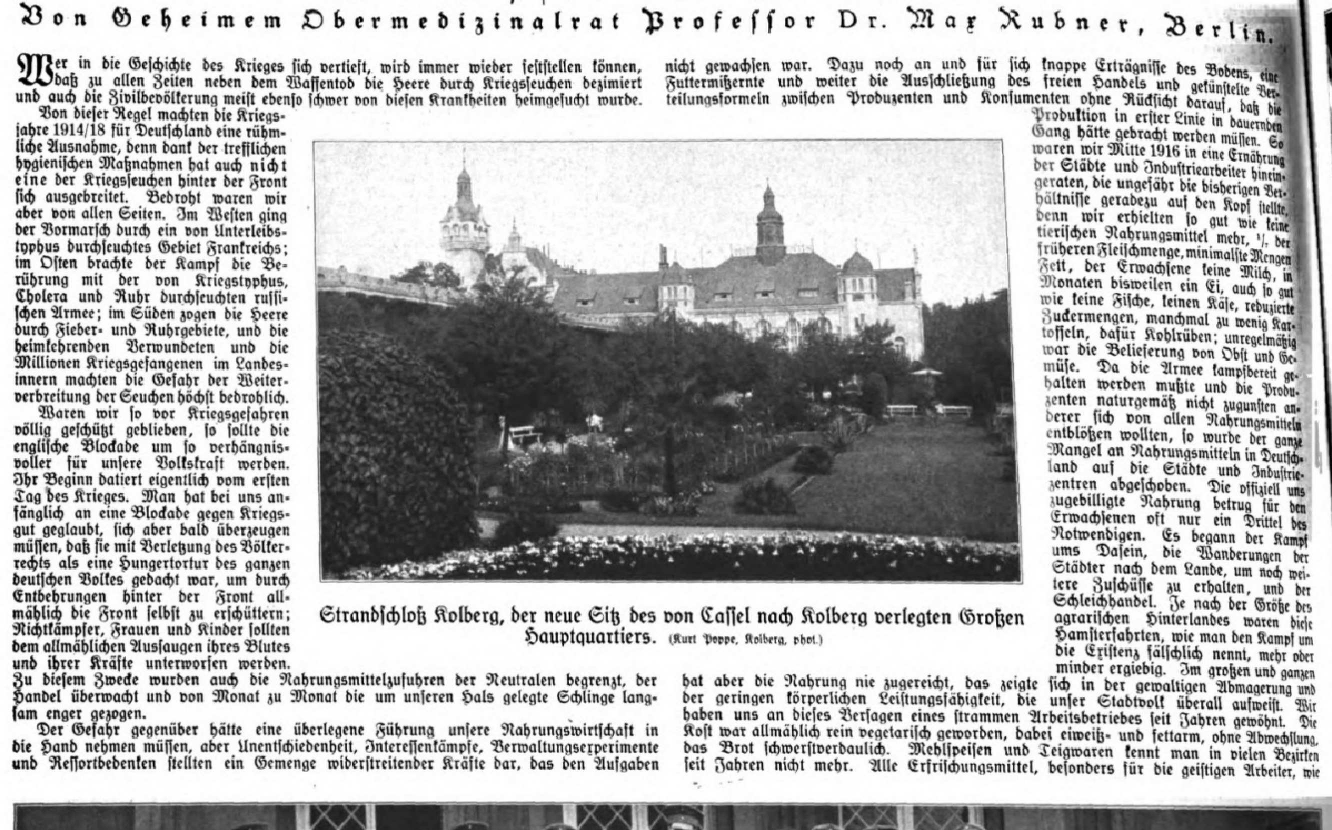
Von Geheimem Obermedizinalrat Professor Dr. Max Rubner, Berlin.

Wer in die Geschichte des Krieges sich vertieft, wird immer wieder feststellen können, daß zu allen Zeiten neben dem Waffentod die Heere durch Kriegsseuchen dezimiert und auch die Zivilbevölkerung meist ebenso schwer von diesen Krankheiten heimgesucht wurde.

Von dieser Regel machten die Kriegsjahre 1914/18 für Deutschland eine rühmliche Ausnahme, denn dank der trefflichen hygienischen Maßnahmen hat auch nicht eine der Kriegsseuchen hinter der Front sich ausgebreitet. Bedroht waren wir aber von allen Seiten. Im Westen ging der Vormarsch durch ein von Unterleibstyphus durchseuchtes Gebiet Frankreichs; im Osten brachte der Kampf die Berührung mit der von Kriegstyphus, Cholera und Ruhr durchseuchten russischen Armee; im Süden zogen die Heere durch Fieber- und Ruhrgebiete, und die heimkehrenden Verwundeten und die Millionen Kriegsgefangenen im Landesinnern machten die Gefahr der Weiterverbreitung der Seuchen höchst bedrohlich.

Waren wir so vor Kriegsgefahren völlig geschützt geblieben, so sollte die englische Blockade um so verhängnisvoller für unsere Volkskraft werden. Ihr Beginn datiert eigentlich vom ersten Tag des Krieges. Man hat bei uns anfänglich an eine Blockade gegen Kriegsgut geglaubt, sich aber bald überzeugen müssen, daß sie mit Verletzung des Völkerrechts als eine Hungertortur des ganzen deutschen Volkes gedacht war, um durch Entbehrungen hinter der Front allmählich die Front selbst zu erschüttern; Nichtkämpfer, Frauen und Kinder sollten dem allmählichen Aussaugen ihres Blutes und ihrer Kräfte unterworfen werden. Zu diesem Zwecke wurden auch die Nahrungsmittelzufuhren der Neutralen begrenzt, der Handel überwacht und von Monat zu Monat die um unseren Hals gelegte Schlinge langsam enger gezogen.

Der Gefahr gegenüber hätte eine überlegene Führung unsere Nahrungswirtschaft in die Hand nehmen müssen, aber Unentschiedenheit, Interessenkämpfe, Verwaltungsexperimente und Ressortbedenken stellten ein Gemenge widerstreitender Kräfte dar, das den Aufgaben nicht gewachsen war. Dazu noch an und für sich knappe Erträgnisse des Bodens, eine Futtermißernte und weiter die Ausschließung des freien Handels und gekünstelte Verteilungsformeln zwischen Produzenten und Konsumenten ohne Rücksicht darauf, daß die Produktion in erster Linie in dauernden Gang hätte gebracht werden müssen. So waren wir Mitte 1916 in eine Ernährung der Städte und Industriearbeiter hineingeraten, die ungefähr die bisherigen Verhältnisse geradezu auf den Kopf stellte, denn wir erhielten so gut wie keine tierischen Nahrungsmittel mehr, ¹/₅ der früheren Fleischmenge, minimalste Mengen Fett, der Erwachsene keine Milch, in Monaten bisweilen ein Ei, auch so gut wie keine Fische, keinen Käse, reduzierte Zuckermengen, manchmal zu wenig Kartoffeln, dafür Kohlrüben; unregelmäßig war die Belieferung von Obst und Gemüse. Da die Armee kampfbereit gehalten werden mußte und die Produzenten naturgemäß nicht zugunsten anderer sich von allen Nahrungsmitteln entblößen wollten, so wurde der ganze Mangel an Nahrungsmitteln in Deutschland auf die Städte und Industriezentren abgeschoben. Die offiziell uns zugebilligte Nahrung betrug für den Erwachsenen oft nur ein Drittel des Notwendigen. Es begann der Kampf ums Dasein, die Wanderungen der Städter nach dem Lande, um noch weitere Zuschüsse zu erhalten, und der Schleichhandel. Je nach der Größe des agrarischen Hinterlandes waren diese Hamsterfahrten, wie man den Kampf um die Existenz fälschlich nennt, mehr oder minder ergiebig. Im großen und ganzen hat aber die Nahrung nie zugereicht, das zeigte sich in der gewaltigen Abmagerung und der geringen körperlichen Leistungsfähigkeit, die unser Stadtvolk überall aufweist. Wir haben uns an dieses Versagen eines strammen Arbeitsbetriebes seit Jahren gewöhnt. Die Kost war allmählich rein vegetarisch geworden, dabei eiweiß- und fettarm, ohne Abwechslung, das Brot schwerstverdaulich. Mehlspeisen und Teigwaren kennt man in vielen Bezirken seit Jahren nicht mehr. Alle Erfrischungsmittel, besonders für die geistigen Arbeiter, wie



Strandschloß Kolberg, der neue Sitz des von Cassel nach Kolberg verlegten Großen Hauptquartiers. (Kurt Poppe, Kolberg, phot.)



Die deutsche Oberste Heeresleitung.

In der Mitte der vordersten Reihe: Generalfeldmarschall v. Hindenburg, der von der Stadt Cassel, von der aus er fast zwei Monate lang die Demobilisation unseres Heeres geleitet hat, zum Ehrenbürger ernannt wurde. Rechts von ihm der Erste Generalquartiermeister General Groener. (Phot. Paul Tellgmann, Cassel.)

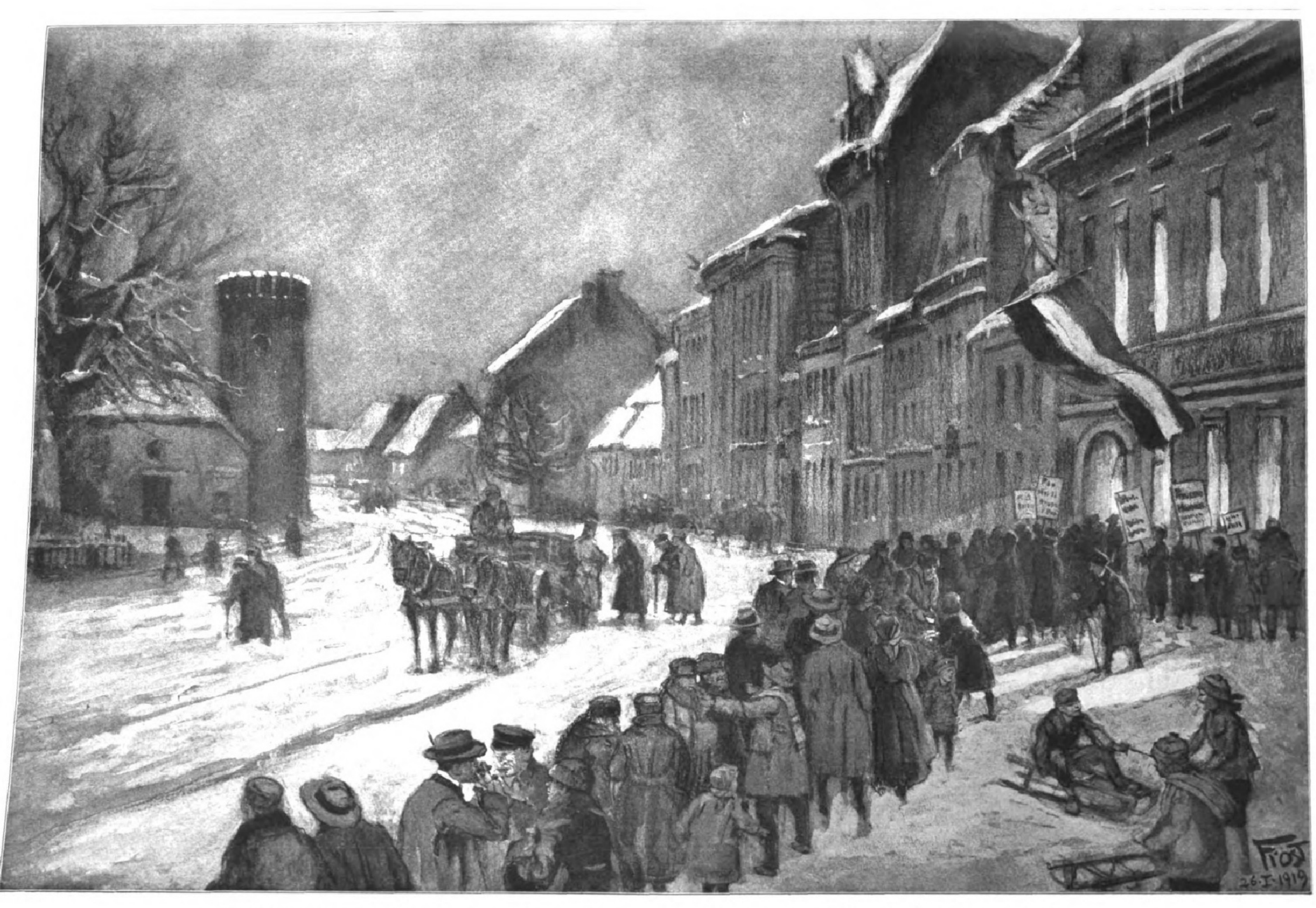


Aufräumungsarbeiten an der von den Polen zerstörten Brücke über die Netze bei Weißenhöhe (Provinz Posen).



Ankunft einer deutschen Infanterieabteilung zur Vertreibung der Polen aus der im Netzetal gelegenen Stadt Samotschin.

Zum Schutz der Ostmark gegen die Polen.



Von den Wahlen zur preußischen Landesversammlung am 26. Januar: Am Spätnachmittag des Wahltages in einem märkischen Landstädtchen.
Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.



Ein Offizier mit Karabiner als Straßenposten.

Tee, Kaffee, Kakao, fehlten; dafür gibt es die völlig unwirksamen Surrogate.

Die knappe Fettwirtschaft erlaubt die Herstellung von Seifen nicht mehr; die gelieferte Ware ist schlecht und unwirksam; ermöglicht weder die hygienisch notwendige Körperpflege noch auch die Reinigung der Wäsche in gewünschter Weise. Besonders empfindlich berührt außer dem Kleider- und Schuhmangel das Fehlen alles Nötigen für die Kleinkinder- und auch die Krankenpflege, speziell der Mangel an Gummiwaren, Unterlagen, Wasserkissen, Kathetern, Operationshandschuhen.

Übereifrige haben es fertiggebracht, durch die Presse die Suggestion aufrechtzuerhalten, als wäre es in puncto des Gesundheitszustandes unserer Bevölkerung ausgezeichnet bestellt; man beginnt jetzt die Torheit, nach außen hin glauben machen zu wollen, als sei die Nahrungsreduktion und Verschlechterung in den Städten als die erfreuliche Abstoßung eines entbehrlichen Luxus und die Erreichung des idealen Zieles der künftigen Reichsvolksernährung anzusehen. In jeder Richtung Unwahrheit und Unverstand denn über die Wirkung des Ernährungszustandes haben sich fremde Beobachter genügend informiert, und tatsächlich war seit 1916 der Gesundheitszustand des Volkes in fortwährender und zum Teil bedrohlicher Abnahme.

In Wirklichkeit war durch die schlechte Ernährung der Volkskörper so zermürbt, daß auch ohne Kriegsseuchen die Sterblichkeit gewaltig gestiegen war. Unter den unvermeidlichen Schädlichkeiten, wie sie das Leben erbringt, brachen mehr und mehr weite Volksschichten zusammen, zuerst die älteren Altersklassen, dann die mittleren und schließlich auch die Jugendlichen von 1 bis 15 Jahren, und in allerletzter Zeit sind auch die Säuglinge an der Mutterbrust vom Ernährungsmangel nicht mehr verschont geblieben, weil auch das Stillen der Mütter nur wenig und wohl auch schlechte Milch zu liefern imstande war. Auch die Krankenernährung ist in ihren Mitteln so hilflos, daß sie meist nichts bieten kann, was der Leidende zur Erhaltung oder Rekonvaleszenz nötig hat.

Die Anzahl der Opfer, welche die Blockade uns an Menschen auferlegt hat, ist ungeheuer. Während wir vor dem Kriege ein fortwährendes Sinken der Sterblichkeit und der Erkrankungsziffer aufzuweisen hatten hat diese Abnahme der Sterblichkeit der Zivilbevölkerung schon im Jahre 1915 aufgehört und einem Wachstum der Sterblichkeit Platz gemacht, das von Jahr zu Jahr zugenommen hat. Ich gebe die nach sorgsamster Prüfung festgestellten Zahlen:

Jahr	Zahl der Opfer der Blockade	Vergleich der Opfer der Blockade mit den Sterbefällen 1913
1915	88 235	+ 9,5 Proz
1916	121 174	+ 14,3 „
1917	259 627	+ 32,2 „
1918	293 760	+ 37,0 „

Dabei sind die Grippefälle des Jahres 1918 ganz außer Betracht geblieben. Dies bedingt sicherlich noch eine zu geringe Schätzung der Todesfälle, weil ein guter Teil der Grippeopfer auf den geschwächten körperlichen Zustand unserer Bevölkerung überhaupt zurückzuführen ist. Man kann meines Erachtens mit Bestimmtheit sagen, daß die Blockade uns mindestens an 800 000 Menschen gekostet hat, d. h. etwa halb soviel, als der Verlust an Soldaten nach Pressenachrichten — 1 600 000 Mann — betragen soll. Und doch hat dieser Kampf hinter der Front erst im letzten Jahre seine höchsten Ziffern mit täglich 800 Todesfällen erreicht. Bis auf die Stunde liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß diese Zahl auch um ein Opfer geringer geworden wäre. Sie wird eher in nächster Zeit noch etwas steigen. Jeder Tag eine „Lusitania“! Man versteht wirklich nicht, wie viele unserer Zeitungen spaltenlang über den Mord einer Person oder über einen Eisenbahnunfall berichten können, während dieser dauernde Mord durch die Blockade völlig gleichgültig hingenommen wird. Bloß weil die Art des Sterbens eine andere ist, weil die Blockadeopfer langsam in qualvollen Tagen schweigend fallen und in ihrem traurigen Verfall die Öffentlichkeit nicht verletzen? Das Straßenbild ist freilich nicht der Spiegel, aus dem die Not blickt. Wer elend und schwach ist, hat die Lust zur Promenade verloren. Das Hinsterben braucht auch keinen besonderen Namen, weil bei der Zermürbtheit des Organismus jede beliebige Erkrankung den Gnadenstoß gibt.

Man kennt im Ausland genau unsere Verhältnisse. Am 8. September 1918 sagte der englische Minister Baden-Powell nach einer mir vorliegenden Zeitungsnotiz: „Die deutsche Rasse wird ruiniert, die Geburtenziffer mag in Deutschland befriedigend sein, der nicht ausrottbare Schaden ist etwas anderes und Ernsteres.“ Der Krieg ist zu Ende, alle Hindernisse für Warenverkehr und Schiffahrt sind für alle anderen Nationen beseitigt worden, nur für Deutschland ist gerade die Blockade bewußt verschärft worden. Man hat also den Krieg in der Form des Männerkampfes, die den anderen Nationen gleichen Verlust brachte, beseitigt, den einseitigen Krieg gegen Frauen und Kinder und Nichtkämpfer aber beibehalten, einen Krieg mit halber Kraft gegen uns, ohne Verluste auf der anderen Seite.

Es wird von Interesse sein, noch im einzelnen auf die Verluste des Jahres 1917 nach Altersstufen einzugehen (siehe folgende Tabelle). In allen Altersklassen, die Kinder im ersten Lebensjahre ausgenommen, ist die Sterblichkeit bedeutend gestiegen und recht auffallend gerade im Alter von 5 bis 15 Jahren. Demgemäß hat sich selbstverständlich auch die Zahl der Kranken gesteigert. Zu den Krankheiten, die unseren künftigen hygienischen Zustand schwer belasten, gehört die Tuberkulose, die in allen Altersklassen und Formen enorm zugenommen und die Sanierungsarbeit unseres Volkes von Jahrzehnten zunichte gemacht hat, so daß für die Zukunft die Tuberkulosebekämpfung mit neuer Kraft aufgenommen werden muß.

Alter	Zunahme der Sterbefälle	Zunahme auf 100 Sterbefälle im Frieden 1913
0—1 Jahr	3 506	2,4
1—5 „	30 591	49,3
5—15 „	19 920	55,0
Männliche Zivilbevölkerung		
15—48 Jahr	12 856	42,2
48—60 „	19 720	29,2
60—70 „	22 890	35,2
70 und mehr	37 944	40,6
Weibliche Zivilbevölkerung		
15—30 Jahr	15 565	45,7
30—60 „	30 502	32,7
60—70 „	19 394	30,0
70 und mehr	46 789	48,0

Der große Ausfall der Geburten dürfte bekannt sein. Zweifellos ist ein Teil dieses Ausfalls den Veränderungen der weiblichen Geschlechtsfunktionen zuzuschreiben, zum Beispiel dem Aufhören der Menstruation, die sich unter dem Einfluß der schlechten Ernährung auszubilden pflegte.

Ein Posten der Freiwilligen Volkswehr im Schneemantel, ausgerüstet mit Sturmhelm, Gewehr, und Handgranaten.

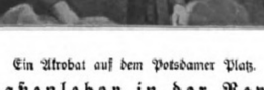
Wenn man von all dem Kummer und den Sorgen, die vermehrte Sterblichkeit mit sich bringt, auch absieht, so läßt sich für den materiellen Schaden, der uns aus der Benachteiligung der Volkskraft erwächst, auch ein genereller Ausdruck finden. Sterben, Geburtenverminderung, Herabsetzung der Arbeitsfähigkeit, all das sind Dinge, die man auch in Geld ausdrücken kann. Geht man von diesem nationalökonomischen Gesichtspunkte an die Opfer der Blockade heran, so hat sie uns allein in dieser Hinsicht einen Schaden von rund 56 Milliarden Mark zugefügt, gewiß eine auch in unseren Zeiten bemerkenswerte Größe. Dazu noch die unendlich größeren wirtschaftlichen Schäden. Man hat bei uns so gern gesagt, die Feinde sind nicht auf deutschen Boden vorgedrungen, gewiß nicht, aber sie waren trotzdem hinter der Front. Sie haben uns durch die Blockade um ungeheure Größen des Nationalvermögens geschädigt und ungeheure Blutopfer der Zivilbevölkerung gefordert. Leider in so hohem Maße, daß demgegenüber die Opfer der Zivilbevölkerung in einem Kampfgebiet auch kaum größer gewesen sein würden. Die Logik der Tatsachen ist heute leider schlecht im Werte, es hindert uns aber niemand, sie anzuwenden. Man würde in einer Aufrechnung der Kriegsverluste die 800000 Menschen sogar unter dem Gesichtspunkt der Verletzung des Völkerrechts oder der Gesetze der Humanität an besonders wichtiger Stelle einordnen können. Beide haben aber eine so schlechte Valuta im Rechtsempfinden der Völker, daß man von ihrer besonderen Bewertung vorläufig absehen mag. Aber einen Vergleich wollen wir anstellen. Achthunderttausend Tote bedeuten soviel wie 85 Prozent der Gesamtbevölkerung der Pfalz. Zahlenmäßig ist kein Unterschied, ob man bei einem Einfall der Feinde in die Pfalz die obigen 85 Prozent der Bevölkerung einfach füsiliert hätte, oder ob man blockademäßig die Toten über das ganze Reich verteilt, ja, man kann sogar der unmaßgeblichen Meinung sein, daß die erste Methode die humanere war, weil sie den Menschen Kummer, Sorgen und qualvolles Ende erspart hätte.

Ich glaube, daß in dem Gesagten das, was die Blockade war und ist, noch nicht vollkommen zum Ausdruck gebracht wird. Durch die von Jahr zu Jahr zunehmenden Ernährungsschwierigkeiten, den steten Kampf ums tägliche Brot, die Einschränkung auf eine ewig gleiche genußmittelarme Kost kam zum Verfall des Körpers eine völlige Umstimmung der Nation in seelischer Hinsicht, die uns manche Erscheinung des Geisteslebens erklärt. Vor allem fällt uns bei kritischer Betrachtung der Zustand der allgemeinen Depression und Gleichgültigkeit gegen die wichtigsten und katastrophalen Ereignisse auf. Das Sterben in der Front und hinter der Front löste eigentlich keine Erregung aus; es fehlte jede Initiative, Unternehmungslust, jeder Schwung des Gedankens, der Sinn für Zeitverlust. Die wichtige politische Umstellung brachte weder neue Gedanken noch erhebende Ziele und verlief sich unter planlosen Lohntreibereien und utopischem Begehren. Die seelische Depression, verbunden mit Reizbarkeit, macht die Leute leicht zugänglich für aufreizende Gedanken und Rechtsverletzungen aller Art. Wie kann man aus dieser Situation herauskommen? Gewiß wird die Vernunft sich wieder über die Welt ausbreiten, aus ihr entwickelt sich das Recht und aus diesem die Humanität. Dieser Prozeß will langsam reifen. Daher sollten wir auch darauf verzichten, diesen Faktor jetzt in den Kreis der Erwägung zu ziehen. Vorläufig wissen wir, man kennt die Wirkungen der Blockade und hält sie aufrecht. Das bedeutet mehr als Worte sagen können. Stellen wir uns doch wieder auf unsere eigene Kraft, halten wir „die Front“ mit männlichem Empfinden. Die Nahrungsmittelvorräte, die wir haben, können uns zwar keine bessere Ernährung geben, als wir bisher haben, aber die Situation bietet doch keinen Anlaß, die Hände so in den Schoß zu legen wie bisher. Es ist genug Arbeitsgelegenheit im Lande für Arbeitswillige, vorausgesetzt, daß nicht die letzte Welle des Kriegswuchers in der Form wahnwitziger Lohnsteigerung die Unternehmungen ruiniert. Arbeit ist Nahrung. In absehbarer Zeit wird es doch gelingen, den äußeren Handel in die Wege zu leiten; wir werden haben, was wir bezahlen können, aber dazu wird nicht das Geld, sondern die Ware notwendig sein. Wir haben schon ein Vierteljahr für nutzbringendes Schaffen verloren; es ist Zeit, daß das Räderwerk des Staates endlich ineinandergreift. Nur so werden die Nachwirkungen der Blockade ausheilen können.



Ein Spieltisch mit Roulette.

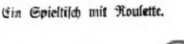




Ein Akrobat auf dem Potsdamer Platz.



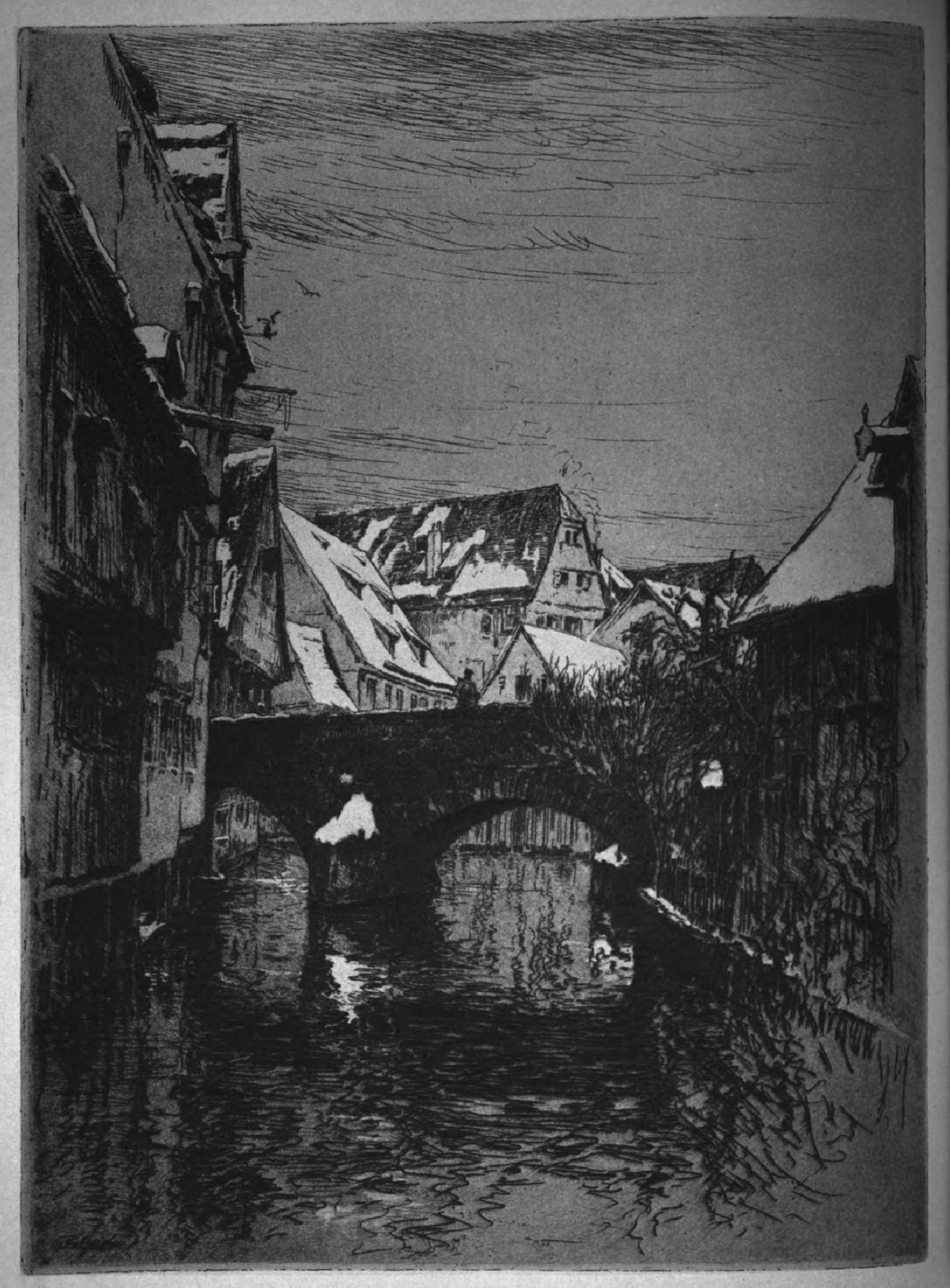
Ein Kaffeetisch auf der Straße.



Berliner Straßenleben in der Revolutionszeit.



Lesendes Mädchen. Nach einer Radierung von Otto Goetze.
(Verlag von Ludwig Möller, Lübeck.)



Das malerische Deutschland: Alte Brücke an der Blau in Ulm.

Nach einer Radierung von Paul Geißler.

DAS EI.

HUMORESKE VON WILHELM HERBERT.

Sonntagnachmittag ist 's. Das Dorf liegt wie ausgestorben. Die Leut sind alle in den Nachbarmarkt zum Veteranenfest. Der Bauer hat sich mit seinem Feiertagspfeiferl in den Obstgarten hinausgemacht und da ins Kraut gelegt, das so üppig in die Höh schießt, daß man ihn gar nicht mehr bemerkt, wie er sich auf den Buckel streckt und in den Himmel hinaufschaut, um die Wolken zu studieren und über seine Zukunft nachzudenken. Die Kinder sind alle versorgt, und er ist mutterseelenallein, seitdem ihm vor drei Jahren sein Weib gestorben ist. Er fühlt sich aber noch gar nicht dazu aufgelegt, den Einsiedel zu spielen; gesund ist er ja auch und, wie man so zu sagen pflegt, in dem besten Alter.

Alleweil kleiner und dünner werden die blauen Rauchwölkerln, die aus seinem Pfeiferl aufsteigen. Auf einmal ist er sanft eingenaundelt. Da träumt ihm was ganz Sonderbares. Er sitzt auf einer goldenen Wolke, und gegenüber von ihm sitzt sein Weib selig und schaut ihn freundlich und vergnügt an. „Mir geht 's gut, Michel," sagt sie, „bloß du machst mir ein bißl Kummer, weil du gar so allein bist! Wie wär 's denn, wann du die Nachbarin . . ."

Da wacht er auf mitten in ihrem Satz. „Sapperment," brummt er und reibt sich die Augen, „hätt s' jetzt nicht ausreden können, daß man wüßt, wie man daran ist!"

Der Störenfried, der ihn um den zweiten Teil des Vorschlags von seinem Weib selig gebracht hat, ist ein Hendl, das wie närrisch im Krautgarten umeinander rennt und hin und her gackelt, weil es sich nicht entschließen kann, wo 's sein Sonntagnachmittagsei hinlegen soll. Keines von den gewohnten Platzerln scheint ihm dazu gut genug zu sein, und der Bauer, der sich schon wieder bequem hingestreckt hat und danach hinüberschielt, bemerkt mit Ärger und Erstaunen, wie das verrückte Hendl auf einmal durch ein Loch im Zaun in den Nachbargarten schlupft und dort unter einer Hollerstaud'n sein Ei legt. Dann kommt es ganz zufrieden wieder herübergekrochen und wackelt und rennt vergnügt in den Stall, um dort offenbar den andern Hendln auch die neue Eierlegmod beizubringen, durch die man den Bauern um sein Eigentum prellen und sich vielleicht da drüben ein geheimes Proviantlager einrichten könnt.

Er überlegt sich gerad, wie er zu seinem Recht käm und doch die protzige Nachbarswittib nicht darum anzugehn bräucht. Denn bei der ist 's ja gerad, wie wenn man sie überhaupt schon jeden Tag um Entschuldigung bitten müßt, daß man noch lebt, ohne daß man sie am Abend vorher dazu um Erlaubnis ersucht hat. Wie er aber just studiert, was er anfangen sollt, um ohne eine Bittschrift zu seinem Ei zu kommen, da macht er auf einmal eine Entdeckung, die seine ganze Aufmerksamkeit im höchsten Maß herausfordert. Aus der Weinlaub'n drüben erhebt sich nämlich plötzlich eine Gestalt, die er von seinem Platz aus bisher nicht hat wahrnehmen können.

Saprament, die Nachbarin! Ein bildsauberes Weib alleweil noch! Wann sie nur nicht gar so protzig wär . . . und wann man nur gewiß wüßt, was die Selige mit ihrer halben Red hat sagen wollen! Es ist schon ein Kreuz mit den Weibern: Das eine Mal, wann man gar nichts von ihnen hören will, reden sie einem das halbe Ohrwaschl weg — und das andere Mal, wann man so gern genau wüßt, wie man daran ist, kommt so ein verflixtes Hendl mit seinem Gegacker dazwischen! Und schließlich holt man sich doch nicht gern mit einem grauen Kopf noch einen Mordskorb, laßt sich, wenn 's ruchbar wird, vom ganzen Dorf auslachen und hat vielleicht obendrein noch nicht einmal die andere Hälfte von dem Willen der Seligen richtig erraten.

In seinen schweren Zweifeln legt sich der Bauer im Krautgarten auf die Paß und schaut, was die Nachbarin treibt.

Die aber war auch — so ganz allein daheim — eingeschlafen. Das Hendlgegacker hat sie gleichfalls aufgeweckt. Und, wie 's schon oft so merkwürdig zusammentrifft, sie hat auch geträumt. Ihr Seliger, der vor zwei Jahren gestorben ist, sitzt aufm Regenbogen und schaut zu ihr herunter, nimmt 's Pfeiferl ausm Mund und sagt: „Walburg," sagt er, „um mich brauchst d' dich nicht z' kümmern. Mir geht 's recht gut da heroben, und eing'wöhnt bin ich jetzt auch schon. Aber du tust mir leid, daß d' gar so allein rumlaufen mußt auf der Welt. Man weiß schon, wie ein Weibsleut verkauft und verraten ist, wann 's keinen Menschen hat, der ihr beisteht. Was meinst d' denn eigentlich, wann der Nachb . . ."

Mitten drin im Wort rutscht aber der Selige vom Regenbogen runter und ist verschwunden. Alles durch das verflixte Gegacker von dem Hendl, das sich an keine Sonntagsruh halten will, sondern just jetzt sein Ei legen muß. Die Nachbarin sieht 's gerad noch, wie sie sich die Augen gerieben und wieder auf die Welt zurückgefunden hat, von der Stell weglaufen, wo das wichtige Sonntagnachmittagsgeschäft besorgt worden ist, und in den andern Garten hinüberschlupfen. „Holla!" denkt sie sich. „Ein Hendl vom Bauern!" Ganz seltsam kommt ihr das vor, und es ist ihr gerad, als ob 's schon so hätt sein müssen. Vielleicht ergibt sich auf die Weis einmal eine Ansprach und Aussprach. Denn auf andere Manier kommt sie ja doch ihr Lebtag nicht mit ihm zum Reden. Ein spaßiger Mensch, der Bauer. Just, wie wann er ihr absichtlich ausweichen tät! Halt auf, so ist 's denn doch noch nicht, daß man ihr auszuweichen bräucht — da wüßt sie im Gegenteil den einen und andern respektablen Mann, der sich für ein bißl Aussicht auf ihre Hand alle zehn Finger abschlecken tät. Freilich, an den Bauern drüben kann ja schließlich keiner hin. Was wahr ist, muß auch wahr bleiben. Aber deswegen bräucht einer doch noch nicht gleich so großartig und von oben herunter zu tun, wie wann die andern Leut alle miteinander auf der Wassersupp'n dahergeschwommen wären. Das gibt 's denn doch auch nicht.

So denkt sich die Bäurin und wirft ihren Kopf zurück wie noch einmal der lebendige Hochmut, daß ihr die Haar, die ihr beim Schlafen aufgegangen sind, wie ein Wasserfall über den Buckel hinunterrollen. „Ein Prachtweib!" meint der Bauer für sich. „Aber ein herrisches G'nack hat s'!"

Derweil ist sie bei dem Ei angekommen und buckt sich danach.

„Ja, was wär denn jetzt das?" denkt sich der Bauer, und es reißt ihn wider Willen ein bißl in die Höh. „Möcht sie am End gar mir das Ei da nehmen?"

„Und 's Hendl muß ich auch noch dazu krieg'n!" beschließt sie bei sich, weiß aber noch nicht, wie sie 's dazu anstellen soll. Da, wie sie sich wiederaufrichtet, sieht sie gerad noch den struppigen Kopf drüben im Gras verschwinden — und mit dieser Entdeckung zuckt ihr auf einmal ein Plan durch das Hirn. Sie nimmt das Ei und geht damit resolut in das Haus hinein. Jetzt richtet sich der Bauer zum Sitzen auf. „Da möcht'st d' ja doch gleich d' Heuschrecken auf d' Alm treib'n!" schimpft er und starrt ihr zornig nach. „Sonst schaut s' unsereinen gar nicht an und betracht't einen bloß als einen halbeten Menschen. Ein dalketes Hendl aber, wenn am Sonntagnachmittag ein Ei vertragt und sie sieht das narrische Viehzeug noch weglaufen auch, da wird sie nicht Herr über ihr Gelüsten und vergreift sich am fremden Eigentum! — Auweh! Auweh!" denkt sich der Bauer. „Jetzt ist 's g'fehlt!" Denn die Habgier und den Geiz und die Gewinnsucht auf fremde Kosten hat er bei seiner kerzengeraden kernigen Natur nie leiden können, und er hätt solche Eigenschaften just bei der stolzen Nachbarin am allerwenigsten gesucht. Ganz tiefsinnig ist er geworden über der fatalen Entdeckung und stützt den Kopf in die Hand und sinniert und grübelt eine lange Weil darüber nach. Da hat sich halt die Selige doch arg verguckt trotz ihrem Wolkenplatzl, von dem sie herunterschaut. Alles sieht man, scheint 's, von dort aus auch noch nicht — besonders, wenn es sich um das Hineinleuchten in eine Weiberseel handelt, in der hin und wieder so manches ganz tief zu unterst schlaft, was man nicht so leicht von oben her wahrnehmen kann. Es wird ihm ganz seltsam zumut bei der Sach, gerad, wie wann er was verlieren müßt, was ihm eine besondere Freud gemacht haben tät. Schau, schau, eine solche ist sie also — so eine gar gewöhnliche, die Nachbarin, und er hat sie alleweil für eine Extrige gehalten, für eine, die 's nicht gleich wieder gibt, die 's für ihn nur einmal noch gegeben hat — seine Selige nämlich . . .

Er hätt wahrscheinlich noch lang so weiterstudiert, wann er nicht auf einmal seinen Namen hätt rufen hören von einer ganz merkwürdigen freundlichen Stimm. Wie er aufschaut, wär er beinah umgefallen, obwohl er schon so dagesessen ist. Denn da steht niemand anderer am Zaun wie die Nachbarin mit einem großen Blech in der Hand, auf dem ein paar Kannen einladend dampfen — und sonst ist auch noch allerhand drauf.

„Bauer!" sagt sie so lieb und zutraulich und lustig, wie er 's bei ihr gar nicht für möglich gehalten hätt. „Bauer, magst d' nicht mit mir Kaffee trinken, weil wir alle zwei so mutterseelenallein daheim sind? Und schau, was B'sonders hätt ich auch noch für dich — ein weiches Ei — das hab ich dir gekocht, weil 's so ein damisches Hendl von dir zu mir rüber vertragen hat. Es muß doch seinen Herrn wiederfinden. Magst d' nicht?"

Der Bauer sieht auf einmal nichts als den glänzenden blanken Eierbecher — und mit schönen, goldenen Buchstaben steht darauf: „Aus Freundschaft!"

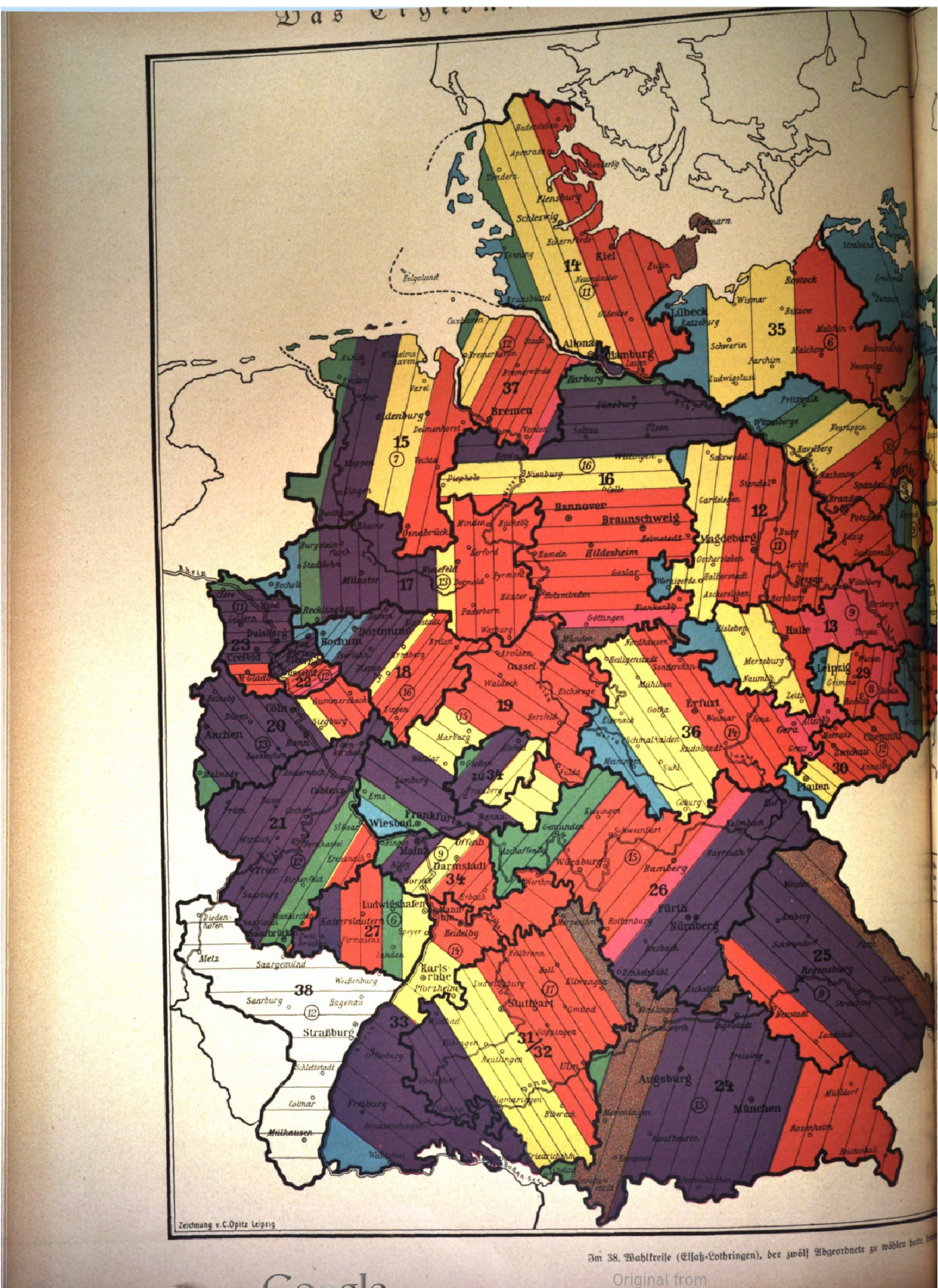
Da fallt ihm plötzlich ein Zentnerstein vom Herzen und gleich drauf noch einer. „Freilich mag ich!" schreit er kreuzvergnügt, und weil ihm auf einmal so leicht geworden ist, will er in seinem förmlich jugendlichen Mutwillen gleich mit einem Satz zu ihr über den Zaun springen. Er kommt auch glücklich hinüber. Aber ein gehöriges Trumm von dem Zaun hat er halt doch dabei mitgenommen und umgerissen.

Einen Augenblick stehen sie alle zwei paff und betrachten das angerichtete Unheil, das die Grenze zwischen ihren Besitzungen zerstört hat.

„Was meinst d'," schmunzelt er dann kuraschiert und blinzelt sie von der Seite an, „was meinst d' denn, wann wir das andere Trumm auch noch umreißen täten?"

Sie lacht ihn so recht spitzbübisch an und sagt: „Jetzt iß nur z'erst — 's wird ja sonst ganz kalt, dein Hendlei!"

Und sie gehen miteinander in die Weinlaub'n. Der Selige aber sitzt droben auf dem Regenbogen und schlenkert vergnügt die Füß, und die Selige lacht auf ihrem Rosenwolkerl zufrieden vor sich hin. Das Sonntagnachmittagshendl indes ruht im Heu von seiner Anstrengung aus und pispert im Schlaf ganz leis und süß . . . .



Im 38. Wahlkreise (Elsaß-Lothringen), der zwölf Abgeordnete zu wählen hatte,

nalversammlung am 19. Januar 1919.

Wahlkreis 3

Stadt Berlin

ERKLÄRUNG:

Grenze des Wahlkreises

1—38 Nummern der Wahlkreise

Zahl der in einem Wahlkreise gewählten Abgeordneten

Deutschnationale Volkspartei (Konservative, Reichspart. u. Wirtschaftl. Vereinig.)

Deutsche Volkspartei (hervorgegangen aus rechtsstehenden Nationalliberalen)

Christliche Demokratische Partei (ehemalige Zentrumspartei)

Deutsche Demokratische Partei (Freisinnige und linksstehende Nationalliberale)

Sozialdemokratische Partei Deutschlands (Mehrheitssozialisten)

Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands

Verschiedene Parteien

Wahlkreis Nr.	Für die Nationalversammlung bilden je einen Wahlkreis	Zahl der Einwohner nach d. Stande vom 1. 12. 1910	Anzahl der gewählten Abgeordneten
1	die Provinz Ostpreußen	2 064 175	14
2	die Provinz Westpreußen	1 703 474	11
3	die Stadt Berlin	2 071 257	14
4	die Reichstagswahlkreise Potsdam 1—9, soweit sie zum Regierungsbezirk Potsdam gehören	1 544 851	10
5	der Reichstagswahlkreis Potsdam 10, soweit er zum Regierungsbezirk Potsdam gehört	1 314 576	9
6	der Regierungsbezirk Frankfurt a. O.	1 233 189	8
7	die Provinz Pommern	1 716 921	11
8	die Provinz Posen	2 099 831	14
9	der Regierungsbezirk Breslau	1 841 398	12
10	der Regierungsbezirk Oppeln	2 207 981	15
11	der Regierungsbezirk Liegnitz	1 176 583	8
12	der Regierungsbezirk Magdeburg und Anhalt	1 580 118	11
13	der Regierungsbezirk Merseburg	1 309 510	9
14	die Provinz Schleswig-Holstein und das zu Oldenburg gehörige Fürstentum Lübeck	1 662 304	11
15	die Regierungsbezirke Aurich und Osnabrück sowie Oldenburg ohne die Fürstentümer Birkenfeld und Lübeck	1 041 810	7
16	die Regierungsbezirke Hannover, Hildesheim und Lüneburg sowie Braunschweig	2 356 856	16
17	die Regierungsbezirke Münster und Minden, der zur Provinz Hessen-Nassau gehörige Kreis Schaumburg sowie die beiden Lippe	1 971 486	13
18	der Regierungsbezirk Arnsberg	2 399 849	16
19	die Provinz Hessen-Nassau ohne die Kreise Schaumburg und Schmalkalden, ferner der Kreis Wetzlar vom Regierungsbezirk Coblenz sowie Waldeck	2 251 629	15
20	die Regierungsbezirke Cöln und Aachen	1 940 317	13
21	die Regierungsbezirke Coblenz und Trier, ohne den Kreis Wetzlar, ferner das zu Oldenburg gehörige Fürstentum Birkenfeld	1 750 819	12
22	die Reichstagswahlkreise Düsseldorf 1—5, soweit sie zum Regierungsbezirk Düsseldorf gehören	1 820 598	12
23	die Reichstagswahlkreise 6—12 des Regierungsbezirkes Düsseldorf	1 597 790	11
24	die Regierungsbezirke Oberbayern und Schwaben	2 321 918	15
25	die Regierungsbezirke Niederbayern und Oberpfalz	1 324 615	9
26	die Regierungsbezirke Ober-, Mittel- u. Unterfranken	2 303 673	15
27	der Regierungsbezirk Pfalz	937 085	6
28	die sächsischen Reichstagswahlkreise 1—9	1 771 117	12
29	die sächsischen Reichstagswahlkreise 10—14	1 165 330	8
30	die sächsischen Reichstagswahlkreise 15—23	1 870 214	12
31/32	Württemberg u. der Regierungsbezirk Sigmaringen	2 508 585	17
33	Baden	2 142 833	14
34	Hessen	1 282 051	9
35	Mecklenburg-Schwerin, Mecklenbrg.-Strelitz u. Lübeck	862 999	6
36	die thüringischen Staaten Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg und Gotha, die beiden Schwarzburg und die beiden Reuß sowie der Regierungsbezirk Erfurt und der zur Provinz Hessen-Nassau gehörige Kreis Schmalkalden	2 160 692	14
37	Hamburg, Bremen und der Regierungsbezirk Stade	1 743 545	12
38	Elsaß-Lothringen	1 874 014	12
		Zusammen	433

...ge der ablehnenden Haltung der französischen Regierung Wahlen nicht stattfinden.

Verzeichnis der Abgeordneten der Deutschen Nationalversammlung.

Deutschnationale Volkspartei (41).

Arnstadt, Landwirt, Großvargula . . . 36
Behm, Verbandsvorsitzende, Zehlendorf-Berlin . . . 7
Behrens, Verbandsvorsitzender, Bielefeld . . . 1
Biener, Bäckerobermeister, Chemnitz . . . 30
Bruhn, Verleger, Berlin . . . 6
Deglerk, Eisenbahnrechnungsrevisor, Breslau . . . 6
Dr. v. Delbrück, Staatsminister, Jena . . . 36
Dietrich, Justizrat, Berlin . . . 4
Dr. Düringer, Minister a. D., Karlsruhe . . . 33
v. Gierke, Frl. Anna, Charlottenburg . . . 5
v. Graefe, Gutsbesitzer, Goldebee . . . 35
Dr. Hartmann, [illegible] Königshütte-Heiduk (O.-S.) . . . 10
Dr. Hugenberg, Geh.-Rat, Gut Rohbraken bei Rinteln . . . 8
Jandrey, Bauernhofsbesitzer, Klein-Rabbow . . . 7
Kempkes, Rechtsanwalt, Essen (Ruhr) . . . 22
Knollmann, Arbeitersekretär, Posen . . . 8
Koch, Wilhelm, Gewerkschaftssekretär, Elberfeld . . . 22
Dr. Kölzsch, Oberkonsistorialrat, Dresden . . . 28
Kreft, Landwirt, Lakomowo (Kreis Bromberg) . . . 8
Laverrenz, Wilhelm . . . 3
Malkewitz, Zeitungsverleger, Stettin . . . 7
D. Mumm, Lizentiat, Siegen . . . 18
Noske, Ferdinand, Bauerngutsbesitzer, Kutschau . . . 6
Oberfohren, Oberlehrer, Kiel . . . 14
Ohler, Landwirt, Grabitz (Kreis Birnbaum) . . . 8
Dr. Philipp, Oberlehrer, Borna . . . 29
Posadowsky-Wehner, Graf, Staatsminister a. D., Naumburg a. S. . . . 13
Richter, Besitzer in Ebersbach, Kreis Pr. Holland . . . 1
Dr. Roesicke, Rittergutsbesitzer, Görsdorf . . . 2
Schiele, Rittergutspächter, Schollene b. Rathenow . . . 12
Dr. Schirrmacher, Käthe, Schriftst., Danzig . . . 2
Schultz, Landgerichtsrat, Bromberg . . . 2
Dr. Semmler, Professor, Breslau . . . 9
D. Traub, Pfarrer, Dortmund . . . 5
Veidt, Pfarrer, Frankfurt a. M. . . . 19
Vögler, Generaldirektor, Dortmund . . . 18
Wallbaum, Schriftleiter, Berlin-Friedenau . . . 17
Warmuth, Amtsrichter, Jauer . . . 11
Wetzlich, Glasermeister, Dresden . . . 28
Winnefeld, Bergmann, Günnigfeld . . . 18
Ferner: 1 Ersatzmann für Landgerichtsrat Schultz.

Deutsche Volkspartei (22).

Dr. Becker, Finanzminister, Darmstadt . . . 34
Beuermann, Schulrat, Fraustadt . . . 8
Dr. Graf zu Dohna, Professor, Königsberg i. Pr. . . . 1
Dusche, Hofbesitzer, Isernhagen . . . 16
Gebhard, Landwirt, Lauterecken . . . 27
Dr. Heinze, Staatsminister a. D., Loschwitz-Dresden . . . 28
Dr. Hugo, Generalsekretär, Berlin-Schöneberg . . . 17
Kahl, Universitätsprofessor, Berlin-Wilmersdorf . . . 3
Kerschbaum, Landwirt, Vorbath . . . 26
Dr. v. Langheinrich, Privatier, Bayreuth . . . 26
Maretzky, Stadtsyndikus, Berlin-Lichtenberg . . . 4
Mende, Lehrerin, Berlin-Tempelhof . . . 5
Dr. Mittelmann, Schriftsteller, Stettin . . . 7
Dr. Most, Oberbürgermeister, Sterkrade . . . 23
Dr. Quidde, Privatgelehrter, München . . . 24
Reinecke, Landwirt, Schleben (Kreis Posen) . . . 8
Dr. Rießer, Geh.-Rat Professor, Berlin . . . 19
Dr. Runkel, Provinzialschulrat, Schleswig . . . 14
Dr. Stresemann, Syndikus, Charlottenburg . . . 15
Dr. Weidtmann, Generaldirektor, Stolberg-Aachen . . . 20
Weiß, Schulrat, Nürnberg . . . 26
Witthoefft, Kaufmann, Hamburg . . . 37

Christliche Volkspartei (Zentrum 92).

(Einschließlich der Bayrischen Volkspartei, der Badischen Volkspartei, der Kathol. Volkspartei und der Deutsch-Hannoveraner.)

Allekotte, Oberpostsekretär, Mülheim (Ruhr) . . . 21
Alpers, Lehrer, Hamburg . . . 16
Andre, Arbeitersekretär, Stuttgart . . . 31/32
Astor, Kaufmann, Berncastel . . . 21
Becker, Arbeitersekretär, Cöln . . . 18
Becker, Sekretär, Berlin . . . 19
Dr. Bell, Justizrat, Essen (Ruhr) . . . 23
Bergmann, Fabrikant, Cleve . . . 23
Dr. Beyerle, Universitätsprofessor, München . . . 26
Bitta, Geh. Justizrat, Breslau . . . 10
Blank, Arbeitersekretär, Hildesheim . . . 16
Blum, Landwirt, Crefeld . . . 20
Bolz, Amtsrichter, Rottenburg a. N. . . . 31/32
Dr. Brauns, Direktor, München-Gladbach . . . 20
v. Brentano di Tremezzo, Ministerialdirekt., Darmstadt . . . 34
Burlage, Reichsgerichtsrat, Leipzig . . . 15
Colshorn, Gutsbesitzer, Wiedenhausen . . . 16
Diez, Landwirt, Radolfzell . . . 33
Dransfeld, Schriftstellerin, Werl i. W. . . . 23
Ehrhardt, Gewerkschaftssekretär, Kattowitz . . . 10
Erfing, Gewerkschaftssekretär, Karlsruhe . . . 33
Erzberger, Staatssekretär, Berlin . . . 31/32
Farwick, Oberbürgermeister, Aachen . . . 20
Fehrenbach, Rechtsanwalt, Freiburg i. Br. . . . 33
Dr. Fleischer, Verbandssekretär, Berlin . . . 1
Frerker, Bäckermeister, Rheine . . . 17
Gerstenberger, Verlagsdirektor, Würzburg . . . 26
Giesberts, Unterstaatssekretär, Berlin . . . 22
Gilsing, Arbeitersekretär, Bochum . . . 18
Gröber, Staatssekretär a. D., Heilbronn . . . 31/32
Grunau, Gewerkschaftssekretär, Breslau . . . 9
Hagemann, Arbeitersekretär, Osnabrück . . . 15
Hebel, Domkapitular, Augsburg . . . 24
Dr. Heim, Genossenschaftsdirektor, Regensburg . . . 25
Herold, Landesökonomierat, Haus Loevelinloe b. Münster i. W. . . . 17
Dr. Herschel, Rechtsanwalt, Breslau . . . 10
Dr. Hitze, Universitätsprofessor, Münster i. W. . . . 23
Hofmann, Lehrer, Ludwigshafen . . . 27
Imbusch, Redakteur, Essen (Ruhr) . . . 18
Irl, Malermeister, Erding . . . 24
Jaud, Schmiedemeister, Holzkirchen . . . 24
Joos, Schriftleiter, München-Gladbach . . . 23
Dr. Kaas, Professor, Trier . . . 21
Koch, Johann, Oberpostschaffner, Essen (Ruhr) . . . 17
Koßmann, Arbeitersekretär, Neunkirchen . . . 21
Kreutz, Eisenbahnwagenmeister, Essen (Ruhr) . . . 17
Kubetzko, Tischler, Gleiwitz . . . 10
Langwost, Redakteur, Hannover . . . 16
Legendre, Genossenschaftsdirektor, Trier . . . 21
Leicht, Domkapitular, Bamberg . . . 26
Lensing, Landwirt, Ruthum b. Emmerich . . . 23
Marx, Geh. Justizrat, Düsseldorf . . . 22
Dr. Mausbach, Prof. Domprobst, Münster i. W. . . . 17
Dr. Mayen, Pastor, Linden . . . 37
Dr. Meyer, Rechtsanwalt, München . . . 24
Meyses, Gutsbesitzer, Meckel . . . 21
Müller, Richard, Rentner, Fulda . . . 19
Nacken, Kaufmann, Eschweiler . . . 20
Neuhaus, Frau Agnes, Dortmund . . . 18
Ollmert, Redakteur, Saarbrücken . . . 21
Dr. Otte, Landessekretär, Breslau . . . 11
Dr. Pfeiffer, Maximilian . . . 3
Puschmann, Arbeitsnachweisleiter, Glatz . . . 9
Rheinländer, Rektor, Hagen i. W. . . . 18
Richter, Steueramtskontrolleur, Landau (Pfalz) . . . 27
Sagawe, Gewerkschaftssekretär, Lissa . . . 8
Schefbeck, Bäckermeister, Straubing . . . 25
Schiffer, Gewerkschaftssekretär, Düsseldorf . . . 17
Schirmer, Arbeitersekretär, Pasing . . . 25
Schlack, Verbandsdirektor, Cöln-Mülheim . . . 22
Dr. Schmitt, Geh. Justizrat, Mainz . . . 34
Schmitz, Oberlehrerin, Aachen . . . 21
Schneider, Amtsgerichtssekretär, Nürnberg . . . 26
Schümmer, Arbeitersekretär, Danzig . . . 2
Schwarz, Mittelschullehrer, Frankfurt a. M. . . . 19
Schwarzer, Arbeitersekretär, München . . . 24
Sczeponik, Rektor, Myslowitz . . . 10
Dr. Spahn, Staatsminister a. D. . . . 20
Stapfer, Landwirt, Schlupfing . . . 25
Stegerwald, Generalsekretär, Berlin . . . 20
Strzoda, Bauerngutsbesitzer, Deutsch-Müllmen . . . 10
Dr. Taucher, Rechtsanwalt, Amberg . . . 25
Teusch, Gewerkschaftssekretär, Cöln . . . 20
Tremmel, Gewerkschaftssekretär, Aschaffenburg . . . 26
Trimborn, Geh. Justizrat, Unkel a. Rhein . . . 20
Ulitzka, Pfarrer, Ratibor-Altendorf . . . 10
Weber, Oberlehrerin, Elberfeld . . . 22
Wieber, Verbandsvorsitzender, Duisburg . . . 23
Dr. Wirth, Professor, Freiburg i. Br. . . . 33
Zawadzki, Tischlermeister, Beuthen (O.-S.) . . . 10
Dr. Zehnter, Oberlandesgerichtspräsident, Karlsruhe . . . 33
Zettler, Sozialsekretärin, München . . . 24

Deutsche Demokratische Partei (72).

Dr. Ablaß, Justizrat, Hirschberg . . . 11
Bahr, Fabrikbesitzer, Landsberg a. W. . . . 6
Bartschat, Klempnermeister, Königsberg i. Pr. . . . 1
Bärwald, Justizrat, Bromberg . . . 8
Dr. Baum, Schulleiterin, Hamburg . . . 14
Dr. Bäumer, Schriftstellerin, Hamburg . . . 36
Dr. Blunck, Rechtsanwalt, Hamburg . . . 14
Dr. Böhme, Führ. d. Bauernbund., Berlin-Lichterfelde . . . 12
Dr. Böhmert, Direkt. d. Statist. Amtes, Bremen . . . 37
Brodauf, Landgerichtsrat, Chemnitz . . . 30
Brönner, Frau, Schriftleiterin, Königsberg i. Pr. . . . 1
Bruckhoff, Lehrer, Guben . . . 6
Delius, Postsekretär, Halle . . . 13
Dr. Dernburg, Staatssekretär a. D., Berlin . . . 5
Dietrich, Oberbürgermeister, Konstanz . . . 33
Ekke, Mittelschullehrerin, Posen . . . 8
Engelhard, Handelskammerpräsident, Mannheim . . . 33
Erkelenz, Arbeitersekretär, Berlin-Wilmersdorf . . . 22
Falk, Justizrat, Cöln . . . 20
Fischbeck, Handelsminister, Berlin . . . 11
Franke, Landwirt, Quaschwitz b. Oppurg . . . 36
Gleichauf, Verbandsvorsitzender, Berlin . . . 2
Gothein, Bergrat, Breslau . . . 7
Grünewald, Justizrat, Gießen . . . 34
Günther, Kaufmann, Plauen i. V. . . . 30
Dr. Haas, Rechtsanwalt, Karlsruhe . . . 33
Hartmann, Gustav . . . 3
Haußmann, Rechtsanwalt, Stuttgart . . . 31/32
Dr. Heidsieck, Regierungsassessor, Posen . . . 8
Heile, Schriftleiter, Berlin-Zehlendorf . . . 16
Henrich, Ministerialdirektor, Darmstadt . . . 34
Hermann, Handwerkskammersekretär, Reutlingen . . . 31/32
Dr. Herrmann, Akademieprofessor, Posen . . . 8
Hesse, Bürgermeister, Dessau . . . 12
Kloß, Schulvorsteherin, Danzig . . . 2
Koch, Christian, Beamter, Hamburg . . . 37
Koch, Erich, Oberbürgermeister, Cassel . . . 19
Koch, William, Landwirt, Unterfarnstedt . . . 13
Lippmann, Justizrat, Stettin . . . 7
Ludewig, Justizrat, Erfurt . . . 36
Dr. Luppe, Bürgermeister, Frankfurt a. M. . . . 19
D. Naumann, Friedrich, Berlin . . . 3
Dr. Naumann-Hofer, Prof., Detmold . . . 17
Nitzschke, Kaufmann, Leutzsch bei Leipzig . . . 28
Nuschke, Hauptschriftleiter, Berlin-Steglitz . . . 5
Oertel, Pfarrer . . . 21
Dr. Pachnicke, Schriftsteller, Berlin-Wilmersdorf . . . 4
Payer, Geheimer Rat, Stuttgart . . . 31/32
Dr. Petersen, Senator, Hamburg . . . 37
Pick, Gewerkschaftssekretär . . . 21
Pohlmann, Oberbürgermeister, Kattowitz . . . 10
Raschig, Chemiker, Ludwigshafen . . . 27
Remmers, Verbandsvorsitz., Berlin-Niederschönhausen . . . 4
v. Richthofen, Freiherr, Legationsrat a. D., Wendenhof . . . 16
Schiffer, Staatssekretär, Berlin . . . 12
Schmidthals, Rittergutspächter, Riemberg b. Obernigk . . . 9
Schneider, Privatangestellter, Leipzig . . . 29
Schücking, Professor, Marburg a. d. L. . . . 19
Dr. Seyfert, Schulrat, Zschopau . . . 30
Siehr, Ernst, Justizrat, Insterburg . . . 1
Sivkovich, Staatsminister, Schwerin . . . 35
Steinsdorff, Buchdruckereibesitzer, Zittau . . . 28
Tantzen, Landwirt, Heering . . . 15
Dr. Versbofen, Verbandsleiter, Sonneberg (S.-M.) . . . 36
Wachhorst de Wente, Hofbesitzer, Groß-Mimmelage . . . 15
Waldstein, Justizrat, Altona . . . 14
Weinhausen, Schriftsteller, Berlin-Steglitz . . . 2
Dr. Wendorff, Staatsminister, Schwerin . . . 35
Dr.-Ing. Wieland, Fabrikant, Ulm . . . 31/32
Ziegler, Gewerkvereinssekretär, Siegen . . . 18
Dr. Zöphel, Rechtsanwalt, Leipzig . . . 29
Ferner: 1 Ersatzmann für Bergrat Gothein.

Sozialdemokratische Partei Deutschlands (163).

Auer, Minister des Innern, München . . . 24
Bader, Chefredakteur, Magdeburg . . . 12
Baudert, Schriftsteller, Weimar . . . 36
Bauer, Staatssekretär, Neukölln-Berlin . . . 9
Becker, Maler, Gleiwitz . . . 10
Beims, Parteisekretär, Magdeburg . . . 12
Bender, Gewerkschaftsbeamter, Elberfeld . . . 12
Binder, Privatmann, Ludwigshafen . . . 27
Blas, Parteisekretär, Beuthen-Roßburg . . . 10
Blos, Schriftstellerin, Degerloch-Stuttgart . . . 31
Bollmann, Frau Minna, Halberstadt . . . 12
Boerschmann, Kreisarzt, Bartenstein . . . 1
Dr. Braun, Adolf, Chefredakteur, Nürnberg . . . 26
Braun, Otto, Landwirtschaftsminister, Berlin-Friedenau . . . 23
Brey, Verbandsbeamter, Hannover . . . 16
Brühne, Schuhmachermeister, Sachsenhausen . . . 19
Buck, Arbeitersekretär, Dresden . . . 28
Budde, Gewerkschaftssekretär, Lüdenscheid . . . 18
Burgau, Arbeitersekretär, Regensburg . . . 25
Dr. David, Unterstaatssekretär, Berlin . . . 34
Davidsohn, Schriftsteller, Berlin . . . 11
Deichmann, Gewerkschaftsangest., Neuenland b. Bremen . . . 37
Dietrich, Gewerkschaftssekretär, Breslau . . . 11
Dröhner, Parteisekretär, Elberfeld . . . 22
Ebert, Fritz, Volksbeauftragter, Berlin-Treptow . . . 5
Eichler, Frau Minna, Eisenberg (S.-A.) . . . 36
Endres, Arbeitersekretär, Würzburg . . . 26
Ernst, Eugen, Minister . . . 3
Feldmann, Gemeinderat, Oberlangenbielau . . . 9
Fischer, Gustav, Buchdrucker, Hannover . . . 16
Fischer, Richard, Berlin . . . 3
Frohme, Karl, Hamburg . . . 14
Geck, Redakteur, Mannheim . . . 33
Gebl, Parteisekretär, Danzig . . . 2
Giebel, Privatangestellter, Berlin-Südende . . . 6
Girbig, Verbandsvorsitzender, Berlin . . . 11
Gölzer, Schreinermeister, Kempten . . . 24
Dr. Gradnauer, Schriftsteller, Dresden . . . 28
Gruber, Redakteur, München . . . 24
Haack, Gewerkschaftsbeamter, Dresden . . . 28
Hansmann, Heinrich, Bergmann, Eichlinghofen . . . 18
Hasenzahl, Elfenbeinschnitzer, Erbach i. O. . . . 34
Hauke, Drioda, Hausfrau, Kattowitz . . . 10
Heimann, Hugo . . . 3
Heine, Wolfgang, Staatsratsvorsitzender, Dessau . . . 12
Hellmann, Volksschullehrer, Hamburg . . . 37
Hense, Gewerkschaftssekretär, Hamburg . . . 37
Hierl, Geschäftsführer, Schwabach . . . 26
Hildenbrand, Geschäftsführer, Hamburg . . . 31/32
Hofmann, Artur, Buchdruckereibesitzer, Saalfeld . . . 36
Hofmann, Johannes, Lehrer, Kaiserslautern . . . 27
Höfs, Frau Else, Stettin . . . 7
Holl, Kaufmann, Passau . . . 25
Hörsing, Parteisekretär, Beuthen (O.-S.) . . . 10
Hue, Redakteur, Essen . . . 18
Hug, Landtagsabgeordneter, Rüstringen . . . 15
Jäcker, Metallarbeiter, Düsseldorf . . . 23
Janschek, Arbeitersekretär, Essen (Ruhr) . . . 17
Jantzen, Gauleiter, Düsseldorf . . . 22
Dr. Jasper, Rechtsanwalt, Braunschweig . . . 16
Juchacz, Parteisekretärin, Berlin . . . 4
Jungnickel, Parteisekretär, Annaberg . . . 30
Kahmann, Parteisekretär, Potschappel . . . 28
Käppler, Redakteur, Berlin-Cöpenick . . . 36
Katzenstein, Schriftsteller, Charlottenburg . . . 7
Keil, Redakteur, Ludwigsburg . . . 31/32
Kenngott, Arbeitersekretär, Eßlingen . . . 31/32
Koch, Schriftsteller, Hanau . . . 19
Köffler, Gewerkschaftssekretär, Kattowitz . . . 10
Köhler, Frau Wilhelmine, Berlin-Steglitz . . . 1
König, Stadtrat, Dortmund . . . 18
Körsten, Gewerkschaftssekretär, Berlin . . . 7
Kotzbur, Verbandssekretär, Berlin . . . 1
Krätzig, Redakteur, Berlin . . . 28
Krüger, Franz, Geschäftsführer, Cöpenick . . . 5
Krüger, Hans, Staatsminister, Neustrelitz . . . 35
Kuntze, Lagerist, Stettin . . . 7
Kürbis, Stadtverordneter, Altona . . . 14
Landsberg, Volksbeauftragter, Berlin . . . 12
Legien, Carl, Reichstagsabgeordneter, Berlin . . . 14
Lesche, Geschäftsführer, Hamburg . . . 16
Liebig, Redakteur, Hagen-Haspe . . . 18
Löbe, Stadtverordneter, Breslau . . . 9
Lübbring, Bezirksleiter, Königsberg i. Pr. . . . 1
Lührs, Fürsorgerin, Hannover . . . 16
Lüttich, Arbeitersekretär, Leipzig . . . 29
Lutze, Frau Ernestine, Dresden . . . 28
Meerfeld, Redakteur, Cöln . . . 20
Meyer, Parteisekretär, Zwickau . . . 30
Michelsen, Stadtverordneter, Flensburg . . . 14
Molkenbuhr, Hermann, Stadtrat, Berlin-Schöneberg . . . 30
Müller, Hermann, Arbeitersekretär, Berlin-Lichtenberg . . . 4
Müller, Hermann, Parteisekretär, Berlin-Tempelhof . . . 9
Noske, Gustav, Chefredakteur, Chemnitz . . . 30
Obermeyer, Gewerkschaftsbeamter, Essen (Ruhr) . . . 22
Osterroth, Arbeitersekretär, Hamm i. W. . . . 18
Panzer, Redakteur, Bayreuth . . . 26
Pfannkuch, Wilhelm, Berlin . . . 3
Pfülf, Volksschullehrerin, München . . . 24
Pinkau, Photograph, Leipzig . . . 28
Pokorny, Bergarbeiter, Saarbrücken . . . 21
Dr. Quark, Schriftsteller, Frankfurt a. M. . . . 19
Dr. Quessel, Schriftsteller, Darmstadt . . . 34
Rauch, Schriftleiter, Linden . . . 16
Reek, Gewerkschaftssekretär, Danzig . . . 2
Reißhaus, Kaufmann, Erfurt . . . 36
Reitze, Frau Johanne, Hamburg . . . 37
Riedmiller, Holzarbeiter, Emmendingen . . . 33
Röhl, Elisabeth, Cöln . . . 20
Röhle, Arbeitersekretär, Plauen . . . 30
Rückert, Leopold, Verkehrsminister, Karlsruhe . . . 33
Ryneck, Elfriede, Berlin-Treptow . . . 5
Sachse, Verbandsvorsitzender, Bochum . . . 9
Salm, Mechaniker, Wangen-Stuttgart . . . 31/32
Saenger, Rechtsanwalt, München . . . 24
Schädlich, Arbeitersekretär, Celle . . . 16
Schäfer, Gewerkschaftssekretär, Saarbrücken . . . 21
Scheidemann, Volksbeauftragter, Berlin-Steglitz . . . 19
Schilling, Frau Minna, Döbeln . . . 30
Schlicke, Verbandsvorsitzender, Stuttgart . . . 31/32
Schlüter, Gauleiter, Herford . . . 17
Schmidt, Richard, Parteisekretär, Berlin . . . 6
Schmidt, Richard, Redakteur, Meißen . . . 28
Schmidt, Robert, Berlin . . . 3
Schöpflin, Redakteur, Berlin . . . 30
Schreck, Parteisekretär, Bielefeld . . . 17
Schroeder, Sekretärin, Altona . . . 14
Schuch, Schriftstellerin, Berlin-Britz . . . 18
Schulz, Heinrich, Schriftsteller, Berlin . . . 1
Schulz, Hermann, Stadtverordneter, Elbing . . . 2
Schulz, Wilhelm, Gewerkschaftssekretär, Bromberg . . . 8
Schumann, Gewerkschaftsbeamter, Mahlsdorf . . . 6
Severing, Redakteur, Bielefeld . . . 17
Sidow, Zeitungsverleger, Brandenburg (Havel) . . . 4
Silberschmidt, Stadtverordneter, Cöpenick-Uhlenhorst . . . 12
Simon, Alma, Sekretärin, Brandenburg (Havel) . . . 2
Simon, Georg, Redakteur, Augsburg . . . 24
Dr. Sinzheimer, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M. . . . 19
Sollmann, Stadtverordneter, Cöln . . . 20
Stahl, Stadtverordneter, Spandau . . . 4
Starosson, Staatsminister, Schwerin . . . 35
Steinkopf, Postsekretär, Königsberg i. Pr. . . . 1
Steinmayer, Gewerkschaftsangestellter, Stuttgart . . . 31/32
Stelling, Redakteur, Lübeck . . . 35
Stock, Arbeitersekretär, Heidelberg . . . 33
Stolten, Redakteur, Hamburg . . . 37
Stoessel, Gewerkschaftssekretär, Bromberg . . . 8
Stücklen, Schriftsteller, Berlin-Steglitz . . . 30
Taubadel, Redakteur, Görlitz . . . 11
Tesch, Frau Johanna, Frankfurt a. M. . . . 19
Thabor, Bauarbeiter, Crefeld . . . 23
Thiele, Schriftsteller, Halle a. S. . . . 13
Thöne, Stadtverordneter, Cassel . . . 19
Trinks, Parteisekretär, Karlsruhe . . . 33
Ulrich, Karl, Ministerpräsident, Offenbach a. M. . . . 34
Vesper, Redakteur, Osnabrück . . . 15
Vogel, Parteisekretär, Fürth . . . 26
Voigt, Sanitätssoldat, Breslau . . . 9
Wels, Parteisekretär, Friedrichshagen . . . 6
Winkelmann, Gewerkschaftsangestellter, Bremen . . . 37
Winnig, Verbandsvorsitzender, Hamburg . . . 7
Wissell, Volksbeauftragter, Berlin-Treptow . . . 4
Wolff, Parteisekretär, Tilsit . . . 1

Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (22).

Agnes, Frau Lore, Düsseldorf . . . 22
Bock, Schriftleiter, Gotha . . . 36
Braß, Parteisekretär, Remscheid . . . 22
Brühl, Metallarbeiter, Berlin-Lichtenberg . . . 4
Dr. Cohn, Rechtsanwalt, Berlin . . . 36
Dürwell, Redakteur, Zeitz . . . 13
Eichhorn, Emil, Redakteur, Karlsruhe . . . 3
Dr. Geyer, Curt, Redakteur, Leipzig . . . 29
Geyer, Friedrich, Fabrikant, Dresden . . . 29
Haase, Hugo . . . 3
Henke, Redakteur, Bremen . . . 37
Hübler, Buchdruckersehefrau, Schkeuditz . . . 13
Koenen, Redakteur, Halle a. S. . . . 13
Kunert, Schriftsteller, Berlin-Lichterfelde . . . 13
Laukant, Gustav . . . 3
Merges, Volkskommissar, Braunschweig . . . 16
Raute, Zigarrenfabrikant, Eilenburg . . . 13
Seger, Redakteur, Leipzig . . . 29
Simon, Verbandsvorsitzender, Nürnberg . . . 26
Wurm, Schriftsteller, Berlin . . . 36
Zietz, Luise, Berlin . . . 3
Zubeil, Expedient, Berlin . . . 5

Verschiedene Parteien (9).

Bayrischer Bauernbund.

Dirr, Landwirt, Anhofen . . . 24
Eisenberger, Landwirt, Ruhpolding . . . 24
Gandorfer, Landwirt, Pfaffenberg . . . 25
Männer, Kaufmann, Simbach a. J. . . . 25

Bayrische Mittelpartei.

Weilnböck, Ökonomierat, Stadtsteinach (Oberfr.) . . . 26

Braunschweig. Landeswahlverband.

Hampe, Oberlandesgerichtsrat, Braunschweig . . . 16

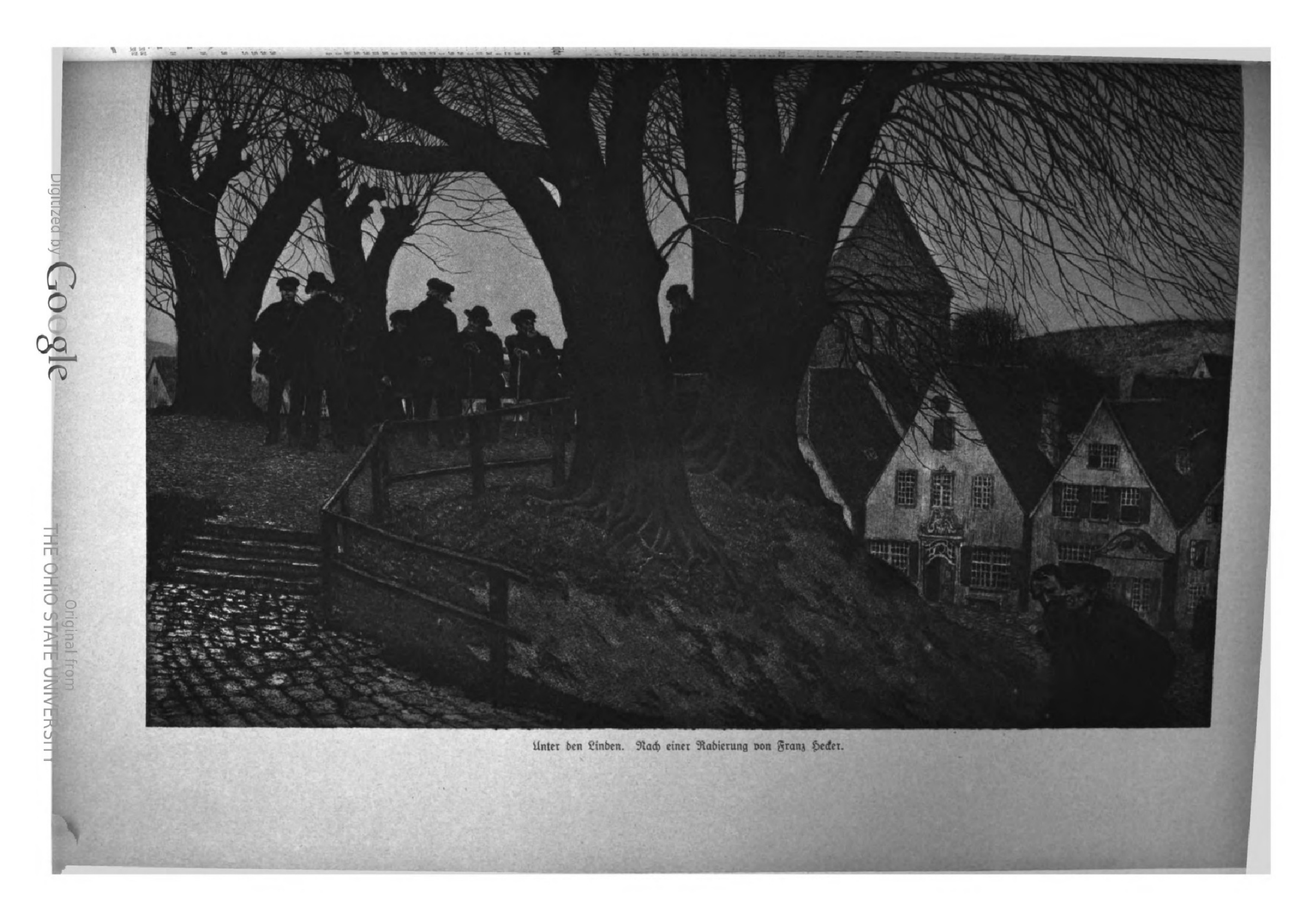
Schleswig-Holsteinsche Bauern- u. Landarbeiter-Demokratie.

Thomsen, Landwirt, Winnert (Kreis Husum) . . . 14

Württembergische Bürgerpartei u. Bauern- und Weingartnerbund.

Kraut, Rechtsanwalt, Stuttgart . . . 31/32
Vogt, Ökonomierat, Gochsen . . . 31/32

Änderungen zur Karte: Im 8. Wahlkreis erhielt die Deutsche Volkspartei in Pfarrer Aßmann in Bromberg einen dritten Vertreter. Dafür scheidet Dr. Heidsieck (Deutsche Demokratische Partei) aus. Ersatzmann des doppelt gewählten Bergrats Gothein ist Berufsberater Lockenvitz, Stettin (Deutsche Demokratische Partei).



Unter den Linden. Nach einer Radierung von Franz Hecker.



Winter in Litauen. Nach einer Zeichnung von W. Arnold.

Schutz- und Trutzbündnisse in der Natur.

Von Dr. Ludwig Karell.

1. Einsiedlerkrebs mit Seerose.

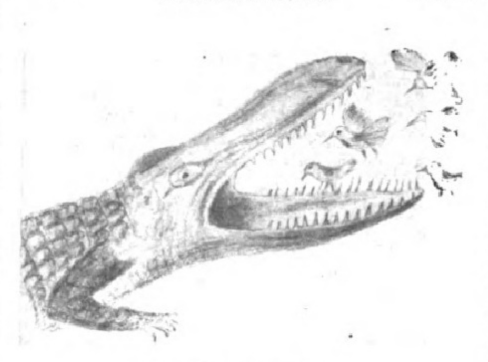
Elfen gleiten durchs Märchen in von reger Einbildungskraft erdachten Fahrzeugen. Nicht minder seltsam mutet die Schneckenschale als Kutsche an, zumal ein Krebs Lenker und die Seerose Fahrgast ist. Leichter käme der Einsiedlerkrebs ohne diese Belastung durch die Fluten. Beschwert er sich dennoch (Abbild. 1), so muß er wohl seinen Vorteil dabei finden. In die Schneckenschale schlüpft er, um seinen weichen Hinterleib — einen fetten Bissen für andere Zangen- und Scherenträger — in Sicherheit zu bringen. Dem Gehäuse paßte er sich so an, daß sein schutzbedürftiger Körperteil die Windungen nachahmt, selbst wenn der Krebs im schneckenfreien Wasserbehälter gezüchtet wird. Findet er im großen weiten Meer keine leere Schale, so greift er mit seinen Scheren ins volle Schneckenleben hinein, führt sich zu, was nicht kalkig ist, und setzt sich selbst hinein. Die einfachste Art, Hausbesitzer und satt zugleich zu werden! Nun schneidet er die Seerose vom Korallenfelsen ab, setzt sie auf das angeeignete Haus und kutschiert mit ihr munter durchs nasse Leben. Sie bezahlt das Vergnügen freier Seefahrt durch Abhalten von Räubern, die es sonst mit ihrem Kutscher ebenso machten wie er mit der Schnecke. Streckt ein lüsterner Polyp seine Arme nach ihm aus, so verbrennt er sich an den Nesselkapseln der so billig Dahinfahrenden. Dafür darf sie nehmen, was von des Einsiedlers Tafel abfällt. Sie hat aber nur einen Mund und entbehrt des verpönten Gegenteils, als wäre sie wirklich eine Rose und nicht eine gefräßige Aktinie; darum blieben die aus ihrer Leibeshöhle wieder denselben Weg zurückkehrenden, bereits ausgenützten Mahlzeitreste um den Mund herum liegen, wenn sie nicht weggespült würden oder noch ein dritter Bundesgenosse sich in Gestalt eines kleinen, gegen die Nesselkapseln gepanzerten Fisches oder einer Meeresassel sich als Abfallabnehmer dazugesellte.

Nicht der von den Nesselkapseln ausgehende Schutz allein veranlaßt den Fährmann zur Aufnahme der so schutzbereiten Gefährtin. Auch der von ihren Armen erzeugte Strudel behagt ihm, bringt Abkühlung, Nahrung und Vergnügen. Solch lustigen Wirbel vermögen auch Strudelwürmer zu erzeugen, wie ihr Name sagt, darum ladet er auch sie (Abbild. 2) zur Schneckenfahrt mit Krebsbetrieb ein. Wo es die Verhältnisse erlauben, läßt er sich sogar von Würmern und Seerosen anstrudeln. Krabben häufen Korallenstücke, Moostiere, Tang und Entenmuscheln ihrem stacheligen Rückenpanzer auf. In der Ruhe sind sie dadurch vom Meeresboden nicht zu unterscheiden. Die Wollkrabbe (Abbild. 3) benützt zu dieser Maskerade einen Schwamm, den sie auf ihre Schale steckt. Mit dem stummen, trägen, leidenschaftslosen Genossen nähert sie sich unerkannt ihrer Beute und schreckt außerdem, wenn sie einen grellroten Aufputz wählte, durch die auffallende Farbe Feinde ab. Hier wohnt der Schwamm auf dem Krebs — umgekehrt gibt es kleine zarte Garnelen, die in Schwämmen hausen.



3. Wollkrabbe mit Schwamm.

Wenn bei uns ein Vogel Aufsehen erregen und in die Zeitung kommen will, so nistet er in einem alten rostigen Kanonenrohr. Doch was ist solch ein ausgebrannter Feuerschlund gegen den unheimlichen Rachen des Krokodils, in das sein befiederter Wächter furchtlos einzieht, als wär's ein lustiges, lustiges Vogelhaus (Abbild. 4). Der gewaltige Räuber schnappt nicht zu, weil der Vogel (die Tierkunde nennt ihn Pluvianus aegyptius) ihm die Blutegel aus dem Zahnfleisch zieht. Der Krokodilwächter nährt sich somit unmittelbar von dem Ergebnis seiner zahnärztlichen Behandlung. Der Muschelwächter (die kleine Krabbe Pinnotheres veterum [Abbild. 5]) findet in der Schale Obdach und zwickt dafür die stumpfsinnige Hausfrau, wenn Gefahr droht, damit sie das Haus zuklappe.



4. Krokodil mit seinem Wächter.

5. Steckmuschel mit ihrem Wächter.



6. Brasilianischer Ameisenbaum.

a = Längsschnitt, b = Außenansicht mit Eingangspforte und Müllerschen Körperchen.

Ein merkwürdiges Schutzbündnis besteht in den nordamerikanischen Prärien zwischen Nagetier, Eule und — Klapperschlange! Das Nagetier, der sogenannte Präriehund, gräbt Gänge, in denen Eule und Schlange bei Tage wohnen. Das gefährliche Kriechtier gewährt ihnen dafür Schutz — und zwar sehr wirksamen!

Beispiele für Vereinigungen von Tieren zu Schutz und Trutz gibt es noch viele. Eine solche zwischen Tieren und Pflanzen stellt die von Tellerschnecken mit Rotalgen (Abbild. 7) dar. Diese lieben die Kühle. Im Sommer gehen sie zugrunde, wenn sie nicht auf der Schnecke sitzen, die sie hin- und herführt und ihnen so die nötige Abkühlung verschafft. Die Schnecke zieht aus der Gemeinschaft den Gewinn schwerer Zerbrechlichkeit ihrer zarten Schale durch den sie umgebenden Algenkranz. Von ähnlichen Gründen läßt sich der Einsiedlerkrebs des Lidos leiten, wenn er sich Austern auf seine Schneckenschale setzt. Sieht man, wie die Wogen Krebse mit austernlosen Schneckenschalen herumschleudern, und wie ruhig und sicher im Gegensatze dazu der Einsiedler mit einer Auster auf seinem Dach den Wellen trotzt, so begreift man die freiwillig übernommene übermäßige Belastung. Die Auster wiederum fühlt sich wohler, wenn sie herumgetragen wird, als wenn sie festsitzt. Das gleichfalls zu den Bündnissen zwischen Tieren und Pflanzen gehörige Zusammenleben von Ameisen und Termiten mit Pilzen ist allgemein bekannt, weniger das von Käfern. Bei einem solchen, in Bäumen Gänge grabenden (in der Insektenkunde Hylecoetus dermestoides genannt), hat das Männchen Kiefertaster, die vielsprossigen Hirschgeweihen gleichen; mit diesen riecht und findet es das Weibchen. Die Käfer graben Löcher ins Holz und streifen dabei die ihnen anhaftenden Pilzsporen ab. Sie durchwachsen die Gefäßbündel des Holzes und bilden die kugeligen Sporenträger, von denen sich die Larven — und zwar wie der Name „Ambrosiapilze" sagt — ausgezeichnet nähren. Wenn der entwickelte Käfer aus dem Bohrloch ins Freie kriecht, nimmt er solche Sporen mit sich, um sie wieder in dem neuen Loch, wo das Weibchen Eier ablegt, anzupflanzen. Zu den merkwürdigsten Schutzbündnissen zwischen Pflanzen und Tieren gehören die der Bäume und Ameisen. Erstere, wie z. B. der brasilianische Imbaubabaum (Abbild. 6), bieten diesen Insekten freie Wohnung und scheiden sogar einen eigenen Nahrungsstoff, die sogenannten Müllerschen Körperchen (Abbild. 6b), für sie aus. Dafür stürzen sich die so ausgiebiges Gastrecht in Anspruch Nehmenden wütend auf die Blattschneiderameise, wenn sie herannaht, um Laub abzuzwicken, das sie, Sonnenschirmen gleich, zwischen den Kiefern über sich ausgebreitet trägt. Anders sieht die von dem indischen Baum Myrmecodia diesen Insekten dargebotene Wohnung aus. Der Baumstamm trägt knollige Auftreibungen (Abbild. 8), in denen kleine schwarze Ameisen hausen, die jeden Feind mit kräftigen giftigen Bissen vertreiben. Bündnisse wie zwischen Rotalge und Schnecke gibt es auch zwischen Algen, Muscheln, Räder-, Glocken-, Pantoffel-, Hohl- und Strahltieren. Diese Lebewesen erhalten oft von den mit ihnen verbündeten Algen die grüne, gelbe, rote oder braune Farbe, die ihnen eigentlich gar nicht zukommt. Eine solche Algen-Tier-Gesellschaft verkörpert der Armpolyp unserer Tümpel. Dem Aufsatz „Ein unheimlicher Wegelagerer" in der „Illustrirten Zeitung", Nr. 3927, S. 363, war das Bild eines mit grünen Kugelalgen gefüllten Armes dieses Polypen beigegeben. Die Algen nehmen den verbündeten Tieren die von ihnen ausgeschiedene Kohlensäure ab und liefern dafür Sauerstoff.



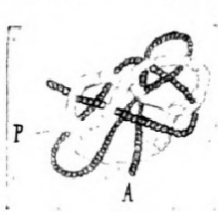
2. Einsiedlerkrebs mit Röhrenwürmern.

Ein sehr inniges Bündnis besteht zwischen zwei verschiedenen Pflanzen: Pilzen und Algen. Sie gehen so ineinander auf, daß man die aus beiden bestehenden Gebilde, die Flechten, früher für selbständige Formen hielt. Erst das Vergrößerungsglas brachte Licht in die hier vorliegende Vereinigung (Abbild. 9). Eine solche Flechte, die aus Algen und Pilzen besteht, ist z. B. die Renntierflechte, die in der Kriegsnot an manchen Orten als Brotersatz verwendet wurde. Bei der Vereinigung dieser Pflanzen nehmen die Pilze Wasser und in ihm gelöste Stoffe auf, während die Algen sie in organische Verbindungen umwandeln. Diese Umwandlung zu besorgen, sind die Pilze allein aber deswegen nicht imstande, weil sie des für diese Tätigkeit erforderlichen Blattgrüns entbehren. Große Bedeutung kommt dem Bündnis zu, das Bakterien mit den Wurzeln von Hülsenfrüchtlern eingehen (Abbild. 10). Die in den Wurzelknollen lebenden Bakterien vermögen den Stickstoff aus der Luft in sich aufzunehmen und der Pflanze zuzuführen. Sie bereichern dadurch den Boden mit den für die Gewächse so wichtigen Stickstoff. Landwirte machen bei der sogenannten Gründüngung von dieser Tätigkeit der allerkleinsten Lebewesen Gebrauch.

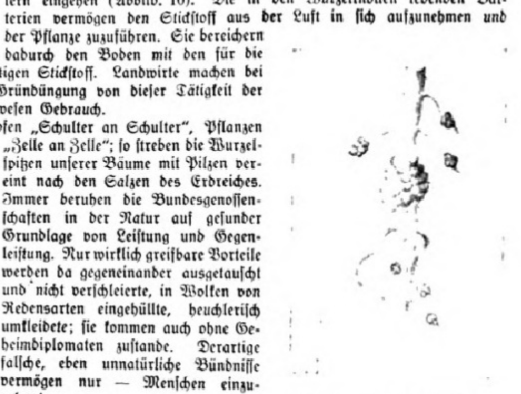
7. Tellerschnecke mit Rotalge.

Menschen kämpfen „Schulter an Schulter", Pflanzen „Zelle an Zelle"; so streben die Wurzelspitzen unserer Bäume mit Pilzen vereint nach den Salzen des Erdreiches. Immer beruhen die Bundesgenossenschaften in der Natur auf gesunder Grundlage von Leistung und Gegenleistung. Nur wirklich greifbare Vorteile werden da gegeneinander ausgetauscht und nicht verschleierte, in Wolken von Redensarten eingehüllte, heuchlerisch umkleidete; sie kommen auch ohne Geheimdiplomaten zustande. Derartige falsche, eben unnatürliche Bündnisse vermögen nur — Menschen einzugehen!

8. Indischer Ameisenbaum.



9. Flechte, aus Pilzen (P) und Algen (A) bestehend.



10. Lupinenwurzel mit Bakterienknollen.



Kreis Kirchhain bei Marburg.



Dautphe, Kreis Biedenkopf.



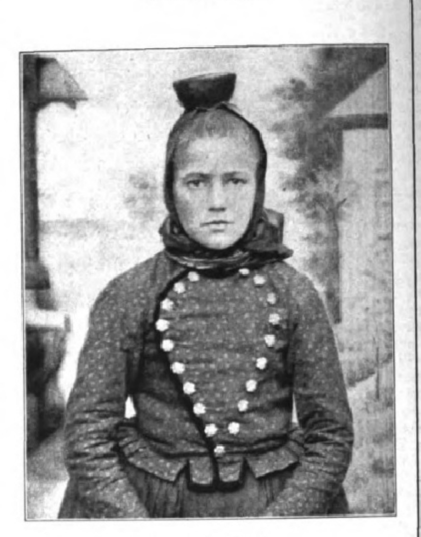
Marburger Tracht.



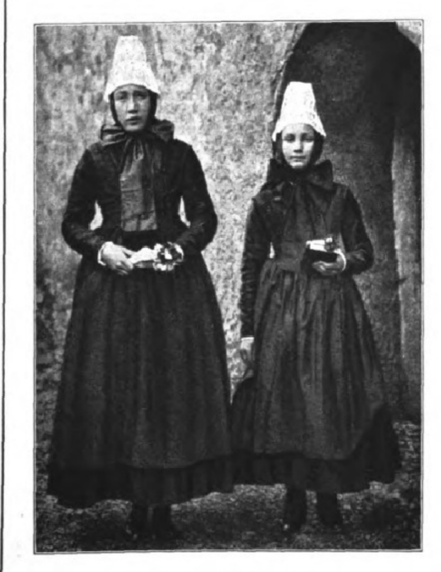
Wommelshausen, Kreis Biedenkopf.



Mornshausen, Kreis Biedenkopf.



Junge Schwälmerin.



Mornshausen, Kreis Biedenkopf.



Kinderhäubchen in Dautphe, Kreis Biedenkopf.



Westlich der Lahn in der Nähe von Marburg.

Deutsche Volkstrachten: Hessische Hauben. Nach photographischen Aufnahmen von G. E. Urff, Hanau.



Dr. Franz Mehring,

der bekannte Geschichtschreiber der deutschen Sozialdemokratie und Marx-Biograph, † am 28. Januar im 73. Lebensjahr an einer Lungenentzündung im Grunewald-Sanatorium. (Phot. Carl Niemeyer, Steglitz.)

Hessische Hauben.

Von G. E. Urff.

Die Haube bildet in jeder Volkstracht das eindrucksvollste Kleidungsstück. Ihr wird deshalb von der Trägerin von jeher die größte Aufmerksamkeit zugewandt. Wie jeder Teil einer lebenden Volkstracht, so ist auch die Haube einem ständigen Wechsel unterworfen. Jede Generation hat an ihr herumgemodelt und sie zu bessern versucht. Aber eine gewisse Grundform ist doch geblieben. So kommt es, daß jedes Trachtengebiet seine besondere Haube hat. Gerade durch die Haube wird die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Trachtenkreise am augenfälligsten bekundet.

Das immer noch reiche Trachtengebiet Hessens, besonders die Gegend um Marburg herum, zeigt die Haube in verschiedenartigster Form. Wenn wir, dem Laufe der Lahn folgend, zunächst den Kreis Biedenkopf betreten, so begegnen wir dicht an der Grenze, in dem Dorfe Wallau, einer sehr eigenartigen Haube, die allerdings heute nur noch selten getragen wird. Sie führt den Namen „Stülpchen“ und bildet eine wagerecht vom Hinterkopfe abstehende Röhre. Der Abschluß erfolgt durch einen breiten, tellerförmigen Deckel, dessen Rand, gleich einem Heiligenscheine, rings über den Kopf hervorragt. Das Haar ist in Zöpfe geflochten. Diese werden kreisförmig um den Hinterkopf herumgelegt. Das Stülpchen reicht mit seinem vorderen Rande bis auf die Haarwurzeln an der Stirn. So kommt es, daß nach dem Aufsetzen der Haube von der ganzen Haarfrisur kaum noch etwas zu sehen ist. Gewiß ist dies ein Hauptgrund für seine Abschaffung.

Die ganze Form des Stülpchens wie auch die eigenartigen gotisierenden Stickereien auf dem Deckel lassen erkennen, daß es schon sehr alt ist. Bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein läßt sich sein Vorkommen nachweisen.

Weiter lahnabwärts, an der Kreishauptstadt Biedenkopf vorbei, treffen wir auf eine andere Haube, die unter dem Namen „Dellmutsche“ bekannt ist. Sie wird in dem ganzen Gebiete zwischen der Lahn und dem Salzbödebache mit geringen Abänderungen getragen. Unsere Abbildungen stammen aus den Dörfern Dautphe und Wommelshausen. In ihrer Entstehung geht die Dellmutsche auf die im angrenzenden Gladenbacher Gebiete gebräuchliche „Schnebbekapp“ zurück (s. die Abbildung einer alten Frau aus Mornshausen). Man denke sich nur das Oberteil dieser Haube, den „Kamm“, in der Mitte eingekniffen und nach vorn und oben gebogen. Die Dellmutsche wird tatsächlich auf diese Weise hergestellt. Die Falte oder „Delle“ wird durch gestärkte Leinwand ausgesteift und durch Bügeln beständig gemacht. Die Verzierung besteht aus zum Teil recht kostbarer Spitze und lang herabfallenden breiten, seidenen Bindbändern. Diese Haube bringt so recht das Streben der Trägerin zum Ausdruck, sich durch eine hohe Kopfbedeckung ansehnlicher zu gestalten.

Bis zum zehnten Lebensjahre tragen die Mädchen in jener Gegend ein Kinderhäubchen. Es legt sich flach an den Kopf an und besteht aus einem Mittelstück und zwei Seitenteilen. Die beiden Nähte sind mit Rüschen aus buntem Seidenband überdeckt. Dadurch entstehen drei Felder, die mit Stickereien in bunter Seide verziert sind. Die Muster für die Hauben wie auch für die Verzierung sind uralt. Die Stickereien stellen meist Rosen dar und Stiefmütterchen („Gesichterchen“).

Noch weiter an dem Lahnflusse talab, in der Gegend um Marburg, finden wir wieder eine gänzlich verschiedene Haubenform, das „Marburger Stülpchen“. Es fällt uns auf durch seine Kleinheit, so daß es die Bezeichnung Kopfbedeckung kaum noch verdient. Das Stülpchen war ursprünglich nur ein Unterhäubchen, das den Zweck hatte, den Zopf in seiner Lage auf der Mitte des Scheitels festzuhalten. Über dem Stülpchen wurde die wesentlich größere eigentliche Haube, der „Schleier“, getragen. Der Ausdruck „Schleier“ rührt wahrscheinlich von einem schleierartigen Besatzstück, das dann später fortgelassen wurde. Später geriet die Überhaube ganz in Fortfall, und ihr Schmuck übertrug sich auf das Stülpchen. Das Marburger Stülpchen ist in seiner Ausführung überall etwas verschieden. Bald ist es ganz schmal, bald etwas breiter, bald hoch, bald niedrig, bald wird es ganz steil getragen, bald keck nach vorn geneigt. Der Kundige erkennt schon an der Form und der Stellung des Stülpchens, aus welchem Dorfe die Trägerin stammt. Die von dem Stülpchen herabwallenden, breiten, seidenen Bindbänder haben mehr den Zweck eines Schmuckes als den der Befestigung.

Das etwas abseits gelegene Trachtengebiet der Schwalm hat natürlich auch seine besondere Kopfbedeckung, die „Betzel“. Sie bildet eine ovale, flache Haube mit kunstvoll besticktem Boden. Die Jugend trägt eine Betzel aus feuerroter Seide. Die verheirateten Frauen begnügen sich mit schwarzen Stoffen. Die breiten, seidenen Bindbänder werden mit Stecknadeln an den Haubenrand festgesteckt. Sie werden niemals angenäht. Es geschieht dies aus dem Grunde, damit man die kostbaren Bänder für verschiedene Kappen verwenden kann. Die Bänder werden unter dem Kinn zu einer Schleife geknotet. Auf diese Weise geben sie dem Gesicht der Trägerin eine Umrahmung.

Wilhelm Jordan.

Von Peter Hamecher.

Wilhelm Jordan hat sich im „Nachgesang“ zu seiner Neubearbeitung des Nibelungenstoffes selber den Dichter genannt,

„Der, geführt und gefördert vom lauschenden Volke,
Erneuert das Lied von den Nibelungen
Und in „Siegfriedsfage“ und „Hildebrants Heimkehr“
Die heilige Halle des Heldenruhmes
Aus verwitterten Resten wieder gewölbt hat
Zum zeitendurchdauernden, doppelten Dom.“

Die Zeiten sind längst vergessen, wo Jordan als Rhapsode durch die Welt zog und mit dem Vortrag seines Gedichtes in drei Weltteilen Stürme der Begeisterung entfesselte. Er glaubte, mit seiner Neudichtung die Bibel des deutschen Glaubens geschaffen zu haben, das prophetische Buch der deutschen Zukunft. Indem er Gedanken von Rasse und Zuchtwahl in den alten Mythos hineintrug, meinte er, ihn für die Nation wieder in fruchtbares, lebendiges Leben zu verwandeln. Es ist unbestreitbar, daß das Werk eine bedeutende nationale Wirkung ausgeübt hat. Jordan war für seine Zeit ein großer Förderer des deutschen Gedankens.

Heute aber ist uns dieses Werk nichts mehr als ein Irrtum. Seine Tendenz und seine Zeitbedeutung in Ehren, kann es sich in keiner Weise mit Hebbels und Wagners Belebungen des alten Mythos messen. Aus undichterischer Grundabsicht erwachsen, ist es uns, von einzelnen Partien abgesehen, ein erschreckendes Monument der Poesielosigkeit jener Epoche, die sich am hohlen Prunk des Kostüms und der tönenden Phrase erbaute. — Wenn man die Wirkung Jordans heute nachprüft, so muß man gestehen, daß sie nicht aus seiner eigentlich dichterischen Bedeutung kommt. Es sind vielmehr die Tendenzen, die ihn seiner Zeit empfahlen und ihn zum Sprecher für zeitliche Bestrebungen und Strömungen machten. Seine Poesie ist trocken, reizlos, erquält. Er hat nie am Quell gesessen, daraus poetisches Leben quillt. Seine Werke sind Umkleidungen von Gedanken. Durch diese seine Ideen aber wirkte Jordan in die Zeit, der er angehörte. Schopenhauer, mit dem Jordan in Frankfurt in den fünfziger Jahren bisweilen zusammentraf, tadelte den „verruchten Optimismus“ seiner Dichtungen. Einer Epoche aber, der der Erfolg alles galt, entsprach diese Weltanschauung, die aus religiösen Elementen der Gnosis und aus darwinistischen Gedanken gemischt war. Jordans Bestrebungen zielten auf eine Versöhnung von Wissen und Glauben ab. Im „Demiurgos“, diesem in der Form recht unklaren Mysterium, gibt er sein Bekenntnis von der fortschreitenden Entwicklung der Welt und von der Bedeutung des Bösen im Weltplan:

„Wie, so lautet seine Frage,
Stärken, steigern Hunger, Tod?
Meine: was erlöset weiter
Gott in uns aus Neid und Not?“

Und aus diesem Glauben spricht er das Wort: „Allerhöchstes ist die Zucht.“ Es ist kein Wunder, daß Schopenhauer diese Lebensbejahung als „verruchter Optimismus“ erschien. Die Welt ist für Jordan auf dem Wege zu Gott, und auch das Böse fördert nur das Vorwärtsschreiten, die allmähliche Reinigung. Im Mittelpunkt der Jordanschen Gedankenwelt aber steht der Gedanke der Auslese, der Zuchtwahl, den Jordan, der von den Naturwissenschaften kam, Darwin schon vorgedacht hat, und Jordans Hauptwerk: „Die Nibelungen“, sind um diesen Gedanken herumgedichtet:

„Die besondere Satzung der Söhne Dankwarts
Bestimmt auch die Stärke, das Maß der Gestaltung.
Der künftigen Mutter königlicher Männer ...
Denn Zuwachs durch Zuchtwahl für alle Zeiten
Lautet die Losung, nach der wir leben.“

Dadurch, daß die „Nibelungen“ den Zuchtwahlgedanken zum deutschen Glauben machten, wurden sie zur Bibel ihrer Zeit, so sehr sie auch mit ihren Stabreimen der vollkommen fehlgeschlagene Versuch bleiben, eine Brücke zwischen der alleraltesten Vergangenheit und der Gegenwart zu schlagen und den Nationalmythos durch einen neuen Gehalt wieder zu einer lebendigen Angelegenheit des Volkes zu machen. Ist dieses Werk aber für uns heute tot, so sind es nicht minder die mit Reflexion beschwerten Gedichte Jordans und seine lehrhaften, breiten, in Auseinandersetzungen sich verlierenden Romane „Die Sebalds“ und „Zwei Wiegen“. Allenfalls mag man sich an dem entzückenden, geistreichen Einfall seines Lustspiels „Durchs Ohr“ ergötzen.

Jordan wurde am 8. Februar 1819 in Insterburg als der Sprößling eines ostpreußischen Pfarrergeschlechtes geboren. Ursprünglich zum Theologen bestimmt, wandte er sich, von den Strömungen der Zeit erfaßt, dem Studium der Naturwissenschaften zu. Seine literarische Laufbahn begann er als Lyriker und mit philosophischen und naturwissenschaftlichen Aufsätzen. Ein Gedicht brachte ihm eine Verfolgung wegen Gotteslästerung und einen Sitz im deutschen Parlament in Frankfurt a. M. ein. Ursprünglich der äußersten Linken angehörend, ging er später zum Zentrum über. Er vertrat mit Nachdruck den Gedanken eines einigen Deutschlands. Berühmt wurde seine Rede gegen eine sentimental-romantische Betreibung der Polenpolitik. Als die deutsche Flotte gegründet werden sollte, wurde Jordan Ministerialrat in der Marineabteilung des Reichsministeriums, bis der Traum von der Meerherrschaft in alle Winde zerblasen wurde. Er ließ sich in Frankfurt a. M. dauernd nieder und starb dort am 25. Juni 1904.

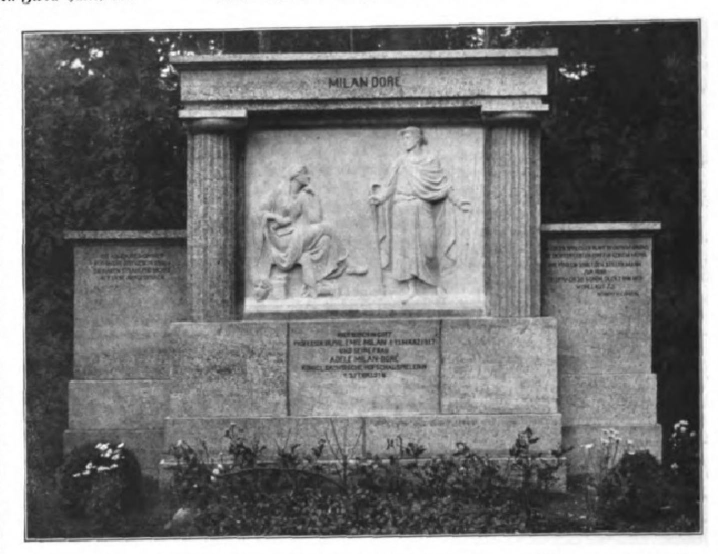
Kammerrat Wilhelm Müller,

der Inhaber der Firma R. Lechner Universitätsbuchhandlung in Wien, eine der bemerkenswertesten Persönlichkeiten des deutsch-österreichischen Buchhandels, beging am 29. Januar seinen 70. Geburtstag.



Wilhelm Jordan,

der „Nibelungen“-Dichter. Zur Wiederkehr seines 100. Geburtstages am 8. Februar. Nach einer Radierung von W. Krauskopf (1882).



Das jüngst auf dem Stahnsdorfer Friedhof bei Berlin enthüllte, von Professor Cauer geschaffene Grabdenkmal für den bekannten Vortragsmeister Prof. Dr. Emil Milan und seine Gattin Frau Adele Doré, die hervorragende Tragödin des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg.

Im Wartesaal. Nach einem Gemälde von Heinrich Wettig.



Alfred Rethels „Totentanz". / Von Georg Schmitz.

Eine Erinnerung an das Revolutionsjahr 1848.

Tiefer als zu andern Zeiten, da wir die Wogen der Revolution nur an ferne Küsten schlagen sahen oder uns nur historisch mit ihr auseinanderzusetzen hatten, erschüttert heute unsere wunde Seele die grause Großartigkeit des Rethelschen „Totentanzes", der den Sturmtagen des Jahres 1848 seine Entstehung verdankt. Was früher geschichtliche Erinnerung aus Großvätertagen, ist uns heute tiefaufwühlendes Erlebnis.

Die sechs Holzschnitte, die Alfred Rethel im Jahre 1849 unter dem Titel „Auch ein Totentanz aus dem Jahre 1848" erscheinen ließ, sind die größte und ergreifendste künstlerische Hinterlassenschaft von 1848. Die Blätter, die in höchst persönlicher Auffassung, in echt holzschnittmäßigen breiten und einfachen Linien die Schrecken der Zeit vor uns lebendig werden lassen und nicht selten wie auf unsere Tage gemünzt erscheinen, stehen in ihrer ernsten Größe einsam unter den süß-poetischen Werken der Zeit. Schwerem Erleben und bitteren Erfahrungen sind sie entsprungen: Rethel hatte von einer bürgerlichen Demokratie geträumt und fühlte sich von dem Kommunismus, dessen rotes Banner er sich entfalten sah, in tiefster Seele abgestoßen. So ist die Stimmung seines Totentanzes antidemagogisch, und mit grimmigem Humor und bitterer Satire geißelt er das Treiben der Volksverführer und Volksverderber.



„Freiheit, Gleichheit und Brudersinn! / Du alte Zeit, fahr hin! fahr hin!" — / Solch Schrei durchzieht der Völker Rund". / Da thut sich auf der Erde Grund; / Es steigt herauf ein Sensenmann, / Der merkt: ein Erntetag bricht an. / Und wie er steigt an's Licht hervor / Drängt sich um ihn ein Weiber-Chor, / Sein Rüstzeug bringen sie heran, / Daß er sein Werk beginnen kann. / Gerechtigkeit gebunden ist, / Das Schwerdt stahl ihr die schlaue List, / Die Lüge nahm die Waag' ihr fort / Sie bieten's dem Gesellen dort. / Den Hut reicht ihm die Eitelkeit, / Die Tollheit hält ihr Roß bereit, / Die Blutgier bringt die Sense her, / Das ist des Schnitters beste Wehr! — — / Ihr Menschen, ja! nun kommt der Mann. Der frei und gleich Euch machen kann!

Der Morgen schaut vom Himmelszelt / So klar wie sonst auf Stadt und Feld / Da trabt in wilder Hast heran / Der Freund des Volks, der Sensenmann. / Zur Stadt lenkt seinen Gaul er hin, / Schon ahnt er reiche Ernte drin. / Die Hahnenfeder auf dem Hut / Glüht in der Sonne roth wie Blut, / Die Sense blitzt wie Wetterschein, / Es stöhnt der Gaul, die Raben schrei'n!



Er ist am Ziel. — Sieh, gleich am Thor / Die Schenk' und mancher Gast davor; / Beim Brandwein frecher Lieder Klang / Und wüst Gelächter, Spiel und Zank! — / Er tritt heran mit schlauem Blick / Und ruft: „Aufs Wohl der Republik! — / „Was gilt noch eine Krone viel? / „Nicht mehr als wie ein Pfeifenstiel. / „Zum Spaß will ich's beweisen Euch, / „Gebt Acht!" — Er holt die Waage gleich, / Hält sie am Zünglein statt am Ring, / Sie merken's nicht, sie freut das Ding. / Sie schrein: „Das ist der rechte Mann! / Dem folgen wir, der führ' uns an!" — / Du blindes Weib, was schleichst du fort? / Siehst mehr du, als die Andern dort? —

„Freiheit, Gleichheit und Brudersinn!" / Der Schrei wälzt durch die Stadt sich hin. / „Zum Rathhaus!" — Horch! der Steinwurf saust. / „Hoch Republik!" — Die Flamme braust. — / „Zum Markt, zum Markt! Da steht er schon, / Der Held der Revolution! / Hört Ihn!" — — Stumm Alles wie ein Grab. / Er aber reicht ein Schwerdt herab / Und hält es allem Volk bereit — / Die List nahm's der Gerechtigkeit. — / Er schreit: „Du Volk! dies Schwerdt ist dein! / Wer sonst kann richten? du allein! / Durch dich spricht Gott! durch dich allein!" / „„Blut! Blut!"" viel tausend Kehlen schrei'n.



„Zur Barrikade!" „Pflaster auf!!" — / Da steht der Bau — und oben drauf / Er, den zum Führer sie ernannt, / Die blut'ge Fahn' in fester Hand! — / Kartätschen pfeifen, hei! das kracht, / Sie stürzen rings, Er aber lacht: / „Jetzt lös' ich mein Versprechen Euch: / „Ihr Alle sollt Mir werden gleich!" / Er hebt sein Wams und wie sie's schaun / Da faßt ihr Herz ein eisig Grau'n. / Ihr Blut strömt, wie die Fahne, roth, / Der sie geführt, — es war der Tod!

Entstanden sind die Blätter im Jahre 1848 in Dresden. Sie wurden von Rethel unmittelbar auf die Holzstöcke gezeichnet und im akademischen Atelier für Holzschneidekunst zu Dresden von Bürkners Meisterhand geschnitten. Halb tiefsinnige, halb kindliche Verse des Malerdichters Robert Reinick, eines Düsseldorfer Freundes Rethels, begleiten die Stiche. Verse Reinicks eröffnen auch den Reigen:

> „Du Bürger und du Bauersmann
> Schaut recht euch diese Blätter an!
> Da seht ihr nackt und ohne Kleid
> Ein ernstes Bild aus ernster Zeit.
> Wohl kommt so mancher zu euch her
> Als ob's ein neuer Heiland wär',
> Und spricht von Macht und Herrlichkeit
> Ihr glaubt es ihm, weil's euch gefällt —.
> Schaut her, wie es damit bestellt."

Auf dem ersten der sechs Blätter entsteigt der Sensenmann dem Grabe, aufgeweckt von dem Schrei nach Freiheit und Gleichheit, der die Lande durchschallt. List und Lüge, Eitelkeit, Tollheit und Blutgier, durch weibliche Gestalten mit Krallenfüßen verkörpert, stehen bereit und statten den Tod aus: List gibt ihm das Schwert, Lüge die Wage der gefesselten Gerechtigkeit; Eitelkeit reicht ihm den breitrandigen Demokratenhut, Blutgier die Sense, und Tollheit hält ihm das Roß bereit. Schon bei diesem ersten Blatt fällt auf, wie Rethel den Knochenmann zu charakterisieren versteht, wie der kahle Schädel die seelische Stimmung widerspiegelt, wie der Künstler sozusagen die ganze Gestalt mit Leben erfüllt.

In voller Ausrüstung sprengt auf dem zweiten Blatt der Tod der Stadt zu, die mit ragenden Türmen und rauchenden Schloten im Hintergrunde sich erhebt. Die Sense blitzt auf dem Rücken: Dort hinter den Mauern wartet ihrer eine reiche Ernte! Zwei Bauersfrauen fliehen entsetzt vor dem wilden Reiter davon. Wittern die Raben am Straßenrand schon ihre Beute?

Das dritte Blatt zeigt ihn am Ziel: An der ersten Schenke hinter dem Tor ist der Tod aus dem Sattel gestiegen. Bauern und Bürger haben sich um ihn versammelt. Mit Gauklerspielen betrügt er das Volk: „Was gilt noch eine Krone viel? — Nicht mehr als wie ein Pfeifenstiel." Er hält die Wage der Gerechtigkeit am Zünglein fest, und Krone und Pfeifenstiel halten sich das Gleichgewicht. Laut jubelt das Volk ihm zu. Es scheint mit Blindheit geschlagen. Nur ein blindes Mütterlein schleicht sich zitternd von dannen: ihr altes Auge sieht, wo die der Jungen der Trug umnebelt.

Der Aufruhr ist entfacht. Von einer Tribüne reicht der Knochenmann den ihn umtobenden Männern das Schwert der Volksjustiz, während der Schmied, die rote Fahne der Revolution in der Faust, ihn auf einen Zug Soldaten aufmerksam macht, der aus einer Seitenstraße anmarschiert. In wenige Gestalten hat der Künstler mit höchster Meisterschaft die leidenschaftliche Erregtheit des ganzen Volkes zusammengeballt.

Der Kampf ist entbrannt. Um die Barrikade tobt die Straßenschlacht. Während um ihn Bürger und Arbeiter fallen, steht der Tod mit höhnischem Grinsen hoch auf der Barrikade, die Fahne in der Hand. Schamlos schlägt er den Rock zurück und zeigt den Ekel seiner Lenden: Nun ahnen die Betörten wohl, wer sie geführt!

Zu spät! Auf dem letzten Blatt reitet zwischen rauchenden Ruinen der Tod als Triumphator davon, nackt und bloß, von der blutroten Fahne umrauscht, den Lorbeerkranz des Siegers um den wüsten Schädel gewunden. Mit letzter Kraft richtet ein Sterbender sich auf und erkennt grausend, wem er und die Freunde gefolgt! Weinend sinken Weib und Kind vor der Leiche des Gatten und Vaters zusammen, dem das Pferd mit gieriger Zunge das Blut von den Wunden leckt.

Wie Reinicks Verse den Beschauer in den Totentanz einführen, so leiten sie den Erschütterten auch wieder zurück in die Wirklichkeit, die Tendenz des Rethelschen Werkes noch einmal zusammenfassend und stark unterstreichend:

> „Als Leichen — ja! — da sind wir gleich
> Nicht hoch noch tief, nicht arm noch reich! —
> O Freiheit, wer führt dich herbei?
> Nicht Mord und nicht der Laster Schrei.
> Nur wann erstickt der Selbstsucht Glühn,
> Wirst du in Herrlichkeit erblühn! —
> Und Gleichheit! Bringt sie nur der Tod?
> Nein! Allen strahlt ein Morgenrot.
> Ja, glaubt, die Guten sind sich gleich,
> Ob hoch, ob tief, ob arm, ob reich. —
> Du, Bruderliebe, Bürgerhort,
> Der reinsten Lehre reinstes Wort!
> Geschändet hat man dich, entehrt,
> Zur Mörderfackel dich verkehrt;
> Vom Himmel nahmst du deinen Lauf,
> Zum Himmel flamme freudig auf,
> Zu reiner Tat, ein heil'ger Brand!
> So segne Gott das Vaterland!"



Der sie geführt — es war der Tod! / Er hat gehalten, was er bot. / Die ihm gefolgt, sie liegen bleich / Als Brüder alle, frei und gleich. — / Seht hin! Die Maske that er fort; / Als Sieger, hoch zu Rosse dort, / Zieht, der Verwesung Hohn im Blick, / Der Held der rothen Republik.

Weltanschauung.

Von Maximilian Krauß.

Mein Freund Schwarzhuber war nicht gerade das, was man einen Intellektuellen zu nennen pflegt. Gleichwohl mußte man ihn als einen nicht gewöhnlichen Kopf gelten lassen. Ich für meine Person hatte immer das Gefühl, als ob mein Freund Schwarzhuber nicht selten mit uns allen seinen Spott treibe, und glaubte oft hinter seinen scheinbar paradoxen Äußerungen, über die sich seine anderen Freunde meist nicht einig werden konnten, einen tieferen Sinn suchen zu müssen, eine wirkliche Weltanschauung, erworben nicht durch Nachempfindung, sondern durch eine ganz eigenartige kritische Betrachtung der Dinge und Menschen. Ich kann die merkwürdige Art, wie Schwarzhuber dachte, nicht besser kennzeichnen, als indem ich davon einige Proben gebe. Immer waren es kurze Bemerkungen, anscheinend ganz gleichgültiger Natur, sinnlose Redensarten — wie es seine Freunde nannten — die aber, wenn man sie mit dem Gegenstande, dem sie galten, logisch verband, wie eine blitzartige Beleuchtung unbekannter, geheimnisvoller Gebiete menschlichen Denkens und Empfindens wirkten.

Als Barnard auf der Licksternwarte den fünften Mond des Jupiter entdeckt hatte, wurde dieses Ereignis am Stammtisch der Freunde Schwarzhubers erregt besprochen. Man fand, daß es einen Triumph astronomischer Forschung bedeute, und fragte schließlich Schwarzhuber, der teilnahmslos an seiner Pfeife kaute, was er denn nun zu der erstaunlichen Entdeckung sage. Er antwortete gelassen und ohne eine Miene zu verziehen: „Das hätte noch viel schlimmer ausfallen können!"

Einmal kam auf Archimedes die Rede, der von der mechanischen Wirkung seiner Hebel so überzeugt war, daß er den Ausspruch tat: „Gib mir einen Standpunkt, und ich bewege die Erde." Es wurde lebhaft darüber gestritten, ob es möglich sei, auf diese Weise wirklich die Erde zu bewegen. Schwarzhuber meinte trocken: „Warum nicht? Es ist schon Dümmeres geschehen!"

Wenige Wochen nach Beginn des großen Krieges, als die Gefühle für Einzelheiten noch nicht so abgestumpft waren wie später, wo man sich über die größten Schlachten und ihr Elend kaum mehr Gedanken machte, wurde am Stammtisch von einem Kanonier erzählt, den eine feindliche Granate buchstäblich in tausend Stücke zerrissen hatte. Man entsetzte sich über dieses gräßliche Ende, Schwarzhuber indes sagte mit monumentaler Ruhe: „Die Sache sieht schwieriger aus, als sie in Wirklichkeit ist!"

Bald darauf geriet er selbst, als er das Geleise der Straßenbahn überqueren wollte, unter einen in voller Fahrt daherkommenden Straßenbahnwagen. Schwerverletzt wurde er nach Hause gebracht. Seine Freunde eilten tiefbestürzt an sein Sterbebett und drückten ihm noch einmal unter Tränen die Hand.

„Weint doch nicht!" sagte Schwarzhuber abwehrend. „Ich bin nun beinahe fünfundsechzig Jahre alt geworden. Über dreißig Jahre hab' ich in eurem Kreis gelebt — das kann doch unmöglich so weitergehen!" Und lächelnd starb er. —



Im Zeichen der Kohlennot.

Anschlag im Theater: „Die verehrten Theaterbesucher werden höflichst gebeten, während der Dauer des Heizverbots sich für den Theaterbesuch mit der nötigen warmen Kleidung zu versehen."

Unfreiwilliger Bühnenhumor.

Von Carl Alex Raida.

Genau wie ein Setzerteufel in der Druckerei zuweilen sein Unwesen treibt, so erlaubt sich auch oftmals im Theater der Bühnenkobold, bewußt oder unbewußt, manchen Hokuspokus.

Zu Halms Griseldis hat Parsifal, in die Kulisse blickend, zu sagen: „Dort naht Ginevra mit ihren Frauen, und Lanzelot ist auch dabei zu schauen." Eines Abends traut Parsifal seinen Augen nicht, denn er sieht Ginevra nur mit einer Frau „nahen", die zweite fehlt. Er läßt sich aber nicht irremachen und extemporiert schnell gefaßt mit der ernstesten Miene: „Dort naht Ginevra mit ihrer Frau, und Lanzelot ist auch dabei — schau, schau!"

In „Preciosa" haben die beiden Väter die erste Szene. „Mein Geschäft ist nun beendet hier", sagt der eine — „Morgen bleibst du noch bei mir!" meint darauf der andere. An einer kleinen Bühne mit notdürftigem Personal waren aber fatalerweise keine zwei Väterspieler vorhanden. So mußte denn der eine Vater beide Rollen übernehmen, und das Eingangsgespräch gestaltete sich als Monolog nun folgendermaßen: „Mein Geschäft ist nun beendet hier — morgen bleib' ich noch bei mir!"

Ein etwas schwerhöriger Heldenspieler am Stadttheater zu X. hatte auch noch schlecht memoriert. Mitten im Satz entsteht plötzlich eine mächtige Pause; denn der Darsteller versteht kein Wort vom Souffleur und gibt ihm durch leises Aufschlagen des Stiefelabsatzes ein Zeichen, deutlicher zu sein. Der Kastenmann hatte aber schon drei- oder viermal mit beiden Händen am Munde hinauf gefaucht: „Edel von Gemüt — Gemüüt!" Und da der Darsteller immer noch nicht einsetzte, fügt er wütend hinzu: „Esel!" — Das Wort hatte unser Mime glücklich erfaßt, und mit Pathos deklamierte er, nun stolz abgehend: „Esel von Geblüt!" —

So passierte es einem Ferdinand in „Philippine Welser", daß er, die Geliebte erwartend, von der „sinnigen Philippine" sagte: „Da kommt die sinnliche Philippine!" —

Einem Harras im „Tell" ging es noch übler. Anstatt zu sagen: „Der Hohlweg ist gesperrt durch eine Hochzeit", stieß er angstvoll hervor: „Der Landvogt ist verstopft durch einen Hohlweg!" Und ein Don Carlos wollte von seinem königlichen Vater durchaus nach „Flundern" mit dem Heere geschickt werden, statt nach Flandern.

Aber selbst an einer ersten Hofbühne geschah es dem jugendlichen Helden (einem später berühmten Hofburgschauspieler), daß er im Feuereifer den Akt in „Kabale und Liebe" anstatt: „Umgürte dich mit dem ganzen Stolze deines Englands — ich verwerfe dich — ein deutscher Jüngling" mit den Worten kraftvoll schloß: „Ich verjüngle dich, ein deutscher Werfling!" — Das merkwürdigste dabei war, daß der größte Teil des Publikums gar nichts merkte und begeistert applaudierte. —

Erwähnt sei noch eine unfreiwillige Komik in der Wahl des Repertoires, die sich der alte Direktor Heuberger am Stadttheater zu Solothurn an dem Tage leistete, da sich die Landstände des Kantons zur Tagung einfanden. Der findige Bühnenleiter kündigte als Festvorstellung — sowohl in den Zeitungen als auch an den Plakattafeln — in großen Lettern an: Zu Ehren der Herren Landstände: „Die Einfalt vom Lande", Lustspiel in 4 Akten von Töpfer.

Kunstausstellungen und Kunstauktionen.

Ausstellung bei Amsler & Ruthardt, Berlin. In den Räumen der Kunsthandlung, Berlin W. 8, Behrenstraße 29a, findet eine Ausstellung der geschätzten Berliner Graphikerin Meta Cohn-Hendel statt. – Schon in früheren Kollektiv-Ausstellungen hat sich die begabte Künstlerin einen guten Namen erworben. Es befinden sich in dieser Ausstellung insbesondere ihre neuesten graphischen Arbeiten in Radierung, Lithographie und Holzschnitt. Außerdem ist die Künstlerin mit schönen Skizzen und Zeichnungen vertreten. – Der Ausstellung hinzugefügt sind einige äußerst reizvolle Tempera- und Ölgemälde, Gebirgslandschaften darstellend.

Kunstauktionshaus Rudolf Bangel, Frankfurt a. M., Börsenplatz „Neue Börse“ (Fernsprecher Hansa 547.) Am 28. und 29. Januar wurden Gemälde, Kunstblätter, Antiquitäten, Kunstsachen aus Frankfurter und Offenbacher Privatbesitz (Katalog Nr. 971) versteigert, denen am 18. und 19. Februar folgen: Sammlung Gogel, Frankfurt; Gemälde älterer Meister. – Sammlung Grebenstein, Frankfurt; Gemälde neuerer Meister (vorwiegend des 19. Jahrhunderts), Katalog Nr. 972 mit 38 Abbildungen. – Handzeichnungen, Radierungen, Stiche aus Frankfurter Besitz, Katalog Nr. 973. Am 11. März gelangen alsdann zur Versteigerung: Sammlung H. W. in H.; Möbel und Fayencen. – Gemälde, Kunstblätter, Antiquitäten und Kunstsachen, Katalog Nr. 974.

Nur für Kunsthändler: Die Kunsthandlung Gustav Grundstedt, Hamburg 24, Elisenstr. 8 (Fernsprecher: Hansa 4395) stellt als allein berechtigter Nachlaßverkäufer sämtliche hinterlassenen Gemälde und Zeichnungen aus dem Nachlaß Thomas Herbst zum Verkauf. Die Firma erwirbt ständig – nur aus Privatbesitz – Gemälde erster Meister jeder Zeit und Richtung und führt die Realisierung von Nachlässen jeder Art durch, sich stets den obwaltenden Verhältnissen anpassend und den Wünschen der Erben weitestgehend Rechnung tragend. Selbst Vorschüsse werden erforderlichenfalls gegeben.

Über 1500 Autographen von Dichtern, Gelehrten, Musikern, Militärs, Fürstlichkeiten, Politikern usw. des 16. bis 20. Jahrhunderts zeigt das Buch- und **Kunstantiquariat Oskar Rauthe, Berlin-Friedenau,** Handjerystr. 72 soeben in dem neuerschienenen **Antiquariats-Kataloge Nr. 71** an. Die Preise sind durchweg sehr mäßig. Das Autogramm ist die schönste und persönlichste Verbindung mit dem Gelehrten usw. und es sollten gerade diese Autogramme noch weit mehr als bisher zu wissenschaftlichen – literar- und kulturhistorischen – Studien gekauft und beachtet werden. Es finden sich in diesen alten Briefen und Dokumenten wertvolle Aufschlüsse über vergangene Zeiten, sowie über literarische und politische Größen der ganzen Welt. – Angebote von alten Briefen, Urkunden, Stammbüchern sind stets erwünscht.

Gemälde von A. Achenbach, O. Achenbach, H. Baisch, H. v. Bartels, A. Braith, R. Bunler, A. Calame, G. Courbet, F. v. Defregger, C. F. Deiker, N. Diaz, W. v. Diez, A. v. Gebhardt, Ed. Grützner, L. Hartmann, Pet. Hasenclever, H. Hotschenreiter, Gerh. Jansen, A. Kampf, Eug. Kampf, F. A. v. Kaulbach, F. Kiederich, A. v. Kowalski, Chr. Kröner, Goth. Kuehl, Franz v. Lenbach, Max Liebermann, W. v. Lindenschmidt, Claus Meyer, Paul Meyerheim, Hugo Mühlig, L. Munthe, G. Oeder, Ed. Schleich sen., G. Schönleber, G. Segantini, C. Spitzweg, O. Strützel, Hans Thoma, W. Trübner, F. v. Uhde, B. Vautier, M. Volkhart, V. Weißhaupt, E. Zimmermann, H. v. Zügel, L. v. Zumbusch u. a. empfiehlt mit einer großen Auswahl Werke anderer Künstler **Galerie Jul. Stern, Düsseldorf,** Königsallee 23 (Privatseite), Ruf 4719. – Gemälde aus Privatbesitz zu kaufen gesucht.

Am 19. Februar und ff. Tage findet bei Dr. F. X. Weizinger & Co., München, Sophienstraße 6 (am Glaspalast) die **6. Kunstauktion** statt. Zur Versteigerung gelangen geschliffene, geschnittene und bemalte Gläser deutscher und böhmischer Herkunft (145 Nummern), deutsche und österreichische Fayencen und Porzellane (ca. 200 Nummern), Miniaturen, Metallarbeiten (ca. 60 Nummern), Waffen (ca. 270 Nummern: Stangen-, Schlag- und Hiebwaffen, Harnischteile, Fern- und Feuerwaffen), Seiden- und Brokatstoffe und Stickereien der Zeit vom XV. bis XVIII. Jahrhundert aus verschiedenem Besitz. Der Katalog, der mit 29 Tafeln ausgestattet ist, kann von der Firma bezogen werden; ohne Tafeln erfolgt die Zusendung kostenlos.

Allgemeine Notizen.

Kunstfreunde und Sammler finden in der Ständigen Ausstellung im Festsaal der „Illustrirten Zeitung“, Leipzig, Reudnitzerstr. 1–7, vortreffliche Gelegenheit zum Ankauf von Gemälden, Aquarellen, Zeichnungen usw. hervorragender Künstler.

Starke Einschränkung des Personenverkehrs. Das wirtschaftliche Demobilmachungsamt teilt mit: Nach Erledigung der Abbeförderung des Heeres müssen die Einschränkungen im Personenverkehr erheblich verschärft werden. Selbst bei glaubhaftem Nachweis der Notwendigkeit einer Reise werden im Zivilpersonenverkehr Fahrkarten nur in den allerdringendsten Fällen verausgabt werden. Auch der Berufs- und Arbeiterverkehr wird nicht in der bisher gewohnten Weise berücksichtigt werden können. Die beteiligten Kreise werden sich damit abfinden müssen, daß er vorübergehend nur in notdürftigster Weise bedient wird. Die Eisenbahndirektionen sind vom preußischen Minister der öffentlichen Arbeiten angewiesen worden, Personenzüge soweit nur irgend möglich wegfallen zu lassen. Diesem Vorgehen haben sich die anderen deutschen Eisenbahnverwaltungen angeschlossen. Durch Wegfall von Personenzügen sind Lokomotiven in genügender Zahl zur ungestörten Aufrechterhaltung der Lebensmittel- und Kohlenversorgung des Landes freizumachen.

Zur Neuorganisierung im Rennsport. Der Unionklub will jetzt dem allgemeinen Wunsch nach Schaffung einer neuen, von ihm unabhängigen obersten Rennbehörde Rechnung tragen. Die technische Kommission des Unionklubs beschloß nämlich, dem Repräsentantenausschuß des Unionklubs einen Antrag vorzulegen, wonach zur Bearbeitung der Angelegenheiten der Landes-Pferdezucht und des Rennsports, die bisher durch die technische Kommission des Unionklubs erledigt wurden, eine neue technische Kommission geschaffen werden soll. Diese ist nicht, wie bisher, nur vom Unionklub, sondern auch vom Verein für Hindernisrennen, den andern Rennvereinen, den Züchtern und Rennstallbesitzern zu wählen. Sobald es die Verkehrsverhältnisse gestatten, wird das Präsidium des Unionklubs den Repräsentantenausschuß und gleichzeitig die Delegiertenversammlung einberufen, die sich mit dem Antrag auf Neubildung der technischen Kommission erst nach Zusammentritt des Repräsentantenausschusses befassen kann, da er eine Statutenänderung des Unionklubs bedingt. In der Delegiertenversammlung ist dann auch über die Verteilung der Stimmenzahl nach der Bedeutung der betreffenden Vereine und über die Stimmberechtigung der Züchter und Rennstallbesitzer zu beschließen.

Über kieselsäurehaltige Heilmittel bei Tuberkulose hat Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Kobert in Rostock Versuche veröffentlicht, durch welche er nachweist, daß bei tuberkulos erkrankten Patienten infolge mehrmaligen Genießens am Tage von kieselsäurehaltigen Getränken die Widerstandsfähigkeit des Lungengewebes gesteigert wird. Die Zuführung von Kieselsäure durch Trinken eines Mineralwassers von so angenehmem Geschmack wie Glashäger Kieselbrunnen (Silizium-Heilquelle) ist wohl mit Recht zu bevorzugen.

Wertpakete bis zu 100 Mark. Den Auflieferern von Paketen wird zu ihrem eigenen Nutzen empfohlen, von der Erleichterung Gebrauch zu machen, die die Postverwaltung für Wertpakete bis 100 Mark eingeführt hat. Die Neuerung besteht darin, daß an solche Pakete hinsichtlich ihrer Verpackung keine höheren Anforderungen gestellt werden als bei gewöhnlichen Paketen, und daß Versiegelung überhaupt nicht verlangt wird. Die Wertangabe ist nur auf der gelben Paketkarte niederzuschreiben, nicht auch auf dem Paket selbst. Gegen die Entrichtung der Versicherungsgebühr von 10 Pfg. ersetzt die Post in Verlust- und Beschädigungsfällen unverkürzt den Wert bis 100 Mark.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest V., Országház-utca 4
Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.



Nr. 3946. Einzelpreis 1 Mark 30 Pfg. 152. Band.
(Jede Woche eine Nummer, vierteljährlich 13 Mark.)

AUS WISSENSCHAFT UND TECHNI

Die Kohlenforschung und ihre Stätten. Die Kohlenforschung liegt in erster Linie den Hüttenleuten, Ingenieuren und Chemikern unserer Gruben, Kokereien, Gasanstalten und Teerdestillationen ob. Daß diese Männer vortrefflich ihres Amtes gewaltet haben, beweist die glänzende Entwicklung der deutschen Kohlenindustrie. Auch aus den wissenschaftlichen Laboratorien unserer Universitäten, Technischen Hochschulen und Bergakademien hat die Forschung wertvolle Bereicherung erfahren. Zu diesen bewährten Pflanzstätten gesellen sich in jüngster Zeit die Kohlenforschungsinstitute der „Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften". In Mülheim a. d. R. liegt auf freier Bergeshöhe ein stattlicher Bau, errichtet und unterhalten aus freien Beiträgen der rheinisch-westfälischen Industrie, der unmittelbar vor Kriegsbeginn seiner Bestimmung zugeführt werden konnte, und in Breslau wird sich aus den Mitteln der Fritz-v.-Friedländer-Fuld-Stiftung ein zweites Institut erheben, sobald die Verhältnisse auf dem Baumarkte den Neubau gestatten. Zunächst haben hier die an diese Arbeit berufenen Chemiker als Gäste der Technischen Hochschule ihre Tätigkeit begonnen. Denn um chemische Werkstätten handelt es sich bei diesen Kaiser-Wilhelm-Instituten. Selbstverständlich werden aber auch Aufgaben, die ins Gebiet der Schwesterdisziplinen gehören, wie physikalische und biologische Probleme der Kohlenforschung, hier eine pflegliche Behandlung finden. Hingegen kommt die Bearbeitung der hüttenmännischen Fragen für sie nicht in Betracht. Die ist anderen Stellen anvertraut. In der Zeit der Kohlen- und Rohstoffenot hat die Tagespresse oft genug diesen Fragen ihre Spalten geöffnet. So weiß heute auch der Laie, daß wir die fossilen Brennstoffe Steinkohle, Braunkohle, Torf nicht nur als Wärme- und Kraftspender schätzen, sondern auch als die Muttersubstanzen unserer hochentwickelten organischen Technik. Wer aber tieferen Einblick in die Betriebsmethoden der Kohle verarbeitenden Industrien nimmt, kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß zur Nutzbarmachung dieser Materialien auch noch andere Verfahren in Frage kommen als die bisher praktisch geübten. Das ist keine Kritik an diesen für ihre Spezialzwecke bewundernswert ausgearbeiteten Prozessen, sondern nur der Hinweis auf allerorten anerkannte Tatsachen. Hier als Pioniere voranzugehen, ist schöne Pflicht der neuen Institute, die für solche Aufgaben organisiert und mit den nötigen Mitteln bedacht sind. In ihnen findet der Forscher gleich gut die Möglichkeit zum streng-wissenschaftlichen Durchdringen eines Problems wie zur Übertragung seiner Befunde auf die Bedürfnisse der Technik. Der große Weltkrieg hat uns Deutschen besonders schmerzhaft zum Bewußtsein gebracht, was uns an lebenswichtigen Gütern fehlt, wenn England die Meere schließt und uns die Rohstoffzufuhr abschneidet. Sollen wir künftig nur von seiner Gnade leben und uns der Hoffnung trösten, daß uns hinfort niemand mehr weh tun wird? Sicherer ist doch wohl die Parole: „Los vom Auslande", wo man uns nicht mag, und wirtschaftlich auf eigenen Füßen stehen! Natürlich ist diese Aufgabe riesenschwer, aber die Wissenschaft lehrt uns, daß wir nicht ohne Hoffnung auf ihre Lösung sind. Freilich — noch so geniale Organisation, noch so glänzende Improvisation genügt hier nicht. Hier muß treue, zähe Fein- und Kleinarbeit vorausgehen, unermüdlich, zielstrebig fortgesetzt durch lange Jahre, bis die im stillen gelösten Probleme reif sind zur Massenproduktion, die erst das ungestüme Fordern eines modernen Millionenvolkes erfüllen kann. Offensichtlich fehlen uns aber doch gerade die hierfür nötigen Ausgangsstoffe? Da lehren uns gerade die Erfahrungen der Kriegszeit, daß sich dort noch Hilfsmittel finden, wo des Laien Auge vergeblich nach ihnen ausschaut. Die Ammoniak- und Salpeter-Synthese (Haber und Bosch, Ludwigshafen) zeigen es. Hier blieb uns das unerschöpfliche Riesenreservoir — die Luft — trotz aller Blockadenot, und bleibt uns auch in künftigen Friedensjahren und macht uns frei vom Chilesalpeter. Und wie hier über unserer Heimat schwebend, so liegt für andere uns fehlende Rohstoffe unser gewaltiger Reichtum in ihr versenkt. Auf die chemische Metamorphose der Kohle gründen wir unsere Hoffnungen. Zum Teil sind es schon mehr als nur Hoffnungen. Denn aus Kohle über Karbid, Azetylen, Essigsäure und Aceton hat die chemische Technik (Hofmann, Farbenfabriken Elberfeld-Leverkusen) den künstlichen Kautschuk aufgebaut, der den Mittelmächten schon im Kriege willkommene Hilfe brachte. Und deutsches Benzin, Petroleum, Schmieröl haben wir in unserer Kriegsnot über den Urteer aus Kohle bereitet. Auch hier schon mehr als Anfänge. An den zuletzt erwähnten Arbeiten, aber auch an anderen noch wichtigeren Aufgaben hat das Mülheimer Kohlenforschungsinstitut unter Franz Fischers Leitung wertvollsten Anteil. Franz Fischer, den akademischen Lehrer und Erforscher besonders anorganischer und chemisch-physikalischer Probleme, und Fritz Hofmann, den Techniker, dessen langjährige Arbeit organisch-synthetischen und biologischen Aufgaben galt, hat der Senat der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zu Direktoren seiner Kohlenforschungsinstitute berufen. Beide keine Kohlenfachleute, treten sie unbefangen an die große Aufgabe heran, einander ergänzend und fördernd. Noch liegen die Wege, welche sie wandeln, im Dunkel. Mögen sie aus dem Gestrüpp der Forschung aufwärts führen ins sonnige Licht der Erkenntnis.

Professor Dr. Fritz Hofmann, Breslau.

Zur Aufhebung der Gesindeordnungen. Die Außerkraftsetzung der Gesindeordnungen gehört zu den allerersten der von der neuen Regierung gefaßten Beschlüsse. Wer aus innerer Überzeugung ein gleiches Recht für alle wünscht, wird das Gesinderecht leichten Herzens scheiden sehen. In den einzelnen Bundesstaaten bestimmten seither mehrere Dutzende von Gesindeordnungen teilweise patriarchalischen Alters die Herrschaft und Gesinde miteinander verbindenden Rechte und Pflichten. Und selbst dort, wo, wie beispielsweise in Sachsen, das Gesinderecht infolge von Revisionen aus jüngerer Zeit einen modernen Geist atmen sollte, finden sich zahlreiche Mißgriffe und Einseitigkeiten. Überflüssige und gänzlich unzeitgemäße Demütigungen des Gesindes sind vor allem zu erblicken in weitgehenden Befugnissen der Dienstherrschaft zur Inanspruchnahme polizeilicher Macht gegen das Gesinde. So darf die Herrschaft beispielsweise beantragen, das gesetzwidrig nicht antretende Gesinde von der Polizeibehörde des Wohnortes zwangsweise in den Dienst einzuführen oder mit Geld oder mehrtägiger Haft zu bestrafen. Entsprechende Ermächtigungen sind weiter für den Fall des Entlaufens aus dem Dienst vorgesehen. Die Polizei entscheidet ferner bei Klagen über Wohnung und Kost. Unser rechtliches und sittliches Empfinden verletzt weiter die dem Gesinde bedingungslos diktierte Verpflichtung zur Denunziation bei Vergehen des Mitgesindes, ein Verlangen, das, unerfüllt gelassen, Haft bis zu fünf Tagen kosten kann. Mit Fug und Recht kann schließlich das Gesinde den Zwang zur Vorzeigung seiner Sachen als eine unverdiente Herabsetzung seines Standes schelten. Bisher mußte es sich nämlich jeder Dienstbote gefallen lassen, daß die Dienstherrschaft in seiner und eines Zeugen Gegenwart Lade, Koffer und sonstige Behältnisse seiner Sachen öffnete. Alle diese Vorrechte der Dienstgeber sind mit den Gesindeordnungen zusammen nunmehr entschwunden. Nach wie vor muß zwar das Gesinde seine Pflicht tun und bei Vermeidung schwerer Rechtsnachteile vertragstreu und redlich bleiben. Nur soll es nicht mehr nach Sonderrecht beurteilt werden, sondern von nun an so wie jeder andere Dienstverpflichtete auch. Deshalb wird das Gesinderecht fürder ersetzt durch unser Bürgerliches Gesetzbuch.

Dr. Hans Lieske.

Zur neuesten Reichswohnungszählung. Bereits in den Jahren 1916 und 1917 hatten statistische Erhebungen einer Anzahl von Stadtgemeinden das Gespenst einer Wohnungsnot in greifbare Nähe gerückt. Reich, Staat und Gemeinden beeilten sich, es nach Kräften zu bannen. Mangel an Mitteln, Rohstoffen und Arbeitskräften standen dem entgegen. Neue Bauten für den Bedarf der Zivilbevölkerung konnten während des Krieges nicht oder kaum entstehen. Der Tod von fast 1³/₄ Millionen tapferer Helden machte nicht die entsprechende Zahl von Wohnungen frei; denn nur in den seltensten Fällen waren die Opfer des Krieges Alleinbewohner von Wohnungen gewesen. Die Kriegswirtschaft streckte ihre Polypenarme wie nach so vielem anderen auch nach Wohnungen aus und nahm, besonders in Großstädten, Häuser und Räumlichkeiten für sich in Anspruch, die sonst dem Wohnbedürfnis der Bevölkerung dienten. Dazu kam die nach jeder Richtung ungesunde Anhäufung großer Menschenmassen in den Großstädten und sonstigen Mittelpunkten der Rüstungsindustrie. Nicht zuletzt nötigte die immer stärker einsetzende Verarmung gerade des Mittelstandes, die kaum erträgliche Höhe der Lebenskosten und Steuern einen Teil der Bevölkerung zur Abwanderung in kleinere und billigere Wohnungen, die schon früher nur in beschränktem Umfange zur Verfügung gestanden hatten. So entwickelte sich der Zustand, den die Reichswohnungszählung Ende Mai 1918 erschreckend offenbart hat. Ihr Erge ist erst zu einem geringen Teil veröffentlicht; es betrifft die bewohnten und leerstehe Wohnungen nach der Zahl der Wohnräume in Gemeinden mit 50000 und mehr wohnern. Hier sehen wir, daß z. B. in Berlin auf eine Zivilbevölkerung von 1675852 wohnern 604006 Wohnungen, in München auf 564467 Einwohner 162038 Wohnur in Dresden auf 472565 Einwohner 150199 Wohnungen, in Stuttgart auf 263497 wohner 73057 Wohnungen, in Karlsruhe auf 114824 Einwohner 32912 Wohnunger Hamburg mit Vororten auf 809373 Einwohner 274295 Wohnungen entfallen. Sehr schieden ist der sogenannte Wohnungsaufbau, d. h. die Verteilung der Wohnungsgr klassen in den verschiedenen Gemeinden; allerdings spielen hier die verschiedenen nungsverhältnisse in den einzelnen Gegenden des Reiches eine große Rolle. Die R wohnungszählung bestätigt aber die Erfahrungstatsache, daß mehr als zwei Drittel Stadtwohnungen sogenannte Kleinwohnungen sind, d. h. nur aus 1 bis 4 Wohnräumer schließlich der Küche bestehen. Ja, Berlin weist sogar 88 %, Hindenburg (O.-S.) 91 % kölln 94 % solcher Wohnungen auf, während z. B. Hannover deren nur 45,7 %, Darm 55,3 %, Bonn 58,1 %, Bremen 64 % hat. Je geringer die Zahl der Kleinwohnungen, schwerer das Unterkommen für den größten Teil der Bevölkerung. Es muß abe einem wahren Notstande führen, wenn die Zahl der leerstehenden Wohnungen sich der Grenze hält, die als Normalbedarf angesehen zu werden pflegt und früher au bemessen wurde. Mag diese Grenze zutreffen oder nicht, sicher ist, daß, wenn einmal 1 % Wohnungen „leer", d. h. auf dem Wohnungsmarkt zum Vermieten frei die Wohnungsuchenden vor äußerste Schwierigkeiten gestellt sind. Die Reichswohn zählung hat nun ergeben, daß nur bei 15 von 89 Städten — u. a. allerdings Berlin, Le Hamburg mit Vororten — die Leerwohnungsziffer von 3 % überschritten wird ur bei 41 von ihnen noch nicht einmal 1 % erreichte, sich sogar kaum über den Null erhob. Darunter finden sich, außer allen sechs bayerischen Großstädten, u. a. Stu Karlsruhe, Mainz, Braunschweig, Lübeck, Bremen, Königsberg, Danzig, von Berline orten Lichtenberg, Pankow, Steglitz, Wilmersdorf, Charlottenburg, Neukölln Stettin, Magdeburg, Halle, Erfurt, Kiel, Hannover, Münster i. W., Bochum, Essen, Düsseldorf. Besonders bedenklich ist es, daß dieselbe Erscheinung auch in den u Wohnungsgrößenklassen zutage tritt. Hiernach verdient die genannte Statistik d gespannteste Aufmerksamkeit jedes Sozialpolitikers. Denn mit tausend Fäden grei Wohnungsfrage in das soziale Leben der Menschen ein.

Dr. F. Rath

Tödliche Blitzschläge. Neueste Untersuchungen und Beobacht haben so manche bisherige Anschauungen nicht nur nicht bestätigt, sondern zu sogar ins Gegenteil verkehrt. So hatte zuerst gerade vor einem halben Jahrh und auch später noch wiederholt v. Bezold eine stete Zunahme der Blitzgefahr n wiesen zu haben geglaubt, was damals großes Aufsehen erregte. Demgegenüber wurd von verschiedenen Forschern gezeigt, daß v. Bezolds Schlüsse deshalb falsch seien, sich nur auf die Blitzschäden an Gebäuden gegründet hatten, es aber in Versiche kreisen bekannt sei, daß jetzt viel mehr Schäden angezeigt würden als früher, Versicherung noch nicht so ausgedehnt gewesen war. Auch wurde mit Recht darauf wiesen, daß meteorologisch eine solche Zunahme nicht begründet sei, weil die G keineswegs zahlreicher geworden sind. Endlich wurde für mehrere Staaten bewiese auch die Zahl der Blitztötungen nicht zugenommen hat. Neuerdings hat Hel für Preußen diesen Nachweis ebenfalls geführt. Auf eine Million Einwohner k im Durchschnitt der Jahre 1871—1914 jährlich 47 Tötungen. Während die Bevöl in diesen Jahren von 24½ auf 42 Millionen stieg, schwankte die Zahl der Blitztö ganz unregelmäßig zwischen 82 (1904) und 256 (1906). Da die Zahl der Gewit dungen nahezu in gleicher Weise schwankt, so ist hierdurch gleichfalls die M daß die Gewitter infolge der vermehrten Metallmassen in den Häusern gefährlic worden seien, widerlegt. Bei den Blitztötungen hat man ferner die eigentümliche nehmung gemacht, daß dabei das Bewußtsein von der Gefahr eine große Rolle Wiederholt ist es z. B. vorgekommen, daß Mütter getötet wurden, während da auf ihrem Schoß oder an der Brust trotz Brandwunden am Leben blieb. Eine die verletzt und ohnmächtig wurde, während ihr kleiner Knabe unversehrt war drei Monate später ein Kind, das keinerlei Spuren der Blitzwirkung aufwies. D Bewußtsein eine wichtige Rolle spielt, geht daraus hervor, daß Schlafende, Betr Bewußtlose und kleine Kinder, die die Blitzgefahr noch nicht kennen, trotz B letzungen selten umkommen.

Prof. Dr. K

Die Entwicklung der deutschen Flotte im Kriege. Bei des Krieges zählte die deutsche Kriegsflotte einschließlich 219 Torpedo- und 28 U 344 Schiffe mit rund 1030000 t Wasserverdrängung. Unter diesen befanden sich 1 kampflinienschiffe, 4 Schlachtkreuzer, 21 ältere Linienschiffe und 8 ältere Panzer An Großkampfschiffen waren im Bau die 4 Linienschiffe der „König"-Klasse, 3 schiffe vom Typ „Ersatz Wörth" und 4 Schlachtkreuzer. Die ersteren 4 Schiffe, „ „Großer Kurfürst", „Markgraf" und „Kronprinz Wilhelm", konnten ebenso Schlachtkreuzer „Derfflinger" noch im Laufe des Jahres 1914 in die Schlachtflo gereiht werden. Zwei Linienschiffe vom Typ „Ersatz Wörth", die die Namen „ und „Baden" tragen, waren 1917 fertiggestellt; das dritte Schiff, „Sachsen", so später in Bau gegebene „Württemberg" liefen 1916 bzw. 1917 vom Stapel, wurd wegen Überlastung der Bauwerften mit anderen Arbeiten wie manche andere nicht mehr vollendet. Von den im Bau befindlichen Schlachtkreuzern konnten „ und „Hindenburg" in Dienst gestellt werden; „Mackensen" wurde nicht fertig keiner der Ersatzbauten für die verlorengegangenen Panzerkreuzer „Yorck", „Schar „Gneisenau", „Blücher" und „Friedrich Karl", von denen nur der des „Blücher dem Namen „Graf Spee" vom Stapel gelassen wurde. 41 Kleine Kreuzer w Sommer 1914 fertig, 6 weitere im Bau, die neben 2 für Rußland bei Schichau befindlichen und von uns unter den Namen „Pillau" und „Elbing" übernomme schleunigt vollendet wurden. Die Ersatzbauten für die untergegangenen Kleinen „Ariadne", „Köln", „Mainz", „Magdeburg", „Emden", „Leipzig", „Nürnberg", „ und „Königsberg" konnten ebenfalls größtenteils unter den alten Namen in d eingereiht werden. Zu den Torpedobooten traten über 100 neue, meist von größ messungen als bisher, hinzu; weiter stellten die Werften ebenfalls über 100 Sond für den Minendienst fertig. Besonders rege wurde der U-Bootsbau betrieben rund 300 Boote vollendet und in Dienst gestellt werden konnten. Infolge glücklichen Ausganges des Krieges mußten wir 11 Großkampflinienschiffe, 5 kreuzer, 8 Kleine Kreuzer, 50 Hochseetorpedoboote und sämtliche U-Boote m Gesamttonnengehalt von über 600000 t nach England überführen. Bis End waren 139 U-Boote abgeliefert. Die Gesamtziffer der abzugebenden Boote w Abschluß der Verhandlungen wahrscheinlich 190 sein. Abzuliefern sind an ferner 2 Prüfungsdocks für U-Boote sowie das Hebeschiff „Vulkan". Auch schwe Verhandlungen über die Abgabe unserer Minenleger, und es ist nicht abzusehen, Gegner bei der Verlängerung des Waffenstillstandes nicht noch weitere Forderung werden. Von den Großkampfschiffen haben „Bayern", „Baden" je acht 38,1-cm-G „Hindenburg" 30,5-cm-Geschütze, die älteren Schlachtkreuzer je acht bis zehn alle übrigen acht bis zehn 30,5-cm-Geschütze; die Gesamtzahl der schweren beträgt 150. Die Neubaukosten der abgegebenen Schiffe werden etwas über liarden Mark betragen haben; indessen war der Wert bei der Abgabe ein weit g da die in den Baukosten enthaltenen Kosten für Munition abzurechnen sind, nach vor der Fahrt nach England von Bord genommen worden war. Nach Abgabe d schiffes „Baden", die erst im Januar 1919 erfolgte, verbleiben uns 8 Großkampfs von 4 mit je zwölf 30,5-cm- und weitere 4 mit je zwölf 28-cm-Kanonen, 20 gr veraltete und teilweise abgebaute Linienschiffe, 2 alte Panzerkreuzer, 21 Kleine etwa 60 Hochseetorpedoboote sowie eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge mit insg 600000 t Wasserverdrängung. Der Personalbestand der Marine, bei Kriegsbeg 80000 Mann, erhöhte sich im Laufe des Krieges einschließlich der Landformatio das Marinekorps auf 280000 Mann. Über den Bestand nach dem Kriege läßt noch nichts sagen.



Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3946. 152. Band. Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 13 Mark; frei ins Haus 13 Mark 25 Pfg. Preis dieser Nummer 1 Mark 30 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 1 Mark, auf Seiten mit Text 1 Mark 20 Pfg. 13. Februar 1919.

Allgemeine Notizen.

Neuerwerbung des Goethe-Nationalmuseums in Weimar. Eine äußerst wertvolle und kunstgeschichtlich höchst beachtenswerte Erwerbung für die Sammlungen des Goethehauses ist dem Direktor Dr. Hans Wahl gelungen, indem er das Originalgemälde von Goethes Freundin Minnchen Herzlieb, der „lieblichsten der Rosen", von der Hand Luise Seidlers, der Malerin des Goethekreises, während ihres Aufenthaltes in Jena im Frommannschen Hause gemalt, aus Privathänden erwarb. Des weiteren ist dem Goethe-Nationalmuseum ein außerordentlich charakteristisches und fein gemaltes Miniaturbildnis Lord Byrons von Justine Rodenberg, der Witwe Julius Rodenbergs, übereignet worden. Es hat im „Freunde-Zimmer" des Goethehauses seinen verdienten Platz gefunden.

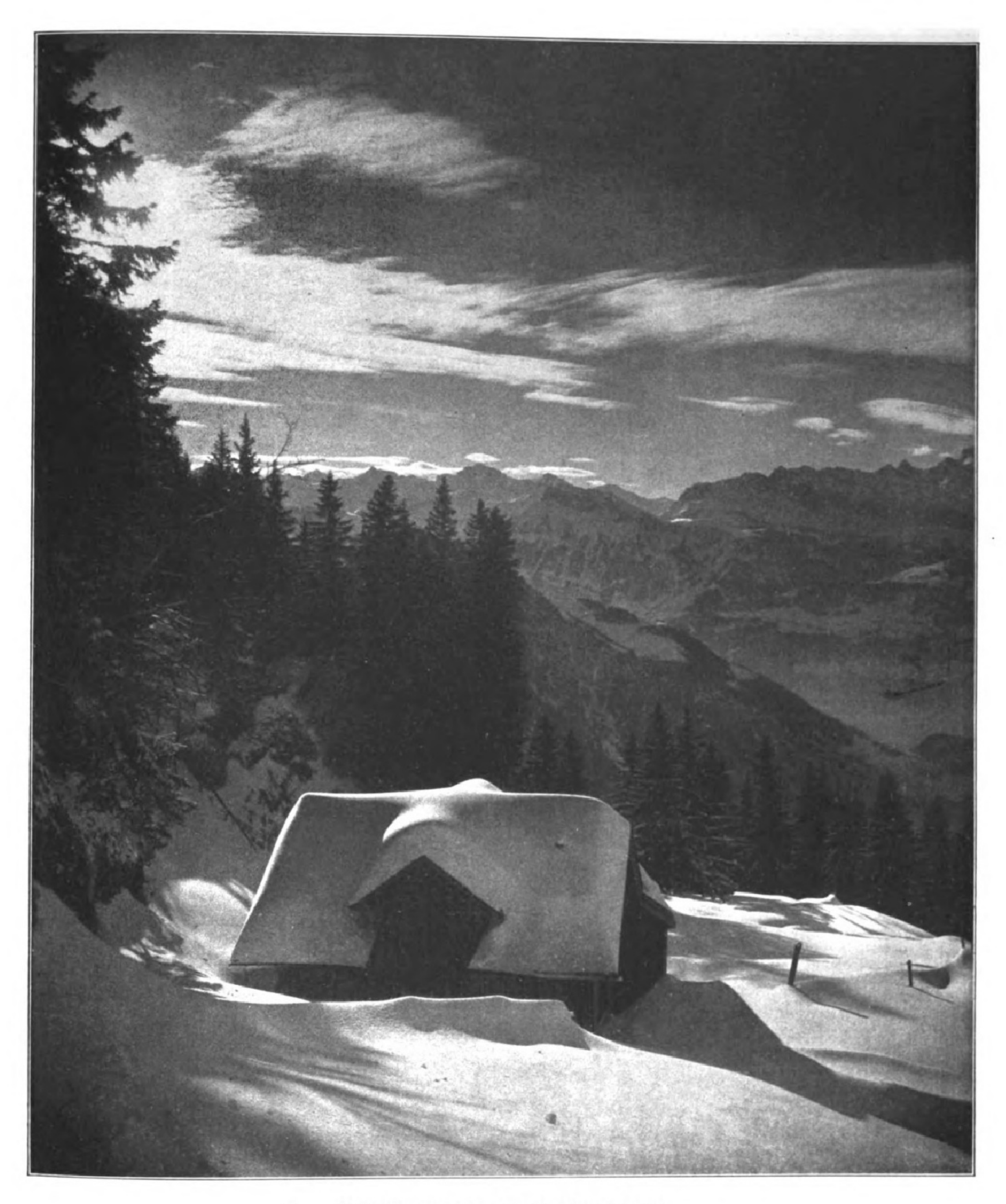
Literarische Preisverteilung durch das Nietzsche-Archiv. Dem Vorstand des Nietzsche-Archivs zu Weimar sind von einem Großkaufmann in Hamburg (der Name wird leider nicht genannt) 5000 Mark mit der Bestimmung überwiesen worden, einen Ehrenpreis von je 1500 Mark an die Verfasser der in den beiden letzten Kriegsjahren erschienenen drei besten Bücher zu verteilen. Bei der Beurteilung sollte maßgebend sein, daß diejenigen Werke herausgefunden werden, die am ehesten geeignet sind, der unheilvollen geistigen Verflachung entgegenzuwirken. Es wurden daraufhin prämiiert: Thomas Mann, „Betrachtungen eines Unpolitischen", Ernst Bertram, „Nietzsche, Versuch einer Mythologie", Gerhard von Mutius „Die drei Reiche". Es darf als erfreulich bezeichnet werden, daß auch im Jahre 1919 abermals drei Werke in gleicher Höhe und unter denselben Voraussetzungen bedacht werden sollen.

Die Galerie Schneider, Frankfurt a. M. veranstaltet während des Monats Februar in ihren sämtlichen Räumen eine umfangreiche Sammelausstellung von Original-Ölgemälden und Graphik des Frankfurter Altmeisters Professor Wilhelm Steinhausen. Landschaften und Figurenbilder aus allen Schaffensperioden des Künstlers, vornehmlich aus den letzten Jahren, Motive aus dem Hundsrück wechseln mit figürlichen Kompositionen ab und geben somit einen Überblick über Steinhausens vielseitige künstlerische Tätigkeit. Im Graphischen Kabinett der Galerie Schneider kommt des Meisters Griffelkunst in Original-Radierungen, Steindrucken usw. anschaulich zu voller Geltung.

Das Friedmannsche Tuberkulosemittel. Es dürfte noch in Erinnerung sein, daß vor fünf Jahren Dr. Friedmann ein Verfahren zur Behandlung Tuberkuloser mit lebenden Schildkrötentuberkelbazillen einführte, das damals stärkerem Widerspruch begegnete. Jetzt veröffentlicht Geh. Med.-Rat Dr. Korno von der zweiten medizinischen Klinik der Berliner Charité das Resultat der Nachuntersuchung von 25 Kranken, die vor fünf Jahren mit diesem Mittel behandelt wurden, in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift". Korno bezeichnet den Erfolg als sehr günstig und empfiehlt die weitere Beachtung dieses Mittels, nachdem dieses verbessert und seine Anwendung gegen früher wesentlich vereinfacht worden ist.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3946. 152. Band



Wintermorgen im Hochgebirge.
Nach einer photographischen Aufnahme von August Rupp.

Winterlandschaften. / Eine ästhetische Betrachtung von Julius R. Haarhaus.

Die bewußte Freude an den Schönheiten der winterlichen Natur ist eine verhältnismäßig späte Errungenschaft der germanischen Rasse. Das Mittelalter, dessen Sinn für die Reize des Frühlings und Sommers sich in epischen und lyrischen Dichtungen wie in dem landschaftlichen Beiwerk vieler Schöpfungen der bildenden Kunst ausspricht, sah im Winter nur die schlimme Jahreszeit, zu der es weder in ein gemütliches noch in ein ästhetisches Verhältnis gelangte. Erst mit dem Anbruch der neueren Zeit, mit dem Aufschwung des städtischen Lebens, der eine Vervollkommnung der Wohnräume und der Heizvorrichtungen herbeiführte und dem Winter seine Schrecken nahm, begann man, auch den Zauber der in den Banden des Frostes und des Schnees befangenen Natur zu erkennen. Zwei köstliche künstlerische Zeugnisse aus dieser ästhetischen Entdeckungszeit haben sich erhalten: die herrlichen Miniaturen, mit denen flandrische Meister des fünfzehnten Jahrhunderts das heute in der Markusbibliothek zu Venedig aufbewahrte Breviario Grimani, das Gebetbuch eines vornehmen italienischen Kunstfreundes, ausstatteten, und ein die heilige Theodora verherrlichendes Gemälde unseres Hans Baldung Grien im Rudolphinum zu Prag, das als die erste deutsche Darstellung einer Schneelandschaft gelten muß.

Wohl das bedeutendste Blatt des Breviario Grimani ist dem Februar gewidmet und zeigt eine in kristallklare Schneedecke gehüllte Landschaft in der heiteren Stimmung eines sonnigen Wintertages. Man merkt dem Künstler die Freude an seinem Neuland an: Die Schrecken des Winters sind überwunden, das Licht hat die Finsternis besiegt. Auf Griens Bild sehen wir einen Hallenbau, vor dem sich ein Schneefeld ausbreitet, auf dessen schimmernder Fläche Fußspuren zu erkennen sind. Hier und da ist der Schnee geschmolzen; Gras und Kräuter sprießen hervor, und auf den blendend weißen Bergen des Hintergrundes liegt volles Sonnenlicht. Auch hier ein tröstlicher Ausblick auf die kommenden Tage!

Erst den niederländischen Malern des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts war es vorbehalten, den ästhetischen Reiz der Winterlandschaft voll zu erfassen und in liebevoller Vertiefung darzustellen. Aber sie sahen auch in der winterlichen Natur vor allem den Schauplatz für die bewegten Szenen des derb-gesunden heimatlichen Volkslebens: Bürger und Bauern belustigen sich auf der Eisdecke der Kanäle und Weiher mit Schlittschuhlauf, Schlittenfahrt und Spielen, und hart am Ufer verheißen behäbige Städtchen oder Dörfer, aus deren Schornsteinen Rauch aufsteigt, den Freunden der Winterluft nach dem lustigen Treiben auf dem Eise die warme Behaglichkeit eines sichern Heims.

Wir heutigen Menschen betrachten die Winterlandschaft mit anderen Augen, wir würdigen hauptsächlich ihren Stimmungsgehalt. Für unser Empfinden ist der Winter die Zeit der Ruhe, der Sammlung und der inneren Einkehr, und deshalb wirkt auf uns die winterliche Natur in ihrer erhabenen Stille am stärksten, wie wir uns auch das Stadtbild in dieser Jahreszeit am liebsten im Dämmerlicht des scheidenden Tages denken. Denn auch dem Stadtbewohner, der sich nicht gern aus dem Bereiche der Mauern entfernt, hat der Winter mancherlei Schönes zu offenbaren. Freilich, auf den verkehrsreichen Straßen und Plätzen der Großstädte pflegt der Schnee mit seiner himmlischen Reinheit nicht lange liegen zu bleiben, aber wer den Blick auf die Stirnseiten der Gebäude, auf Dächer und Türme richtet, dem wird der verklärende Zauber, der mit den Flocken auf das Häusermeer herniederrieselt, nicht entgehen. Leuchtendweiße Wülste betonen alle Horizontallinien, alle Simse und Vorsprünge stärker und mildern doch zugleich die Schärfe der Umrisse, und gegen den schimmernden Schneebelag der Dächer, Giebel und Turmhelme setzen sich die stumpfen Farbtöne des Gemäuers wie die zartblauen, taubengrauen oder goldigen des Himmels wirksam ab. Rauchende Essen und — in der Abenddämmerung — hier und da ein erleuchtetes Fenster erhöhen den Charakter des Friedens und der Behaglichkeit, der uns die Stadt zur Winterzeit so anheimelnd macht.

Und nun die Welt da draußen vor den Toren! Es ist, als wolle der Winter im Landschaftsbilde alles Wesentliche hervorheben, alles Unwesentliche verschwinden lassen. Statt der Vegetationsdecke des Sommers, statt der wogenden Saaten der Ackerflur und des üppigen Graswuchses der Wiesen sehen wir jetzt das Relief des Bodens in seiner ganzen Mannigfaltigkeit. Alles Zufällige, Kleinliche und Nebensächliche liegt unter der Schneehülle verborgen, aber die Hebungen und Senkungen des Geländes, die Hänge, Mulden und Einschnitte treten desto deutlicher hervor. Der Laubwald, der im Blätterkleide als grüne Masse wirkte, löst sich jetzt vor unseren Augen in eine wohlgegliederte Gesellschaft von Baumindividualitäten auf, deren jede uns die Eigenart ihres Wesens in Stamm und Verästelung offenbart. Die Eiche erscheint nun doppelt knorrig, die glatte Buche zeigt deutlicher als sonst die aufwärts strebende Richtung ihres Wuchses, Birken und Weiden lassen die feine Struktur des Gezweiges in ihrer ganzen zeichnerischen Schönheit erkennen, und die Erlen stehen kraus und schwarz auf weißem Grunde. Immergrüne Gewächse wie Stechpalm, Eibe und Efeu, die im Laubwald sonst verschwanden, kommen jetzt erst zur vollen Geltung.

Der Nadelwald aber erscheint nun erst recht als ein geschlossenes Ganzes; seine Zweige senken sich unter der Last des Schnees, und zwischen den Stämmen herrscht auch am hellsten Tage ein geheimnisvolles Dunkel.

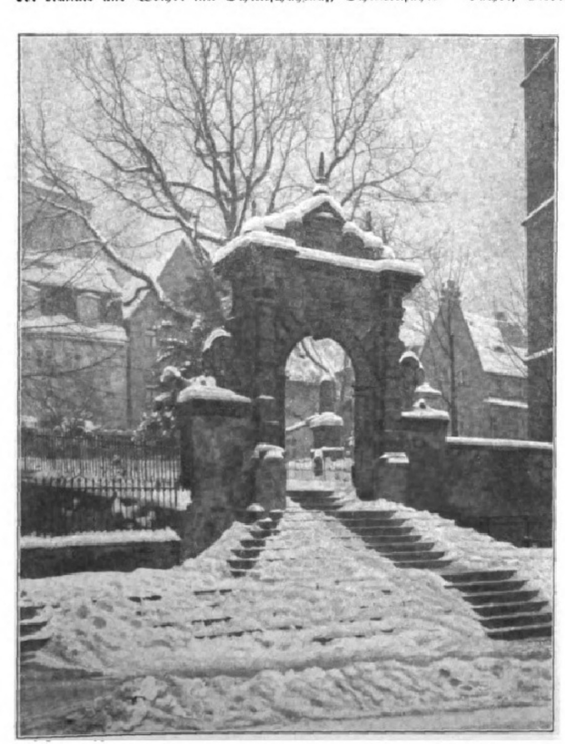


Kloster Mildenfurth bei Weida (Thüringen).

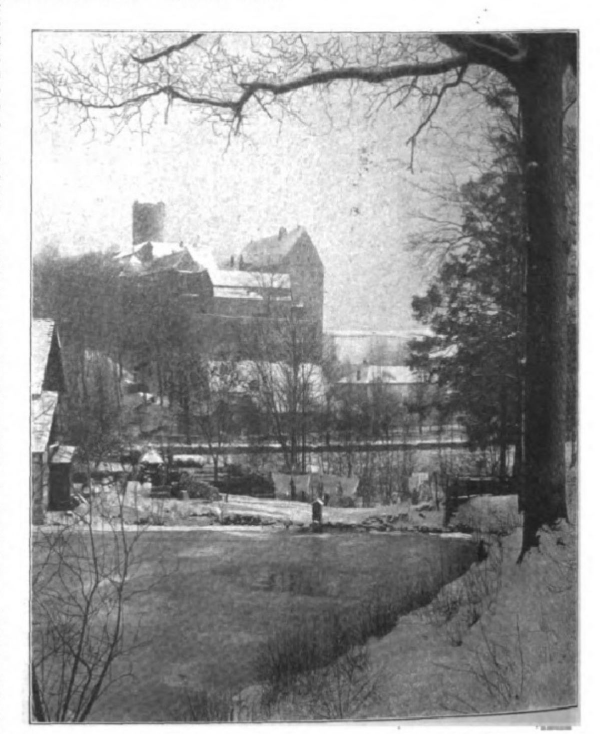
Die fließenden Gewässer ziehen, solange der Frost sie noch nicht in seinen Bann gezwungen hat, als schöngewundene dunkle Bänder durch die weiße Landschaft, häufig belebt von nordischem Wassergeflügel, das in unseren Breiten verweilt, bis ihm das Eis die Nahrungsquelle verschließt und es weiter nach Süden scheucht. Die Seen und Teiche, deren Wasser eher erstarrt, liegen wie blindgewordene Spiegel tot und starr in ihrem Rahmen aus bronzefarbenem Schilf, an dessen dürren Blättern feine Säume von Eisnadeln glitzern.

Ob auch der Winter seine hehrste Schönheit im Gebirge offenbart, wo düstere Tannenwälder über beschneiten Hängen ragen, vom Frost gebändigte Wasserfälle als riesenhafte Eisstalaktiten und -draperien von den Klippen hängen und tief im Tale weltverlorene Dörflein in Frau Holles weiche Daunen eingebettet schlummern: auch die Ebene, die nächste Umgebung der Großstadt sogar, hat ihre winterlichen Reize, die aufzusuchen und mit liebevollem Auge zu genießen, sich für jeden Naturfreund lohnt.

Eins aber, und zwar etwas Tröstliches, hat uns die neuzeitliche biologische Naturbetrachtung über das rein Malerische hinaus zu erkennen gelehrt: daß der Winter da draußen nicht die Zeit des Todes, sondern des kräfteerzeugenden Schlafes ist. Auch während der strengsten Kälte erlischt das Leben in der Natur nicht; den ganzen Winter hindurch treibt der Brombeerstrauch neues Grün, an Haseln, Birken und Erlen zittern schon um die Weihnachtszeit die Blütenkätzchen, und im Dämmer des Winterabends gaukelt sogar ein Schmetterling, der bescheidene Frostspanner, durch den verschneiten Wald.



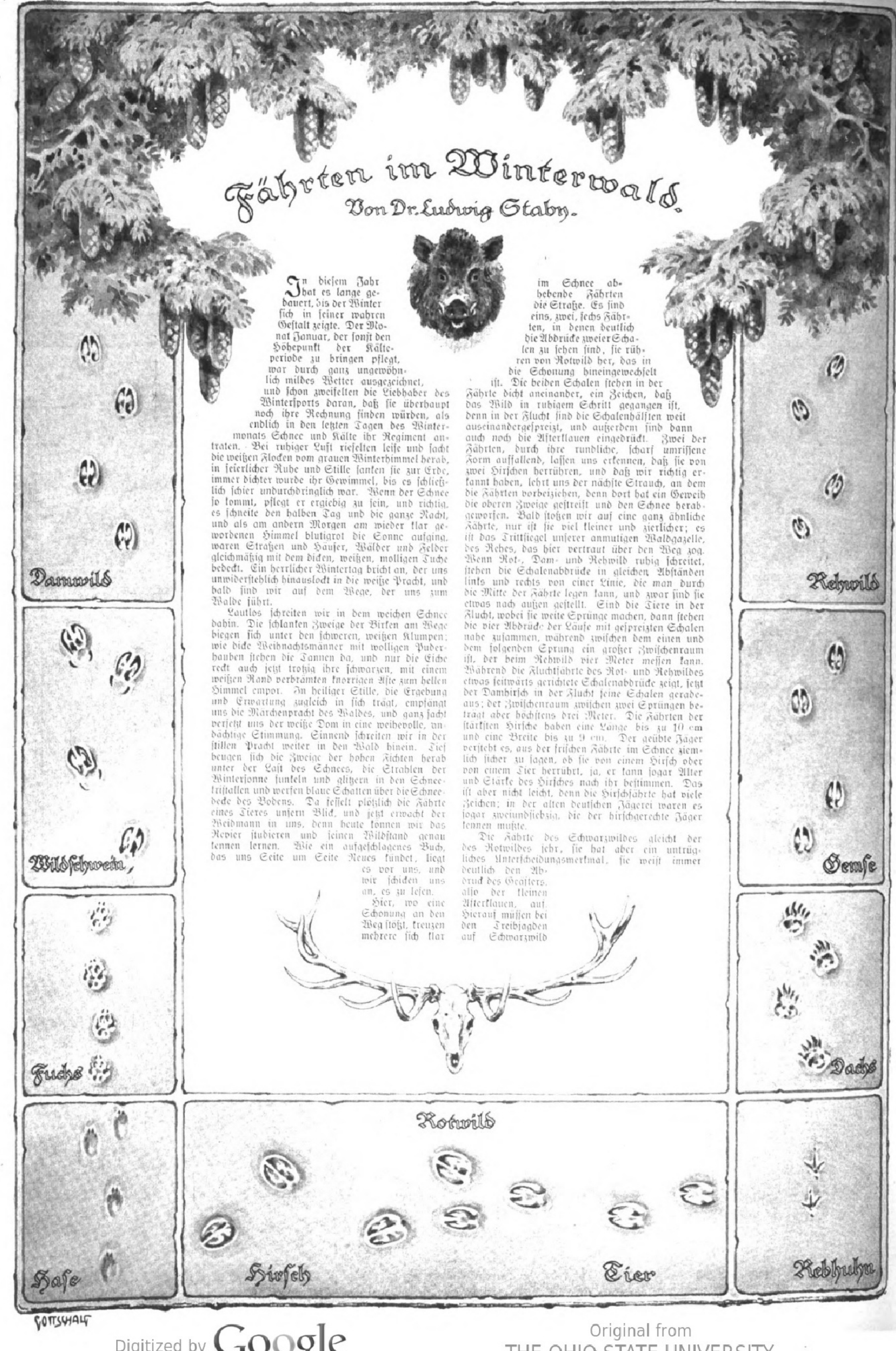
Tuchmacher-Tor in Meißen.



Burg Gnandstein bei Frohburg (Sachsen).

Nach photographischen Aufnahmen von Johannes Mühler in Leipzig.

Enten im Schnee. Nach einem Gemälde von Eduard Zeller.



Fährten im Winterwald.

Von Dr. Ludwig Staby.

In diesem Jahr hat es lange gedauert, bis der Winter sich in seiner wahren Gestalt zeigte. Der Monat Januar, der sonst den Höhepunkt der Kälteperiode zu bringen pflegt, war durch ganz ungewöhnlich mildes Wetter ausgezeichnet, und schon zweifelten die Liebhaber des Wintersports daran, daß sie überhaupt noch ihre Rechnung finden würden, als endlich in den letzten Tagen des Wintermonats Schnee und Kälte ihr Regiment antraten. Bei ruhiger Luft rieselten leise und sacht die weißen Flocken vom grauen Winterhimmel herab, in feierlicher Ruhe und Stille sanken sie zur Erde, immer dichter wurde ihr Gewimmel, bis es schließlich schier undurchdringlich war. Wenn der Schnee so kommt, pflegt er ergiebig zu sein, und richtig, es schneite den halben Tag und die ganze Nacht, und als am andern Morgen am wieder klar gewordenen Himmel blutigrot die Sonne aufging, waren Straßen und Häuser, Wälder und Felder gleichmäßig mit dem dicken, weißen, molligen Tuche bedeckt. Ein herrlicher Wintertag bricht an, der uns unwiderstehlich hinauslockt in die weiße Pracht, und bald sind wir auf dem Wege, der uns zum Walde führt.

Lautlos schreiten wir in dem weichen Schnee dahin. Die schlanken Zweige der Birken am Wege biegen sich unter den schweren, weißen Klumpen; wie dicke Weihnachtsmänner mit wolligen Puderhauben stehen die Tannen da, und nur die Eiche reckt auch jetzt trotzig ihre schwarzen, mit einem weißen Rand verbrämten knorrigen Äste zum hellen Himmel empor. In heiliger Stille, die Ergebung und Erwartung zugleich in sich trägt, empfängt uns die Märchenpracht des Waldes, und ganz sacht versetzt uns der weiße Dom in eine weihevolle, andächtige Stimmung. Sinnend schreiten wir in der stillen Pracht weiter in den Wald hinein. Tief beugen sich die Zweige der hohen Fichten herab unter der Last des Schnees, die Strahlen der Wintersonne funkeln und glitzern in den Schneekristallen und werfen blaue Schatten über die Schneedecke des Bodens. Da fesselt plötzlich die Fährte eines Tieres unsern Blick, und jetzt erwacht der Weidmann in uns, denn heute können wir das Revier studieren und seinen Wildstand genau kennen lernen. Wie ein aufgeschlagenes Buch, das uns Seite um Seite Neues kündet, liegt es vor uns, und wir schicken uns an, es zu lesen.

Hier, wo eine Schonung an den Weg stößt, kreuzen mehrere sich klar im Schnee abhebende Fährten die Straße. Es sind eins, zwei, sechs Fährten, in denen deutlich die Abdrücke zweier Schalen zu sehen sind, sie rühren von Rotwild her, das in die Schonung hineingewechselt ist. Die beiden Schalen stehen in der Fährte dicht aneinander, ein Zeichen, daß das Wild in ruhigem Schritt gegangen ist, denn in der Flucht sind die Schalenhälften weit auseinandergespreizt, und außerdem sind dann auch noch die Afterklauen eingedrückt. Zwei der Fährten, durch ihre rundliche, scharf umrissene Form auffallend, lassen uns erkennen, daß sie von zwei Hirschen herrühren, und daß wir richtig erkannt haben, lehrt uns der nächste Strauch, an dem die Fährten vorbeiziehen, denn dort hat ein Geweih die oberen Zweige gestreift und den Schnee herabgeworfen. Bald stoßen wir auf eine ganz ähnliche Fährte, nur ist sie viel kleiner und zierlicher; es ist das Trittsiegel unserer anmutigen Waldgazelle, des Rehes, das hier vertraut über den Weg zog. Wenn Rot-, Dam- und Rehwild ruhig schreitet, stehen die Schalenabdrücke in gleichen Abständen links und rechts von einer Linie, die man durch die Mitte der Fährte legen kann, und zwar sind sie etwas nach außen gestellt. Sind die Tiere in der Flucht, wobei sie weite Sprünge machen, dann stehen die vier Abdrücke der Läufe mit gespreizten Schalen nahe zusammen, während zwischen dem einen und dem folgenden Sprung ein großer Zwischenraum ist, der beim Rehwild vier Meter messen kann. Während die Fluchtfährte des Rot- und Rehwildes etwas seitwärts gerichtete Schalenabdrücke zeigt, setzt der Damhirsch in der Flucht seine Schalen geradeaus; der Zwischenraum zwischen zwei Sprüngen beträgt aber höchstens drei Meter. Die Fährten der stärksten Hirsche haben eine Länge bis zu 10 cm und eine Breite bis zu 9 cm. Der geübte Jäger versteht es, aus der frischen Fährte im Schnee ziemlich sicher zu sagen, ob sie von einem Hirsch oder von einem Tier herrührt, ja, er kann sogar Alter und Stärke des Hirsches nach ihr bestimmen. Das ist aber nicht leicht, denn die Hirschfährte hat viele Zeichen; in der alten deutschen Jägerei waren es sogar zweiundsiebzig, die der hirschgerechte Jäger kennen mußte.

Die Fährte des Schwarzwildes gleicht der des Rotwildes sehr, sie hat aber ein untrügliches Unterscheidungsmerkmal, sie weist immer deutlich den Abdruck des Geäfters, also der kleinen Afterklauen, auf. Hierauf müssen bei den Treibjagden auf Schwarzwild

Winterliche Volksbelustigungen: Eisschießen in einem steiermärkischen Dorfe.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Professor Franz Kienmayer.



„Rodelbahn“ am Monopteros im Englischen Garten zu München.

die Einkreiser sehr achten, 'damit sie sich nicht irren. Einkreiser sind fährtenkundige Leute, die am frühen Morgen die Schonungen und Dickungen umgehen und sich jede in die Schonung stehende Schwarzwildfährte notieren und ebenso die aus der Dickung herausgehenden Fährten. Haben sie ihren Umgang vollendet, dann ziehen sie die ausstehenden Fährten von den hineinstehenden ab und finden dann als Resultat genau die Zahl der Sauen, die in der Schonung stecken müssen, die damit also eingekreist sind. Verfahren sie so mit den Fährten jedes Wildes, dann wissen sie genau, wieviel Wild von jeder Art in dem betreffenden Waldteil stecken.

Daran erkennen wir schon, weshalb der Jäger den Schnee den „weißen Leithund“ nennt, denn die Schneedecke ist in der Tat dem Kundigen ein offenes Buch, aus dem er alles bis auf das genaueste erfahren kann, was in seinem Revier vorgeht, und welche Geheimnisse der Wald birgt. Aufmerksam lesen wir nun auch weiter in diesem Buche. Da liegt eine ganz charakteristische Spur vor uns, die zwei längliche Abdrücke nebeneinander und dahinter zwei kleinere hintereinander zeigt. Es ist die bekannte Fährte des braven Löffelmannes, der den Weg entlanggehoppelt ist, wobei er die langen Hinterläufe über die Vorderläufe hinaussetzt, so daß in seiner Spur zuerst die Abdrücke der Hinterfüße und dann der Vorderläufe stehen. Wird er in weiten Sätzen flüchtig, dann wird die Fährte länger, bleibt aber sonst ebenso, nur die Hinterläufe werden nicht mehr klar nebeneinander, sondern etwas schräg zueinander gestellt. Die Spur des Karnickels ist genau dieselbe wie die des Hasen, nur ist sie viel kleiner und enger gestellt, der geringeren Größe des Tieres entsprechend. An einer niedrigen Kiefernschonung ist der Schnee wie besät von diesen kleinen, rundlichen Vertiefungen, ein Beweis, daß die Schonung noch viele der flinken, grauen Nager beherbergt. Im Weiterschreiten fesselt plötzlich eine andere Spur unsern Blick; sie ist ganz merkwürdig und sieht aus wie von winzigen Händen herrührend. Wir bücken uns herab und betrachten sie genauer. Da bemerken wir, daß in dem vorderen Spurpaar deutlich fünf Zehen mit Nägeln, in dem hinteren aber nur vier Zehen abgedrückt sind, und nun wissen wir, daß es die Spur eines Eichhörnchens ist, das im Sprunge ebenfalls die Hinterpfoten über die vorderen hinwegstellt. Es ist sicher durch die Sonne aus seinem warmen Winterlager herausgelockt worden und hat einen Spaziergang im Schnee gemacht.

Nach kurzem Weiterwandern treffen wir an einer Wegebiegung plötzlich den uns befreundeten Weidmann, der sich über den Wildstand seines Reviers durch den weißen Leithund genau unterrichtet. Nach freudiger Begrüßung wandern wir zusammen weiter; der Schnee hat unsern Freund in die prächtigste Laune versetzt, und mit freudigen Worten preist er seinen herrlichen Winterwald. Plötzlich bleiben wir vor einer Fährte stehen, deren rundliche Eindrücke scharf in einer Linie hintereinander liegen; hier ist der rote Räuber in die Schonung hineingeschnürt. Auf einen Wink des Jägers umgehen wir mit raschen, geräuschlosen Schritten die nicht sehr große Dickung. Viele Fährten gehen aus und ein, aber die Fuchsspur ist nicht darunter; also hat sich der rote Strauchdieb in der Schonung zum Schlummer niedergelassen, vielleicht gelingt es, ihn wieder zum Vorschein zu bringen. Im hohen Holz, dem Rande der Schonung gegenüber, nehmen wir hinter einem hohen Wacholderstrauch Deckung und bleiben mehrere Minuten regungslos stehen. Dann nimmt der Jäger ein kleines Instrument in den Mund, und plötzlich dringen die jämmerlichen Töne eines klagenden Hasen weithin durch den stillen Wald. Mit einem schmerzlichen Jammerlaut endet das Konzert, aber nichts rührt sich, tiefe Stille ringsum, bis das Klagelied der Hasenquäke von neuem beginnt. Kaum ist es verhallt, da schiebt sich unter den schneeverhangenen Tannen ein feines, spitzes, schwarzes Näschen heraus, windet, nach allen Seiten vorsichtig sichernd, eine Zeitlang, bis es sich endlich weiter vorwagt und nun der Fuchskopf mit den schiefen listigen Augen



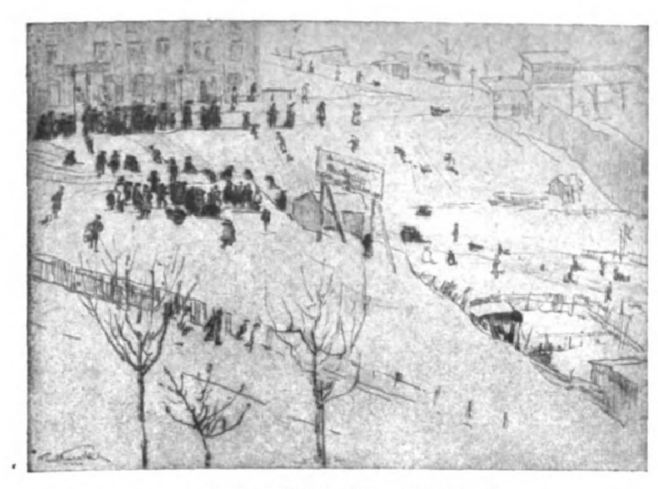
Skifahren hinter dem Pferd (Skikjöring) im bayrischen Hochland.



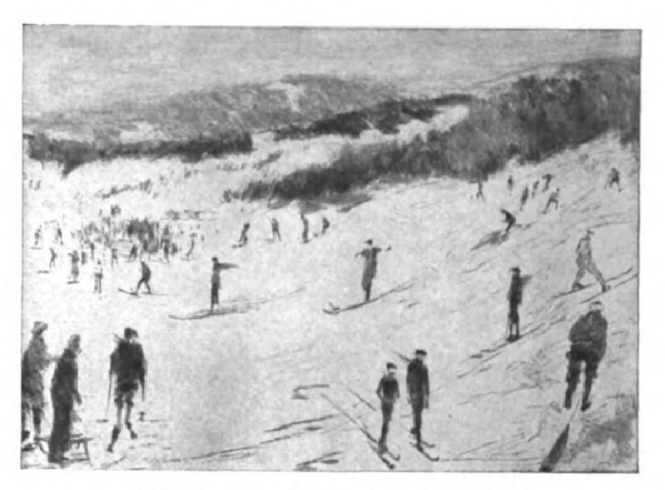
Der Wintersport in der Münchner Umgebung: An der Endstation der Elektrischen Bahn in Grünwald im Isartal.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Albin Tippmann.





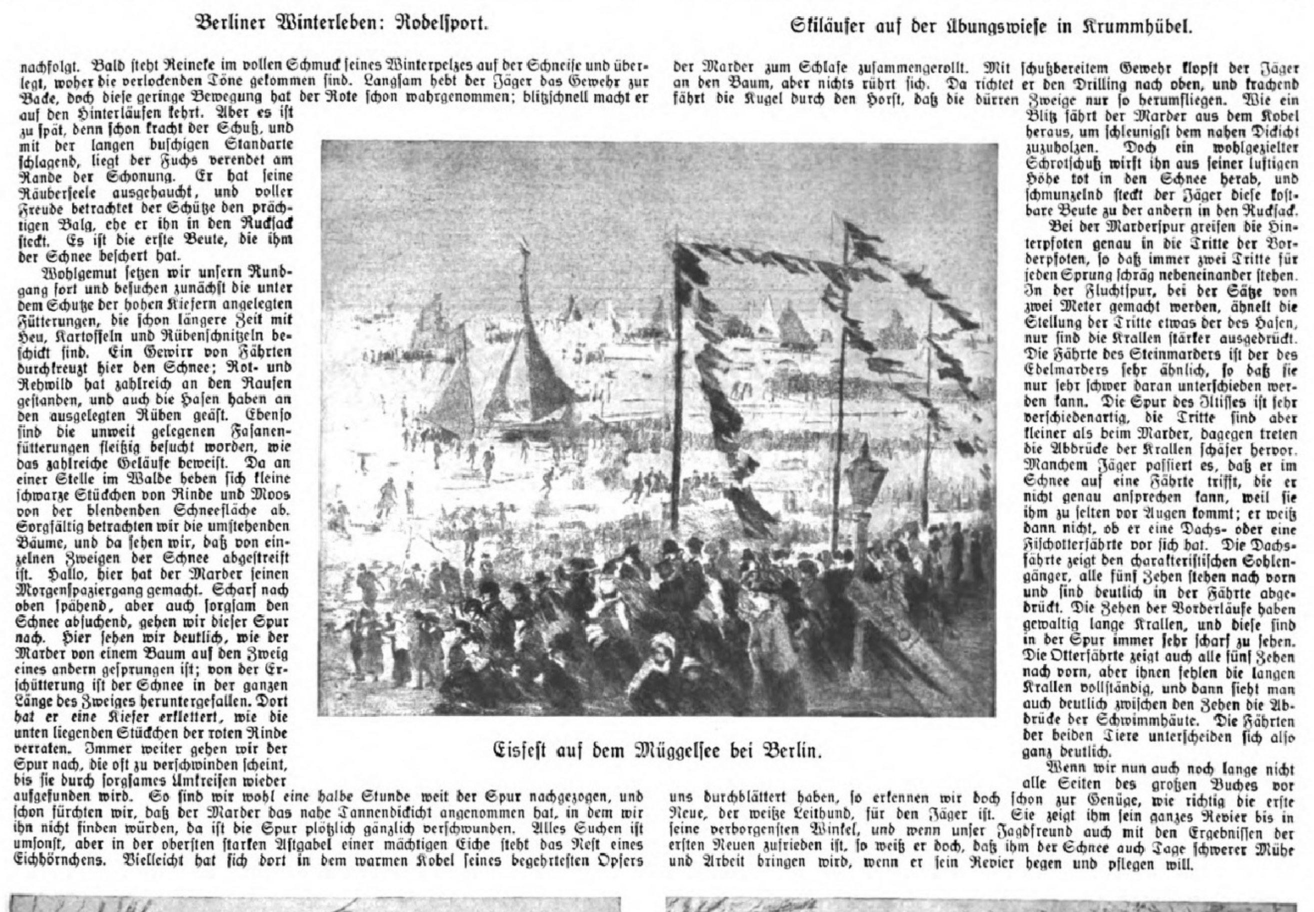
Berliner Winterleben: Rodelsport.



Skiläufer auf der Übungswiese in Krummhübel.

nachfolgt. Bald steht Reineke im vollen Schmuck seines Winterpelzes auf der Schneise und überlegt, woher die verlockenden Töne gekommen sind. Langsam hebt der Jäger das Gewehr zur Backe, doch diese geringe Bewegung hat der Rote schon wahrgenommen; blitzschnell macht er auf den Hinterläufen kehrt. Aber es ist zu spät, denn schon kracht der Schuß, und mit der langen buschigen Standarte schlagend, liegt der Fuchs verendet am Rande der Schonung. Er hat seine Räuberseele ausgehaucht, und voller Freude betrachtet der Schütze den prächtigen Balg, ehe er ihn in den Rucksack steckt. Es ist die erste Beute, die ihm der Schnee beschert hat.

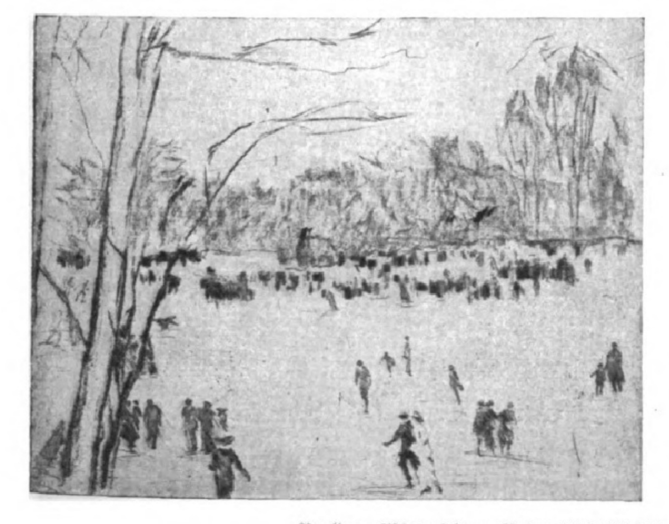
Wohlgemut setzen wir unsern Rundgang fort und besuchen zunächst die unter dem Schutze der hohen Kiefern angelegten Fütterungen, die schon längere Zeit mit Heu, Kartoffeln und Rübenschnitzeln beschickt sind. Ein Gewirr von Fährten durchkreuzt hier den Schnee; Rot- und Rehwild hat zahlreich an den Raufen gestanden, und auch die Hasen haben an den ausgelegten Rüben geäst. Ebenso sind die unweit gelegenen Fasanenfütterungen fleißig besucht worden, wie das zahlreiche Geläufe beweist. Da an einer Stelle im Walde heben sich kleine schwarze Stückchen von Rinde und Moos von der blendenden Schneefläche ab. Sorgfältig betrachten wir die umstehenden Bäume, und da sehen wir, daß von einzelnen Zweigen der Schnee abgestreift ist. Hallo, hier hat der Marder seinen Morgenspaziergang gemacht. Scharf nach oben spähend, aber auch sorgsam den Schnee absuchend, gehen wir dieser Spur nach. Hier sehen wir deutlich, wie der Marder von einem Baum auf den Zweig eines andern gesprungen ist; von der Erschütterung ist der Schnee in der ganzen Länge des Zweiges heruntergefallen. Dort hat er eine Kiefer erklettert, wie die unten liegenden Stückchen der roten Rinde verraten. Immer weiter gehen wir der Spur nach, die oft zu verschwinden scheint, bis sie durch sorgsames Umkreisen wieder aufgefunden wird. So sind wir wohl eine halbe Stunde weit der Spur nachgezogen, und schon fürchten wir, daß der Marder das nahe Tannendickicht angenommen hat, in dem wir ihn nicht finden würden, da ist die Spur plötzlich gänzlich verschwunden. Alles Suchen ist umsonst, aber in der obersten starken Astgabel einer mächtigen Eiche steht das Nest eines Eichhörnchens. Vielleicht hat sich dort in dem warmen Kobel seines begehrtesten Opfers der Marder zum Schlafe zusammengerollt. Mit schußbereitem Gewehr klopft der Jäger an den Baum, aber nichts rührt sich. Da richtet er den Drilling nach oben, und krachend fährt die Kugel durch den Horst, daß die dürren Zweige nur so herumfliegen. Wie ein Blitz fährt der Marder aus dem Kobel heraus, um schleunigst dem nahen Dickicht zuzuholzen. Doch ein wohlgezielter Schrotschuß wirft ihn aus seiner luftigen Höhe tot in den Schnee herab, und schmunzelnd steckt der Jäger diese kostbare Beute zu der andern in den Rucksack.

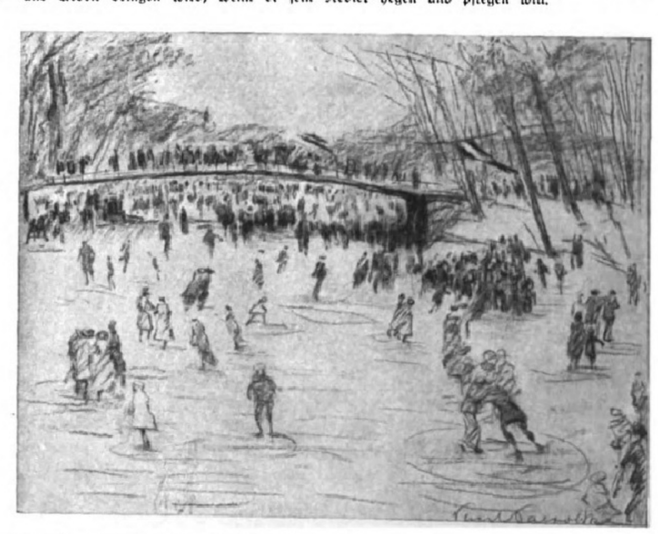


Eisfest auf dem Müggelsee bei Berlin.

Bei der Marderspur greifen die Hinterpfoten genau in die Tritte der Vorderpfoten, so daß immer zwei Tritte für jeden Sprung schräg nebeneinander stehen. In der Fluchtspur, bei der Sätze von zwei Meter gemacht werden, ähnelt die Stellung der Tritte etwas der des Hasen, nur sind die Krallen stärker ausgedrückt. Die Fährte des Steinmarders ist der des Edelmarders sehr ähnlich, so daß sie nur sehr schwer daran unterschieden werden kann. Die Spur des Iltisses ist sehr verschiedenartig, die Tritte sind aber kleiner als beim Marder, dagegen treten die Abdrücke der Krallen schäfer hervor. Manchem Jäger passiert es, daß er im Schnee auf eine Fährte trifft, die er nicht genau ansprechen kann, weil sie ihm zu selten vor Augen kommt; er weiß dann nicht, ob er eine Dachs- oder eine Fischotterfährte vor sich hat. Die Dachsfährte zeigt den charakteristischen Sohlengänger, alle fünf Zehen stehen nach vorn und sind deutlich in der Fährte abgedrückt. Die Zehen der Vorderläufe haben gewaltig lange Krallen, und diese sind in der Spur immer sehr scharf zu sehen. Die Otterfährte zeigt auch alle fünf Zehen nach vorn, aber ihnen fehlen die langen Krallen vollständig, und dann sieht man auch deutlich zwischen den Zehen die Abdrücke der Schwimmhäute. Die Fährten der beiden Tiere unterscheiden sich also ganz deutlich.

Wenn wir nun auch noch lange nicht alle Seiten des großen Buches vor uns durchblättert haben, so erkennen wir doch schon zur Genüge, wie richtig die erste Neue, der weiße Leithund, für den Jäger ist. Sie zeigt ihm sein ganzes Revier bis in seine verborgensten Winkel, und wenn unser Jagdfreund auch mit den Ergebnissen der ersten Neuen zufrieden ist, so weiß er doch, daß ihm der Schnee auch Tage schwerer Mühe und Arbeit bringen wird, wenn er sein Revier hegen und pflegen will.





Berliner Winterleben: Beim Schlittschuhlauf auf der Eisbahn im Berliner Tiergarten.

Sämtliche Abbildungen nach Originalen von Paul Paeschke.



Künstlicher Winter: Eissport im Admiralspalast in Berlin. Nach ein[...]

Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Luis Usabal.

Frl. Dr. Käthe Schirmacher (D.-Nat. Vp.). (Phot. Gottheil & Sohn, Danzig.)



Frl. Margarete Behm (Deutsch-Nationale Volkspartei).



Frl. Anna v. Gierke (Deutsch-Nationale Volkspartei).



Frau Mende-Völker (Deutsche Volkspartei).



Frau Agnes Neuhaus (Christliche Volkspartei). (Phot. E. Morsbach, München.)



Frl. Marie Zettler (Christliche Volkspartei). (Phot. Friedr. Müller, München.)



Frl. C. Teusch (Christliche Volkspartei). (Phot. Ernst Ohle, Cöln.)



Frl. Dr. Marie Baum (Deutsche Demokratische Partei).



Frl. Dr. Gertrud Bäumer (D. Demokr. Partei). (Phot. E. Bäumer, Magdeburg.)



Frau Elisabeth Brönner-Hoepfner (D. Dem. P.). (Phot. Kühlewindt, Königsbg.)



Frau Ernstine Lutze (Mehrh.-Sozialistin). (Phot. August Hoegg, Dresden.)



Frau Minna Bollmann (Mehrh.-Soz.). (Phot. Otto Harder, Halberstadt.)



Frau Marie Juchacz (Mehrheits-Sozialistin).



Frau Else Höfs (Mehrh.-Soz.). (Phot. Walter Wulff, Stettin.)



Frau Anna Blos (Mehrh.-Soz.). (Phot. Th. Anderson, Stuttgart.)



Frau Johanne Reitze (Mehrh.-Soz.). (Phot. Oskar Weicht, Hamburg-Eilbeck.)



Frau Drioba Haucke (Mehrheits-Sozialistin).



Frau Wilhelmine Kähler (Mehrheits-Sozialistin).



Frau Elfriede Ryneck (Mehrheits-Sozialistin).



Frl. Luise Schröder (Mehrheits-Sozialistin).



Frau Johanna Tesch (Mehrheits-Sozialistin).



Frau Clara Boehm-Schuch (Mehrheits-Sozialistin).



Frl. Anna Simon (Mehrh.-Soz.). (Phot. Paul Petzold, Brandenburg a. H.)



Frau Luise Zietz (Unabhängige Sozialistin).



Frau Lore Agnes (Unabh. Soz.). (Phot. Samson, Düsseldorf.)

Weibliche Mitglieder der Nationalversammlung in Weimar.

(Vgl. hierzu den Artikel: „Das weibliche Element in der Nationalversammlung“ von Eliza Ichenhaeuser auf Seite 174.)

Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung."

Meinungsaustausch führender Geister.

Neues Leben. Gott . . . schließlich dreht es sich doch um die sittliche Frage. Was hilft alle Mystik, wenn die sittliche Praxis fehlt? Religion verteidigt man damit, daß man nach ihr lebt. Meister Eckhart hat recht mit seinem Süpplein . . . „Wenn du in einer Verzückung bist," sagt er, „und ein Kranker ruft nach dir und bittet dich um ein Süpplein, so laß die Verzückung und gehe Süpplein kochen." Das Kennzeichen des Göttlichen liegt im sittlichen Betragen des Menschen und nicht bloß in dem, was er denkt, sondern was er tut. Was hilft die Rechtfertigung durch den Glauben, wenn ich nicht auch im Werk standhalte? So haben es auch Paulus und Luther nie gemeint. Es war ein Fehler der Kultur und Erziehung unseres letzten Jahrhunderts, daß wir fast ausschließlich nach der psychologischen Rechtfertigung trachteten. Das Kind, der Vorgesetzte, der Fürst, der Verbrecher – sie alle wurden immer in ihren Fehlern auf deren Ursachen hin beurteilt, nicht nach deren Folgen. Das moderne ethische Urteil kennt nur die Absicht, nicht die Tat. Wir tänzelten immer tiefer in eine dilettantische religiöse Ästhetelei hinein, die unsere Kräfte den Forderungen der Wirklichkeit entzog. Das sittliche Denken war uns allen geläufig; nicht aber das sittliche Handeln. Der Krieg war ein furchtbarer Entlarver. Wie viele, die vorher einen sittlich sichern Eindruck machten, haben versagt! Hat man es doch auch sonst schon erlebt, daß Philosophen, Ethiker, Menschheitsverbesserer, die in ihren Schriften die lauterste Tugend predigten, in ihrem Leben sich als krasse Egoisten entpuppten. Es waren Einzelfälle. Dieser Krieg hat die Probe auf die Massen gemacht. Unser ganzes religiöses und sittliches Leben war mehr auf den Genuß als auf die Pflicht gestellt. Man genoß Religion, Ethik aus Büchern, aus Vorträgen und versäumte darüber die sittlichen Forderungen der Alltäglichkeit. Welche moderne Mutter sagte sich denn, daß es besser sei, daheim bei ihren Kindern zu bleiben statt in einen ethischen Vortrag zu laufen? Man schwelgte in Theorien, ohne sie auf die Praxis anzuwenden. Man hielt sich für gut, weil man gute Bücher las. In dieser Selbsttäuschung geriet man immer weiter in die große Verlogenheit hinein, die zu dem furchtbaren sittlichen Bankerott führen mußte. Wucher, Räuberei, Hurerei, Verräterei – die scheußlichsten Laster triumphieren mit einer nie geahnten Breitspurigkeit und Unverfrorenheit. Und es ist nicht bloß der Pöbel der Straße und der Industrie; auch führende Persönlichkeiten, Persönlichkeiten, die der Masse vorbildlich sein sollten, haben, als die Stunde kam, die Charakter verlangte, einfach versagt. Wir können unserer gesamten Kulturbewegung der letzten Jahrzehnte den Vorwurf nicht ersparen, daß sie zu einer verhängnisvollen Spaltung von Idealismus (Theorie) und Materialismus (Praxis) trieb. Die idealistischen Bestrebungen schwammen wohl oben; aber gleichsam als wurzellose Pflanzen. Was wir brauchen, ist ein Durchdringen der idealen Werte in den gesamten Gebieten des realen Lebens. Keine sonderbündlerische Schöngeisterei, kein Wegflüchten aus der Wirklichkeit in ein ästhetisches oder ethisches oder mystisches Scheinleben, sondern ein festes Drinnestehen in den Dingen. Die idealen Güter, sie müssen das Herdfeuer sein, nicht der Höhenrauch ferner Gipfel. Nur so können wir aus dem Flüchtlingselend unserer Scheinkultur zu einem Leben sittlicher Kraft, geistiger Schönheit gelangen. Die politischen Siege und Niederlagen dieses Weltkrieges sind Nebensachen. Das Wesentliche ist der sittliche Kampf. Der Weltkrieg – ein Weltgericht! Die Posaunen dröhnen. Lassen wir das Morsche stürzen. Die Welt geht nicht unter. Die Sündflut hat ihre Arche und Muspilli seine Verheißung, daß die Erde wird auftauchen zum anderen Male und wieder grünen . . . Glauben wir daran, aber nicht in untätigem Nachempfinden, sondern in schaffendem Anspannen aller Kräfte. Was wir m ö c h t e n, wir müssen es w o l l e n und t u n.

Mela Escherich.

Postensitzen, nicht Postenstehen! (Die Revolution und die Jugend.) In Berlin und wohl auch anderswo kann man jetzt täglich den Anblick genießen, daß ein Soldat, der Wachtdienst bei einem Maschinengewehr und bei der dazugehörigen Munition zu verrichten hat, auf dem Munitionskasten sitzt, das Gewehr neben sich in eine Ecke gestellt hat und in einem Buche liest, wenn er nicht gerade mit einem jungen Mädchen schäkert. Es ist möglich, daß die älteren Leute, die so vieles mit Lammesgeduld über sich ergehen lassen, auch dieses Postensitzen anzusehen vermögen, ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen. Sicher aber ist, daß die Jugend diese und andere Zerrbilder der Ordnung nicht mehr lange auf sich einwirken lassen kann, ohne den letzten Rest des Pflichtbewußtseins zu verlieren. Der tief in der Natur begründete Freiheitsdrang der Jugend lebt sich heute wie kaum sonst je aus und erhält kein Gegengewicht durch die Erkenntnis, daß das Freisein, das heißt das Wirksamwerden nach dem Maße eigener Kraft, Ordnung und Unterordnung um des gleichartigen Betätigungsdranges der Mitmenschen willen bedingt. Eine Freiheit, die nur in Arbeitsscheu, Straßenbummel, Brüllen und Verüben von Straftaten besteht, entsittlicht den einzelnen und führt das Volk in den Abgrund. Das wissen die Alten. Und was tun sie? Nichts, weil sie vor Kannegießern und Aufzügeveranstalten keine Zeit für ihre Kinder haben. Die führenden Männer und Frauen aber haben an so vieles andere zu denken, daß sie vor allen revolutionären Sorgen und Hoffnungen nicht innewerden, wie plötzlich die ihren Händen entglittene Jugend eine eigene Revolution machen und die Anarchie entfesseln wird, in der die letzten Töpfe werden zu Scherben werden. Auch dieses Gebiet erheischt schleunigst Taten. Soll Deutschlands Zukunft nicht zugrunde gehen, so muß ein Notgesetz des Reiches sofort Jugendämter mit weitestgehenden Befugnissen einsetzen und alle die anderen Maßregeln und Einrichtungen zum Schutze und zur Rettung der Jugendlichen treffen, über deren Einzelheiten in den Kreisen der Fachleute längst Klarheit herrscht. Eine wohldurchdachte Jugendpolitik, wie sie die neuerdings im Verlage der Jugendlese zu Berlin erscheinenden Schriften über Jugendpolitik erfordern, muß planmäßig eingreifen und das Jugendrecht ebenso wie die Jugendwohlfahrt in die richtigen Bahnen lenken. Die Zeit, in der die Zügel am Boden schleifen, hat schon zu lange gedauert. Begnügen sich die Wachthabenden auch ferner mit dem Postensitzen, anstatt wie ehemals auf dem Posten zu stehen, so wird das in die Ecke gestellte Gewehr plötzlich zu ihrem eigenen Schrecken losgehen. Und erschossen wird dann nicht der säumige Wachtposten werden, sondern Deutschland selbst.

Wirklicher Geheimer Admiralitätsrat Dr. Felisch.

Die neue Geselligkeit. „Wir können Sie leider jetzt nicht bei uns sehen." Das war die stehende Redensart, zu der unsere Freunde und Bekannten infolge der Knappheit und Rationierung der Lebensmittel sich gedrängt fühlten. Nicht einer von ihnen schien zu ahnen, wie sehr sie damit uns und sich selber beleidigten. Sie konnten uns nicht mehr bei sich sehen, weil sie uns nichts mehr zu essen geben konnten. Es war also gar keine Frage für sie, daß wir ausschließlich des Essens wegen zu ihnen gekommen waren. Ein anderer Beweggrund für den Verkehr von Haus zu Haus lag offenbar jenseits ihres Denkvermögens. Unbewußt sprachen sie derart jener Geselligkeit, wie sie vor dem Krieg in deutschen Bürgerkreisen geherrscht hat, das Todesurteil. Die Abfütterung! Welcher einigermaßen geistige Mensch erinnert sich ihrer nicht mit gelindem Schauder. Die Pflicht, von allen befreundeten Familien mindestens einmal im Jahre die Reihe herum sich speisen zu lassen und sie allesamt wieder zu speisen, wobei es Ehrensache war, einander an Aufwand möglichst zu überbieten, auch wenn er über die Verhältnisse ging. Wie mancher Haushalt mit begrenzten Mitteln mußte das ganze Jahr hindurch knapsen und knausern, nur damit diese repräsentative Veranstaltung an Glanz nicht hinter der des Kollegen oder Kameraden oder Geschäftsfreundes zurückblieb! Eine gegenseitige drückende Besteuerung, von den wenigsten gern getragen, von allen als unvermeidlich hingenommen. Ja, hätte zum mindesten das Ergebnis die Opfer gelohnt! Hätten zum mindesten die Teilnehmer einen Genuß, eine Kurzweil davon gehabt! Aber nein, das Gespenst grauer Langweile schwebte über den festlich geschmückten Tischen, an denen man stundenlang festgeschnallt war, um endlich nach dem bedeutungsvollen Wort „Mahlzeit" mit streng durchgeführter Geschlechtstrennung im Rauchzimmer und im Damensalon gemeinsam zu verdauen. Da nahm der Krieg die vollen Schüsseln fort und setzte so der alten Geselligkeit ein Ende, die man, verblendet genug, für die Geselligkeit schlechtweg gehalten hatte. Die Menschen sahen einander überhaupt nicht mehr, seit mit dem lecker bereiteten Mahle das einzige Bindeglied zwischen ihnen verschwunden war. Die Gefahr völliger Vereinsamung schien unabwendbar. Bis einige Leute auf den ketzerischen Einfall gerieten, man könne doch eigentlich, wenn man einander zu sehen wünsche, statt z u m Essen n a c h dem Essen zusammenkommen. Sie glaubten damit aus der Not eine Tugend zu machen. Aber es war nicht mehr und nicht weniger als das Ei des Kolumbus – falls in diesem Zusammenhang von Eiern zu reden erlaubt ist. Es war die Auferstehung des echten, des wahren geselligen Lebens nach langem Verschüttetsein. Es war die Einsicht, daß Mitteilung im Gespräch, Erweiterung des Horizontes durch gegenseitiges Kennen- und Verstehenlernen, kurz, Unterhaltung im ursprünglichen Sinn des Wortes nicht nur unterhaltender ist als die steifen Gastereien von ehedem, sondern auch das einzige, was den Namen Geselligkeit verdient. Unser verarmtes Deutschland wird – das hoffen wir zuversichtlich – wieder bessere Tage erleben. Aber an der Entmaterialisierung, an der Vergeistigung im Umgang der Menschen wollen wir festhalten, auch dann. Geloben wollen wir uns, die selig entschlafene Abfütterung niemals mehr erwachen zu lassen.

Ludwig Fulda.

Schullektüre. Der Schriftsteller, der Verleger, der Buchhändler, aber auch alle anderen an der kulturellen, künstlerischen Ausbildung des Volkes Interessierten würden es begrüßen, wenn die Lust und das Verständnis am guten, modernen Buch schon in der Jugend geweckt würden. Gewiß! Wir haben Schülerbibliotheken, aber fragt mich nicht, was für Bibliotheken! Wir haben in den Mittelschulen Deutschunterricht und Lektüre – aber sofern nicht eine Persönlichkeit als Lehrer dem System trotzt, ist „Deutsch" und Lektüre in unseren Mittelschulen „Pensum", nicht frohe Herzenssache. Daher die Ratlosigkeit und Urteilslosigkeit auch eines großen Teils der Gebildeten dem modernen Buch gegenüber. Man lasse doch endlich auch im Lehrplan und „offiziell" in den Mittelschulen den goldenen Überfluß in der deutschen Literatur der letzten dreißig Jahre zu seinem Recht kommen! Es gibt so viele große und kleine Werke, die der Jugend mehr als Lektüre wären: Erweiterung des Horizonts, Bildung des künstlerischen Urteils und Geschmacks und positive Führung zum Schönen und Guten. Das Leben hat recht! Das Leben lockt, und gebt ihr's nicht willig, so holt sich's der begabte Schüler auf anderm, vielleicht weniger zweckmäßigerem Weg. Was meine persönliche Erfahrung betrifft: Ich bin auf dem Weg über die „Modernen" zu den Klassikern gekommen. Denn die klassische Literatur bedeutet immerhin in gewissem Sinn Abstraktion, die moderne Dichtung Leben, Anschauung, nach Pestalozzi das absolute Fundament alles Erkennens. Darum, meine ich, soll man in der ästhetischen Bildung der Jugend nicht das Pferd beim Schwanz aufzäumen.

Julius Kreis.

Wie sollen Volkshochschulen aussehen? Es scheint zwar, als geschähe für die Volksbildung in Deutschland genug und übergenug. Leider aber fehlt die Gewähr für die rechte Wirkung der aufgewandten Mittel. Wer vermag zu sagen, wie viele Bücher unserer Volksbibliotheken in die rechten Hände kommen, wie viele der gehaltenen Volksvorträge und Vorlesungen in die rechten Köpfe und Herzen? Wer weiß, wieviel Unheil die besten Bücher, die besten Vorträge an der unrechten Stelle angerichtet haben und täglich anrichten? Wer kann beurteilen, wieviel Eitelkeit und Strebertum, wieviel Dünkel und Neugier sich als sogenannter Bildungsdrang breitmachen? Inwieweit ist unser Volk überhaupt fähig – im Eigensinne fähig – zu lesen und zu hören, d. h. sich mit Gedrucktem und Gesprochenem innerlich auseinanderzusetzen? Das sind die Fragen, die auf die Gründung von Volkshochschulen drängen! Es ist notwendig, Stätten zu schaffen, die der reifen Jugend (18 bis 22 Jahre) die Möglichkeit bieten, in irgendwelche Gebiete der Kultur wirklich einzudringen, Achtung zu gewinnen vor der Größe irgendwelcher, auch nur einzelner Probleme und dadurch Achtung zu gewinnen auch vor anderen Problemen, vor Problemen überhaupt, Stätten, die den Boden bereiten und die ungeheure Summe volksbildnerischer Arbeit, die in Deutschland geleistet wird, fruchtbar zu machen. Das rechte Vorbild für die Deutsche Volkshochschule scheint in ihrer Schlichtheit die skandinavische zu sein, deren es zur Zeit nahezu 200 gibt. Also keine Stätten der Popularisierung gelehrter Bildung, keine Auch-Universitäten, keine Unterhaltungsanstalten, keine Fachhochschulen, keine Gesinnungsschulen für Parteien, Gruppen, Interessentenbünde irgendwelcher Art. Die Deutsche Volkshochschule soll vielmehr sein eine stille Stätte im Lande (und auf dem Lande), in der nicht nur intellektuell Begabte, sondern vielmehr seelisch Begabte, Begabte des Gemüts im nachfortbildungsschulpflichtigen Alter ein halbes Jahr Zuflucht suchen können, um außerhalb der Tretmühle beruflicher Hast nach aller Rüstung und Ausbildung für den Kampf ums Dasein eine kurze Spanne Zeit auch ihrem reinen Menschentume widmen zu können. Hier sollen sie unter freundschaftlicher Führung Gelegenheit haben, je nach Neigung sich in aller Schlichtheit und Volkstümlichkeit mit den Kulturgütern zu beschäftigen, die versöhnend wirken können in allem Kampf und Hader der Parteien und Interessentengruppen des öffentlichen Lebens. Gleichzeitig sollen sie lernen, den Schlagwörtern des politischen Kleinmarktes ins Gesicht zu leuchten und so den der Jugend von Haus aus innewohnenden Idealismus durch eigene Gedankenarbeit zu stärken. Dadurch sollen die Volkshochschüler nach ihrer Rückkehr in den Beruf (denn sie werden in den Beruf zurückkehren) durch geläuterte und vertiefte Berufsauffassung und durch ein Hinausblicken über die engen Grenzen von Stand, Beruf, Klasse, Konfession, Partei usw. Führer werden im Kreise Gleichaltriger und Jüngerer ihrer Volksschicht. Sie werden dann die Einrichtungen unserer Volksbildungsarbeit benutzen können, sie werden lesen und hören können auf höhere Art, sie werden Kulturinseln bilden im Strom des Materialismus, im Meere der Massengedankenlosigkeit, sie werden Kulturzentren bilden für andere, die seelisch hungern und dürsten. Solche Volkshochschulen werden zweckmäßigerweise kleine Erziehungsgemeinschaften sein müssen, die vor allen Dingen frei sein müssen von jeder „Richtung".

Eduard Weitsch, Meiningen.

Treuverhältnisse. Treue ist nur scheinbar zu kaufen und zu kirren, sie läßt sich weder vernichten noch entbehren. Rein persönliche, freiwillig übernommene und als Ehre gehütete Treue macht allein die Familie, den Hausstand und den Staat möglich. Aber wer sie nicht verdient, dem wird sie nicht gehalten, kann sie auf die Dauer nicht freudig gehalten werden. Auch das Verhältnis der Völker untereinander wendet sich nur dann gesundem Frieden zu, wenn selbstgewollte gern gehaltene Treuverhältnisse sich bilden. Alles vermag die Technik eher zu ersetzen als Treue und Glauben, ohne welche jedes Geschehen unfertig und gärend bleibt, auseinanderfallendes Stückwerk.

Alexander v. Gleichen-Rußwurm.

Alle Beiträge dieser Rundschau werden von den Verfassern mit vollem Namen gezeichnet. Einsendungen erbeten unter der Anschrift: Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung".



DIE LUMPENMANNSGRITT

ERZÄHLUNG VON ALFRED BOCK.

Wenn der Lumpenhannes abends heimkam und — was häufig der Fall war — schief geladen hatte, prügelte er seine Frau, die Gritt. Das wußte die Nachbarschaft, wußte das ganze Dorf, und das Gerede darüber nahm kein Ende. Die Gritt wurde rechtschaffen bedauert. Die guten Tage, die sie erlebte, waren zu zählen, sie hatte Unglück an allen Ecken. Gebürtig war sie aus Rebgeshain, wo ihr Vater, ein armer Leinweber, sein Gewerbe in einer dumpfen, niedrigen Stube betrieb, die der Familie zugleich als Schlafraum diente. Wenn Not am Mann war, wenn der Bettelsack an der Wand verzweifelte, ging die Mutter auf die Ortschaften schnurren. Immer fand sie milde Geber. Einmal hatte der Heidenjoseph im Häuschen des Leinwebers genächtigt. Kaum, daß er abgezogen war, brach in der Bodenkammer Feuer aus. Zufällig kam die Joeckelsdört vorüber. Schritt dreimal um das Haus, sagte ihre Sprüche her, und das Feuer verlosch.

Die Joeckelsdört war's auch, die der Gritt nach deren Konfirmation beim Brunnenbauer in Ruthardshausen eine Stelle verschaffte. Die Vierzehnjährige war groß und kräftig und bewährte sich als tüchtige Schafferin. Der Brunnenbauer war der erste im Ort, der die altväterische Dreifelderwirtschaft beiseitewarf und durch Fruchtwechselwirtschaft ersetzte. Mancherlei, was er erntete, wurde in der nahen Kreisstadt auf den Markt gebracht. Die Gritt hatte die Augen offen. Den Haustieren war sie besonders zugetan. Diese lohnten die gute Pflege mit Treue und Anhänglichkeit. Hatte eine Kuh sich an frischem Klee überfressen und stöhnte vor Schmerz, ging's der Gritt so nahe, daß sie Tränen vergoß. Der Druck, der in ihrem Elternhaus auf ihr gelastet, wich, und sie offenbarte einen heiteren Sinn.

Sie konnte für ein hübsches Mädchen gelten. Auf dem Tanzboden hatte sie bei den Burschen das Geriß, doch hielt sie sich ehrbar und brav. Just fünf Jahre diente sie beim Brunnenbauer, da erschien ein Mann mit einem Wägelchen auf dem schön gepflasterten, sauberen Hof. Das war der Hausierer Hannes Schwenck von Ruppertsburg. Ein Dreißiger von gedrungenem Körperbau. Um Wangen, Lippen und Kinn wuchs ihm ein rötlicher Bart. Obgleich sein Äußeres keineswegs angenehm war, verstand er's, in Miene und Blick etwas Einnehmendes zu legen. Er bot Pirmasenser Schuhwaren feil, schwätzte dem Teufel ein Ohr ab. Sein Handel blühte, wie er behauptete. Der Brunnenbauer lud ihn ein, in die Stube zu kommen. Dort setzte ihm die Gritt Wurst, Brot und Apfelwein vor. Er aß wenig, dreimal aber mußte die Gritt das Glas ihm füllen. Früher, erzählte er, war er als Schuster selbständig gewesen. Indessen behagte ihm das Stillsitzen nicht. Kurzerhand hatte er sein Werkzeug verkauft und hatte sich aufs Hausieren mit Schuhwaren geworfen. Die bezog er von Pirmasens. Er sei ledig, schwaderte er. Wenn er einmal heirate, brauche seine Frau nicht in geflickten Schuhen zu laufen. Vorm Jahr hatte er am Gallenfieber auf den Tod krank gelegen. Ein Gericht dürre Erbsen mit Speck hatte ihn gerettet. Der Brunnenbauer hörte gern Neuigkeiten. Die packte der Hausierer, der weit herumkam und viel in den Wirtshäusern verkehrte, massenhaft aus. Zu guter Letzt kaufte der Bauer ein Paar Schuhe, und die Gritt tat desgleichen. „Ich dank auch!" sagte der Hausierer. „Macht's gut, bis ich wiederkomm!" — „Glück auf die Rütsch!" rief ihm der Bauer nach und dachte: Der weiß großartige Geschichten und hat einen guten Zug!

Von nun an kehrte der Ruppertsburger öfter beim Brunnenbauer ein. Stets war er durstig wie ein Schwamm. Die Gritt gefiel ihm, das merkte man. Er hatte Äcker daheim, vertraute er ihr, gute Stücke Land. Die wollte er gern selbst bewirtschaften; allein, er hatte sein Geschäft, konnte nicht alles zusammen leisten. Ohne Frau würde es auf die Dauer nicht gehen. Er hatte sich sagen lassen, die Gritt könne mehr als Brot essen, verstehe sich aufs Bauerieren und halte beim Mähen den Stich. Die Gritt antwortete: „Wer beim Brunnenbauer nix lernt, muß dumm sein wie Schuttestroh. Ich hab ein Arbeitchen hier, das hat sich gewaschen. Aber mich braucht keins zu dringelieren, ich tummel mich gern!" Bald danach schickte er ihr einen Freiersmann. Der legte die Verhältnisse des Heiratskandidaten dar und lobte ihn aus Leibeskräften. Die Gritt bat sich Bedenkzeit aus. Sie hatte Verehrer im Ort, keine Begehrer, denn sie war arm. Ewig zu dienen, war nicht ihr Wunsch. Jetzt bot sich ihr die Gelegenheit einer guten Versorgung. Möglich, daß sie in einen Glückstopf griff. Ihr Entschluß war gefaßt, sie sagte ja.

Das war auf Pfingsten. Im Herbst, da die Bauern sich nasse Buckel bei der Aussaat holten, zog die Gritt in Ruppertsburg ein. Anfangs ging alles glatt. Die junge Frau lag der Feldarbeit ob, der Mann fuhr draußen mit seinen Schuhwaren herum. Gegen Ostern traf der Reisende der Pirmasenser Schuhfabrik ein, mit der der Hausierer in Geschäftsverbindung stand. Der lange Kappes von Altenhain hatte dem Herrn durch ein paar Dörfer den Musterkoffer getragen, hatte mit wässerigem Mund zugeschaut, wie der Handlungsreisende in Ulrichstein zu Mittag speiste. Eingeladen, mitzuhalten, stürzte er drei Teller Suppe hinunter. „Tut langsam," sagte der Gastgeber, „'s kommt noch was nach." — „Macht nix," brudelte der Kappes, „ich sein gut zu Fuß!" Das erzählte der Pirmasenser und lachte, daß sich die Balken bogen. Nachdem er die Muster vorgelegt und einen Auftrag erhalten hatte, forderte er seinen Geschäftsfreund auf, ihn in die Kreisstadt zu begleiten. Das tat der Hannes gern. Abends kehrte er betrunken zurück und warf die Kartoffelklöße, die seine Frau auf den Tisch brachte, zum Fenster hinaus. Die Gritt zitterte wie Espenlaub. Sie erwartete ihre Niederkunft. Die Nachbarn sprachen: „Sie sieht blaß aus, 's gibt ein Mädchen!" Das Mädchen wurde geboren, war schon aus dem Gröbsten heraus, da fiel es in Krämpfe und starb.

Die Gritt meinte vor Leid zu vergehen. In ihrer Kümmernis gewahrte sie, daß ihr Mann sich dem Trunk ergab, daß die Wirte ihm den Säckel leerten. „Das Trinken liegt in der Familie", sagte die Bäckersuttel. „Bei seinem Vater ging auch alles die Saufgass' herunter, und das Kupfer schlug ihm aus dem Gesicht!"

Sobald die Fabrik in Pirmasens die Erfahrung machte, daß die Zahlungen ihres Abnehmers in Ruppertsburg stockten, stellte sie die Lieferungen an ihn ein. Notgedrungen wurden die Äcker verkauft. „Was soll ich etz schaffen?" fragte die Gritt bestürzt. „Den Bettelsack umhängen," ranzte ihr Mann sie an, „das hast du bei deiner Mutter doch vor dir gesehen!" Um etwas zu verdienen, taglöhnerte die Gritt im Dorf. Mit dem Schuhwarenhandel war's vorbei. Der Hannes hausierte mit Schuhbändeln, Knöpfen und Bürsten. Der Gewinn dabei war ihm zu gering. Deshalb ließ er die Artikel wieder fallen und sammelte auf den Dörfern Lumpen. Die verkaufte er mit Vorteil in der Stadt. Dort geriet er dem Spielteufel in die Krallen, verlor Geld und Gewissen. Als er die Gritt zum erstenmal mit Schlägen traktierte, ohne daß sie ihm hierzu Veranlassung gab, rannte sie in ihrer Verzweiflung an die Horloff, wo sie am tiefsten war, in der Absicht, sich zu ertränken. Doch stand sie von ihrem Vorhaben ab. Wenn der Lumpenhannes sich auch an ihr vergriffen hatte, er war und blieb ihr Mann. Sie mußte in Gottes Namen Geduld mit ihm haben. Vielleicht, daß sie's fertigbrachte, ihm aus seinem Heidenleben herauszuhelfen. An gutem Willen sollte es ihr nicht fehlen. Sie trat ihm mit Güte und Sanftmut entgegen, redete ihm freundlich zu. Es war tauben Ohren gepredigt. Die Mißhandlungen wiederholten sich. Zeigte die Gritt sich braun und blau geschlagen mit verschwollenem Gesicht, schauten die Leute ihr mitleidvoll nach und sprachen: „Einmal muß es dem Garstvogel zum Bauchbiß kommen, die Stein' auf der Gass' helfen dazu!" Die Gritt ward von bitterer Reue gepackt, daß sie die Ehe eingegangen. Lieber als Magd schanzen und schuften, als solch rohem Kerl sich ausgeliefert sehen. Haß gegen den Lumpenhannes begann in ihr Wurzel zu fassen. Sie würde sich sein Karniffeln nicht mehr gefallen lassen, schwor sie sich zu, sie würde sich zur Wehr setzen. Sie preßte die Zähne zusammen, ballte die Fäuste. Sie hatte die Stärke und würde sie brauchen.

Die Ruppertsburger hatten die letzte Frucht geschnitten. Auf bekränzten Wagen fuhren die Burschen durchs Dorf. Es wurde geschmaust und getanzt. Der Lumpenhannes kam mit seinem Wägelchen aus der Stadt. Die Buben johlten:

„Huppe, huppe, Lumpenmann,
Hast zerriss'ne Hosen an!"

Er blieb stehen und fluchte. Er hatte an der allgemeinen Freude keinen Teil. In der Erbitterung über seine Verkommenheit brach er daheim einen Streit mit seiner Frau vom Zaun und zerbleute sie.

Ihr Gesicht überzog eine dunkle Röte.

„Hör auf," keuchte sie mit unterdrücktem Schluchzen, „oder du wirst was erleben!"

Er tobte wie ein Wilder.

„Der Duft soll dich drücken! Willst wohl ein Aktchen machen?"

Ratsch! schlug er wieder auf sie los.

Die Adern schwollen ihr an der Stirn. Ihre Augen traten aus den Höhlen. Sie sprang zurück. In der Ecke stand ein Eichenknüppel. Den riß sie an sich.

„Säumagen," brüllte er, „den Klöppel her!"

Sie stemmte die Füße gegen den Boden. Ein gurgelnder Laut rang sich aus ihrer Kehle. Sie hob den Knüppel. Der sauste auf den Lumpenhannes nieder. Traf mit voller Wucht seinen Kopf. Er brach zusammen. Blieb regungslos liegen. Er war tot.

Die Nachbarn hatten die wüste Szene mit angehört. Drangen herein.

Hochaufgerichtet, mit halbgeschlossenen Lidern stand die Gritt da:

„Ich hab getan, was ich tun mußt," stieß sie heraus, „etzt macht mit mir, was ihr wollt!"

Ein paar Männer rannten fort. Brachten den Bürgermeister und den Ortsdiener herbei. Die nahmen den vorläufigen Tatbestand auf. Die Gritt ward ins Spritzenhaus abgeführt.

Ein paar Wochen später stand sie vor dem Schwurgericht. Auf dem Tische lag als Beweisstück der Eichenknüppel, mit dem sie ihren Mann vom Leben zum Tod gebracht hatte. Die Zeugen sagten zu ihren Gunsten aus. Die Eheschaft einer armen Dulderin ward vor den Geschworenen aufgerollt.

„Sie hat in Notwehr gehandelt," machte der Verteidiger geltend, „eine strafbare Handlung liegt nicht vor!"

Die Gritt schüttelte den Kopf, wandte sich an das Gericht:

„Ich hab getan, was ich tun mußt. Und will meine Straf dadefür."

Der Staatsanwalt erhob seine Stimme, die Gritt habe die Notwehr überschritten, doch müsse man ihr mildernde Umstände zugestehen.

Die Geschworenen erkannten auf schuldig. „Sechs Monate Gefängnis!" fiel die Entscheidung. Damit die Verurteilte ihre Angelegenheiten daheim in Ordnung bringen könne, ward beschlossen, sie vorab auf freiem Fuß zu belassen.

Die Gritt ging wieder im Dorf umher. In ruhiger Haltung, mit tiefem Ernst. Manche vermieden die Berührung mit ihr, aber niemand verachtete sie.

Eines Abends war's, daß die Bäckersuttel zu ihr in die Stube trat und pisperte:

„Ich hab Verwandte drüben über der großen Pfütz, in Buffalo. Ich geb dir was Schriftliches an meine Leut. Witsch durch!"

Die Gritt maß die Nachbarin mit einem erstaunten Blick.

„Das schätzt du mir zu? Du kennst mich schlecht. Ich witsch net durch. Ich hab meine Straf und sitz sie ab."

Nicht lange darauf machte der junge Pfarrer seinen Besuch.

„Aufrichtige Reumütigkeit", floß seine Rede hin, „heilt das bohrende Gewissen. Worauf kommt's an? Sich in Zucht nehmen, die Quellen verstopfen, die da gefährlich sprudeln, in reinen Vorsätzen vorwärts schreiten. Unser Herrgott ist nicht nur Gesetzgeber und Richter, er ist auch ein gütiger Vater, der seine Kinder, die an ihn glauben, zur Besserung, zur Vollkommenheit führt!"

„Großen Dank, Herr Pfarrer," gab die Gritt zurück, „daß Sie gekommen sein. Was Sie sagen, hat Band. Ich muß aber auf den Kloben schwätzen, ich müßt mich sonst eine Lügnerin heißen. Ein Kerl wie der Schwenck hat net auf die Welt gehört. Das Maß war voll, da ist's übergelaufen. Ich hab meine Straf. Die Straf muß sein. Und ich grätsch net drum. Ein guter Trost ist was wert, gewiß. Ich, Herr Pfarrer, brauch ihn net."

Unter den Geschworenen, die bei der Verhandlung gegen die Lumpenmannsgritt ausgelost waren, hatte ein Mann aus Köddingen gesessen, ein mittelschlägiger Bauer, dem die Frau vor kurzem gestorben war. Das Schicksal der Gritt hatte sein Mitgefühl erregt, und er horchte auf, als die Zeugen zusamt verkündeten: „Sie schafft für zwei und hat die Nas auf der Erd!" Die Sache ging ihm im Kopf herum. Er überlegte hin und her. Endlich machte er sich auf und wanderte nach Ruppertsburg. Dort zog er über die Lumpenmannsgritt Erkundigungen ein. Dann suchte er sie auf. Eröffnete ihr, wer er sei, auch daß er als Geschworener nach Pflicht und Gewissen sie schuldig gesprochen.

Er war ein stattlicher Mann, seine Stimme hatte einen vollen Klang.

Die Gritt schaute ihn verwundert an, ohne Scheu, mit offenem Blick. Gerade hatte sie mit einem Steinbrecher das Abkommen getroffen, daß der, während sie ihre Strafzeit verbüßte, ihr Häuschen als Mietmann bezog. Sie war dessen froh, bekannte sie dem Köddinger, denn sie war einer dringenden Sorge enthoben.

Der Bauer erzählte von der Krankheit seiner Frau. Sie hatte über Nacht eine schlechte Brust gekriegt, hatte immer nach Luft geschluckt. Zuletzt war sie zum Liegen gekommen, hatte im Fieber irr geredet. Ein sanfter Tod nahm sie hinweg. Nun saß er als Witmann mit seinen Kindern da. Eine Frau, wie er sie gehabt hatte, fand er nicht wieder. Wenn sie morgens aus dem Hause trat, wartete der ganze Hof auf sie. Zwei Mägde hatte er als Ersatz. Bei denen lag zuviel im Wirbel, es ging nicht flott. Er selbst tat sein Mannwerk. Doch sah er ein, ohne vollkräftige Hilfe kam er nicht weiter.

So schüttete er sich aus. Der Gritt schmolz das Herz, da das Bild einer glücklichen Eheschaft an ihr, der Geprüften, vorüberzog. Zum erstenmal war's seit vielen Wochen, daß es heiß von ihren Wimpern tropfte.

Der Witmann aber schloß:

„Etzt sollst du wissen, wessentwegen ich hergemacht bin. Du bist eine Schafferin, sprechen die Leut, kannst etwas in die Maschen bringen. So eine brauch ich. Daß meine Dienstleut sich martern, is net nötig. Aber 's muß hurtig gehen. Ich helf an. 'S ist um die Frag zu tun! Wenn du dein halb Jahr heruntergerissen hast, willst du dich verdingen bei mir?"

Da stand die Lumpenmannsgritt auf. Ihre Augen glänzten, in ihrem Gesicht waren alle Muskeln gespannt. Mit einer kräftigen Bewegung gab sie dem Mann die Hand:

„'S soll ein Wort sein, ich verding mich bei Euch!"



Rembrandtsaal in der Alten Pinakothek in München.



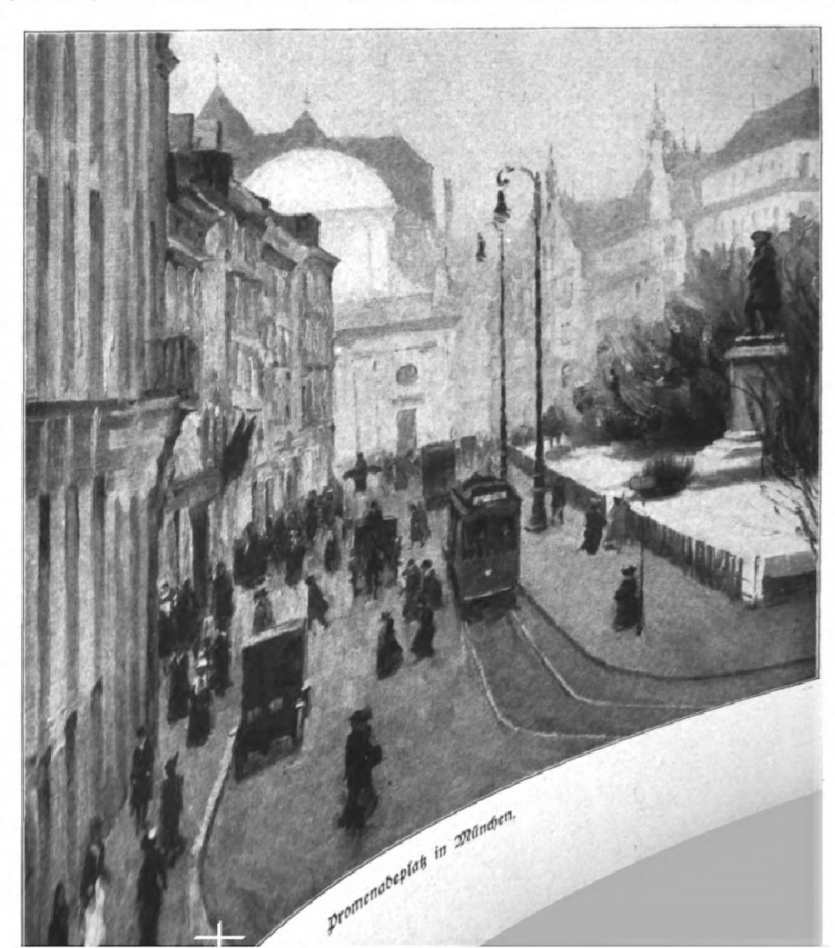
Im Atelier.

Der Großstadtmaler Charles Vetter.

Von Fritz v. Ostini.

Man muß sich wundern, daß nur ein verschwindend geringer Teil unserer Maler es sich zur Aufgabe stellt, den Reiz der Großstadt im Bilde einzufangen. Das Gebiet ist doch so unendlich reich an Möglichkeiten, ob nun Form oder Farbe oder Stimmungszauber, ob das architektonische Charakterbild oder der Trubel des Straßenlebens das Ziel der Darstellung ist. Die alte harte und unpersönliche Vedutenmalerei mag freilich keine modernen Maler mehr anziehen und auch kaum mehr Liebhaber im Publikum finden. Aber wer die Stadt als lebendigen Organismus empfindet, das Architekturbild zum Träger der Stimmung zu machen weiß, der Schilderung der Großstadt ebensogut mit den Mitteln der reinen Malerei nachgeht wie etwa der Landschafter, dem erwächst hier eine unausschöpfbare Fülle von Anregungen. Die großen französischen Impressionisten, wie Sisley, Monet, Pissarro, wurden nicht müde, ihr Paris im wechselnden Gewande der Tages- und Jahreszeiten zu malen; sie haben in vielen Hunderten von Tafeln stets wieder neue Schönheiten an der alten Stadt verkündet, und so fänden auch die Münchener Maler Motive ohne Zahl, besonders in den älteren Teilen der Isarmetropole, in denen Uraltes, Altes und Neues oft so pittoresk übereinandersteht und vor allem der Reichtum der Straßen an schönen Silhouetten erstaunlich ist. Aber, wie gesagt, es sind wenige Künstler, die sich jenem Zauber hingeben.

Zu diesen wenigen gehört Charles Vetter. Er wurde am 1. Mai 1858 in einem einsamen Forsthaus der Provinz Posen geboren, das mitten im Walde lag, eine Stunde weit weg vom nächsten Dorfe. Vielleicht hat gerade die in unberührter Einsamkeit verlebte Kindheit den Sinn Vetters besonders empfänglich gemacht für die gegensätzlichen Schönheiten des Großstadttreibens zum vollen [illegible] brauchte [illegible] Er [illegible]



Promenadeplatz in München.

barkeit aber bewahrt er Strähuber, der ihn in dem Antikensaal – einem uns heute recht fossil anmutenden Institut! – immerhin zu einer sicheren zeichnerischen Grundlage für seine Arbeit verhalf. Dann kam Charles Vetter allmählich zu einer selbständigen Art.

Im Jahre 1889 – in der Blütezeit der „Pleinairmalerei" – stellte er im Münchener Glaspalast zum ersten Male aus, eine „Prozession". Damals hat ja fast jeder, dem es ein bißchen ins Fach schlug, einmal seine „Prozession" malen müssen, wie ein jeder, der an größere Formate ging, auch seine „Kreuzigung" gemalt hat. Gelegentlich ließ Vetter dann kleine Szenen aus der Biedermeierzeit sehen usw. Bis zur Gründung der Sezession stellte er im Glaspalast aus, dann trat er jener Künstlergruppe bei. Seine ersten Bilder entstanden in der herkömmlichen Weise: nach fleißigen Studien vor der Natur und dem gestellten Modell. Als aber dann die Münchener Sezession es wagte, ihren Besuchern nicht bloß das zu zeigen, was man „fertige Bilder" nannte, sondern auch reizvolle Studien und Skizzen, überhaupt alles, was künstlerischen Wert besaß, da brachte Charles Vetter auch solche Arbeiten dorthin, die frei und frisch vor der Natur gemalt und dabei doch in sich fertig waren. Es waren das Interieurs mit Figuren, oft bei Lampenlicht gesehen, badende Knaben in seichtem Wasser, Blicke in Braunkohlengruben und andere. Damit war der Maler dem Prinzip nach schon dem nahe gekommen, was ihn später malen hieß, was er heute als Maler treibt. Seine Straßenbilder und Interieurs sind nicht mühselig und halbwahr nach Studien im Atelier aufgebaut, sie sind vielfach direkt nach der Wirklichkeit gemalt, oder doch in der Art vor der Wirklichkeit studiert, die für Charles Vetter eben bezeichnend ist. Seit ein paar Jahrzehnten sehen wir Münchener den Künstler zu allen Tagesstunden, Eindrücke sammelnd, durch die Straßen wandeln, mit einem Blick vor sich hinschauend, den man „entrückt" heißen könnte, der das Einzelne nicht, nur das Ganze zu sehen scheint.

So erlebt Vetter seine Motive in der intensivsten Beobachtung, die er stets aufs neue wiederholt, und so bringt er es fertig, auch solche Stim-

Vorstadtwinter (Motiv aus München-Haidhausen). Nach einem Gemälde von Charles Vetter.



Bahnhof.

mungen am besten zu schildern, die man auf andere Weise der Wirklichkeit nicht gut nachmalen kann. Mit Vorliebe malt er recht belebte Straßen bei dunstigem, regnerischem Wetter, bei dem Menschen und Dinge im nassen Asphalt sich spiegeln, zeigt sie in Abendstunden, wenn die elektrischen Monde, die hell erleuchteten Auslegefenster und die Lichter der Wagen ebenfalls aus dem Spiegel des nassen Pflasters widerscheinen, das ganze Straßenbild ein blendendes Gewirr von bewegten Lichtern aller Farben und Stärkegrade bildet und die Bauformen darüber in Schatten und Regendunst verschwimmen. Auch graphisch hat Vetter diese Stimmungen vielfach mit besonders glücklicher Hand festgehalten. Die Theatinerhofkirche mit ihrer schönen Kuppel und ihren barock-malerischen Türmen, der „Viktualienmarkt“, der in reichster architektonischer Umgebung ein stehengebliebenes Stück alten Kleinstadtlebens umfaßt, der Platz am alten Karlstor, der Bahnhofplatz, das sind echt Vettersche Motive, Motive, die nicht nur dankbar, sondern auch ganz spezifisch münchnerisch sind. In wenigen Städten mischt sich ja wie hier das Neue mit dem Alten zu einem durchaus harmonischen Ganzen. Ganz besonders gilt das auch von den östlichen Münchener Vorstädten, die dem nach malerischen Vorwürfen suchenden Künstler eine Zeitlang ein recht ergiebiges „Jagdrevier“ boten. Dort sind nämlich an verschiedenen Stellen inmitten der nüchternsten Zinskasernenviertel unendlich gemütliche und kuriose Reste aus alter Zeit eingebettet, die sogenannten Herbergen, die meist wie kleine Dörfchen beisammenstehen. Die ältesten dieser Herbergen mögen bis in die gotische Zeit zurückgehen und haben damals weit außerhalb der Stadt gelegen. Bald sieht man da winzige Häuschen, wie aus einer Spielzeugschachtel, bald seltsam zusammengeflickte Baulichkeiten mit Gaden und Balkonen und Seitentreppen, die zum oberen Stockwerk hinaufführen. Das Charakteristische an den etwas größeren Herbergen ist nämlich, daß meist jedes Stockwerk einen anderen Besitzer hat, der nun auch wieder für seinen eigenen Eingang sorgte. Andere Häuschen sind vertikal in zwei Teile geteilt, wieder andere liegen so an den Steilhang des rechten Isarufers hingeklebt, daß die verschiedenen Besitzer



Theatinerstraße in München.

Straßen aus in ihr Haus gelangen. Es sind oder waren dies die Wohn-
— Leute, in denen man wohl enge beieinander hauste, sich aber doch
in modernen Zinskasernen und Hinterhäusern; man saß doch im
Häuschen gleichen einander, meist sind sie ganz regellos — ohne
und im Anstrich, in bezug auf kleine Verzierungen, winzige
Ausnützung des Boden und Luftraumes bis zum Letzten
was er mochte. So ist da in der Großstadt eine
anziehende Liliputwelt erhalten geblieben, und
en. Das hat noch seinen besonderen ge-
merkwürdigen Vorzeitreste, die sich so
nach und nach zusammen, und
wie so vieles, was im alten



Charles Vetter.

Wenn Charles Vetter in der Vorstadt malte, konnte er seine Staffelei wohl unmittelbar vors „Modell“ hinstellen — will er die inneren Straßen der Stadt studieren, so muß er sich irgendwie den Ausblick durch ein Fenster suchen. So malte er die Theatinerstraße am alten Polizeigebäude, den Marienplatz und das „Tal“ vom alten Rathause aus, studierte die Straßen, die er bevorzugt, bald aus dem, bald aus jenem Fenster eines Privat- oder Geschäftshauses. Hat er sich müde gearbeitet an seinen Stadtbildern, so sucht er sich ein schönes altes Interieur, zum Beispiel in der Münchener Residenz, die ja unendlich reich ist an solchen Motiven aus vier Jahrhunderten und Vetter auch schon den Stoff zu mancherlei Bildern bot. Im Atelier pflegt er, was sich aus der Eigenart seiner Studienweise und seiner stofflichen Spezialität schon ergibt, wenig zu arbeiten. Sein Lieblingsmaterial ist die Ölfarbe, nur hin und wieder benutzt er den Pastellstift, mit dem sich gewisse Stimmungen ja auch besonders gut wiedergeben lassen. Und „Stimmung“ ist das Ziel seiner Arbeit!



Viktualienmarkt in München.

Am Karlstor in München.

Das weibliche Element in der Nationalversammlung.

Von Eliza Ichenhaeuser.

Dankbar und erwartungsvoll richten sich die Blicke aller Deutschen nach ihrer klassischen Kulturstätte. Doppelt dankbar und hoffnungsvoll begrüßen die deutschen Frauen die Nationalversammlung. Sie, die unter dem ancien régime das Recht zu jeder Mitarbeit bitter schwer schrittweise erkämpfen mußten, denen die Politik stets ein Nolimetangere sein sollte, sehen sich über Nacht im Besitz ihres vollen Reichs-, Einzelstaats- und Kommunalwahlrechts. Fast hätte man meinen können, daß das Freiheitsgeschenk der Revolution an die Frau zu plötzlich gekommen sei. Um so erfreulicher und für die politischen Fähigkeiten der Frauen sprechend ist die Tatsache, daß sie mit Siebenmeilenstiefeln in wenigen Wochen ihr politisches Neuland durchmessen haben. Die Parteien haben jedenfalls den Wert der politischen Mitarbeit der Frauen sehr schnell erkannt, denn alle nahmen sofort das Frauenwahlrecht in ihr Programm auf. Die Deutschnationale Volkspartei begnügt sich zwar mit der diplomatischen Erklärung: „Die Mitarbeit der Frau am öffentlichen Leben ist geboten," aber sie hat von dieser „gebotenen Mitarbeit" allerlebhaftesten Gebrauch gemacht. Entsprechend ist die Zahl ihrer weiblichen Abgeordneten verhältnismäßig hoch, nämlich zehn Prozent. Ihre vier Abgeordneten sind Frl. Anna v. Gierke, Frl. Margarete Behm, Dr. Käthe Schirmacher und Frau Heinrichs. Frl. v. Gierke, Tochter des berühmten Juristen, gehört zu den besten Vertreterinnen sozialer Arbeit, die sie an der Spitze des von ihr gegründeten Vereins „Jugendheim" ausübte, ferner im Dienste des Kultusministeriums für einen planmäßigen Aufbau der Kinderfürsorge und als Sachverständige des Kriegsamts für die Einrichtung der Kinderfürsorge während der Kriegszeit. Wie das Herz und die ganze Arbeitskraft von Frl. v. Gierke den Kindern gehören, so die von Frl. Margarete Behm einer anderen sehr schutzbedürftigen Menschenkategorie, den Heimarbeiterinnen. Neben ihrer Tätigkeit als Lehrerin im Gemeindeschuldienst der Stadt Berlin fand sie Zeit und Kraft, den hilflosen Heimarbeiterinnen zur Organisierung zu verhelfen. Dem mit ihrer Hilfe im Oktober 1900 ins Leben gerufenen Gewerkverein der Heimarbeiterinnen Deutschlands widmete sie fortan ihre ganze Kraft. Während Frl. v. Gierke und Frl. Behm sich ausschließlich sozialpolitischen Aufgaben gewidmet haben und auch als Abgeordnete in erster Reihe auf dem Gebiete sozialpolitischer Gesetzgebung tätig sein wollen, tritt Dr. Käthe Schirmacher als Politikerin in die Arena. Sie hielt sich von 1885 bis 1910 im Auslande auf, besonders in Paris und Zürich, wo sie ihr Studium absolvierte, bereiste das übrige Europa und die Vereinigten Staaten und entfaltete eine rege Tätigkeit als Schriftstellerin, Journalistin, Frauenrechtlerin und Rednerin. Seit 1910 nach Deutschland zurückgekehrt, trat sie für die Ostmarkenpolitik ein. Als Abgeordnete für Westpreußen, wo sie im Volksausschuß für nationale Verteidigung in Danzig tätig ist, betrachtet sie ihre Hauptaufgaben als völkische.




Die deutsche Luftpostverbindung Berlin-Weimar anläßlich der Eröffnung der Nationalversammlung: Die nach Weimar bestimmten Zeitungspakete werden in das Flugzeug befördert.

Die Christliche Volkspartei, das Zentrum, ist den sozialpolitischen Frauenwünschen um Arbeiterinnenschutz, Wöchnerinnenschutz usw. stets freundlich entgegengekommen und hat es auch verstanden, die katholische Frauenbewegung zu organisieren und zu fördern. Es ist daher nicht erstaunlich, daß ihr sowohl zur Wahlarbeit ein „Amazonenheer" zur Verfügung stand als auch zur Aufstellung ihrer Kandidatinnen eine Reihe von in der katholischen Frauenbewegung erprobten Leiterinnen. Aus ihrer Mitte sind sechs Abgeordnete gewählt worden, also auch fast 10 Prozent, und zwar Frl. Hedwig Dransfeld, Schriftstellerin und Vorsitzende des 220 Zweigvereine mit 90000 Einzelmitgliedern umfassenden Katholischen Frauenbundes, der Organisation der katholischen Frauenbewegung, die auch als Abgeordnete zur Preußischen Nationalversammlung gewählt worden ist. Frau Amtsgerichtsrat Neuhaus, Vorsitzende des Katholischen Fürsorgevereins für Mädchen, Frauen und Kinder, der 120 Ortsgruppen und 36 Zufluchtshäuser umfaßt, Frl. Oberlehrerin Schmitz, Vorsitzende des Vereins katholischer Lehrerinnen, Frl. Marie Zettler, Landessekretärin des Katholischen Frauenbundes in Bayern, Gewerkschaftssekretärin Frl. Teusch und Oberlehrerin Helene Weber.



Marie Therese,

die ehemalige Königin von Bayern, eine geborene Erzherzogin von Österreich, † am 3. Februar in Schloß Wildenwart im Chiemgau. (Phot. Rich. Wörsching, Starnberg.)

Überraschend ist es, daß die Deutsche Demokratische Partei den geringsten Prozentsatz an weiblichen Abgeordneten hat, unter 71 Mitgliedern nur 5 Frauen, also nur 7 Prozent. Darunter allerdings zwei, auf deren Arbeit für die Nationalversammlung große Hoffnungen zu setzen sind: Dr. Gertrud Bäumer und Dr. Marie Baum. Dr. Gertrud Bäumer, die sich im Verein mit ihrer Lehrmeisterin und mütterlichen Freundin Helene Lange um die Frauenbildungsreform in Deutschland so große Verdienste erworben hat, die zu allen bedeutsamen Fragen der letzten Jahre als Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine, der die organisierte bürgerliche Frauenbewegung (58 Verbände mit etwa 3100 Vereinen und 602000 Mitgliedern) umfaßt, wie auch als Mitherausgeberin der Zeitschrift „Die Frau" Stellung genommen hat, muß man zu den Führern zählen, von denen die Nation etwas zu erwarten hat. — Dr. Marie Baum, die nach Beendigung ihres Studiums als wissenschaftliche Chemikerin tätig war, ist aus brennendem sozialen Interesse nach drei Jahren zur sozialen Arbeit übergegangen und wurde 1902 die erste akademisch gebildete Gewerbeinspektorin in Baden. Nach fünfjähriger erfolgreicher Tätigkeit übernahm sie die Leitung des Vereins für Säuglingsfürsorge und -pflege im Regierungsbezirk Düsseldorf und nebenamtlich zwei Jahre die Hilfsarbeiterinnenstelle bei der Königlichen Regierung, Abteilung Wohnungsaufsicht. Sie baute die Arbeit sofort nach der Richtung der allgemeinen Familienfürsorge einschließlich der Wohnungsfürsorge aus und leistete dadurch Vorbildliches. Gegenwärtig sind Dr. Baum und Dr. Bäumer Leiterinnen der Sozialen Frauenschule in Hamburg. — Die dritte demokratische Abgeordnete ist Frau Elisabeth Brönner-Hoepfner, Schriftstellerin und Schriftleiterin an der „Königsberger Hartungschen Zeitung", eine begeisterte Ostpreußin, die leidenschaftlich gegen eine Absplitterung Ostpreußens und für die Einheit Deutschlands eintritt. Frl. Elise Ette, Vorsitzende des Provinzialvereins Posener Volksschullehrerinnen, und die Schulvorsteherin Frl. Katharina Kloß in Danzig beschließen den Frauenkranz der Deutschen Demokratischen Partei.

Ganz anders ist das Verhältnis der Sozialdemokratischen Partei zu ihren weiblichen Abgeordneten. Unter 163 Abgeordneten befinden sich 18 Frauen, gleich 11 Prozent, und nicht allein nach dieser Richtung ist das Verhältnis ein anderes, sondern auch, weil die Sozialdemokratische Partei seit Jahren die Frauen zu politischer Arbeit als gleichberechtigte Mitglieder erzogen hat. Um gleich mit einer ihrer besten zu beginnen, das ist Frau Marie Juchacz. Mit vierzehn Jahren auf eigene Füße gestellt, als Dienstmädchen, Fabrikarbeiterin, Krankenpflegerin, Schneiderin tätig gewesen, hat sie sich durch unermüdliche Arbeit und Weiterbildung zur Parteisekretärin des Sozialdemokratischen Parteivorstandes und zum Mitglied des Zentralvorstandes der Sozialdemokratischen Partei emporgearbeitet. Sie ist eine der besten Rednerinnen, die ich kenne, eine tüchtige Politikerin, ein klarer Kopf und eine liebenswürdige, sympathische Persönlichkeit. Ihre Schwester, Frau Röhl, die in Cöln gewählt worden ist, hat einen ähnlichen Werdegang durchgemacht, hat vielfach mit ihrer Schwester zusammengearbeitet oder diese in ihren Stellungen abgelöst und ist gegenwärtig Geschäftsführerin einer Arbeitszentrale. — Auch eine Anzahl anderer Abgeordneter der Sozialdemokratischen Partei haben sich vom Dienstmädchen oder von der Fabrikarbeiterin bis zu ihren jetzigen Stellungen hinauf entwickelt, so Frau Gertrud Lodahl vom Kindermädchen und von der Hilfsarbeiterin in Buchdruckereien zum Mitglied der Berliner Preisprüfungsstelle und zum Beirat im Kriegsernährungsamt, Frau Minna Bollmann von der Schneiderin zur Abgeordneten für die Deutsche Nationalversammlung und für die Preußische Nationalversammlung. Frau Ernstine Lutze und Frau Minna Eichler, sie alle und manche andere haben die gleiche Entwicklung durchgemacht. Andere haben als Stenotypistinnen begonnen, wie Frl. Luise Schröder, die noch jetzt Parteisekretärin ist, und Frl. Anna Simon, die Sekretärin des Deutschen Textilarbeiterverbandes ist.

Sehr interessant ist die Laufbahn von Frau Anna Blos, der Gattin des Ministerpräsidenten in Württemberg, die sich von den Offiziers- und Gesellschaftskreisen, denen sie früher angehört, abgewandt hatte, zur überzeugten Sozialdemokratin wurde, schriftstellerisch und rednerisch für sie eintrat und in ihrem Manne einen Gesinnungsgenossen fand, mit dem sie eine mustergültige Ehe- und Arbeitsgemeinschaft führt. — Eine ebenso glückliche Ehefrau und Mutter ist Frau Clara Boehm-Schuch, die sich aus einer kaufmännischen Korrespondentin zu einer angesehenen sozialistischen Schriftstellerin emporgearbeitet hat. — Sehr wertvolle praktisch-organisatorische Arbeit leisten in der Partei zum Teil seit Jahren auch Frau Else Höfs, Frau Drioba Hauke, Frau Ryned (besonders in der Kinderschutzkommission), Frau Wilhelmine Kähler (vor dem Vereinsgesetz besonders für die freien Gewerkschaften tätig gewesen), Frau Johanna Tesch, Fräulein Toni Pfülf, Frau Minna Schilling (eine urwüchsige, hinreißende Rednerin), die Fürsorgerin Fräulein Frida Lührs und Frau Johanne Reitze.

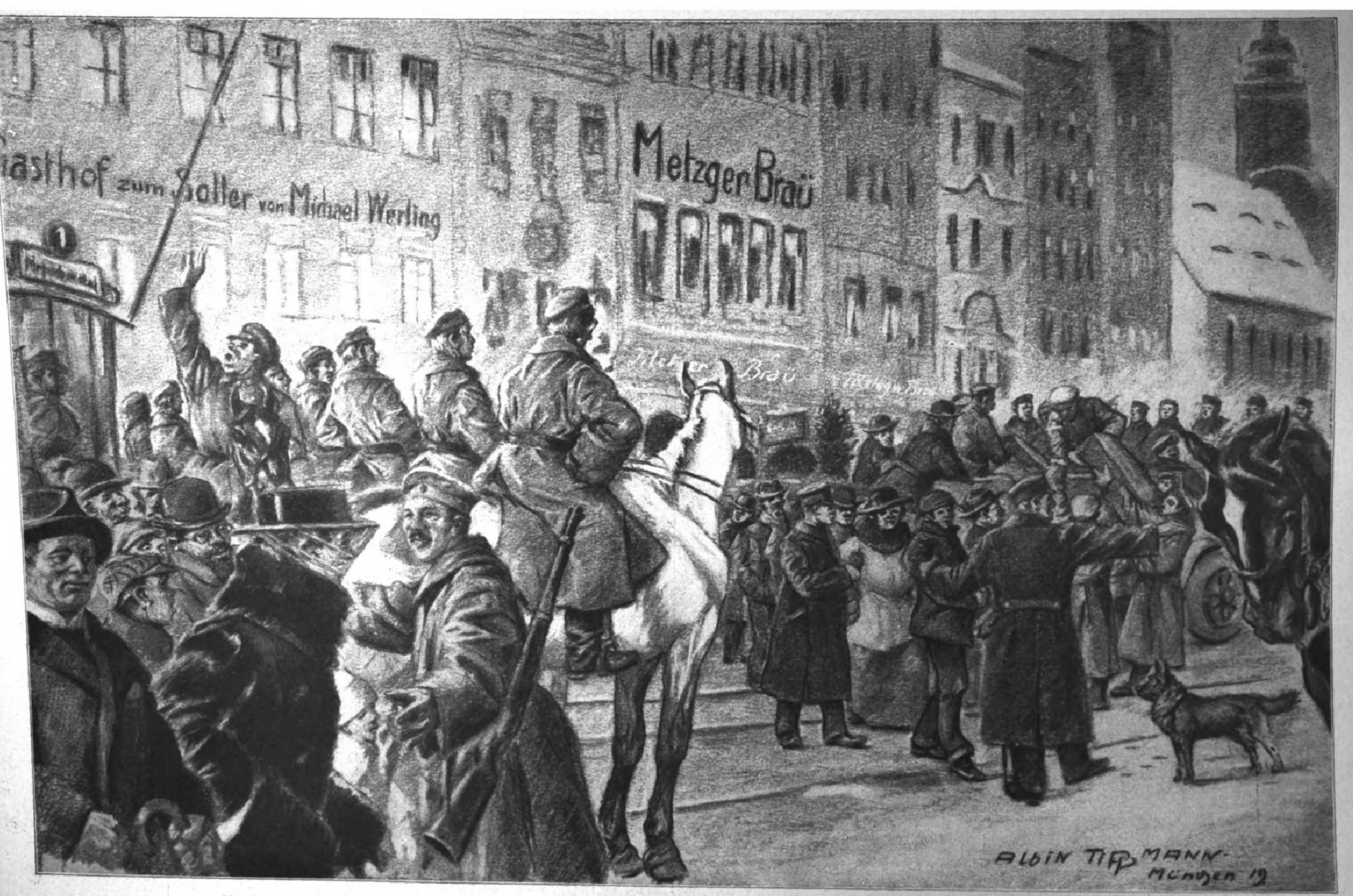


Dr. Paul Lindau,

bekannter Schriftsteller und Dramatiker, von 1895 bis 1899 Intendant des Hoftheaters in Meiningen, danach Leiter des „Berliner Theaters", zuletzt Dramaturg der Kgl. Schauspiele in Berlin, † am 31. Januar im 80. Lebensjahre.

Von den drei Unabhängigen Abgeordneten (unter 22 gleich 14 Prozent), Frau Luise Zietz, Frau Lore Agnes und Frau Anna Hübler, ist Frau Zietz auch außerhalb der Partei durch ihre Kämpfe innerhalb derselben, durch ihren scharfen Geist und ihr streitbares Wesen am bekanntesten.

Mithin neben den „alten ausgesungenen Lerchen, Amseln, Drosseln vieler Reichstage", wie Maximilian Harden unsere männlichen Reichsboten nennt, doch immerhin eine ganz nette Anzahl frischer blutwarmer Wesen. Zwar auch nicht durchweg geistige Führerinnen, aber doch fast alle mehr oder weniger tüchtige politische oder sozialpolitische Arbeiterinnen, die durch ihre politische Unbeschwertheit und Unbefangenheit berufen sind, dem Parteileben und dem Staate neues Leben einzuflößen.



Razzia auf Heeresguthamster beim „Soller im Tal“ in München. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Albin Tippmann.

restricted

restricted

Allgemeine Notizen.

Die Wirkungen der Blockade während des Krieges auf die Sterblichkeit in Deutschland, namentlich vom Herbst 1916 bis Ende 1918 (vgl. S. 105 unsrer Nr. 3943 vom 23. Januar d. J.), sind inzwischen genauer festgestellt worden. Die Zahlen sind weit höher als bisher angenommen wurde. Es hat sich die erschreckende Tatsache ergeben, daß weit mehr als 750000 Todesfälle lediglich auf Ernährungsschwierigkeiten zurückzuführen sind. Die Feststellungen sind mit der größten Vorsicht getroffen. Alle diese Menschen sind eines elenden Todes gestorben. Ihre Leiden waren mit den schwersten psychischen Leiden ihrer Angehörigen verknüpft, die ihnen nicht das geben konnten, was sie brauchten. Es handelt sich besonders um schwache Frauen, alte Leute und Kinder, kurzum um Personen, die nach ihrem Zustande die mangelhafte Ersatznahrung besonders schlecht vertrugen. Es sind nur die Angehörigen der Zivilbevölkerung gezählt. Die genauen Feststellungen sollen mit dem benutzten Material ausführlich veröffentlicht werden, um zu beweisen, daß es sich um keine falsche Propaganda, sondern um streng objektive Feststellungen handelt. Die Untersuchung geht aus von den jährlichen Sterbeziffern der Bevölkerung vor und während des Krieges. Alle auf Epidemien wie Ruhr, Grippe, sowie auf andere besondere Ursachen zurückzuführenden Sterbefälle werden in Abzug gebracht. — Die indirekten Folgen der mangelhaften Ernährung die sich u. a. in erhöhter Sterblichkeit der nächsten Jahre deutlich zeigen werden, lassen sich nicht in Zahlen fassen.

Ein beliebter Gartenfreund ist jüngst in seiner 298./299. Ausgabe auf den Plan getreten: F. C. Heinemanns Hauptverzeichnis. Wie seine zahlreichen Vorgänger ist er überaus reich illustriert und übersichtlich zusammengestellt, sodaß auch dieses Verzeichnis von F. C. Heinemann, Samenzucht und Samenvertrieb in Erfurt von Gärtnern und Laien als unentbehrliche Bezugsquelle bester Samen, Pflanzen, Knollen und Zwiebeln für Garten, Feld, Haus, Hof und Küche überall gern gesehen werden wird.

Wie man Auskünfte erlangt, selbst in anscheinend hoffnungslosen Fällen aller Art, besonders bei Vergehen und Verbrechen, erfährt man von der Detektiv-Abteilung des „Auskunfts-Schütz" in Berlin W 50, Tauentzienstraße 3 (Fernsprecher: Steinplatz 9468). Dieses in jeder Beziehung gesellschaftsfähige, auch von Behörden gern in Anspruch genommene Detektiv-Büro verfügt über alle nur erdenklichen zeitgemäßen Hilfsmittel und hat hervorragende Erfolge aufzuweisen.

Bedeutende Umsatzsteigerung im Postscheckverkehr. Der Postscheckverkehr im Reichs-Postgebiet hat sich im Jahre 1918, dem zehnten seit seinem Bestehen, überaus erfreulich entwickelt. Die Zahl der Postscheckkunden hat um 68400 auf 257813 am Jahresschluß zugenommen. Auf den Konten wurden nach dem vorläufigen Ergebnis 131,2 Milliarden Mark — gegen das Vorjahr 35 v. H. mehr — umgesetzt und davon 94,5 Milliarden Mark oder 72 v. H. des Umsatzes barlos beglichen. Das Guthaben erreichte im Dezember mit 968 Millionen Mark seinen bisher höchsten Stand. Bei andauerndem Zuströmen von neuen Teilnehmern — im Dezember 1918 allein über 7000 — gewinnt das Postscheckwesen auf dem Gebiete des barlosen Zahlungsverkehrs und damit für die Volkswirtschaft immer größere Bedeutung.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3947. 152. Band. Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 13 Mark; frei ins Haus 13 Mark 25 Pfg. Preis dieser Nummer 1 Mark 30 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 1 Mark, auf Seiten mit Text 1 Mark 20 Pfg. 20. Februar 1919.







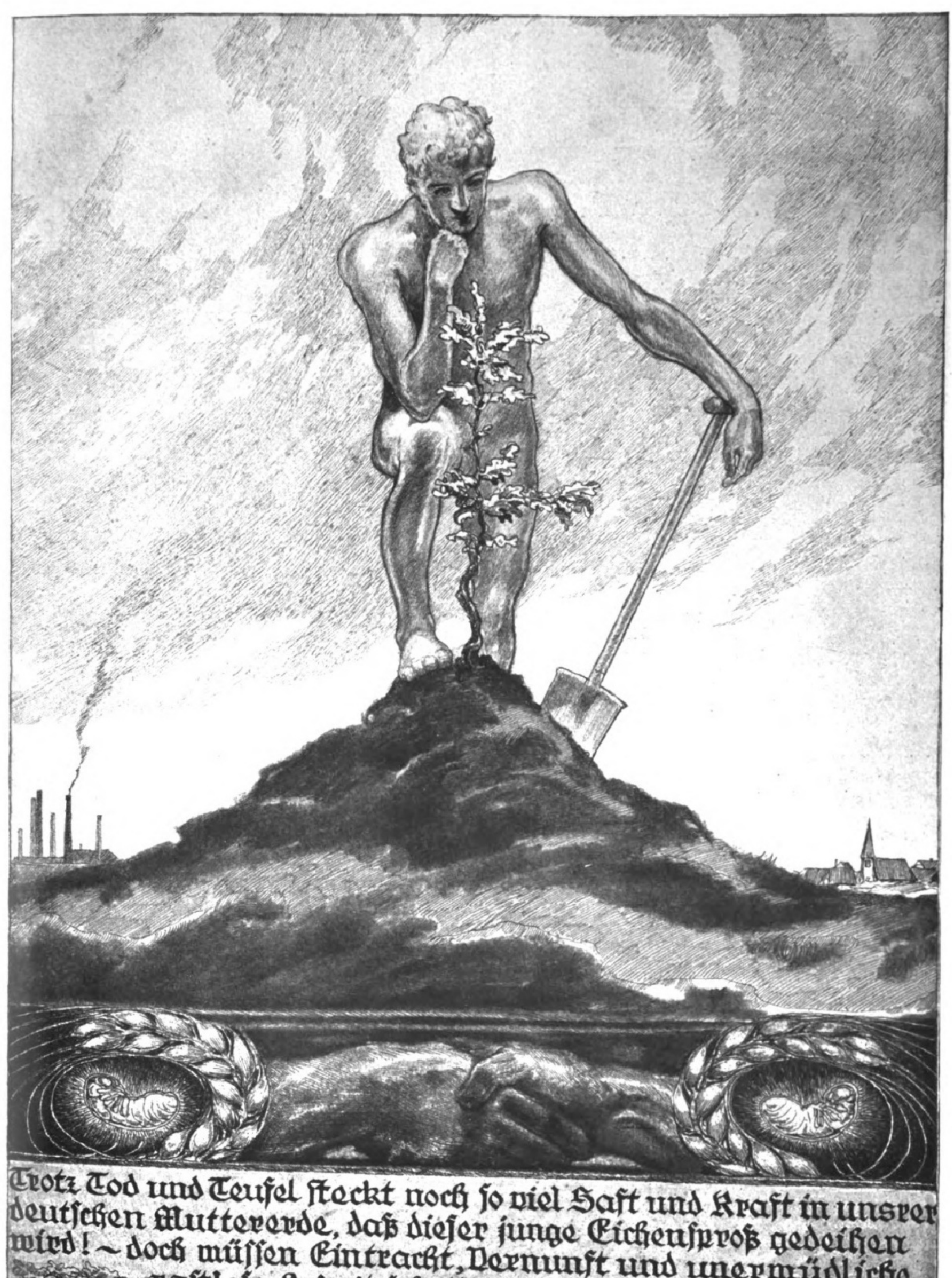
Unterricht, Literatur und Sammelwesen.







Illustrirte Zeitung
Nr. 3947. 152. Band.



Nach einer Zeichnung von A. Paul Weber.

DAS WEIMARER PARLAMENT. / VON D. TRAUB,

Mitglied der Nationalversammlung.

Sie ist also wirkliche Tatsache geworden. In all dem Chaos der letzten Monate hat sich ein ordnungsmäßiger politischer Wille Geltung verschafft, einerlei zunächst, in welcher Richtung er sich ausdrückte. Hier entscheidet die Form der Entstehung, und diese Form trug gesetzliche und geordnete Art an sich. Ich teile die überschwenglichen Hoffnungen auf Weimar in keiner Weise. Es wäre aber ungerecht, das nicht hervorzuheben, was dem gequälten deutschen Volksherzen und seiner Sehnsucht einen Schimmer von Hoffnung für die Zukunft verspricht: Deutschland besitzt ein öffentlich anerkanntes Werkzeug zur Geltendmachung seiner politischen Meinung.

Und auch das Zweite wollen wir gleich an die Spitze stellen: Auch die vorläufige Verfassung ist Tatsache geworden. Die Volksvertretung hat den Willen ihrer Wähler nicht getäuscht, der zuerst auf das Eine und Notwendige abzielte: eine gesetzliche, verhandlungsfähige Regierung ins Leben zu rufen, der Welt draußen die Einigkeit des Volks im gesetzgeberischen Wollen klar zu zeigen und dem Umsturz im Innern gegenüber Recht und Ordnung, oder wenigstens die gesetzliche Möglichkeit dazu, auf den Thron zu setzen. Diese Forderung ist formell erfüllt. Sie ist überraschend schnell erfüllt worden. Der Entwurf dieser wichtigsten Angelegenheit kam ohne Denkschrift heraus. Nur eine begründende Rede des Staatssekretärs Preuß gab ihm das Geleit. Es war eine erste gewaltige Probe auf die Parteien und ihren politischen Instinkt. Nachdem die Regierung feierlich die Vorläufigkeit dieser Verfassung in all ihren einzelnen Teilen vor der Öffentlichkeit zugesagt hatte, war der Weg für entschlossenes politisches Handeln frei, und so wurde in kürzester Frist diese vorläufige Verfassung angenommen. Gerade weil diese Annahme so viele Opfer politischen inneren Ringens ge[illegible] ist ihr Wert doppelt [illegible] Das Volk [illegible] Sprach[illegible] öffentliches [illegible] öffentliche Ver[illegible] Feinde [illegible] Die [illegible] im [illegible]

hat Hoch übernommen. Zentrum und Demokratie haben ihre alten Führer gewählt. Die Deutsche Volkspartei kürte sich Staatsminister Dr. Heinze, und die neue Deutschnationale Volkspartei hat zunächst mit der Leitung der Geschäfte ihren Altersvorsitzenden, den Grafen von Posadowsky, beauftragt. Man sieht die früheren Minister von Delbrück und Düringer, Heinze, Staatssekretär Dernburg. Viele alte Parlamentarier grüßen sich. Viele fehlen. Graf Westarp, Kardorff, Friedberg, Junck, Lensch, Peus sind nicht wiedergekommen. Neue Gesichter an allen Ecken und Enden! Am Regierungstisch bzw. in den Regierungsbänken finden sich von „Bürgerlichen" nur kümmerliche Reste. Schiffer, Krause, Erzberger, der Kriegsminister und auf der anderen Seite die Herren vom Auswärtigen Amt. Die Frauen fügen sich wie selbstverständlich dem ganzen Bild des Parlaments ein: 3 Frauen bei den Deutschnationalen, eine bei der Deutschen Volkspartei, 6 bei der Christlichen Volkspartei, 4 bei den Demokraten, 17 bei der Sozialdemokratie, 3 bei den Unabhängigen.

Aber was besagen all diese Zahlen und Zahlenreihen? Das Ausschlaggebende ist der Geist. Von diesem wird man erst später reden können. Die großen Entscheidungen liegen ja gar nicht im Theater zu Weimar allein. Sie liegen in Paris, sie liegen bei den Spartakisten. Die Menge der zu Frühjahr noch vorhandenen Nahrungsmittel spricht eine beredtere und wirksamere Sprache als alle parlamentarischen Reden. Nimmt die Arbeitslosigkeit unerträglich überhand, geht man in der bisherigen Weise gegen das Kapital vor, dann nützen alle Beschlüsse und Vorschläge wenig oder nichts. Der Geist von Weimar wird trotzdem etwas schaffen können, wenn der Wille zu Ordnung und Gesetz von ihm überallhin getragen wird und er selbst aller Absichten auf Gründung neuer Freistaaten Herr wird.

Nun ist Ebert zum Reichspräsidenten gewählt worden. Wer ist Herr Ebert? Ein Süddeutscher, wenigstens von Geburt. Er stammt aus Heidelberg, wo er die Volksschule besuchte und dann das Sattlerhandwerk erlernte. Als er dann in den achtziger Jahren als Handwerksbursche durch Süd- und Norddeutschland reiste, hat er sich's sicher nicht träumen lassen, daß er einmal der vorübergehende Nachfolger des Deutschen Kaisers werden könnte. Seit 1889 bekennt er sich als Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. Damals war er achtzehn Jahre alt. Schon nach fünf Jahren wird ihm die „Bremer Bürgerzeitung" anvertraut, und 1900 rückt er zum Arbeitersekretär in Bremen vor. Wieder nach fünf Jahren holte ihn der Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie als Sekretär nach Berlin. Elberfeld wählte ihn 1912 in den Reichstag. Er war bis dahin wenig hervorgetreten, genoß aber durch seine Rechtlichkeit und schlichte Einfachheit das Vertrauen der verschiedensten Kreise in der Partei selbst. Im Jahre 1913 wählte sie ihn zu ihrem Vorsitzenden, nicht um seiner Ideen, sondern um seiner Person willen, welche im Streit der Revisionisten und Marxisten nur das eine Ziel verfolgten, die Partei zu stärken. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion wählte ihn 1916 zu ihrem Vorsitzenden, der Hauptausschuß erst 1918. Dann kam der 9. November. Da übernahm er das Amt des Reichskanzlers und wurde am nächsten Tag Vorsitzender des Rates der Volksbeauftragten. Die Last des Präsidentenamts, das er nunmehr am 11. Februar übernommen hat, ist gewaltig, seine Verantwortung ungeheuer. Er wird sie nie lösen, wenn er nur Sozialdemokrat bleibt. Er kann den Weg für eine bessere Zukunft ebnen, wenn er seinem Versprechen getreu Volkspräsident zu sein bestrebt bleibt.

Sonderaufnahme für die „Illustrirte Zeitung" von Louis Held, Weimar.



Vor dem Nationaltheater in Weimar, dem Sitze der verfassunggebenden Deutschen Nationalversammlung, kurz vor deren Eröffnung am 6. Februar. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.



Mitglieder der Fraktion der Deutschnationalen Volkspartei.

1. Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Semmler; 2. Eisenbahnrechnungsrevisor Deglerk; 3. Landwirt Ohler; 4. Oberkonsistorialrat Dr. Költzsch; 5. Landwirt Kreft; 6. Frl. v. Gierke; 7. Zeitungsverleger Malkewitz; 8. Ökonomierat Weilnböck; 9. Frl. Behm, Hauptvorsitzende des Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen; 10. Rittergutspächter Schiele; 11. Landwirt Arnstadt; 12. Rittergutsbesitzer Dr. Roesicke; 13. Justizminister a. D. Dr. Düringer; 14. Rechtsanwalt Kraut; 15. Pastor D. Mumm; 16. Landwirt Stadtrat Gebhart; 17. Ökonomierat Vogt (Württemberg); 18. Landwirt Noske; 19 Schriftleiter und Generalsekretär Wallbaum; 20. Geh. Finanzrat Dr. Hugenberg; 21. Gutsbesitzer Ba recke; 22. Amtsgerichtsrat Warmuth; 23. Bäckerobermeister Biener; 24. Oberlehrer Dr. Philipp; 25. Pfarrer D. Traub; 26. Rittergutsbesitzer v Graefe; 27. Verbandsgeschäftsführer Koch; 28. Geheimer Sanitätsrat Dr. Hartmann; 29. Pfarrer Veidt; 30. Oberlehrer Oberfohren; 31. Regierungs- und Baurat Laverrenz; 32 Bauernhofsbesitzer Jandrey; 33. Landwirt Richter (Ostpreußen); 34. Stadtrat Wetzlich; 35. Arbeitersekretär Knollmann.

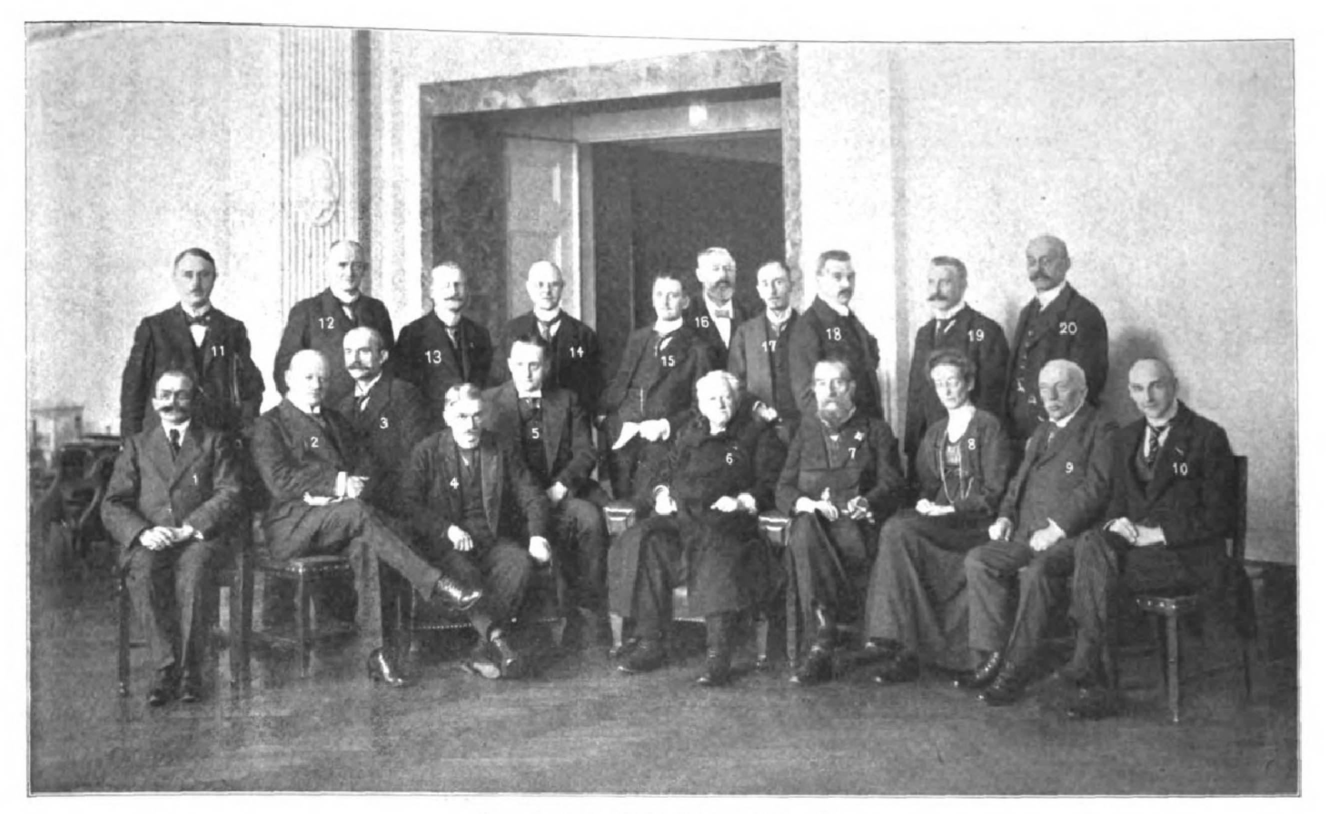


Mitglieder der Fraktion der Deutschen Demokratischen Partei.

1. Bürgermeister Hesse; 2. Arbeitersekretär Erkelenz; 3. Verbandsvorsitzender Gleichauf; 4. Verbandsvorsitzender Hartmann (Berlin); 5. Privatgelehrter Dr. Quidde; 6. Klempnermeister Bartschat; 7. Gewerkschaftssekretär Ziegler; 8. Frau Brönner, Schriftleiterin; 9. Schriftsteller Dr. Pachnicke; 10. Justizrat Siehr; 11. Professor Dr. Neumann-Hofer; 12. Staatssekretär a. D. Dr. Dernburg; 13. Frl. Dr. phil. Baum; 14. Schriftsteller Weinhausen; 15. Lehrer Bruckhoff; 16. Schriftleiter Heile; 17. Wirkl. Geh. Rat Payer; 18. Frl. Dr. Bäumer; 19. Staatssekretär des Reichsschatzamts Schiffer; 20. Oberbürgermeister Pohlmann; 21. Ber.rat a. D. Gothein; 22. Verbandsdirektor Schneider (Sachsen); 23. Postsekretär Delius; 24. Bürgermeister Dr. Luppe; 25. Kaufmann Günther; 26. Frl. Ekke, Mittelschullehrerin; 27. Schulrat Dr. Seyfert; 28. Dr. Ritter v. Langheinrich; 29. Justizrat Dr. Ludewig; 30. Justizrat Dr. Ablaß; 31. Staatsminister Sivkovich; 32. Stadtschulrat Weiß; 33. Handelskammer-Syndikus Hermann (Württemberg); 34. Gewerkschaftssekretär Pick; 35. Oberbürgermeister Koch (Hessen-Nassau); 36. Senator Dr. Petersen; 37. Landwirt Schmidthals; 38. Landwirt Koch (Merseburg); 39. Gerichtsvollzieher Koch (Hamburg); 40. Justizrat Waldstein; 41. Landwirt Kerschbaum; 42. Direktor Dr. Böhmert (Bremen); 43. Professor Dr. Herrmann (Posen); 44. Staatssekretär a. D. Haußmann; 45. Justizrat Falk; 46. Schriftsteller D. Naumann; 47. Professor Dr. Schücking; 48. Landwirt Tantzen; 49. Stadtrat Raschig; 50. Generalsekretär Remmers; 51. Fabrikant Dr.-Ing. Wieland; 52. Fabrikbesitzer Bahr; 53. Geh. Kommerzienrat Engelhard; 54. Frl. Kloß, Schulvorsteherin; 55. Hofbesitzer Wachhorst de Wente; 56. Hauptschriftleiter Nuschke; 57. Legationsrat a. D. Freiherr v. Richthofen; 58. Justizrat Grünewald; 59. Ministerialdirektor Henrich; 60. Justizrat Lippmann; 61. Stadtrat Bärwald.

Die Parteien in der Nationalversammlung. Nach Sonderaufnahmen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Louis Held, Weimar.





Mitglieder der Fraktion der Deutschen Volkspartei.

1. Bergmann Winnefeld; 2. Syndikus Dr. Stresemann; 3. Finanzminister Dr. Becker (Hessen); 4. Staatsminister a. D. Dr. Heinze; 5. Schriftsteller Dr. Mittelmann; 6. Geh. Justizrat Prof. Dr. Rießer; 7. Professor D. Dr. Kahl; 8. Frau Mende; 9. Geh. Kommerzienrat Dr. Weidtmann; 10. Stadtsyndikus Maretzky; 11. Gemeindevorsteher Dusche; 12. Generalsekretär Dr. Hugo; 13. Oberbürgermeister Dr. Most; 14. Rechtsanwalt Kempkes; 15. Schulrat Beuermann; 16. Pfarrer Oertel; 17. Professor Dr. Graf zu Dohna; 18. Generaldirektor Vögler; 19. Geh. Regierungsrat Dr. Runkel; 20. Kaufmann Witthoefft.



Mitglieder der Fraktion der Christlichen Volkspartei.

1. Tischler Kubetzko; 2. Oberlehrer Hofmann (Ludwigshafen); 3. Genossenschaftsdirektor Legendre; 4. Arbeitersekretär Andre; 5. Arbeitersekretär Gilsing; 6. Arbeitersekretär Hagemann; 7. Frl. Dransfeld, Schriftstellerin; 8. Frl. Zettler, Landessekretärin; 9. Staatssekretär a. D. Trimborn; 10. Staatssekretär a. D. Gröber; 11. Rechtsanwalt Dr. Meyer (Schwaben); 12. Verlagsdirektor Dr. Otte; 13. Staatssekretär Erzberger; 14. Finanzminister Prof. Dr. Wirth; 15. Schmiedemeister Jaud; 16. Amtsrichter Bolz; 17. Prof. Dr. Kaas; 18. Ministerialdirektor v. Brentano di Tremezzo; 19. Oberpostsekretär Allekotte; 20. Schriftleiter Joos; 21. Frl. Weber, Oberlehrerin; 22. Geschäftsführer Becker (Arnsberg); 23. Frau verw. Amtsgerichtsrat Neuhaus; 24. Geh. Justizrat Bitta; 25. Arbeitersekretär Kossmann; 26. Kaufmann Astor; 27. Landwirt Blum; 28. Reichsarbeitsminister Giesberts; 29. Steuerinspektor Richter (Pfalz); 30. Schriftsteller Schirmer; 31. Eisenbahnwagenmeister Kreutz; 32. Verbandsdirektor Schlack; 33. Fabrikant Bergmann; 34. Justizrat Dr. Taucher; 35. Redakteur Imbusch; 36. Rektor Rheinländer; 37. Arbeitersekretär Schümmer; 38. Redakteur Becker (Nassau); 39. Gewerkschaftssekretär Tremmel; 40. Reichskolonialminister Dr. Bell; 41. Frl. Teusch, Gewerkschaftssekretärin; 42. Rechtsanwalt Dr. Herschel; 43. Malermeister Irl; 44. Bäckermeister Schefbeck; 45. Pfarrer Ulitzka; 46. Gewerkschaftssekretär Ehrhardt; 47. Oberpostschaffner Koch (Münster); 48. Bauerngutsbesitzer Strzoda; 49. Genossenschaftsdirektor Dr. Heim; 50. Geh. Hofrat Prof. Dr. Beyerle; 51. Reichsgerichtsrat Burlage; 52. Oberlandesgerichtsrat Marx; 53. Verbandssekretär Dr. Fleischer; 54. Rentner Frerker; 55. Verbandsvorsitzender Wieber; 56. Ökonomierat Lensing; 57. Verbandssekretär Schwarzer; 58. Pastor Dr. Maxen; 59. Redakteur Ollmert; 60. Gewerkschaftssekretär Sagawe; 61. Generalsekretär Stegerwald; 62. Generalsekretär Dr. Pfeiffer; 63. Landwirt Diez; 64. Arbeitsnachweisleiter Puschmann; 65. Kaufmann Nacken; 66. Landwirt Stapfer; 67. Oberbürgermeister Farwick; 68. Mittelschullehrer Schwarz; 69. Gewerkschaftssekretär Ersing.

Die Parteien in der Nationalversammlung. Nach Sonderaufnahmen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Louis Held, Weimar.



Mitglieder der Fraktion der Sozialdemokraten.

1. Buchdrucker Fischer (Hannover); 2. Redakteur Taubadel; 3. Schriftleiter Rauch; 4. Redakteur Löbe; 5. Parteisekretär Pfannkuch; 6. Verbandsvorsitzender Sachse; 7. Verbandsbeamter Brey; 8. Frau Bollmann; 9. Redakteur Stolten; 10. Redakteur Feldmann; 11. Redakteur Schöpflin; 12. Schriftsteller Frohme; 13. Gewerkschaftssekretär Körsten; 14. Geschäftsführer Fischer (Berlin); 15. Frau Kähler, Schriftstellerin; 16. Frl. Lodahl, Schriftstellerin; 17. Rentier Heimann; 18. Frau Eichler, Etuiarbeiterin; 19. Zeitungsverleger Sidow; 20. Redakteur Liebig; 21. Frau Tesch (Hessen-Nassau); 22. Gewerkschaftsbeamter Stahl; 23. Holzarbeiter Riedmiller; 24. Frau Hauke; 25. Verbandssekretär Kotzur; 26. Bezirksleiter Lübbring; 27. Schriftsteller Davidsohn; 28. Direktor Lesche; 29. Schmidt; 30. Redakteur Severing; 31. Gauleiter Schlüter; 32. Gewerkschaftsangestellter Schumann; 33. Redakteur Meerfeld; 34. Parteisekretär Hörsing; 35. Verbandsvorsitzender Käppler; 36. Arbeitersekretär Buck; 37. Maler Becker (Oppeln); 38. Redakteur Stelling; 39. Präsident des Reichsministeriums Scheidemann; 40. Redakteur Starosson; 41. Gewerkschaftsbeamter Müller (Potsdam); 42. Postsekretär Steinkopf; 43. Gewerkschaftssekretär Schäfer; 44. Arbeitersekretär Kenngott; 45. Frau Ryneck; 46. Staatsminister Krüger (Mecklenburg); 47. Verbandsvorsitzender Girbig; 48. Kaufmann Reißhaus; 49. Parteisekretär Wolff; 50. Chefredakteur Bader; 51. Schriftsteller Hoch; 52. Parteisekretär Kürbis; 53. Reichsarbeitsminister Bauer; 54. Gewerkschaftssekretär Voigt (Breslau); 55. Arbeitersekretär Lüttich; 56. Verbandsbezirksleiter Hanck; 57. Frau Reitze; 58. Gewerkschaftsangestellter Jäcker; 59. Schriftsteller Dr. Quarck; 60. Gewerkschaftsbeamter Thabor; 61. Staatsminister Dr. Gradnauer; 62. Gauleiter Jantzen; 63. Parteisekretär Schreck; 64. Redakteur Vesper; 65. Parteisekretär Bias; 66. Tischler Dietrich (Liegnitz); 67. Reichswirtschaftsminister Wissell; 68. Gewerkschaftssekretär Reek; 69. Arbeitersekretär Osterroth; 70. Parteisekretär Dröhner; 71. Verbandsvorsitzender Gehl; 72. Gewerkschaftssekretär Schulz (Posen); 73. Adjunkt Binder (Pfalz); 74. Schulz; 75. Redakteur Keil; 76. Gewerkschaftsbeamter Silberschmidt; 77. Redakteur Geck; 78. Schuhmachermeister Brühne; 79. Arbeitersekretär Janschek; 80. Geschäftsführer Budde; 81. Parteisekretär Trinks; 82. Parteisekretär König; 83. Verkehrsminister Rückert; 84. Bergmann Hansmann; 85. Arbeitersekretär Schädlich; 86. Volksschullehrer Hellmann; 87. Arbeitersekretär Stock.

Mitglieder der Fraktion der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei.

[illegible] Kunert; [illegible] Zigarrenfabrikant Raute; 4. Verbandsvorsitzender Simon (Franken); 5. Redakteur Bock; 6. Rechtsanwalt Haase (Berlin); 7. Zigarrenfabrikant Geyer (Leipzig); 8. Schrift[illegible] [illegible] 9. Redakteur Henke; 10. Frau Zietz, Sekretärin; 11. Tapezierer Laukant; 12. Frau Agnes; 13. Redakteur Düwell; 14. Frau Hübler; 15. Rechtsanwalt Dr. Cohn; 16. Redakteur [illegible]; 17. Redakteur Dr. Geyer (Sachsen); 18. Redakteur Koenen; 19. Parteisekretär Braß; 20. Metallarbeiter Brühl.

[illegible] [illegible]nalversammlung. Nach Sonderaufnahmen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Louis Held, Weimar.

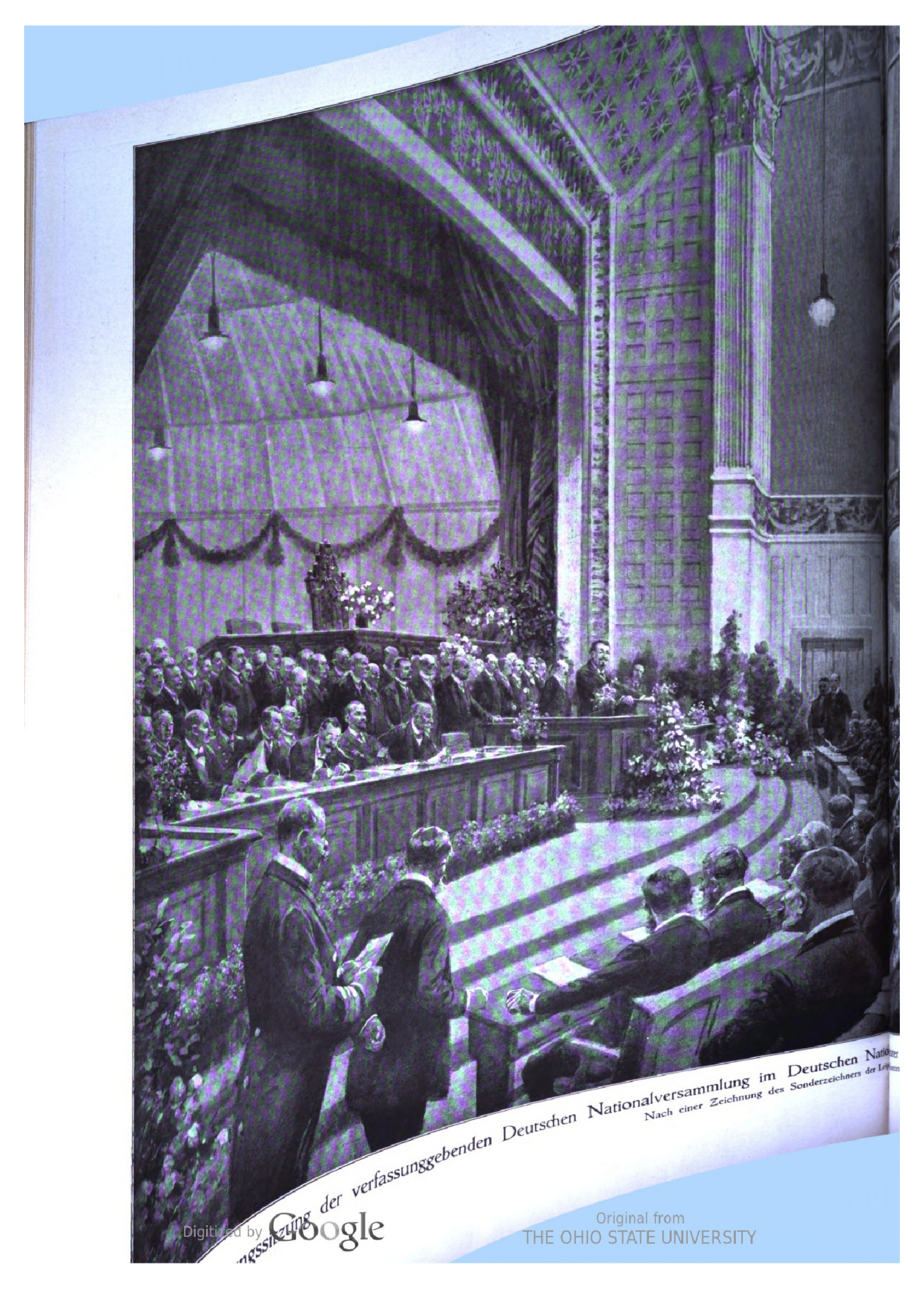
Weimar zur Zeit der Nationalversammlung.

Von Freiherrn v. Schlicht, Weimar.

Ach Gott, ach Gott, das soll nun unser Weimar sein. Überall wird gebuddelt, überall fällt man über herumliegende Kabel und Telephondrähte, und vor der Gefahr, von einem Auto überfahren zu werden, ist man keine Minute mehr sicher." So jammerte letzthin eine alte Dame, die ich im letzten Augenblick vor einem Sturz bewahrte, und die mir, als sie sich von mir verabschiedete, zurief: „Schlimmer als das Leben jetzt hier ist, kann es doch auch in Berlin nicht sein." Das war natürlich stark übertrieben, aber ein gut Teil Großstadtleben ist mit der Nationalversammlung und mit den vielen Fremden in das sonst so stille Weimar gekommen. Weit mehr als zweitausend Fremde galt es unterzubringen, nicht nur die Mitglieder der Nationalversammlung selbst, nicht nur alle zu den vielen Bureaus gehörenden Beamten, sondern auch die Abgesandten Deutsch-Österreichs, die vielen Vertreter der großen deutschen, amerikanischen, schwedischen, dänischen und der anderen auswärtigen neutralen Zeitungen. Dazu die Operateure der großen Filmgesellschaften, die natürlich Weimar im Zeichen der Nationalversammlung kurbeln müssen. Und zu den vielen Fremden kamen schließlich auch noch die Mitglieder des diplomatischen Korps aus Berlin, soweit der Krieg sie übriggelassen hat, die Gesandten Dänemarks, Schwedens, der Schweiz, Finnlands, Ungarns, Litauens, der Türkei und sogar der Gesandte des fernen Persiens. Auch diese Herren wollten der Eröffnung der Nationalversammlung beiwohnen, die unter der allgemeinen Teilnahme der Bevölkerung Weimars, aber dennoch, der Neuzeit entsprechend, ohne jede äußere Feierlichkeit und ohne jeden Prunk stattfand. An einstige Zeiten erinnerte nur die vor dem Sitzungsgebäude der Nationalversammlung, dem jetzigen Nationaltheater, aufgestellte Ehrenkompagnie mit klingendem Spiel, deren Front, wohl zum erstenmal in Deutschland, als Hauptperson ein Zivilist abschritt, Herr Noske, gefolgt von dem General v. Maercker, dem Kommandeur des Freiwilligen Landjägerkorps, dem im Verein mit den weimarischen Truppen der Schutz der Nationalversammlung anvertraut ist. Große Truppenmengen aller Waffengattungen sind in Weimar selbst und in dessen nächster Umgebung, die einem kleinen Heereslager gleicht, untergebracht, und alles Erdenkbare ist getan, um der Nationalversammlung jede gewaltsame Störung von außen fernzuhalten. Das konnte man schon am Eröffnungstage der Nationalversammlung selbst bemerken, denn von den Balkonen der in der Nähe des Theaters gelegenen Häuser blickten Soldaten, mit dem Stahlhelm auf dem Kopfe, mit dem Gewehr in der Hand, auf die Straße herunter, und Maschinengewehre stehen überall bereit, meistens allerdings so versteckt, daß Uneingeweihte sie nicht bemerken. Selbst auf der Bühne des Nationaltheaters hinter den hohen grünen Blattpflanzen, die anscheinend dort nur zur Dekoration im Hintergrunde aufgestellt sind, stehen Maschinengewehre nebst ihrer Bedienungsmannschaft bereit. Es können also alle die vielen hier weilenden Fremden und die Weimarer selbst ruhig schlafen, es wird ihnen schon nichts geschehen; dafür bürgt auch schon der gute militärische Geist des Freiwilligen Jägerkorps, dessen Mannschaften wie einst im Mai ihre Vorgesetzten auf der Straße grüßen, die stillstehen, wenn diese mit ihnen sprechen, und die keine Zigarre oder Zigarette im Munde haben, wenn sie Patrouille gehen oder sonst ihren Dienst tun.

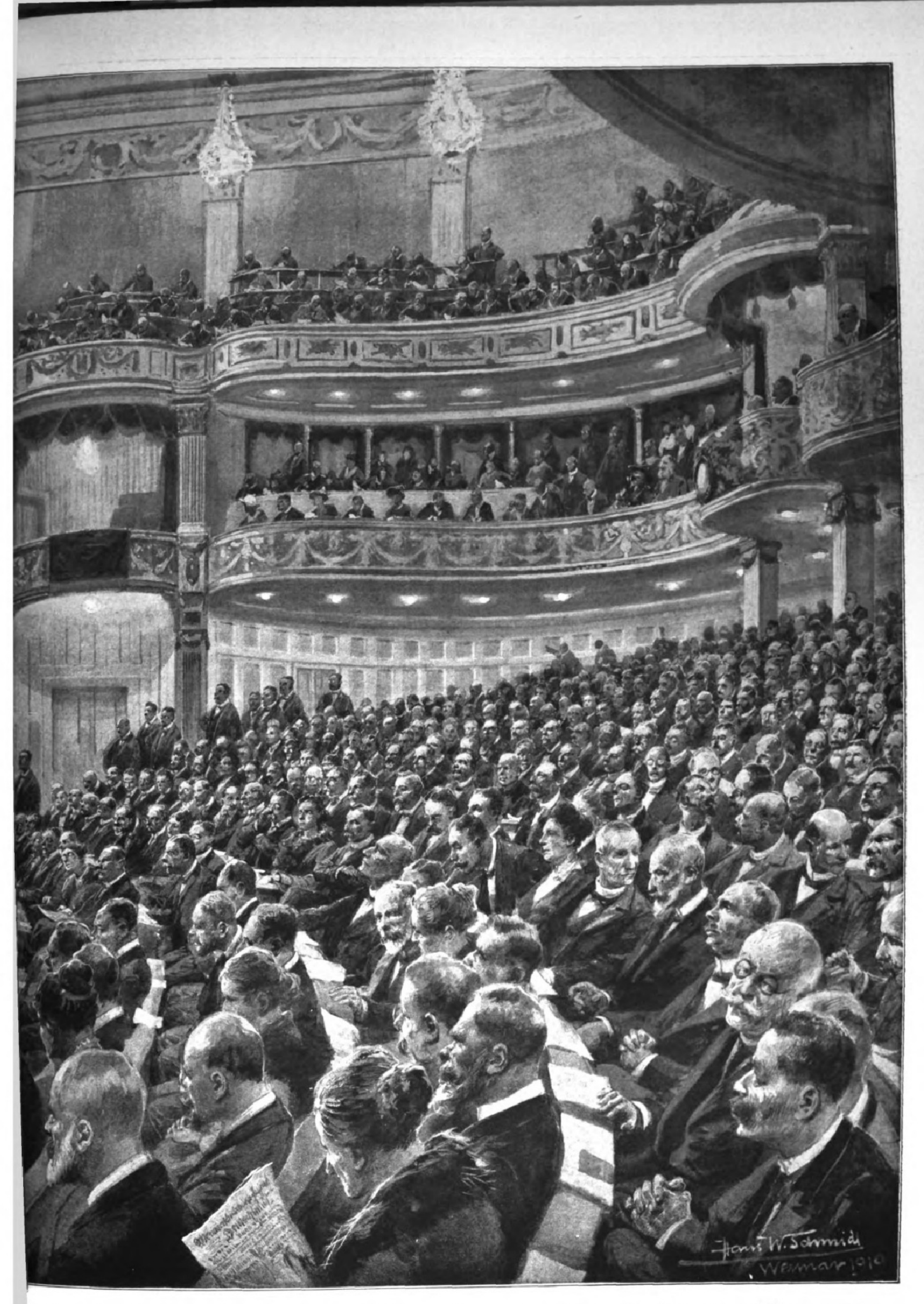
Weit mehr als zweitausend Fremde sind in Weimar untergebracht, und was zuerst unmöglich schien, gelang dennoch, denn die hohe Obrigkeit fand den Sesam-Schlüssel, der in allen Privathäusern, da die wenigen Gasthöfe natürlich nicht ausreichten, plötzlich die leerstehenden Fremdenzimmer öffnete, und dieser Sesam-Schlüssel hieß: Entlötung der wegen Kohlenmangels bisher zugelöteten Gasbadeöfen und Bevorzugung bei der Kohlenverteilung. Ach, und wer badet nicht gern, wenn auch nur, wie Wilhelm Busch es so schön besang, am Samstagabend, und wer hätte in dieser Zeit nicht gern mehr Kohlen, als ihm nach der Kohlenkarte zustehen? So wurden die Fremden denn überall mit offenen Armen aufgenommen, und sie fühlen sich nach allem, was man hört, hier sehr wohl, wenngleich manchem von ihnen Weimar auch jetzt noch klein und kleinstädtisch vorkommt. Und dabei ist Weimar in mancher Weise wirklich beinahe Großstadt geworden. Die elektrische Bahn hat ihren Verkehr nicht, wie in anderen Städten, verringert, sondern trotz der Kohlennot vergrößert; die Straßenlaternen brennen so hell, daß man die kaum entschwundenen Wochen bereits wieder vergessen hat, in denen man, namentlich in den Villenvierteln, sich des Abends seinen Weg mit der elektrischen Taschenlampe, vorausgesetzt, daß die funktionierte, suchen mußte. Und in den Straßen herrscht beinahe so etwas wie ein Menschengewoge. Man hört die verschiedensten Sprachen und Dialekte, und vor Beginn der Sitzungen staut sich die Menge vor dem Theater, um sich die Hälse nach den bekanntesten Persönlichkeiten, wie Ebert, Scheidemann, Noske, Erzberger, Dernburg, dem Präsidenten David und vielen anderen, auszurecken. Um die wenigen dem Publikum zur Verfügung stehenden Eintrittskarten aber entspinnt sich ein Wettstreit, wie in früheren Zeiten um die Billetts zu einem Caruso-Abend. In einer Hinsicht aber ist Weimar wirklich Großstadt geworden, denn Weimar ist die erste Stadt, nach der ein regelmäßiger Luftpostverkehr eingerichtet ist. Zweimal täglich kommen die Luftfahrzeuge mit beinahe militärischer Pünktlichkeit, morgens um halb elf Uhr und nachmittags um halb vier Uhr, nach kaum zweistündigem Flug aus Berlin in Weimar an, das eine Flugzeug bisher geführt von dem bekannten Tsingtauflieger, Kapitänleutnant Plüschow, und kaum nachdem das Flugzeug auf dem Flugplatz gelandet ist, bringen die Autos die Postsachen zur Stadt. Gleich darauf aber ertönt in allen Straßen der Ruf der Zeitungsverkäufer: „Die neuesten Berliner Zeitungen, soeben in Berlin ausgegeben, frisch mit der Flugpost eingetroffen!" Ja, wir haben sogar einen neuen originellen Gasthof bekommen, wie ihn selbst Berlin nicht hat: auf dem Bahnhof steht auf einem toten Geleise ein gutgeheizter D-Zug, in dem Passanten für Stunden und Tage ein Wagenabteil I., II. oder III. Klasse als Zimmer mieten können und in dem Speisewagen auch vollständig beköstigt werden. Und großstädtisch sind auch die vielen Vergnügungen, die es jetzt zu Ehren der Fremden hier gibt. Im Nationaltheater selbst können natürlich die nächsten Monate hindurch keine Vorstellungen stattfinden; dafür veranstalten die Mitglieder des Nationaltheaters in dem Saal der alten „Armbrustgesellschaft" literarische Kammerspiele, Kammermusikabende und auch die Aufführungen kleiner Opern. Der Nationalversammlung zu Ehren ist in dem etwas abseits am Brühl gelegenen Residenztheater die sehr gute Operettengesellschaft geblieben, die schon den Herbst hindurch hier gespielt hat. In dem Stadthaus am Markt hat ein bekannter Leipziger Schriftsteller unter dem Pseudonym Dr. Allos Künstlerspiele, ein Überbrettl im Stile Wolzogens, eröffnet; ein neues Weinhaus, nach Berliner Art „Rheingold" getauft, ist plötzlich erstanden. In dem Saale der „Erholung" findet fast täglich das Konzert hiesiger oder auswärtiger Künstler statt, und selbstverständlich hat Weimar auch seine Kientöppe, bisher allerdings nur zwei. In dem einen, dem Reformlichtspielhaus von Held in der Marienstraße, läßt die „Ufa", die mit Unterstützung großer Banken neugegründete Universalfilm-Verleihanstalt, den Vertretern des deutschen Volkes ihre neuesten, mit großen Kosten aufgenommenen und von den ersten Künstlern dargestellten Filme vorführen, um zu beweisen, daß wir auch in der Hinsicht nicht mehr vom Auslande abhängig sind. Aber trotz dieser, fast hätte ich gesagt, modernen Vergnügungen zieht natürlich auch heute noch in erster Linie die Fremden das an, was schon früher hier als Sehenswürdigkeit galt: Weimars historische Stätten und Weimars historische Umgebung, Belvedere, Tiefurt und der Ettersberg. Viel besucht wird auch Weimars neuer Flugplatz Nohra, der Ausgangspunkt einer zweiten Luftverbindung, die Weimar nach Berlin, aber auch nach München, Frankfurt a. M. und anderen Städten Süddeutschlands erhalten soll. Weimar hat sich wirklich außerordentlich verändert. In den Straßen herrscht ein Leben und Treiben wie nie zuvor, alle Lokale sind überfüllt, die Autos hupen vom Morgen bis zum Abend, militärische Proviant- und Fouragekolonnen ziehen fast ununterbrochen, vom Bahnhof kommend, ihres Weges, Militärpatrouillen streifen auf und ab, und Weimars Geschäfte sind nicht nur solche, sondern sie machen auch welche, denn alle die vielen Dinge, die die Fremden an ihrem Heimatsort nicht mehr bekommen, hoffen sie nun hier zu finden, finden sie aber meistens nicht, weil die auch hier ausverkauft sind; aber dennoch finden sie vieles andere, das ihnen gefällt, und das sie vielleicht auch einmal gebrauchen können. Weimar hat jetzt sogar Cafés, in denen ganz wie in Berlin nachmittags und abends Konzerte stattfinden. Nur bis zu einer „Diele" hat Weimar es trotz der Nationalversammlung noch nicht gebracht, aber das ist auch kein Unglück, getanzt wird natürlich trotzdem überall, wenngleich ich persönlich es auch nicht verstehe, wie man in der jetzigen Zeit tanzen mag.

So ist das Weimar von heute. Überall Leben und Verkehr, aber auch überall Vergnügungen und Zerstreuungen. Und viele wünschen sich, daß es hier immer so bleiben möchte. Auch ich hätte nichts dagegen, denn wie ein Landsmann mir sagte, als ich vor Jahren hierherzog, so hübsch Weimar auch ist, bannig lütt ist es doch man. Da hat er recht, lütt, klein, ist Weimar nur, aber trotzdem, wäre es anders und würde es hier immer so bleiben, wie es jetzt ist, dann würde Weimar sehr bald aufhören, das zu sein, was es war — Weimar.



...ngssitzung der verfassunggebenden Deutschen Nationalversammlung im Deutschen Natio...

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Le...



heater zu Weimar am 6. Februar: Der Volksbeauftragte, nunmehrige Reichspräsident Ebert spricht.
„Illustrirten Zeitung" Professor Hans W. Schmidt.

AUS ALT-WEIMAR / VON FRANZ NEUBERT

Als die neue Regierung Weimar zum Sitz der Nationalversammlung wählte, trug sie den Kampf der politischen Meinungen und Auseinandersetzungen an einen Ort, an dem wir gewöhnt sind, den Erinnerungen an eine große, ganz anders geartete Zeit nachzugehen. Ja, selbst wer in die kleine thüringische Residenzstadt nicht zu diesem ausgesprochenen Zwecke kommt, kann sich den Eindrücken, die uns hier auf Schritt und Tritt an die Zeit mahnen, in der Deutschlands Dichtung und Kultur in Blüte standen und nach und nach zu höchster Reife gediehen, nicht entziehen. Eine der größten Epochen unserer Geschichte zeigt sich dabei mit recht geringem äußeren Glanze verbunden.

In den ersten Jahren des Goetheschen Aufenthaltes spricht Herder von „dem wüsten Weimar, dem unsinnigen Mitteldinge zwischen Hofstadt und Dorf". Im ganzen achtzehnten Jahrhundert brachte es die Stadt nicht über 6000 Einwohner; erst bei dem Tode des Großherzogs Carl August (1828) zählte es deren 10000. Unsere Abbildung nach dem Modell von Bergfeld stammt aus den Jahren 1827/28 und zeigt das Weimar, wie es um die Zeit vor Goethes Tode sich entwickelt hatte.

Von den anderen Ansichten ist das Schloß besonders hervorzuheben. Es war 1774 abgebrannt, so daß die herzogliche Familie achtundzwanzig Jahre lang sich mit den ungenügenden Räumen des noch heute stehenden Fürstenhauses begnügen mußte. Wir bringen das „neue Schloß", wie es am 1. August 1803 bezogen wurde. Die Hauptfront lag damals nach der Ilmbrücke zu. Die beiden Bilder am Kopfe der nächsten Seite zeigen uns das Hoftheater, den heutigen Tagungsort der Nationalversammlung, in den Gestalten zu Goethes Zeit. Links ist das ehemalige, 1798 von Professor Thouret erweiterte und umgebaute Herzogliche Komödienhaus wiedergegeben, das in der Nacht vom 21. zum 22. März 1825 abbrannte. Es war die Wirkungsstätte von Goethes für die Entwicklung der Schauspielkunst und des Schauspielerstandes überaus bedeutungsvoller Theaterdirektion (1791 bis 1817). Das rechte Gebäude zeigt den Neubau von 1825, der erst 1907 abgebrochen wurde.



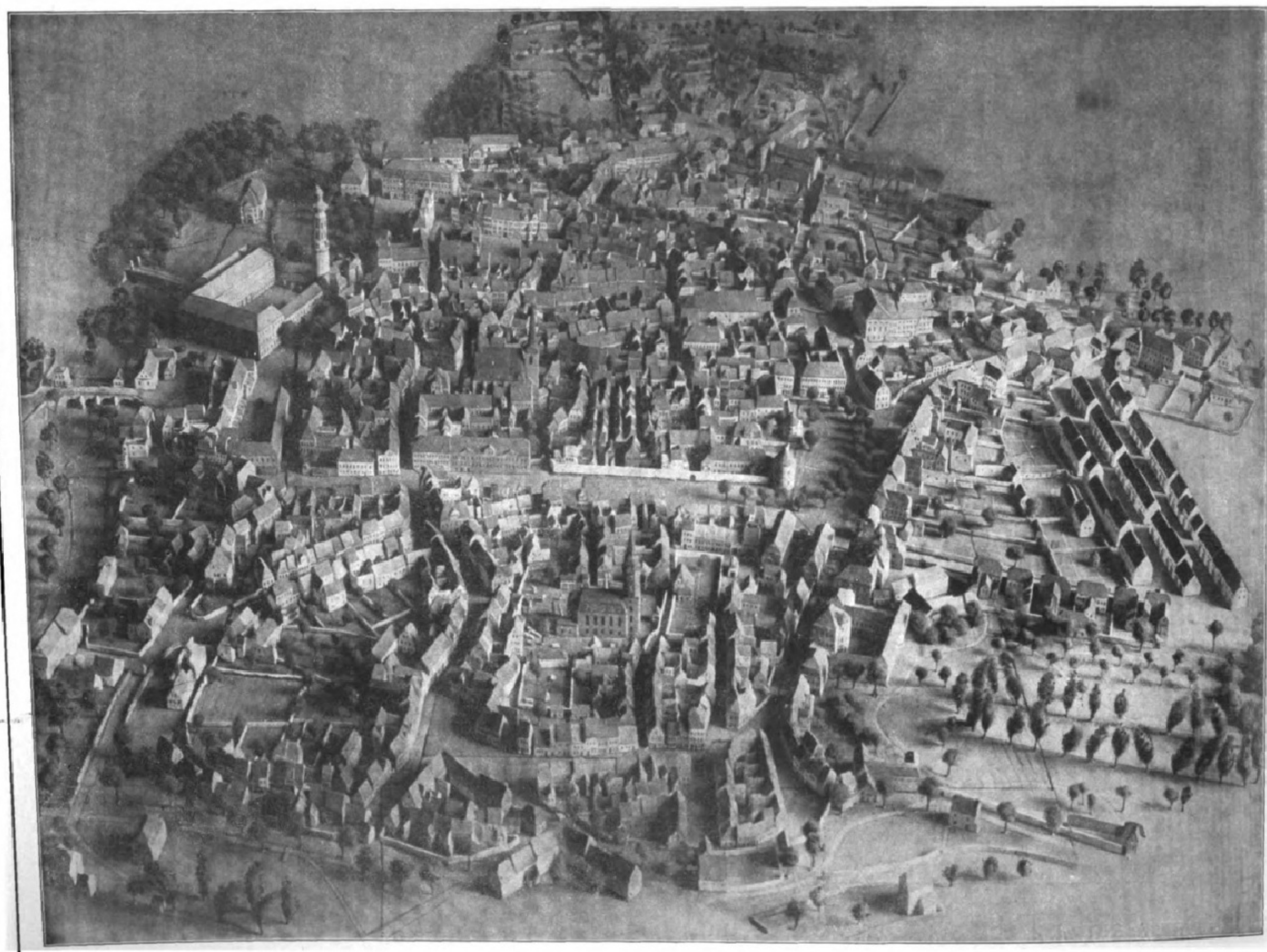
Goethes Haus in Weimar. Nach einer Zeichnung von Otto Wagner (1827), gestochen von Lud. Schütze.

Es war eine der wichtigsten Anforderungen Goethes an seine Schauspieler, daß sie sich selbst unterordnen und im Emsemble aufgehen sollten. Der einzelne sollte nicht seine Rolle in den Vordergrund stellen, sondern immer in erster Linie bestrebt sein, für die Harmonie des Gesamtspieles zu wirken. Wie bedeutungsvoll ist diese Forderung auch für die, die heute an dieser Stätte, wenn auch für ganz andere Ziele, zusammenwirken. Als 1791 das Spiel eröffnet wurde, ließ Goethe einen Prolog sprechen, in dem er dem Publikum sein Programm entwickelte:

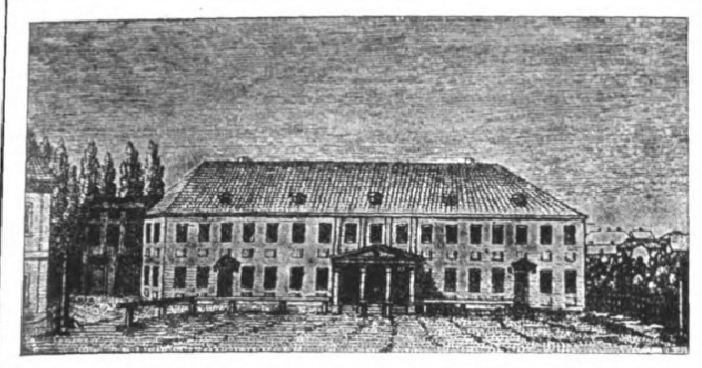
„Allein bedenken wir, daß Harmonie
Des ganzen Spiels allein verdienen kann,
Von euch gelobt zu werden, daß ein jeder
Mit jedem stimmen, alle miteinander,
Ein schönes Ganze vor euch stellen sollen,
So regte sich die Furcht in unsrer Brust.
Von allen Enden Deutschlands kommen wir
Erst jetzt zusammen, sind einander fremd
Und fangen erst nach jenem schönen Ziel
Vereint zu wandeln an, und jeder wünscht,
Mit seinem Nebenmann, es zu erreichen;
Denn hier gilt nicht, daß einer atemlos
Dem andern heftig vorzueilen strebt,
Um einen Kranz für sich hinwegzuhaschen.
Wir treten vor euch auf, und jeder bringt
Bescheiden seine Blume, daß nur bald
Ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde,
Den wir zu eurer Freude knüpfen möchten."

Den Höhepunkt erreichte die Theaterleitung Goethes zur Zeit der tatkräftigen Mitwirkung Schillers. In diesen Jahren erlebte das Haus die Uraufführungen der „Piccolomini", von „Wallensteins Tod" (1799), von „Maria Stuart" (1800), der „Braut von Messina" (1803) und von „Wilhelm Tell" (1804). Wahrlich, stolze, von Begeisterung schwellende Tage knüpfen sich für die deutsche Nation, von späteren großen Tagen des Hauses hier zu schweigen, an diesen Bau.

Das Schiller- und das Goethehaus mit seinen reichen Sammlungen betreten wohl alle Deutschen nur mit Ehrfurcht. Aber auch die Bibliothek, das Wittumspalais, die Schlösser in Tiefurt und in Ettersburg versetzen uns mit ihren zahlreichen Andenken und mit den pietätvoll erhaltenen Räumen



Modell der Stadt Weimar um 1827/28. Angefertigt von Wilhelm Bergfeld. (Goethe-Nationalmuseum, Weimar.)



Das Hoftheater in Weimar vor dem Brande von 1825. Nach einem alten Stich.



Das 1825 neuerbaute Hoftheater. Gezeichnet von H. Schmidt, gestochen von E. Bögchold, um 1830.

in jene Zeit, von deren Reichtum an Geist und Gemüt wir noch heute zehren. Die Namen aller derer, die mit Carl August, mit Goethe und Schiller, Herder und Wieland hier lebten und strebten, brauchen wir hier nicht zu nennen. In den vorgenannten Weimarer Erinnerungsstätten treten sie uns zumeist im Bilde entgegen. Die Örtlichkeiten im Zustande jener Tage sind jetzt hübsch in Bodes Büchlein „Damals in Weimar“ zusammengefaßt. Niemand sollte versäumen, einen Rundgang danach anzutreten.

Wenn wir in den bewegten Tagen der Gegenwart an Weimar denken, so sind wir aber nur allzuleicht geneigt, uns den Verlauf der Zeit des Geschlechts jener Epoche allzu ruhig und nur auf das Geistige und Beschauliche gerichtet zu denken. Jahre wie 1806 und 1813, vor allem aber das zum Vergleiche heute so naheliegende 1789, belehren uns jedoch schnell eines anderen.

Die Welle der französischen Revolution berührte auch Deutschland sehr bald. Der unglückliche Feldzug gegen Frankreich (1792), an dem auch Goethe zur Begleitung seines Herzogs teilnahm und sich sogar dem Kugelregen aussetzte, und die weiteren Erfolge der Franzosen ließen die revolutionären Ideen auch in Deutschland verstärkten Einfluß gewinnen.

Die folgenschwersten Zeiten erlebt ein Volk, wenn jeder einzelne von einer neuen geistigen oder politischen Bewegung, vorbereitet oder nicht, erfaßt und gezwungen wird, dazu Stellung zu nehmen. Damals traten in Deutschland die Fragen der Gleichheit und Freiheit, wenn auch nicht so unmittelbar wie in Frankreich, zumindest an jeden Gebildeten heran.



Das Schillerhaus in Weimar. Gezeichnet und gestochen von A. Glaeser, um 1830.

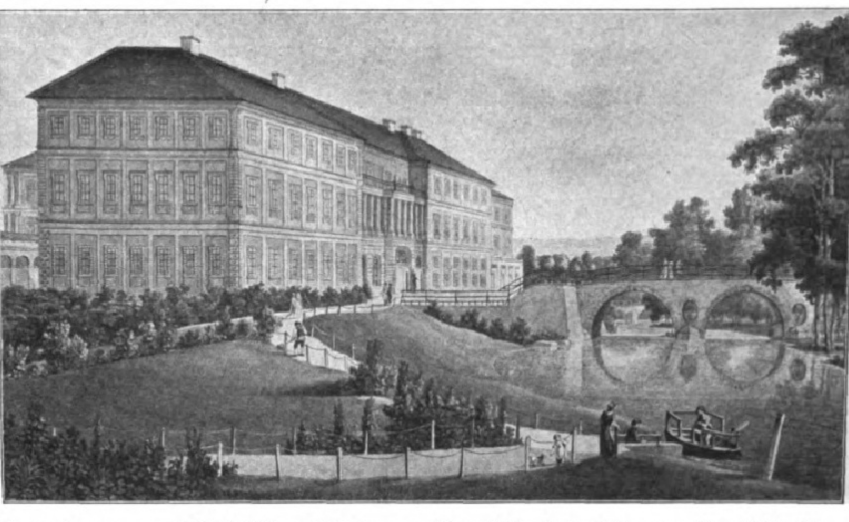
Herder, Wieland und Knebel sympathisierten von vornherein mit der französischen Revolution. Schillers Ansicht darf nicht von seinen Jugendwerken und seiner anfänglichen Stellung zur Revolution abgeleitet werden, denn die neunziger Jahre brachten eine Umwandlung seiner Ansichten. Der spätere Schiller war durchaus Aristokrat. Wohl hielt er bürgerliche und politische Freiheit immer für erstrebenswerte Ziele. Aber gerade die Greuel der französischen Revolution belehrten ihn, daß der Weg zur Freiheit durch die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes führe: „Der ist zur bürgerlichen Freiheit noch nicht reif, dem noch so vieles zur menschlichen fehlt.“ Für diese vorbedingenden Eigenschaften sah er für die Menge noch keine erfüllende Zeit voraus. Für ihn wird „in dem Reiche des ästhetischen Scheins das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisiert sehen möchte“. Er betont ferner, daß die Politik des ethischen Grundzuges nicht entbehren kann. „Ich habe nur einen Maßstab für Moralität: ist die Tat, die ich begehe, von guten oder schlimmen Folgen für die Welt, wenn sie allgemein ist?“ Er weiß vor allem, daß sich nicht jeder genügende Rechenschaft von seinen Handlungen gibt. Daher auch das mahnende Distichon an die Gesetzgeber:

„Setzet immer voraus, daß der Mensch im ganzen das Rechte
Will; im einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.“

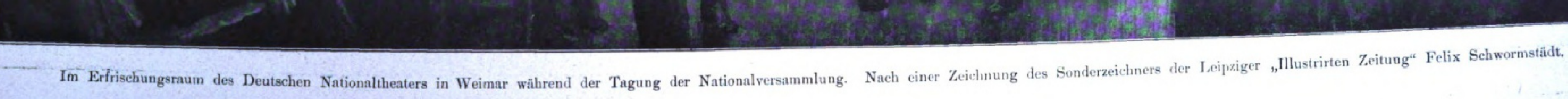
Selbstverständlich hat der Dichter der „Räuber“, von „Kabale und Liebe“ und des „Don Carlos“, der andererseits allen Despotismus aufs schärfste bekämpfte, und dessen freimütige Jugendwerke an den damaligen Fürstenhöfen die nachhaltigste Wirkung hatten, alle wahren Menschenrechte stets für das Volk gefordert. Das sehen wir auch an „Wilhelm Tell“.

Goethe wurde von der französischen Revolution aufs unangenehmste berührt. Als erfahrenem Staatsmann, aber auch als Naturforscher war ihm jedes Gewaltsame, Sprunghafte in der Seele zuwider. Und dieses wie überhaupt die ganzen äußeren Begleiterscheinungen und Mittel der Revolution brachten ihn dagegen auf. Es fehlte ihm dabei nicht an Einsicht in die inneren Vorgänge und Notwendigkeiten. „Ebensowenig aber war ich ein Freund herrischer Willkür“, sagte er 1824 zu Eckermann. „Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgendeine große Revolution nie Schuld des Volks ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von untenher erzwungen wird.“

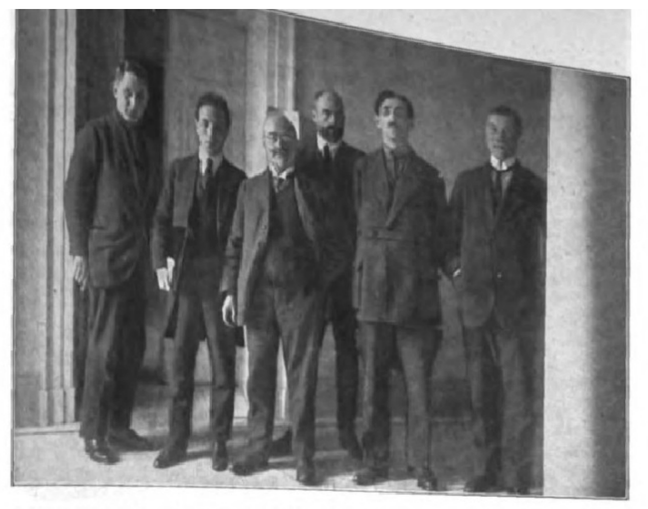
Daß Goethe ein Herz für die wirklichen Leiden des Volkes hatte, hat er in seinem einzigartigen großen Leben zu oft geäußert und bewiesen. „Das arme Volk muß immer den Sack tragen, und es ist ziemlich einerlei, ob er ihm auf der rechten oder linken Seite zu schwer wird.“ Aber er war der Meinung, daß das Volk nur von wenigen geführt werden müsse, denn: „Alles Große und Gescheite existiert in der Minorität.“ Goethe war durch und durch Royalist. Und wie konnte er es anders sein! Carl August, der Fürst, dem er diente, war ein genialer, großzügiger, vorurteilsloser und weitblickender Mann, dem sein Land wirklich zu großer Dankbarkeit verpflichtet war. Als Goethe mit Eckermann auf sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum zu sprechen kam, konnte er mit Recht sagen: „Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen: was war es weiter als ein beständiges Dienen? Was war es als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohle seines Volkes! Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist.“ Ja, wir dürfen sagen, daß der Herzog politisch liberaler war als sein Staatsminister. War er doch der erste deutsche Fürst, der seinem Volke einen Landtag gab, eine Einrichtung, mit der sich Goethe durchaus nicht recht befreunden konnte. Dies ist ein Punkt, mit dem die Entwicklung über ihn hinweggeschritten ist. Sie schreitet in Einzelheiten über die Gewaltigsten hinweg. Was uns aber immer wieder zu ihnen zurückzwingt, das sind ihre großen Leistungen und die ewigen Wahrheiten, die sie erkannt haben. Gerade in unseren Tagen ist der Ruf nach Weimar stark und von vielen Seiten ertönt: Wir fühlen, daß wir an unserer großen Vergangenheit gesunden können, daß gerade hier Werte liegen, die in unserem modernen Leben zu sehr zurückgedrängt worden waren. Gerade heute, wo wir manches Morsche und Überlebte abgetan haben, haben wir allen Grund, uns nicht nur von den Stimmen des Tages beherrschen zu lassen, sondern auch der großen Vergangenheit nachzugehen, die uns verpflichtet, und sie zu ehren. Vor allem wollen wir uns im Streben nach neuen Freiheiten ein Goethesches Wort einprägen, das in diesen Zeiten des sinkenden Respekts eine ernste Mahnung an unsere Selbstzucht richtet: „Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und wert sind, seinesgleichen zu sein.“



Das 1803 bezogene „neue“ Schloß in Weimar. Nach einem aquarellierten Stich nach einer Zeichnung von Georg Melchior Kraus.
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar.)



Im Erfrischungsraum des Deutschen Nationaltheaters in Weimar während der Tagung der Nationalversammlung. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.



Von links nach rechts: S. de Vries („Times", London); L. Lidjef (Bulgarien); Sacerdote („Avanti", Mailand-Rom); Saxe („Tribune", Neuyork); R. Minor („Philadelphia Public Ledger"); M. Price („Manchester Guardian").



Von links nach rechts: Gordon Stiles („Chicago Daily News"); Arno Dosch-Fleurot („New York World"); Ordonnanzoffizier Macholz; Saxe („Tribune", Neuyork); Sekretär Abel; Philipp M. Powers („The Associated Press of America"); Frank J. Taylor („United Press of America").

Die ausländischen Pressevertreter auf der Nationalversammlung in Weimar.

DIE ERSTEN AUFGABEN DER NATIONALVERSAMMLUNG.

VON PROFESSOR DR. GERHARD SEELIGER.

Wohl noch nie ist einem Parlament gleich Gewaltiges übertragen worden als der Weimarer Nationalversammlung. Im Jahre 1848 war ein festes Gefüge von Einzelstaaten vorhanden, die zur Einheit verbunden werden sollten. Jetzt stehen wir vor einem Trümmerhaufen. Wirtschaftlich und politisch ist alles vernichtet, von Grund auf muß neu aufgebaut werden.

Der politische Umschwung ist vollzogen und mit seinen Ergebnissen müssen alle Parteien rechnen, die am Aufbau mitwirken wollen. Eine Rückkehr zum Alten schlechthin ist unmöglich. Aber manche Verbindung mit dem Früheren muß aufrechterhalten werden. Das historisch Gewordene zu beachten und zu pflegen, ist heilsam, ja unerläßlich da, wo es seine Daseinsberechtigung bewahrt hat. Dieser Grundsatz sollte nie vergessen werden, wenn ein wahrer Aufbau und ein dauernder Fortschritt versucht wird. Er sollte überall zur Geltung kommen, besonders bei der Regelung der grundsätzlichen Stellung des Beamtentums und in der Ordnung der Beziehungen zwischen Reich und Gliedstaaten.



Eine Kundgebung für den Anschluß Deutsch-Österreichs an Deutschland in Wien am 2. Februar: Der österreichische Staatssekretär des Äussern, Dr. Bauer, spricht für Groß-Deutschland.

Das deutsche Beamtentum, von dem eine juristische Schulung und eine technische Vorbereitung gefordert wurde, war jahrhundertelang Hauptträger des deutschen Staatsgedankens. Die innere Größe und die straffe Ordnung unserer Gemeinwesen beruhten auf ihm. Einseitigkeiten und mannigfache Nachteile hat man zwar längst erkannt. Gewiß, in Deutschland wurde viel zu viel nach Examina und nach dem Nachweis einer bestimmten vorgeschriebenen berufsmäßigen Bildung gefragt. Aber man darf nicht mit den Mängeln zugleich das Große der Einrichtung selbst beseitigen. Das berufsmäßige Beamtentum muß erhalten, es muß als selbständiger Träger einer festen Staatstradition geschützt werden. Der Himmel bewahre uns vor einem ausschließlichen Vorwalten der Berufsparlamentarier und der von ihnen abhängigen, beliebig zusammengerafften und wechselnden Staatsorgane. Die Verfassung muß Garantien gegen jede drohende Verflachung der Staatsverwaltung bieten.

Auch das Gleichgewicht zwischen partikularen und zentralen politischen Forderungen des deutschen Volks ist nur im Anschluß an das historisch Gewordene zu regeln, allerdings unter kräftigster Berücksichtigung der neuen gesellschaftlichen Bedürfnisse und Ideen. Viele Jahrhunderte lang hat die Geschichte an diesem Problem gearbeitet. Die Verfassung von 1871 schien es gelöst zu haben. Aber die Entwicklung zur volleren Einheit schritt weiter fort. Und wenn die neue Verfassung die Reichseinheit gegenüber den Gliedstaaten noch mehr betonen will, so wird sie nur eine naturgemäße historische Forderung erfüllen. Verschiedene Gerechtsame, die den früheren Bundesstaaten vorbehalten waren, werden vermutlich an das Reich übergehen. Ja, wenn die neue Reichsverfassung die Staatssouveränität schlechthin einheitlich auf das deutsche Volk und auf das vom deutschen Volke gewählte Volkshaus legt, dann wird im Grunde die wahre Staatsqualität der Gliedstaaten geleugnet. Das Reich von 1871 beruht auf dem Vertrag der zu einem Bunde zusammengetretenen, selbständig entstandenen und als selbständig geltenden Einzelstaaten, und zwar von Staaten, die nicht immer, ja die zumeist nicht auf der organischen Zusammengehörigkeit ihrer Volkselemente, sondern die auf den Erfolgen eines persönlichen, dynastischen Wirkens beruhten. Will die neue Verfassung ausschließlich von der Einheit des souveränen deutschen Volksstaates ausgehen, will sie nicht den Verträgen der einzelnen Staaten ihr Dasein verdanken, will sie allein von den einheitlich gewählten Vertretern des gesamten deutschen Volkes geschaffen sein, dann wäre das alte Verhältnis überwunden, der alte Bundescharakter gefallen, ein Fundament der früheren Reichsverfassung aufgegeben. Aber allem Anscheine nach werden diese Grundsätze, wie sie der erste offizielle Verfassungsentwurf betont, nicht voll zur Anwendung kommen. Vermutlich werden doch wieder Bedingungen einzelner Gliedstaaten gestellt werden und Bestimmungen eines Bundes wirksam bleiben.

So werden auch wohl, mehr, als es zunächst den Anschein hatte, die Gebiete der Gliedstaaten das Alte bewahren. Auch der erste amtliche Entwurf der neuen Verfassung sieht staatliche Sonderglieder mit wichtigen selbständigen Befugnissen vor. Er tut das aber nicht aus Hochachtung vor den dynastischen Machtbildungen, sondern nur

Geheimrat Professor Dr. Ludwig Geiger, verdienter Literarhistoriker, bekannt als Goetheforscher, von 1880 bis 1913 Herausgeber des Goethe-Jahrbuchs, † am 9. Februar in Berlin im 71. Lebensjahr.



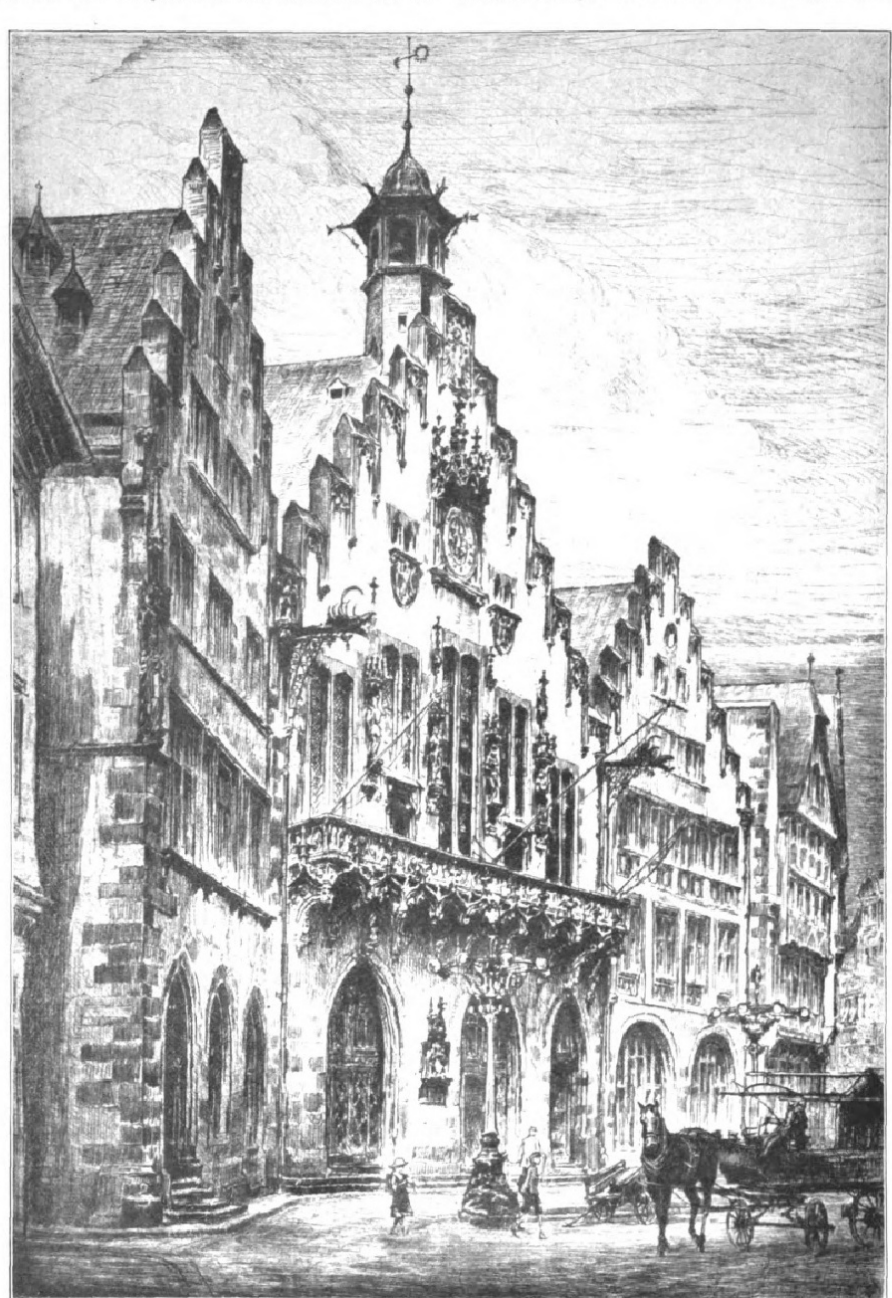
General Freiherr v. Hammerstein, der Nachfolger des zurückgetretenen Generals v. Winterfeldt als Vorsitzender der deutschen Waffenstillstandskommission in Spa. (Phot. H. Hentschel, Kissingen.)

mit Rücksicht auf die besonderen Eigenschaften und die besonderen gesellschaftlichen Bedürfnisse der einzelnen Landstriche, sei es, daß dieser Partikularismus auf Stammesverschiedenheit, sei es, daß er auf dem langen politischen Zusammensein in einem staatlichen Gebilde beruht.

So wird auch die vielbehandelte preußische Frage vermutlich eine weit konservativere Lösung finden, als sie der Verfassungsentwurf von Preuß verlangt. Die Hegemonie des größten Bundesstaates, die bisher ein Grundpfeiler der gesamten politischen Ordnung war, kann freilich in der neuen Verfassung keinen Platz finden. Aber ob die bewundernswerte rein dynastische Staatsbildung in vollem Umfang bestehen bleiben kann, oder ob sie sich die eine oder andere Veränderung wird gefallen lassen müssen, das hat die Nationalversammlung zu bestimmen, und zwar hauptsächlich mit Rücksicht auf die Äußerungen eines staatlichen Einheits- oder Sondergefühles der preußischen Provinzen.

Die Nationalversammlung hat noch eine weitere große Aufgabe gegenüber einem neuen Gliedstaat zu leisten: Deutsch-Österreich. Hier eröffnen sich herrliche Ausblicke auf die deutsche Zukunft. Österreich mußte 1866 aus dem Deutschen Bunde ausscheiden, um ein Hemmnis für die Bildung des einheitlichen Deutschen Reichs unter Preußens Führung zu beseitigen. Dynastische Gegensätze und die Belastung Österreichs mit undeutschen Elementen haben das verlangt. Der Weltkrieg hat die dynastischen Kräfte Österreichs vernichtet und zugleich Deutsch-Österreich von dem Ballast der fremden Völker befreit. Freie Bahnen für rein völkische Zusammenhänge sind gegeben worden. Als das Donaureich zerfiel, haben die Deutsch-Österreicher sofort den Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts, der von der Entente zum Schaden Österreichs und Deutschlands verkündet worden war, für sich in Anspruch genommen. Sie, die trotz aller durch Slawen und Magyaren erlittenen Widerwärtigkeiten, trotz des Undanks vom Hause Habsburg den von ihnen gegründeten Staat mit Selbstaufopferung jahrhundertelang gepflegt hatten, *sie* haben sich losgelöst von der Verbindung mit den verräterischen Slawen und haben den staatlichen Anschluß an das Deutsche Reich verlangt. Was zuerst im November von der neuen Regierung Deutsch-Österreichs verkündet wurde, ist wiederholt worden, zuletzt in der denkwürdigen Rede des Präsidenten Dinghofer am 4. Februar. Und das fand Widerhall im Deutschen Reich. Alle Schwierigkeiten, die noch zu überwinden sind, sollen die Begeisterung in den deutschen Gauen Österreichs und Deutschlands nicht hemmen: Großes wird geschehen in dieser Zeit der völkischen Trauer, der Traum von zwei Generationen wird in Erfüllung gehen, Groß-Deutschland wird geboren werden. Bleiben wir alle erfüllt von der Wichtigkeit dieser Verbindung, bleiben wir standhaft, dann wird der Raub von $4^1/_2$ Millionen Deutschen, den jetzt die Slawen, die Italiener und die Magyaren versuchen, erfolglos bleiben, und die $11^1/_2$ Millionen österreichischer Brüder werden damit mit uns vereinigt werden.

Wie immer das politische Verhältnis im einzelnen sich gestalten mag, Deutsch-Österreich wird sich in der Hauptsache der gemeinsamen Staatsbildung fügen, die das neue Deutsche Reich für sich verlangt. Einigt sich die Weimarer Nationalversammlung über die hauptsächlichen Grundsätze der Verfassung, dann wird die Festlegung der Normen über Einzeleinrichtungen ohne Schwierigkeiten gelingen; ein Reichsverweser an der Spitze; ein Volkshaus und ein Staatenhaus; ein Beamtentum, das selbständig gestellt und nicht dem Schwanken der Parteiherrschaft ausgesetzt ist, das selbstverantwortlich gemacht und, weit mehr als bisher, zur starken Selbstentscheidung berufen wird; eine Gesamtverfassung, die den Bürger zur freien Persönlichkeit erzieht, die aber nicht das Volk zu ununterbrochenem Mitregieren anhält, sondern das Gefühl des Mitverantwortens durch die Wahl von Vertretern und Vertrauensleuten stärken und betätigen läßt. Nicht auf diese oder jene einzelne Einrichtung kommt es an, sondern auf den Geist, der das gesamte neue Gesellschaftsleben durchdringt.



Am Römer in Frankfurt a. M. Nach einer Radierung von Paul Geißler.
(Verlag von Ludwig Möller, Lübeck.)

Aber noch eines und des allerwichtigsten Momentes unter den grundsätzlichen Aufgaben der neuen Verfassung ist zu gedenken: wir brauchen Autorität, wir brauchen Machtmittel.

Das deutsche Volk ist nicht plötzlich schlecht und sittlich entartet geworden. Über vier Jahre lang hat es so viele Beweise der Gesundheit und Kraft, des starken Pflichtgefühls und der treuen Hingabe an die Gemeinschaft gezeigt, daß es jetzt nicht als degeneriert und dem Untergang geweiht gelten darf. Der rasche Fall von höchster Siegeshoffnung zu tiefster Niedergeschlagenheit hat die Volksseele gewaltig erschüttert, aber nicht unwürdig gemacht. Da das bisher unter fester Leitung stehende Volk auf einmal das Vertrauen in die Führung verloren hatte, glaubte es, jede Autorität vernichten zu müssen, wurde führerlos und sich selbst überlassen. So wurden alle sozialen, politischen und moralischen Fesseln, zugleich aber auch alle Ordnungen beseitigt und ein Wirrwarr der sittlichen Anschauungen geschaffen. Das sind Zeichen des Überganges, nicht Zeichen eines dauernden Niederganges. Das schuf plötzlich ein Fehlen jeder Autorität, ein völliges Versagen des Rechtsprinzips. Ohne Zucht keine Sitte und Ordnung, ohne festes Recht keine wahre Freiheit, nur wüste Zügellosigkeit.

Die erste und wichtigste Forderung, die allein eine Gesundung bringen kann, ist die Aufrichtung einer straffen Autorität im Innern und nach Außen hin. Auf der einen Seite muß eine Einrichtung für den einheitlichen Gehorsam der Bürger, auf der andern Seite die Maßnahme für die Achtung der Deutschen bei fremden Völkern geschaffen werden. Dann erst wird die erschütterte Volkspsyche das verlorene Gleichgewicht wiederfinden, dann wird der einzelne seine freie und zugleich in Pflicht gebundene Persönlichkeit gewinnen und sich aus dem wirtschaftlichen, dem sozialen, dem politischen und dem ethischen Zusammenbruch emporringen. Dann erst wird der Deutsche bei den Neutralen und Feinden die Achtung wiedergewinnen. Das muß uns klar sein: die staatliche Gemeinschaft bedarf nicht nur der autoritativen Mittel im Innern, sie bedarf auch dieser Mittel nach Außen hin: wir müssen ein Heer haben.

Kein würdiger Staat ohne Machtgedanken. Denn Macht allein schützt und wahrt die eigene staatliche Persönlichkeit. Wohl ersehnen wir ein Zeitalter, da unter den Völkern und Staaten nur ein Wettbewerb der geistigen Mächte herrscht. Aber einstweilen bedarf jedes Streben geistiger Herrschaft der Begleitung von positiven Ordnungen der äußeren Macht. Deutsche Geisteskraft und deutsche Persönlichkeit gedeihen nur auf der Grundlage von festen Ordnungen der Macht nach innen und nach außen hin. Volk und Staat verlieren sich selbst, wenn sie auf Macht verzichten. Nicht Macht im Sinne der Unterdrückung verlangen wir, sondern Macht im Sinne der Pflege einer freien Persönlichkeit. Schafft uns Deutschen die unantastbare Freiheit des einzelnen im Staat, des Staates im Bereich der Völkergemeinschaft! Das rufen wir der Weimarer Versammlung zu, das sei die höchste Aufgabe, die sie zu lösen hat, das bringe uns das Glück und die Möglichkeit einer Entfaltung unserer Eigenart zu unserem Heil und zu dem der ganzen Menschheit.



Die Trotzige.



Der Kuß.



Die Umnachtung. (Aus dem Zyklus der „Zerquälten". IX.)

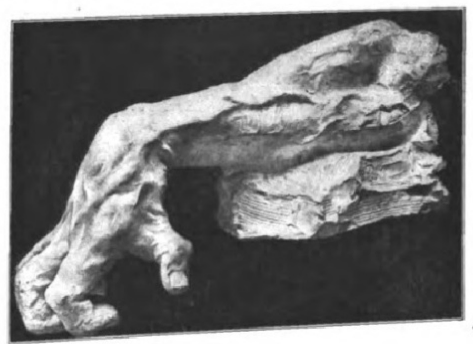
Gustinus Ambrosi.

Von Max Hayek.

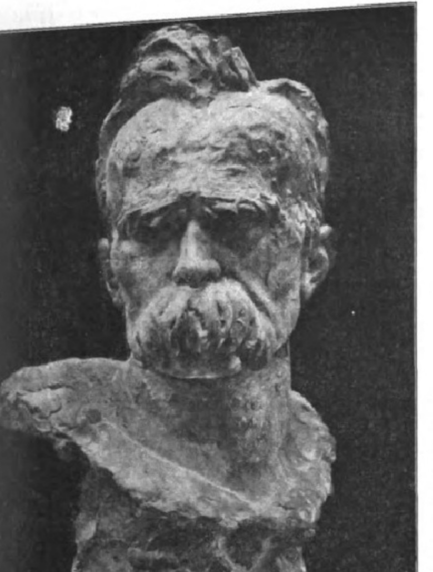
Von Nacht zu Nacht in hämmerndem Gedröhne
Steh' ich nun längst, der Kindheit kaum enteilt,
Ein junger Greis, in Dingen aufgeteilt,
Die ich einander brüderlich versöhne . . . .

Ambrosi.

Der Bildhauer Gustinus Ambrosi — er ist Deutsch-Österreicher von italienischer Abkunft — zählt heute, trotz seiner fünfundzwanzig Lebensjahre, zweifellos zu den bedeutendsten und persönlichsten Künstlern Wiens, wobei das Wort „Künstler" in seinem echtesten und edelsten Sinne verstanden werden darf. Wer den gewaltigen Bogen des Lebenswerkes Ambrosis überschaut, alle die Büsten in Bronze, Marmor, Eisen, Blei, Holz und Terrakotta — an Büsten allein schuf er bisher etwa 296! — dazu die kühnen Würfe großer Kompositionen, in denen ein Tragiker Befreiung von der lastenden Qual suchte, die ihm das Leben immer neu auferlegte, der wird kaum zu glauben vermögen, daß ein Gewicht von so riesenhafter stofflicher und geistiger Größe von zwei jungen Menschenarmen, ja, von einem jungen Menschen emporgestemmt werden konnte. Aber er wird es verstehen lernen, wenn sich ihm die Wesenheit Gustinus Ambrosis offenbaren konnte, der verzehrende, künstlerische Wille, die vehemente Leidenschaft dieses ganz außerordentlichen Temperamentes, das Lohen dieses wahrhaft feurigen Geistes, der sich seinem Werk mit unverlöschlicher Flamme dahingibt, ganz und gar, so wie sich der Gläubige seinem Gotte hingeben soll, mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele, auf daß sich auch ihm das Werk dahingebe, ganz und gar, auf daß auch ihm der Geist die Treue halte. Es ist kein Zufall,



Handstudie.



Friedrich Nietzsche.



Bildnis des Künstlers.

wenn Ambrosi, den das Leben in den zwei Jahrzehnten seines bewußten Lebens mit Armut, Mißgunst und Elend mancher Art geschlagen hat — er ist taub und die Verständigung mit ihm geschieht durch das geschriebene Wort — einen „Mann mit dem gebrochenen Genick" meißelte, oder wenn er ein kolossales Grabmal für Friedrich Nietzsche schuf, diesen Tragiker gleich ihm, der von der Welt kein Glück wollte, sondern nur sein Werk. Und es sagt uns viel von der Artung unseres Künstlers, wenn wir unter seinen Werken einen „Einsamen" oder einen „Kain" finden: denn Ambrosi fühlt sich der Schar jener zugehörig, die das Leben als einen sieglosen Kampf gegen erbarmungslose Mächte erkennen wollen, der Schar jener von der Gottheit Auserwählten, die mit ihrem Engel immer neu ringen müssen, auf daß er sie segne. Ein reiner, wunderbarer, kühnster Wille, der in der Kunst Höchstes und Allerhöchstes zu offenbaren bemüht ist, glüht in diesem rastlos tätigen Manne, und nichts Freudevolleres kann von ihm gesagt werden, als daß alles das, was er bisher zu geben vermochte — so ganz ungewöhnlich es auch sein mag — dennoch nur wie ein unerhörtes Versprechen auf das anmutet, was er uns noch geben kann.

Es ist leicht, in der Formensprache Ambrosis Akzente zu hören, die schon bei Michelangelo oder Rodin aufklangen. „Ein Werdender wird immer dankbar sein!" Und diese Meister sind nicht geringe. Desto besser, wenn man sagen darf, daß Ambrosi in der Plastik eine Sprache sprechen wird (und schon gesprochen hat), die vor ihm noch nicht vernommen worden ist.

Gustinus Ambrosi, in dem übrigens auch eine dichterische Kraft von ungewöhnlicher Tiefe schaffend lebt, ist bisher außerhalb seiner Heimat kaum genannt oder bekannt worden. Deshalb war es mir eine sehr willkommene Pflicht, seinen Namen an dieser Stelle zu nennen. Denn mehr als je tun uns gegenwärtig Künstler not, die den Genius der Menschheit wieder stark und klar bei seinem großen Namen rufen.



Wilhelm Kienzl. Marmorbüste im Grazer Opernhaus.



Auf der Eisbahn im Johannapark zu Leipzig. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

[…] „Der Anfang." Roman. (Preis geheftet 5 Mark, gebunden 6,50 Mark.) — „Der Einsame. Ein Menschenuntergang". (Preis geheftet 2 Mark, gebunden 3,50 Mark.) Beides im Delphin-Verlag, München. — Ein junger Mensch, mit großen Gaben ausgerüstet, ringt mit sich und seiner Umgebung, mehr aber mit sich selbst. Eigen ist ihm eine merkwürdige philosophische Veranlagung, gepaart mit spielender psychologischer Erkenntnis. Er stürmt gegen Traditionen und veraltete bürgerliche Ansichten und zimmert sich eine Weltanschauung, die ihn über die Allgemeinheit merkwürdig hinaushebt. Er sucht und sucht und findet sich schließlich selbst, den Jüngling dieses Romans, der offenbar kein anderer ist als der Autor selbst. Die Sprache ist wundervoll, dem deutschen Bürger vielleicht hier und da von allzu brutaler Deutlichkeit. Es ist aber da nichts Gesuchtes, sondern der Ausdruck eines kraftvollen Wesens. Das ist auch der Eindruck, den man empfängt von dem „Einsamen. Ein Menschenuntergang". Nur ein Mann von seiner seelischer Konstruktion ist in der Lage, Grabbes Tragödie so zu empfinden und darzustellen. Es ist wundervoll, wie er mit den einfachsten Sprachmitteln schon von der ersten Seite an eine gewitterschwüle Stimmung erzeugt, die da bleibt, bis das Schicksal des armen, aber großen Dichters endgültig erfüllt ist. Hanns Johst ist ein stürmischer Gänger. Sollte er indessen nicht ein großes Ziel erreichen, es wäre eine große Enttäuschung für die, welche sich an seinen Erstlingen erfreuten.

Heinrich Pfeiffer.

„Die Meisterwerke der Gemäldegalerie in der Eremitage zu St. Petersburg." Herausgegeben von Baron Wrangel. 2. Auflage. Von Georg Korczewski. (Franz Hanfstaengl, München, 1918; Preis gebunden 14 Mark.) — Die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts begründete Gemäldesammlung der Kaiserlichen Eremitage ist eines der schönsten europäischen Museen, aus dessen außerordentlich großem Bestand uns hier 239 der besten Bilder in vortrefflichen Nachbildungen geboten werden. Die neue Auflage ist von Georg Korczewski besorgt und auf Grund der jüngsten Forschungsergebnisse vielfach verbessert worden. Berühmt ist die Sammlung vor allem durch ihren Schatz an Rembrandts, von denen sie nicht weniger als 38 zählt, darunter so herrliche wie den „Verlornen Sohn" und „Abraham und die drei Engel". Es muß uns immer schmerzlich berühren, daß das Schicksal so viele unserer Casseler Bilder nach Petersburg verschlagen hat. In den Wirren des Bolschewismus schwebte die Galerie in großer Gefahr, neuerdings soll sie gesichert worden sein. Für den Wert der Sammlung gibt das ausgezeichnete Hanfstaenglsche Handbuch die glänzendsten Beweise.

Dr. Zeitler

„Die Türkei." Eine Einführung in das Verständnis von Land und Volk. Von Franz Carl Endres. Vierte, teilweise veränderte Auflage. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München, 1918. 8°. XII, 32[…] Seiten. Gebunden 7 Mark. — „Das schlichte Streben nach Ehrlichkeit" zeichnet dieses prächtige Buch aus. Diese Worte setze ich an die Spitze, obwohl sie mir der Verfasser in seiner Vorrede vorweggenommen hat. Reiche Erfahrung, gute Beobachtungsgabe, scharfes Erfassen alles Wesentlichen, gründliches Wissen und fleißiges Quellenstudium sprechen aus diesem gut gegliederten Werke, das durch seine Schlichtheit, Sachlichkeit und Zuverlässigkeit kaum wie ein zweites geeignet ist, den Neuling mit Land und Leuten der Türkei und ihren teilweise recht verwickelten innerstaatlichen, völkischen und politischen Problemen mühelos bekannt zu machen. Wünschenswert wäre nur, daß auch die Einbanddecke künftighin dem gediegenen Inhalt gleichwertig würde; denn die völlig stümperhafte Wiedergabe der Tughra, d. h. des großherrlichen Namenszuges, darauf (vgl. hierzu „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 10. Januar 1918, Nr. 17) ist geeignet, bei Kennern und Türken gegen das Buch und seinen Verfasser ungerechtfertigtes Vorurteil zu erwecken. Überdies ist es der Namenszug Abd ül-Hamids und nicht der seines Nachfolgers.

Sebastian Beck



Eine ungeheuerliche Verleumdung der deutschen Kriegführung durch die Kanadier.

Durch die illustrierten Blätter des Auslandes geht die oben wiedergegebene Abbildung einer plastischen Gruppe, die in der kanadischen Kriegs-Gedächtnisausstellung gezeigt wird. Dargestellt ist ein Trümmerstück eines Hauses, und an dessen Gebälk ist ein kanadischer Soldat gekreuzigt. Unter dem Kreuze stehen deutsche Soldaten, die drohend oder höhnend zu dem Gekreuzigten aufblicken, so daß kein Zweifel darüber vorhanden ist, aus welcher Gesinnung heraus das Werk entstanden ist. Nach dem begleitenden Text ist die Ausstellung von der Canadian War Record Office als einer amtlichen Stelle veranstaltet. Das Werk, betitelt: „Canadas Golgatha", das von einem kanadischen Kapitän Derwent Wood herrühren soll, wird mit den anderen Ausstellungsgegenständen in einem besonderen Gebäude in Ottawa Aufnahme finden. Der Text ist so abgefaßt, als ob die Darstellung auf einem nachgewiesenen Geschehnis beruhe. Der Fall ist für die Art der Ententegreuelbeschuldigungen typisch. Schon seit Kriegsbeginn taucht dieser Kanadier immer wieder in Wort und Bild auf, jedoch fehlt stets jede Angabe über Ort und Zeit und sonstige Umstände, die den Fall so weit kennzeichnen könnten, daß deutscherseits irgendeine Nachprüfung möglich wäre. Das Niederträchtige liegt also darin, daß der Angegriffene jeder Möglichkeit beraubt wird, sich zu verteidigen.



Frauenwahl. „Ich würde mich ganz gern zur Nationalversammlung haben wählen lassen, wenn ich nur gewußt hätte, was ich dazu anziehe!"

Das verunglückte „Pah".

Humoreske von C. A. Raida.

Hermann Hendrichs, der tiefgründige, jedem äußeren Effekt abholde, geklärte Schöngeist mit seiner vornehmen Ruhe, und Bogumil Dawison, der nervöse Feuereiferer, der seine Gestalten voll Genialität, hauptsächlich auf stark berechnete, rein äußerliche Wirkungen aufbaute, waren wohl die stärksten Gegensätze, die die deutsche Bühne jemals hervorgebracht hat. Der eine wollte, von seinem prächtigen Organ unterstützt, nur durch des gesprochenen Wortes Wohllaut, der andere durch eine mehr realistische Ausdrucksweise und grelle Farbengebung wirken.

Die so grundverschieden gearteten Künstler spielten einmal an einer Hofbühne, wo Dawison gastierte, den Othello und den Jago. Dawison hatte seine Rolle auf der Probe mit allerhand charakteristischen, feineren und derberen Schattierungen ausgeputzt — was bei Hendrichs nur ein diskret mitleidiges Lächeln und Achselzucken hervorrief. Er war viel zu erhaben für solche „Mätzchen", und gerade darum vielleicht gab er sich an diesem Tage noch reservierter als sonst: er spielte seinem Partner auch nicht im entferntesten „in die Hand", obgleich Dawison, immer stärker auftragend, förmlich dazu herausforderte. Dawison, dem Hendrichs schon längst „zu zahm" war, verlor die Geduld und ging nun in der großen Szene zwischen den beiden Darstellern endgültig zur Attacke über. Er faßte Hendrichs plötzlich krampfhaft beim Arm und stieß in seiner kurzabgebrochenen schnarrenden Sprechweise hervor: „Herr Kollege, ich habe hierr eine Nuance, eine brrillante — . . . bei den und den Worten schreie ich: »Puh« — Sie: »Pah« — »Puh—pah, puh—pah«, immer schneller und stärker »Puh—pah« — bis wir nach hinten abstürzen." — Überlegen schmunzelnd blickt Hendrichs auf Dawison herab. Nach einer Weile fragt er in seiner unerschütterlichen Ruhe und sonoren Färbung: „Versprechen Sie sich davon eine Wirkung?" — „Ha" — fährt Dawison auf — „eine grroßarrtige, Sie sollen sehen, — das Publikum rrrast!" — „Aber doch erst am Abend," meint Hendrichs mit ironischem Anflug, während Dawison schnell bestätigt: „Natürlich — am Abend, dazu gehört Stimmung, und das Publikum bringt sie erst." — „Meinetwegen," bricht Hendrichs das Gespräch kurz ab. — Die Probe ist zu Ende. — Der Abend kommt heran. Die bewußte Szene spielt sich ab — der Augenblick des Höhepunktes ist da . . . Dawison rollt die Augen und zischt durch die Zähne: „Puh!" Und da das erhoffte „Pah" nicht gleich fällt, wiederholt er noch schnell — „Puh, puh!" — „Paah!" tönt es nun endlich von Hendrichs Lippen, langgedehnt, in pathetischem Tone. Keine Miene verziehend, wiederholt er dieses stoische „Paaah" noch einige Male, während sich Dawison mit immer wilderen und rascher aufeinanderfolgenden „Puhs" überbietet und — schließlich wütend abläuft. — Das Publikum stutzt, weiß nicht recht, was es daraus machen soll, und bleibt darum ziemlich kühl. Die Wirkung war verfehlt — ein sogenannter „Abfall", wie es in der Bühnensprache heißt.



Eines schickt sich nicht für alle. „Lassen Sie ihn doch — der Hund will auch mal hamstern!"



Ein Ängstlicher. „Energisch auftreten gegen unsern ungeratenen Sohn? — Weißt du denn, ob uns das bei dem Schülerrat nicht schaden würde?"

Kaum ist der Vorhang herunter, als Dawison wie ein Rasender auf Hendrichs losstürzt: „Herr Kollege — Sie haben mir mit Ihrem langweiligen »Paah« die ganze Szene geschmissen!" —

Das schlug dem Faß den Boden aus: Hendrichs, schon verärgert, sich zu solchen ihm in der Seele zuwideren Possen hergegeben zu haben, maß nun mit hoheitsvoller Miene seinen Partner von oben bis unten und schleuderte ihm donnernd entgegen:

„Ach was, — lassen Sie mich in Ruh'! Ein andermal »puhpahnen« Sie sich Ihre Szene alleine!" —

Sprach's und begab sich stolzen Schrittes in die Garderobe, den verdutzten, vor Nervosität zappelnden Dawison allein seinen Gefühlen überlassend.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Gerechtigkeit für Tirol. Wie die beigefügte Karte von Tirol mit der nachstehend gegebenen Erklärung derselben veranschaulicht,

Deutsche	Grenze von Tirol
Ladiner	xxxxx Demarkationslinie
Italiener	

wohnten zu Ende des Jahres 1910 in Deutsch-Tirol „geschlossen" 511222 Deutsche, verstreut 9863 Italiener; in Ladinisch-Tirol rund 25000 Ladiner; in Italienisch-Tirol geschlossen 360847 Italiener, verstreut 13450 Deutsche. — Was verlangt Italien? Das Gebiet bis zum Rechen-Scheideck, Brenner-Paß und zum Toblacher Feld! (Grenzlinie xxxxx). Damit greift es tief hinein in „rein deutsches Land". Wenn Italien diese Forderung durchsetzt, verliert Deutsch-Tirol 215353 Volksangehörige vom „geschlossenen" deutschen Stamm. — Fast 1/4 Million Deutsche auf alter deutscher Erde, unter italienische Herrschaft gebracht, schafft eine unbezwingbare Irredenta und damit eine ständige Gefahr für den Frieden! — Was will also Italien? Den Gewaltfrieden, das heißt außer der Einverleibung von Italienisch-Tirol noch Ladinisch-Tirol und einen großen Teil von Deutsch-Tirol. — Was will hingegen Deutsch-österreich? Den Verständigungsfrieden, das heißt das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Eine unter neutraler Kontrolle stehende Volksabstimmung möge über die staatliche Zugehörigkeit entscheiden! — Montanus.

TIROL

Von der Universität Leipzig. Mit Beginn des Sommerhalbjahres wird an der Universität Leipzig ein Institut für Erziehung, Unterricht und Jugendkunde begründet und der Leitung des ordentlichen Professors der Philosophie und Pädagogik Dr. phil. Eduard Spranger unterstellt. Diesem Institute werden das Philosophisch-pädagogische Seminar und das Praktisch-pädagogische Seminar der Universität — das zuerst genannte auch räumlich — eingegliedert, ohne daß im übrigen an der Verfassung und der Verwaltung beider Seminare etwas geändert wird.

Eine Warnung vor dem Studium der Medizin erläßt der Leipziger Verband der Ärzte Deutschlands, in der er darauf hinweist, daß schon vor dem Kriege eine Überfüllung mit Ärzten bestanden hat. Dem Abgang von höchstens 3100 Ärzten während des Krieges stehen 6500 Not- und Kriegsapprobationen gegenüber. Hinzukommen noch die zahlreichen aktiven Militär- und Marineärzte, die ihren Abschied genommen haben, und die zahlreichen deutschen Ärzte, die bisher im Auslande oder als Schiffsärzte Verwendung fanden, und schließlich die Ärzte aus den gefährdeten Landesteilen in Ost und West. Hinzu kommt, daß durch die Erhöhung der Versicherungsgrenze bei den Krankenkassen der geringe Rest der Privatpraxis noch mehr eingeengt wird. Im Gegensatz hierzu sei darauf hingewiesen, daß nach Äußerungen von Prof. Walkhoff in der „Münchner Medizinischen Wochenschrift" die Verhältnisse bei den Zahnärzten überaus günstig liegen, so daß noch gut einige Tausend Zahnärzte in Deutschland ihr Fortkommen finden würden.

Verlegung des Termins der Leipziger Frühjahrsmustermesse. Die Mustermesse, die sonst vom 2. bis zum 8. März abgehalten wird, findet vom 27. April bis zum 3. Mai statt. Maßgebend für diesen Beschluß waren lediglich Verkehrsschwierigkeiten.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest V., Országháztér 4. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Fleischmarkt 14; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich. Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG (A)

Arbeiten, das erste Gebot



VERLAG I.I.WEBER LEIPZIG

Nr. 3948. Einzelpreis 2 Mark. 152. Band.

(Jede Woche eine Nummer, vierteljährlich 13 Mark.)

Ohne Bildung und ohne Kenntnisse keine Leistungsfähigkeit und kein Fortkommen

Wer sich in einen neuen Beruf einarbeiten, wer die für seine Ausbildung verloren gegangenen Kriegsjahre nachholen, wer sich fortbilden und seine Kenntnisse erweitern will, dem bieten

J. J. Webers Jllustrierte Handbücher

allgemeinverständliche Belehrungen aus den Gebieten der Wissenschaften, Künste, Industrien, Gewerbe usw.

Aus den über 200 Bänden seien die nachfolgenden hervorgehoben:

Algebraische Analysis. Von Franz Bendt. Mit 6 Abbildungen . . . . M. 2.90

Agrikulturchemie. Von Dr. Max Passon. Siebente, neu bearbeitete Auflage. Mit 41 Abbildungen . . . . M. 4.05

Allgemeine Kulturgeschichte. Dritte Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. Rudolf Eisler . . . . M. 2.30

Allgemeinverständliche Astronomie. Ausführliche Belehrungen über den gestirnten Himmel, die Erde und den Kalender. Zehnte, vielfach verbesserte Auflage, bearbeitet von Dr. Hermann J. Klein. Mit 135 Abbildungen und einer Sternkarte . . . . M. 4.05

Analytische Geometrie. Von Dr. Max Friedrich. Dritte Auflage, durchgesehen und verbessert von Dr. O. Ehrig. Mit 50 Abbildungen . . . . M. 3.45

Angewandte Perspektive. Nebst Erläuterungen über Schattenkonstruktion und Spiegelbilder. Von Professor Max Kleiber. Fünfte, durchgesehene Auflage. Mit 145 Abbildungen und 7 Tafeln . . . . M. 3.45

Bank- und Börsenwesen. Dritte Auflage, nach den neuesten Bestimmungen der Gesetzgebung umgearbeitet von Georg Schweitzer . . . . M. 4.60

Bauführung. Von K. Knöll, Architekt und Oberlehrer an der Königl. Baugewerkschule zu Königsberg i. Pr. Mit 8 Abbildungen . . . . M. 3.45

Baukonstruktionslehre. Mit besonderer Berücksichtigung von Reparaturen und Umbauten. Von Prof. Walter Lange. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 512 Abbildungen und 9 Tafeln . . . . M. 5.20

Baustofflehre. Von Prof. Walter Lange, Direktor des Technikums Bremen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 162 Abbildungen . . . . M. 4.05

Bierbrauerei. Hilfsbüchlein für Praktiker und Studierende von Prof. M. Krandauer. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 45 Abbildungen . M. 4.60

Blumenbinderei. Anleitung zur künstlerischen Zusammenstellung von Blumen und Pflanzen und zur Einrichtung und Führung einer Blumenhandlung. Von Willy Lange. Mit 56 Abbildungen . . . . M. 3.45

Brückenbau. Für den Unterricht an technischen Lehranstalten und zum praktischen Gebrauch für Bauingenieure, Bahnmeister, Tiefbautechniker usw. sowie zum Selbststudium bearbeitet von Prof. R. Krüger. Mit 612 Abbildungen und 20 Tafeln . . . . M. 10.35

Buchbinderei. Von Hans Bauer. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 105 Abbildungen . . . . M. 4.60

Buchdruckerkunst. Von August Müller. Neunte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Mit 286 Abbildungen und 10 farbigen Beilagen . . . . . . M. 6.90

Chemische Technologie. Unter Mitwirkung von P. Kersting, M. Horn, Th. Fischer, A. Junghahn und J. Pinnow herausgegeben von Paul Kersting und Max Horn. **Erster Teil.** Anorganische Verbindungen. Mit 79 Abbildungen . . . . M. 5.75

— **Zweiter Teil.** Organische Verbindungen. Mit 72 Abbildungen . . . . M. 5.75

Commercial Correspondence. By Dr. F. E. Sandbach. Based on the German and French Works of the same Title by C. F. Findeisen and J. Forest M. 2.90

Correspondance commerciale par J. Forest. Deuxième édition revue et augmentée. D'après l'ouvrage de même nom en langue allemande par C. F. Findeisen . . . . M. 4.05

Deutsche Kulturgeschichte. Von Dr. Rudolf Eisler . . . . M. 2.30

Deutsche Stoßfechtschule nach Kreußlerschen Grundsätzen. Zusammengestellt und herausgegeben vom Verein deutscher Fechtmeister. Mit 42 Abbildungen. M. 1.75

Die geographische Verbreitung der Tiere. Von E. L. Trouessart. Aus dem Französischen übersetzt von William Marshall. Mit 2 Karten. . . . M. 1.75

Die kaufmännische Organisation im Fabrikbetriebe. Von Prof. Robert Stern, früher Dozent an der Handelshochschule zu Leipzig. Mit 30 Abbildungen und vielen Beispielen . . . . M. 5.20

Die Wasserversorgung der Gebäude. Von Prof. Walter Lange. Mit 282 Abbildungen und 2 Tafeln . . . . M. 4.05

Differential- und Integralrechnung. Von Franz Bendt. Fünfte Auflage, durchgesehen und verbessert von Dr. Georg Ehrig, Oberlehrer an der Bauschule in Leipzig. Mit 39 Abbildungen . . . . M. 3.45

Dogmatik. Von Prof. D. Dr. Georg Runze . . . . M. 2.30

Drechslerei. Von Chr. Hermann Walde und Hugo Knoppe. Mit 392 Abb. M. 4.60

Einführung in die Philosophie. Von Dr. Arnold Ruge . . . . M. 3.45

Eisenbahnbau. Für den Unterricht und die Übungen an technischen Lehranstalten sowie zum Gebrauch bei der Vorbereitung für den mittleren technischen Eisenbahndienst. Von Prof. M. Hartmann. Mit 300 Abb. u. 20 Tafeln M. 3.45

Elektrische Telegraphie. Siebente Auflage, dem gegenwärtigen Stande der Technik entsprechend vollständig neu bearbeitet von Georg Schmidt. Mit 484 Abbildungen . . . . M. 3.45

Elektrochemie. Von Dr. W. Löb. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 42 Abbildungen . . . . M. 1.75

Ethik (Sittenlehre). Von Friedrich Kirchner. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage . . . . M. 2.30

Farbenlehre. Von Ernst Berger. Zweite, durchgesehene Auflage. Mit 36 Abbildungen und 8 Farbentafeln . . . . M. 5.20

Finanzwissenschaft. Von Alois Bischof. Sechste, verbesserte Auflage . . M. 2.30

Forstbotanik. Von H. Fischbach. Sechste, umgearbeitete und vermehrte Auflage, herausgegeben von Prof. R. Beck. Mit 77 Abbildungen . . . . . . M. 2.30

Galvanoplastik und Galvanostegie. Kurzgefaßter Leitfaden für das Selbststudium und den Gebrauch in der Werkstatt von Dr. Georg Langbein und Dr.-Ing. Alfred Frießner. Vierte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 78 Abbildungen . . . . M. 4.05

Geschichte der Pädagogik. Von Friedrich Kirchner . . . . M. 2.30

Geschichte der Philosophie von Thales bis zur Gegenwart. Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von D. Dr. Georg Runze, Professor an der Universität Berlin . . . M. 2.30

Geschichte der Physik. Von Dr. E. Gerland. Mit 72 Abbildungen . . . . . M. 2.30

Geschichte der Wissenschaften. Von Dr. Rudolf Eisler . . . . M. 3.45

Handbuch der Kunstgeschichte. Sechste Auflage, vollständig neu bearbeitet von Hermann Ehrenberg. Mit 314 Abb. M. 6.90, in Geschenkeinband . M. 7.50

Hufbeschlag. Mit einem Anhang: Der Klauenbeschlag. Vierte Auflage, vollständig neu bearbeitet von Hermann Uhlich. Mit 140 Abbildungen . . . M. 2.90

Jagdkunde. Für Jäger und Jagdfreunde von Franz Krichler. Zweite Auflage, durchgesehen von O. Knapp. Mit 57 Abbildungen . . . . M. 3.45

Kaufmännischer Briefwechsel. Von C. F. Findeisen. Neunte, vermehrte Auflage, bearbeitet von Karl Illing . . . . M. 3.80

Kaufmännisches Rechnen. Von Prof. Rob. Stern . . . . M. 5.75

Kirchengeschichte. Von Friedrich Kirchner . . . . M. 2.90

Klempnerei. Von Professor Franz Dreher. **Erster Teil.** Materialien und Arbeitstechniken der Klempnerei und dabei zur Verwendung kommende Werkzeuge, Maschinen und Einrichtungen. Mit 339 Abbildungen . . . . M. 2.90

— **Zweiter Teil.** Die heutigen Arbeitsgebiete der Klempnerei. Mit 622 Abb. M. 2.90

Landwirtschaftliche Buchführung. Zweite Auflage, vollständig neu bearbeitet von A. Güngerich. Mit 8 Beilagen, Musterbeispiele einer landwirtschaftlichen Buchführung enthaltend . . . . M. 4.60

Lehrbuch der praktischen Photographie. Sechste Auflage, völlig neu bearbeitet von H. Keßler, Professor an der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien. Auf Kunstdruckpapier gedruckt, mit 141 Abbildungen und 8 teils farbigen Tafeln . . . . M. 5.20

Logik. Von Friedrich Kirchner. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 36 Abbildungen . . . . M. 3.45

Markscheidekunst. Von O. Brathuhn. Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit 190 Abbildungen . . . . M. 3.45

Maschinenelemente. Von L. Ofterdinger. Mit 595 Abbildungen. . . . . . M. 6.90

Mathematische Geographie. Dritte, verbesserte Auflage, umgearbeitet von Dr. Hermann J. Klein. Mit 14 Abbildungen . . . . M. 2.90

Mechanische Technologie. Von Albrecht v. Ihering. Zweite, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 349 Abbildungen . . . . M. 2.30

Metallurgie. Von Dr. Th. Fischer. Mit 29 Abbildungen . . . . M. 5.75

Metaphysik. Von Professor D. Dr. Georg Runze . . . . M. 2.90

Mikroskopie. Zweite Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. Siegfried Garten. Mit 152 Abbildungen und einer farbigen Tafel . . . . M. 2.30

Moderne Kältetechnik. Ihr Anwendungsgebiet, ihre Maschinen und ihre Apparate von W. M. Lehnert. Mit 140 Textabb., 12 Tafeln u. 12 Tabellen M. 4.60

Musikgeschichte. Von Robert Musiol. Dritte, stark erweiterte Auflage, vollständig neu bearbeitet von Richard Hofmann. Mit 11 Abbildungen und 22 Tafeln sowie zahlreichen Notenbeispielen . . . . M. 3.45

Musikinstrumente, ihre Beschreibung und Verwendung. Von Richard Hofmann. Sechste, vollständig neu bearbeitete Auflage. Mit 205 Abbildungen und zahlreichen Notenbeispielen . . . . M. 4.60

Nivellierkunst. Von Professor Dr. C. Pietsch. Sechste, umgearbeitete Auflage. Mit 61 Abbildungen . . . . M. 2.30

Nutzgärtnerei. Grundzüge des Gemüse- und Obstbaues von Hermann Jäger. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage, nach den neuesten Erfahrungen und Fortschritten umgearbeitet von J. Wesselhöft. Mit 75 Abbildungen M. 3.45

Ornamentik. Einführung in die Geschichte, Entwickelung und charakteristischen Formen der Verzierungsstile aller Zeiten. Von F. Kanitz. Siebente Auflage, neu bearbeitet von Professor Hans W. Singer. Mit 145 Abbildungen . . . M. 3.45

Patentwesen, Muster- und Warenzeichenschutz. Von O. Sack. Mit 3 Abb. M. 1.75

Petrographie (Gesteinskunde). Lehre von der Beschaffenheit, Lagerung und Bildungsweise der Gesteine. Von Dr. J. Blaas. Mit 86 Abbildungen. Dritte, vermehrte Auflage . . . . M. 3.45

Physik. Von Professor Dr. Julius Kollert. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 364 Abbildungen . . . . M. 4.60

Planimetrie mit einem Anhange über harmonische Teilung, Potenzlinien und das Berührungsproblem des Apollonius. Von Ernst Riedel. Mit 190 Abb. M. 2.30

Praktische Arithmetik. Handbuch des Rechnens für Lehrende und Lernende. Vierte Auflage, völlig neu bearbeitet von Prof. Ernst Riedel. Mit 4 Abb. M. 1.75

Registratur- und Archivwissenschaft. Handbuch für das Registratur- und Archivwesen bei den Reichs-, Staats-, Hof-, Kirchen-, Schul- und Gemeindebehörden, den Rechtsanwälten usw. sowie den Staatsarchiven. Von Georg Holtzinger. Mit Beiträgen von Dr. Friedrich Leist. Zweite durchgesehene und vervollständigte Auflage . . . . M. 2.30

Religionsphilosophie. Von Professor D. Dr. Georg Runze . . . . M. 2.30

Schlosserei. Von Julius Hoch. **Erster Teil** (Beschläge, Schloßkonstruktionen und Geldschrankbau). Mit 256 Abbildungen . . . . M. 6.90

— **Dritter Teil** (Kunstschlosserei und Verschönerungsarbeiten des Eisens). Mit 201 Abbildungen . . . . M. 5.20

Sinne und Sinnesorgane der niederen Tiere. Von F. Jourdan. Aus dem Französischen übersetzt von William Marshall. Mit 48 Abbildungen . . M. 1.75

Soziologie. Die Lehre von der Entstehung und Entwickelung der menschlichen Gesellschaft. Von Dr. Rudolf Eisler . . . . M. 2.30

Tanzkunst. Leitfaden für Lehrer und Lernende, nebst einem Anhange über Choreographie. Von Bernhard Klemm. Achte, vermehrte und verbesserte Auflage von Gustav Engelhardt. Mit 93 Abb. u. zahlreichen Notenbeispielen M. 4.05

Trigonometrie. Von Fr. Bendt. Mit 42 Abb. Vierte, erweiterte Auflage . . M. 2.30

Versicherungswesen. Von Bernhard Emminghaus. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage . . . . M. 1.75

Versteinerungskunde (Petrefaktenkunde, Paläontologie). Übersicht über die wichtigeren Formen des Tier- und Pflanzenreiches der Vorwelt. Von Prof. Dr. Hippolyt Haas. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 234 Abbildungen und 1 Tafel . . . . M. 4.05

Violine und Violinspiel. Von Reinhold Jockisch. Zweite Auflage. Mit 19 Abbildungen und zahlreichen Notenbeispielen . . . . M. 2.90

Wasserbau. Zum Selbstunterricht, für den Gebrauch in der Praxis und als Lehrbuch für Fachschulen. Von C. Schiffmann. Mit 605 Abbildungen u. 8 Tafeln M. 8.65

Weinbau, Rebenkultur und Weinbereitung. Von F. Jak. Dochnahl. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Anhange: Die Kellerwirtschaft. Von Freiherr A. v. Babo. Mit 55 Abbildungen . . . . M. 2.90

Wie schreibe ich richtig deutsch? Leitfaden der Stilistik von Dr. Konrad Michelsen. Anweisung zur Ausarbeitung schriftlicher Aufsätze. 4. Auflage, neu bearbeitet von Friedrich Nedderich . . . . M. 2.30

Ziergärtnerei. Belehrung über Anlage, Ausschmückung und Unterhaltung der Gärten sowie über Blumenzucht. Von H. Jäger. Sechste Auflage, nach den neuesten Erfahrungen und Fortschritten umgearbeitet von J. Wesselhöft. Mit 104 Abbildungen . . . . M. 2.30

Vollständige Verzeichnisse unserer Verlagswerke stehen auf Wunsch kostenfrei zur Verfügung.

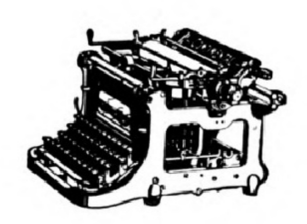
VERLAGSBUCHHANDLUNG VON J. J. WEBER IN LEIPZIG 26.

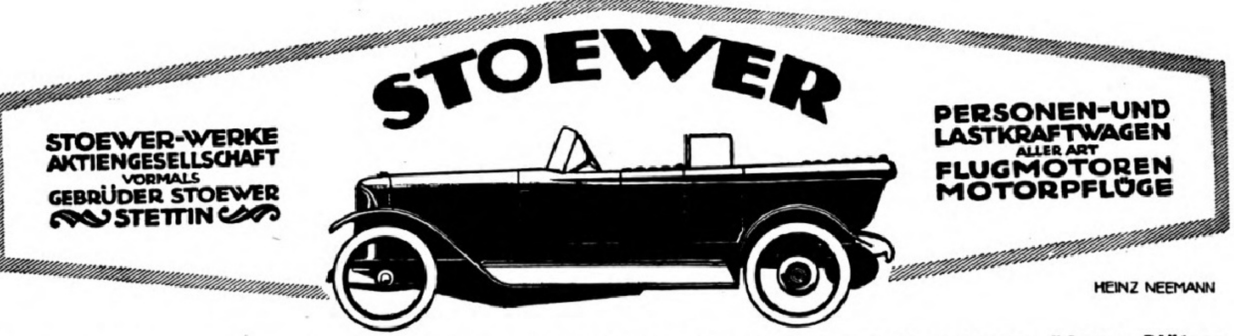
Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3948. 152. Band. Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 13 Mark; frei ins Haus 13 Mark 25 Pfg. Preis dieser Nummer 2 Mark. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 1 Mark, auf Seiten mit Text 1 Mark 20 Pfg. 27. Februar 1919




STOEWER
STOEWER-WERKE
AKTIENGESELLSCHAFT
VORMALS
GEBRÜDER STOEWER
STETTIN
PERSONEN-UND
LASTKRAFTWAGEN
ALLER ART
FLUGMOTOREN
MOTORPFLÜGE
HEINZ NEEMANN



Illustrirte Zeitung

Nr. 3948. Herausgegeben im Auftrage des Verlages J. J. Weber von Heinrich Pfeif[illegible]er. 152. Band



Zeichnung von Wil Howard.

Ruf der Fabriken



Warum sollen wir öde, trüb und erloschen stehn?
Laßt uns doch wieder im sausenden Schwung der Riemen gehn!
Brecht den Bann, der auf Kurbeln, auf Achsen und Kolben liegt,
Hißt die Fahne der Arbeit, die grau von den Essen fliegt!

Heizt die Kessel und Röhren, sie sind schon zu lange kalt,
Daß wir wieder atmen, von Feuer und Dampf umwallt,
Daß die Scheiben und Böden zittern von Stoß und Prall...
Leben herein in unser totes Gestein und Metall!

Laßt uns nicht länger verdrossen träumen und müßig sein!
Auf, die Tore! Ihr Männer der Arbeit, herein, herein!
Wie es doch gleich durch alle Maschinen und Räder bebt,
Wenn ihr nur leicht die rauhen, verschwielten Hände hebt!

Keine Hand darf los und lässig im Schoße ruhn.
Alle müssen sie wieder das wirkende Wunder tun.
Gott ist nur Gott, wenn er sich regt und schafft.
Jeder gerührte Finger ist voll Erlöserkraft.

Männer der Arbeit, versteht euren tiefen Sinn!
Euer die Tat und euer der Tat Gewinn!
Jedes Gewebe, von eurem Schweiß benetzt,
Trägt euer Antlitz und sei uns allen heilig von jetzt.

Heilig ist Arbeit, heiliger denn Gebet,
Dreimal heilig die Hand, die Rad und Riemen dreht.
Jeder Schraubstock ist Kanzel, jeder Amboß Altar,
Jeder Hammerschwung Predigt und Andacht, göttlich-wahr.

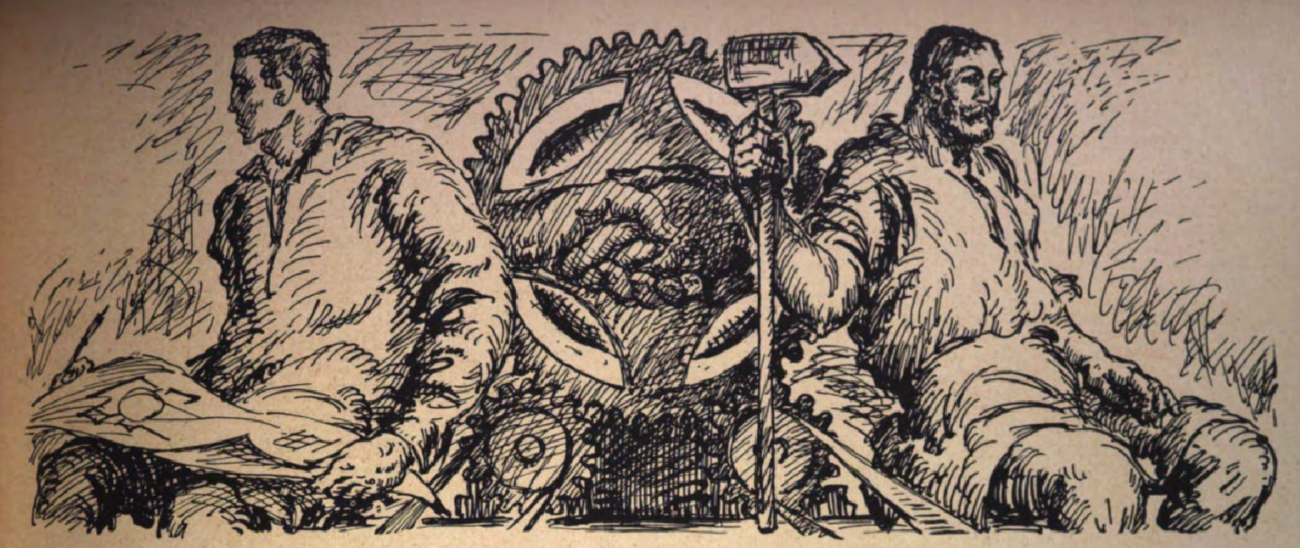
Bluse und Schurzfell, berußt und mit Öl bespritzt:
Edleres Kleid kein Priester noch König besitzt.
Ist in Himmel und Erde kein Wesen höher geweiht
Als ein Mensch, zum Schaffen und tätigen Werk bereit!



Müssen wir jetzt noch immer erloschen und trübe stehn?
Laßt ihr nicht bald uns im sausenden Schwung der Riemen drehn?
Auf, die Tore! Männer der Arbeit, zieht ein, zieht ein!
Eine neue Welt will schaffend geadelt sein.

Karl Bröger.

Zeichnung von Erich Gruner.



Die organisierte Arbeit im neuen Deutschland.

Von Eduard Bernstein

Mit einer ungeheuren Schuldenlast und sich auf jährlich viele Milliarden belaufenden Zahlungsverpflichtungen anderer Art beladen, wird das neue Deutschland auf lange Zeit hinaus in hohem Grade und unter verschiedenen Gesichtspunkten Sparsamkeit zu üben haben. Soll diese aber nicht Rückschritt in der Kultur und namentlich Herabdrückung der Lebenshaltung breiter Volksmassen heißen, so wird sie, neben Einschränkung der Ausgaben für kulturwidrigen öffentlichen und privaten Luxus, höchste Wirtschaftlichkeit in der Verwendung der Arbeitsmittel und Arbeitskräfte der Nation heißen müssen.

Die deutsche Volkswirtschaft wird mit ihren Arbeitsmitteln und Arbeitskräften auf das sorgsamste hauszuhalten haben, soll sie im Angesicht jener Lasten bestehen und sich weiterentwickeln können.

Diese Aufgabe erfordert durchgreifende Änderungen in der Organisation der Volkswirtschaft. Alle Sachkundigen sind darüber einig, daß Deutschland sich nicht mehr den Luxus einer unbegrenzten Zahl von Unternehmungen und Betrieben wird leisten können, unbekümmert darum, wie sich in ihnen das Verhältnis von Arbeitsaufwand und Nutzeffekt stellt. Betriebe, die für eine bestimmte Menge von Produkten oder Leistungen erheblich mehr Arbeit und Sachkosten beanspruchen, als der erreichte Grad von Technik rechtfertigt, werden auf irgendeine Weise das Feld zu räumen haben, sei es, daß sie dem unzweifelhaft sich schärfer zuspitzenden Wettbewerb der auf der Höhe der Technik stehenden Unternehmungen erliegen, sei es, daß sie, nach dem Vorschlag Rathenaus und anderer, von Verbänden ihres Industriezweiges gegen Entschädigung stillgelegt werden. So oder so erfährt die Organisation der Arbeit – das Wort als Prozeß des Arbeitens verstanden – eine Fortbildung in der Richtung von verschärfter Differenzierung und neuer Zusammenfassung. Die Arbeitsteilung wird noch strenger als bisher durchgeführt, die Konzentrierung der Unternehmungen und Betriebe auf noch höhere Stufen getragen. Zumal, ebenfalls der Arbeitsersparnis halber, die Berücksichtigung des individuellen Geschmacks in der Produktion nach Möglichkeit zurückgedrängt, statt der freischöpferischen Individualisierung, die dem Kleinbetrieb zugute kommt, die auf den Großbetrieb zugeschnittene Typisierung gepflegt werden soll.

Ist es aber diese Entwicklung, die man im Auge hat, wenn man die Frage nach der organisierten Arbeit im neuen Deutschland aufwirft? Oder denkt man nicht vielmehr, statt an den Arbeitsprozeß, an dessen Träger, die Arbeiter und deren Organisationen, wie sie aus Krieg und Revolution hervorgehen werden?

Eines ist zunächst sicher. Die geschilderte Tendenz der Arbeitsersparnis bedeutet zunehmende Verminderung der Zahl der gewerblich Selbständigen gegenüber der Zahl der Angestellten und Arbeiter, verstärktes Anwachsen dieser. Bis soweit würde sie nur ein entsprechendes Wachstum der Organisationen der Arbeiter und Angestellten dem Umfange nach in Aussicht stellen. Nun kann nach einem bekannten Satz der Hegelschen Philosophie schon solche quantitative Änderung auch eine solche der Qualität bedeuten. Eine Organisation, die ihre Mitglieder nach Hunderttausenden zählt, kann und wird eine andere Politik treiben, als eine solche, die nur mit zehntausend oder noch weniger Mitgliedern rechnen muß. Nur ist damit jedoch nicht gesagt, daß diese Politik nun eine kampflustigere sein wird. Im Gegenteil hat sich oft gezeigt, daß größere Organisationen weniger Lohnkämpfe u. dgl. hatten als kleinere, was freilich nicht sagt, daß sie weniger durchsetzten als jene. Sie erreichten nur infolge ihrer Stärke vieles ohne besonderen Kampf, wofür jene erst zu kämpfen haben, und sichern ihren Mitgliedern eine Stetigkeit im Aufstieg, um die jene sich meist vergeblich bemühen. Indes geht heute durch die Arbeiterorganisationen eine Bewegung, die auf eine völlige Umwälzung des bisherigen Gewerkschaftskampfes abzielt und einen neuen Organisationstypus die Vorherrschaft erringen zu wollen strebt.

Es ist dies die Organisation der revolutionären Betriebsräte, Vertretungen der gewerblichen Arbeiter nach Betrieben und mit dem Anspruch auf eine Herrschaftsstellung im Betrieb, die den Unternehmer auf den Rang eines unter Kontrolle gestellten Beamten herabdrückt. Die Arbeiter und Angestellten sollen vermittels des Betriebsrats das maßgebende Wort erhalten, nicht nur in bezug auf Einstellung und Entlassung, sondern auch hinsichtlich der technischen Anordnungen und der kaufmännischen Leitung des Unternehmens. So wurde dieser Typus von den Bolschewisten in Rußland entwickelt, und so hat er mit dem Einzug der bolschewistischen Ideen in Deutschland auch hier seine Anwälte und mehr oder weniger durchgreifende Anwendung gefunden. Einen Augenblick schien es sogar, als sollte er Deutschland im Sturm erobern. Aber die Rückschläge, welche die Spartakisten, die ihn propagierten, hier auf anderen Gebieten erlitten haben, scheinen auch seiner Verpflanzung verhängnisvoll geworden zu sein. Von ihm in jener radikaleren Form vernimmt man nur in einzelnen Gegenden, geblieben ist dagegen die Tendenz, die Organisation der Betriebsräte in Gegensatz zur Gewerkschaftsorganisation zu pflegen, diese durch jene zu verdrängen. Falls es gelänge und in dem Maß, als es gelingen sollte, hätten wir es also im neuen Deutschland mit einer neuen Form organisierter Arbeit zu tun. Wie ist sie als solche zu bewerten?

Um es kurz zu fassen, so ist sie nur scheinbar ein Fortschritt über die bisherige Gewerkschaftsform hinaus. Tatsächlich ist sie *theoretisch* und *praktisch* ein *Rückschritt* hinter die erreichten Formen. Ihr Leitmotiv ist der Rundreim des alten, so ziemlich vergessenen französischen Arbeiterliedes, in dem eine ganz kleinbürgerliche Auffassung des Sozialismus sich ausspricht: „Arbeiter, nimm die Maschine, nimm den Boden, Ackersmann." Die Arbeiter oder die Fabriksgruppe von Arbeitern zum Herren der Fabrik machen, heißt sie in ein *gegensätzliches Interesse zur Allgemeinheit* bringen, ist also letzten Endes schlechtweg *antisozialistisch*. Sozialismus heißt Vergesellschaftung zum Vorteil der *Allgemeinheit*, nicht aber für den *Sondernutzen* bestimmter *Gruppen von Arbeitern*. Die Betriebsorganisationen der Arbeiter werden unter jenen Umständen mit Notwendigkeit zu *Brutnestern des Gruppenegoismus*, sie haben in Rußland zu fortgesetzter Steigerung der Preise geführt und zeigen in Deutschland die gleiche Tendenz. Sie schalten, wo sie nur können, die freie Konkurrenz aus, und sie müssen es tun. Denn wenn sie sie walten lassen, so zwingt die Logik der Tatsachen, d. h. die Notwendigkeit, für möglichste Gleichheit der Produktionsbedingungen zu sorgen, zum *Bund* der Betriebsorganisationen des Gewerbes und weiter zur Ausstattung des Bundes mit *Vollmachten* über die einzelne Betriebsorganisation, und so ist *auf Umwegen* das Ende vom Liede die – *Wiederherstellung der Gewerkschaft*. Das letzte Wort spricht jedesmal der Markt, will sagen die Kaufkraft und Kaufwilligkeit der in Betracht kommenden Verbraucher. An ihnen findet die Allmacht der Betriebsräte auch bei Unterdrückung der Konkurrenz schließlich ihre Grenze. Aber in der Weise, daß die allgemeine Teuerung zur *Stockung auf allen Gebieten* der Produktion und zu furchtbarem Notstand führt.

Vom System der Betriebsräte als allgemeine und bestimmende Form der Sozialisierung der Wirtschaft gilt dasselbe, was Rodbertus seiner Zeit von dem einst in der sozialistischen Arbeiterschaft so populären Plan der mit Staatskredit ausgestatteten Produktivgenossenschaft sagte, als er schrieb, „sie würde zu einem noch *schlechteren Eigentum* führen, als das der individuellen Kapitalisten". Scheinbar die modernste Form der Verwirklichung des proletarischen Gedankens, knüpft es an dessen *primitivste Auslegungen* – wie die betreffenden Kapitel in Webbs „Geschichte des Trade-Unionismus" und Beers „Geschichte des englischen Sozialismus" zeigen – an dessen primitivste Auslegungen in der Kindheit der modernen Arbeiterbewegung an. Der Wirkung nach aber würde diese Form der organisierten Arbeit, der durch keine umfassende Gewerkschaft mit dem großen Ganzen der Wirtschaft verbundene Betriebsrat, infolge der Unsicherheit, die ihre notwendige Folge wäre, wenn sie die Oberherrschaft gewänne, das neue Deutschland dem sicheren Ruin, der allgemeinen Verelendung zuführen.

Wir wollen aber und dürfen wohl auch hoffen, daß es zu dieser Oberherrschaft nicht kommt. In *keiner* Form ist die berufliche Organisation der Arbeiter *der* Sozialismus. Sie kann, eben weil sie auf die Berufszugehörigkeit zurückgreift, immer nur ein *ergänzendes* Stück von ihm sein. Aber sie kommt ihm am nächsten in der Form des *Industrieverbandes*, der, indem er die Arbeiter ganzer Industrien umfaßt, das Sonderinteresse der Fachgruppe dem *gemeinsamen Interesse* einer großen *Allgemeinheit* unter-, oder sagen wir lieber, *einordnet*. Er war bei einem Teil der radikalen sozialistischen Arbeiterschaft schon vor dem Kriege in Mißkredit geraten, weil er ihm zu langsam zu arbeiten und dem dürren Bureaukratismus zu verfallen schien, und im Kriege hat sich diese Mißstimmung noch gesteigert. Daher eben die willige Aufnahme des russischen Rätesystems in diesen Kreisen. Die gewerkschaftlichen Zentralverbände befriedigten die stürmischen Elemente nicht, weil sie erstens in steigendem Maße den Erfolg durch Verhandlung dem Erfolg durch den Streik vorzogen, die Kampfesmacht, die sie repräsentierten, mehr als latente Kraft als durch den aktuellen Kampf wirken ließen, und weil zweitens die so erzielten Erfolge jedesmal sich als nur kleine Verbesserungen darstellten. Die Stürmer übersahen, daß die sprunghaften Erfolge, wie sie oft in den Jahren der Kindheit der Bewegung erzielt wurden, wo den Koalitionen der Arbeiter noch keine festen Verbindungen der Unternehmer gegenüberstanden, selten vorhalten, sondern in der Krise, die sie zumeist hervorrufen, rasch wieder verlorengehen, wenn sie nicht sogar durch positive Verschlechterungen abgelöst werden. Ähnliche Erfahrungen drohen, das zeigt das Beispiel Rußlands, auch heute. Tatsächlich ist der stetige, wenn auch langsame Aufstieg gerade vom Arbeiterstandpunkt aus vorzuziehen. Er trägt die Gewähr der Dauer in sich und befreit das Arbeiterdasein von jenen Unsicherheiten, die es zu keinem wahren Kulturdasein kommen lassen.

Diese Erkenntnis wird sich früher oder später Bahn brechen. Die Gewerkschaft wird ihren alten Platz wieder einnehmen; sie wird sein, weil sie sein *muß*. Die Betriebsvertretung der Arbeiter braucht darum nicht zu verschwinden. Sie hat vor der Revolution existiert und wird auch nach ihr Bestand haben. Aber als Teil, als *Organ* der Gewerkschaft, nicht als deren Verdränger. Als vorwärtsdrängendes Element bildet sie eine Gegenkraft gegen die Tendenzen der Abstumpfung, denen jeder große Organismus ausgesetzt ist. Die Grenzen ihres Wirkens sind dadurch angezeigt, daß nicht sie berufen ist, an die Stelle des Unternehmers zu treten und seine Funktion zu erfüllen.

Die organisierte Arbeit muß in ihren Grundzügen dem organischen Bau der Volkswirtschaft entsprechen. Nur so wird sie wohltätig wirken, den sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt fördern.

Zeichnung von Erich Gruner.

Gefahren der Arbeitsausfälle.

Von Arbeitersekretär A. Lüttich.

Innerhalb der großen Masse der Bevölkerung scheint man sich immer noch nicht der furchtbaren Lage bewußt zu sein, in der sich das deutsche Volk gegenwärtig befindet; man scheint den Ernst der Situation nicht begreifen und die Tatsachen nicht erkennen zu wollen, daß wir schier unaufhaltsam einer Katastrophe entgegentreiben und uns täglich, stündlich mehr dem Abgrunde nähern. Das Volk verlangt nach Ware aller Art, es verlangt nach Nahrung, Kleidung, Wohnung und nach tausenderlei andern Gebrauchsgegenständen. Millionen rüstiger Arme könnten in Bewegung gesetzt werden, um Handel, Industrie und Gewerbe wieder flottzumachen und den Warenhunger zu stillen. Unterdes liegen Millionen rüstiger Arme brach. In den Großstädten schwillt das Heer der Arbeitslosen lawinenartig an. Allein die Demobilmachungskommissare berichteten Ende Januar über 799491 arbeitslose Personen. Groß-Berlin zählte am 25. Januar 219565 unterstützte Arbeitslose, Leipzig zählte Ende des Monats deren 36000. Eine Riesenarbeitslosigkeit und zugleich ein Riesenbedarf nach Ware. Welch ein Widersinn!

Es besteht Mangel an Rohstoffen, Mangel an Transportmitteln. Aber was bedeutet dieser Mangel, so schwerwiegend er auch für einzelne Industrien sein mag, gegenüber der viel vernichtender wirkenden Tatsache des Kohlenmangels. Kohle bedeutet für unser Land und unser Volk den Urstoff alles gewerblichen und industriellen Lebens. Andauernder Kohlenmangel bedeutet den sicheren Tod der Industrie. Wir sind bei der Kohle nicht auf die Zufuhren vom Auslande angewiesen. Wir haben selbst genug im deutschen Lande, aber es mangelt am Abbau, an der Förderung der Kohle. Überall fällt die Arbeit in größerem oder kleinerem Umfange aus.

Zahlreiche Betriebe liegen wegen Kohlenmangels vollständig lahm, andere folgen und müssen ihre Tore schließen. Die Folge ist überall ein weiteres Anwachsen der Zahl der Arbeitslosen und weitere Verringerung der Möglichkeit, in absehbarer Zeit Beschäftigung zu erlangen, denn der durch Arbeitsausfall in den Kohlenbergwerken verursachte Kohlenmangel zieht ohne weiteres Arbeitsausfall in allen anderen Industrie- und Gewerbezweigen nach sich. Wenn die Schwereisenindustrie wegen Kohlenmangels ganze Betriebe einschränken und ganz einstellen muß, wenn immer mehr Hochöfen stillgelegt werden, fehlt es an dem notwendigsten Rohprodukt zur Herstellung von Maschinen und Werkzeugen, auf die man in zahlreichen anderen Gewerbezweigen zur Aufnahme der Friedensproduktion sehnsüchtig, aber vergeblich wartet. Das führt für die Industrie wie für die Arbeiter zu einer wirtschaftlichen Katastrophe.

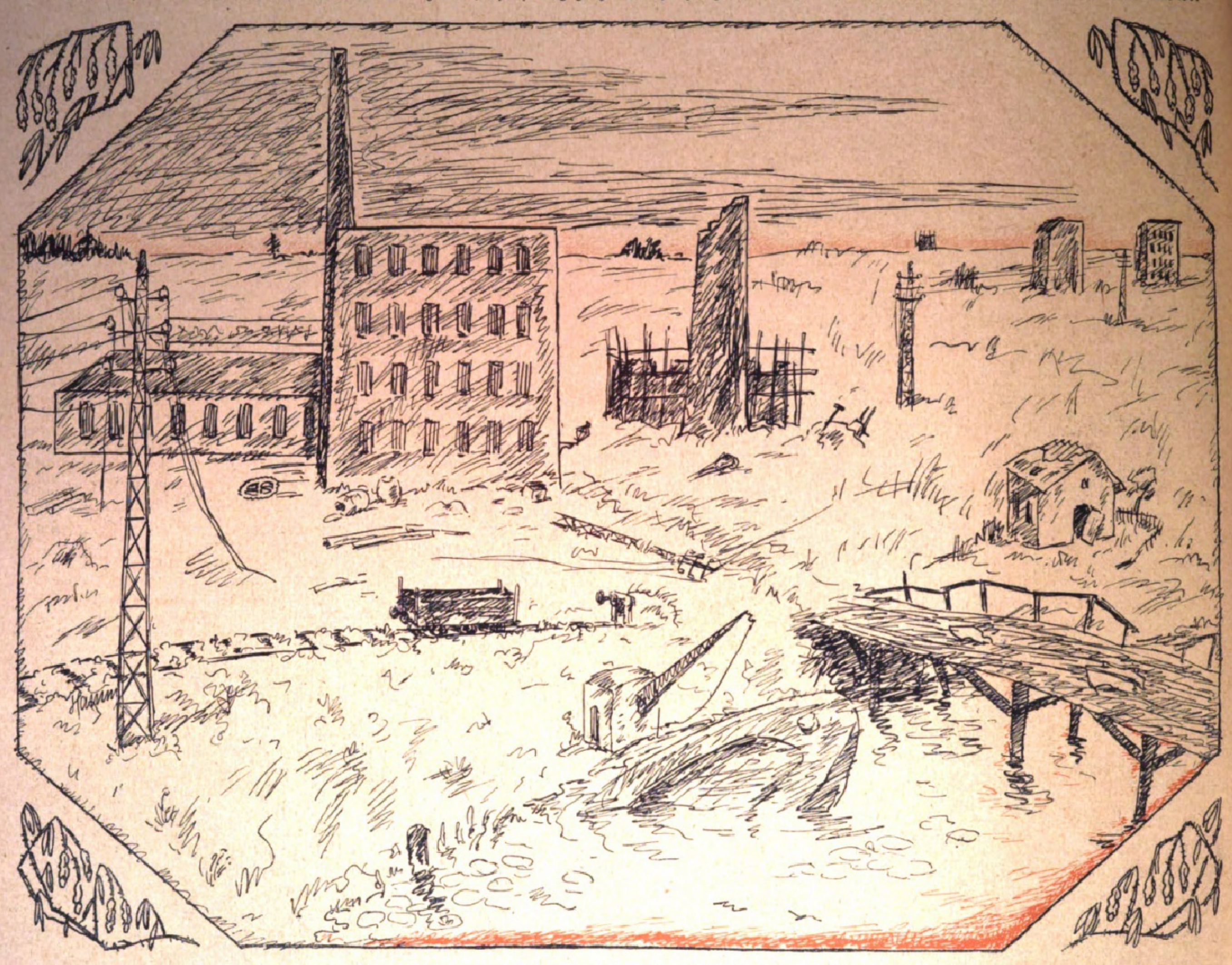
Das Baugewerbe ist bereit, dem fühlbaren Mangel an Wohnungen abzuhelfen. Es besteht kein Mangel an Aufträgen, aber es besteht Mangel an Baumaterial, und die Folge ist Arbeitsausfall. Die Ziegeleien können nicht genug Bausteine produzieren wegen Kohlenmangels, die Kalk- und Zementwerke können aus demselben Grunde die nötigen Baustoffe nicht herstellen. Der fürchterlichen Wohnungsnot kann somit nicht abgeholfen werden, weil in den Kohlenbergwerken die Arbeit ausfällt. Wichtige, zur Aufrechterhaltung ganzer Industriezweige notwendige chemische Produkte können nicht oder doch nicht in genügender Menge hergestellt werden, weil die Chemischen Fabriken wegen Kohlenmangels eingeschränkt oder stillgelegt werden müssen. Aber nicht nur die Industrie, auch die Landwirtschaft leidet unter diesen Zuständen. Wegen Kohlenmangels ist es bereits zu einer erheblichen Einschränkung der Herstellung künstlichen Düngers gekommen, der dadurch ganz ungeheuer im Preise steigt. Von den Stickstoffwerken arbeitet nur eines mit drei Vierteln seiner Betriebsmöglichkeit. Die übrigen können ihre Leistungsfähigkeit nur zu einem halben bis einem Zehntel ausnutzen. Welche unübersehbaren Gefahren entstehen dadurch für die deutsche Volksernährung, die noch dadurch gesteigert werden, daß etwa eine Million Arbeitskräfte in der Landwirtschaft fehlen. Und nicht nur über die Landwirtschaft erstehen unserer Volksernährung solche furchtbaren Gefahren. Auch die industrielle Herstellung der Lebensmittel wird durch Kohlenmangel unterbunden. Brauereien, Konservenfabriken, Marmeladefabriken, Zuckerhonigfabriken, Zuckerfabriken, Mühlenbetriebe usw., sie alle können wegen Kohlenmangels nur unter großen Einschränkungen produzieren.

Schon rechnet man mit einem Zusammenbruch des städtischen Transportwesens, denn die Ernährung der Pferde in den Städten ist nur möglich durch ausreichende Erzeugung von Strohkraftfutter, dessen Aufschließung nur durch chemische Stoffe möglich ist, an denen es aber fehlt.

Ebenso schwierig ist die Frage der Herstellung von Lokomotiven. Die betreffenden Fabriken brauchen an Steinkohlen und Koks monatlich ungefähr 55000 Tonnen, das sind täglich 220 Wagen, die wegen der Kohlenknappheit gar nicht zu beschaffen sind. Daraus müssen sich weitere Schwierigkeiten, nicht zuletzt für die Lebensmittelzufuhr, ergeben. Kohle brauchen wir, um sie im neutralen Auslande gegen Lebensmittel einzutauschen, und niemand wird behaupten wollen, daß wir auf Lebensmittel aus dem Auslande verzichten könnten. Bei dem jetzigen Stande unserer Kohlenerzeugung ist unsere Lebensmittelversorgung aufs schwerste gefährdet. Wie ein Gespenst taucht jetzt schon hier und da die Möglichkeit auf, daß wegen Kohlenmangels die Bäcker kein Brot mehr backen können. Man kann sich die Größe der Gefahr, die hieraus entstehen könnte, gar nicht ausdenken. Eine Vorahnung der noch im Hintergrunde lauernden Gefahren erhält heute schon die Stadtbevölkerung durch die infolge Kohlenmangels bedingte Einschränkung der Erzeugung von Gas und Elektrizität. Im Dunkel der Nacht wächst die Unsicherheit und vermehren sich die großen und kleinen Verbrechen. Nicht zu unterschätzen sind die vielen gesundheitlichen Gefahren, die den durch ungenügende Ernährung geschwächten Körpern doppelt verhängnisvoll werden. Im Haushalt kann das bißchen Essen kaum noch angewärmt werden. Die Massenspeisungen werden in Frage gestellt. Kalte Wohnungen, kalte Schulen, kalte Eisenbahnwagen usw. bilden ständige Krankheitsherde.

Bei so massenhaftem Arbeitsausfall und bei der dadurch verringerten Produktion wird man vergebens auf die erhoffte Senkung der Preise rechnen. Statt dessen treten weitere Preissteigerungen ein beim Gas, bei den Lebensmitteln, bei allen anderen Erzeugnissen. Dagegen schützt auch hohe Arbeitslosenunterstützung nicht. Dagegen schützt nur Arbeit. Arbeitsausfall bedeutet Lohnausfall und dieser führt zur Verkümmerung der Existenz. Ohne Arbeit treiben wir dem sichern Untergang entgegen. Arbeit allein kann uns vom Abgrund zurückreißen, das Triebwerk des Wirtschaftslebens wieder in Gang bringen, Volk und Staat aufrichten und uns und unsere Nachkommen langsam, aber sicher wieder einer besseren Zukunft entgegenführen.

A. Lüttich, Mitgl. der Nationalversammlung.



…ng von Eugen Hamm.

Arbeiten oder untergehen!

Von Reichswirtschaftsminister Wissell.

Dunkel liegt die Zukunft vor uns. Niemand vermag zu sagen, was sie uns im einzelnen bringen wird. Nur das wissen wir im voraus, daß es keine Zeit sorglosen Lebens sein wird, daß wir schwer und hart werden arbeiten müssen, daß wir weit unter dem wirtschaftlichen und sozialen Lebensstande der letzten Vorkriegsjahre stehen werden. Das ist unserem Volk noch nicht im entferntesten völlig klar geworden. Viele meinen, sich jetzt, nachdem die Kampfhandlungen eingestellt sind, für die vielen Entbehrungen der Kriegsjahre schadlos halten und wirtschaftlich erholen zu können. Das gilt auch von den Arbeitern. Um so notwendiger ist es, immer und immer wieder auf die überaus ungünstige wirtschaftliche Lage Deutschlands hinzuweisen.

Es ist zur Zeit nicht möglich, die schweren wirtschaftlichen Schäden auszugleichen, die der Krieg mit sich gebracht hat. Wir haben die größte Not, unser Wirtschaftsleben nur eben aufrechterhalten zu können. Wie stehen denn die Dinge?

Was wir aufgespeichert hatten an Dingen, die dem Leben des Volkes in irgendeiner Art dienten, ist bis auf den letzten Rest aufgebraucht worden. Die Arbeit von über vier Jahren ist, rein volkswirtschaftlich betrachtet, ohne jeden Ertrag geblieben. Ja mehr, mit den Produkten unseres Schaffens in der Kriegszeit sind andere Werte vernichtet worden, die wir wiederersetzen müssen: in Belgien, Nordfrankreich usw. Schon deshalb werden wir schwerer und härter zu arbeiten haben als in der Friedenszeit. Mit weniger Menschen; denn der Krieg hat der Besten und Leistungsfähigsten viele zum Opfer gefordert: ganz, indem sie den Tod fanden; teilweise, indem er ihre Erwerbsfähigkeit mehr oder weniger verminderte. Dazu kommen die schweren Wunden, die der Krieg den Heimgebliebenen schlug. Die durch mangelnde Ernährung und Arbeitsüberlastung bewirkte Erhöhung der Sterblichkeit hat die Reihe auch der Heimgebliebenen stark gelichtet. Ein anderer Teil derselben ist gesundheitlich geschädigt und darum weniger leistungsfähig. Ein riesengroßer Ausfall der Geburten wird in der Zukunft sich schwer geltend machen. Dazu kommt ferner das Fehlen der früher in Deutschland beschäftigten ausländischen Arbeiter.

So ist das größte Nationalvermögen, die menschliche Arbeitskraft, schwer geschädigt, im Kern getroffen. Soweit es noch vorhanden, müssen wir es sorgsam und pfleglich behandeln. Das wird nicht in dem Maße möglich sein, wie es nötig ist, denn auch die Gegenwart verlangt ihr Recht, jeder Tag sein Brot und die Mittel, es zu bezahlen. Woher sollen wir die letzteren nehmen, wenn nicht aus der Arbeit!

Was geschehen konnte, um die Arbeitskraft zu schonen, ist geschehen: die Arbeiterschutzvorschriften sind wiederhergestellt, der Achtstundentag für alle Arbeiterkategorien eingeführt. Nicht nur zum Schutze der Arbeitenden allein. Wir mußten erwarten, daß sich die Erfahrungen aller Zeiten und aller Länder wiederholen würden, daß nämlich die Arbeitsintensität sich steigern, die Leistungsfähigkeit der einzelnen sich erhöhen würde.

Die Hoffnung ist enttäuscht worden. Die Arbeitsleistung ist geringer, der Preis der Arbeit ein höherer geworden. Ein viel höherer sogar. Ich kenne die Gründe. Jeder kennt sie. Nach den schweren Anstrengungen des Krieges macht sich eine Erschlaffung geltend. Dem Volke geht's wie dem einzelnen.

Dagegen ist schwer anzukämpfen. Und doch müssen wir es tun. Wir können es nicht der Zeit überlassen, daß eine Erholung von selbst eintritt. Wir gehen sonst zugrunde, buchstäblich.

Wir haben nicht die Nahrungsmittel bis zur nächsten Ernte. Daran ist kein Zweifel. Nur die Arbeit kann sie uns liefern. Das Ausland fordert dafür Bezahlung. Keine Bezahlung in Papier. Das nimmt es nicht an. Gold oder Waren, einen andern Kaufpreis gibt es nicht. Ein Kredit wird uns nicht gegeben. Gold können wir aus den Beständen Deutschlands nicht entnehmen. Dann würde jeder, auch der geringste private Kredit im Auslande verlorengehen, soweit er überhaupt noch vorhanden ist. Schon jetzt ist großen, an sich ganz sicheren Firmen der Auslandskredit gekündigt worden. Das Ausland hat kein Zutrauen zur deutschen Volkswirtschaft mehr. Bezahlen können wir nur mit unserer Arbeit. Haben wir nichts, was wir ausführen können, dann können wir die nötigen Lebensmittel nicht einführen. Und wir könnten ausführen. Denn wir haben manches, wofür die Auslandskonjunktur gut ist: Kohlen, Kali. Wir frieren im Lande und könnten Kohlen ausführen. Die Beleuchtung wird eingeschränkt, Gassperrstunden durchgeführt. Fabriken müssen stillstehen, weil Kohlen fehlen; der Zugverkehr aus demselben Grunde auf das äußerste eingeschränkt werden. Wo die Kohlenförderung nicht wegen des Fehlens der Arbeiter stockt, fehlen die Beförderungsmittel, sie zu transportieren. Die Erfüllung der Waffenstillstandsbedingungen macht sich hier geltend, aber auch die mangelnde Leistungsfähigkeit der Waggon- und Lokomotiven-Fabriken. Nicht technische Unmöglichkeiten sind es, die in Frage kommen. Es wird weniger geleistet. Und überall Arbeitslosigkeit. Und überall Arbeitermangel, besonders in der Landwirtschaft. Dabei steht die Frühjahrsbestellung vor der Tür. — Ist man sich der furchtbaren Lage, in der wir uns befinden, denn gar nicht bewußt? Wir sind in der Lage des Bäckers, der seinen eigenen Laden verzehrt und bald nichts mehr über den Ladentisch an die Kundschaft zu verkaufen hat. Was an Forderungen gestellt wird, geht heute vom Volksvermögen, vom Eigentum des ganzen Volkes, nicht vom Eigentum der Kapitalisten. In unzählige Rinnsale zerfließt es, ungreifbar für die Reichskasse. Dabei müssen wir schon heute — von einer von uns zu zahlenden Kriegsentschädigung gar nicht zu sprechen — jährlich 19 Milliarden Mark aufbringen. Das macht auf den Kopf der Bevölkerung, Säuglinge und Greise eingerechnet, rund 300 Mark, d. h. auf eine Familie von fünf Köpfen 1500 Mark im Jahr. Wie soll das getragen werden? Das kann ein Arbeiter, Beamter, Handwerker irgendwie proportionell nicht tragen. Bleibt die Landwirtschaft — die nur einen Bruchteil tragen kann —, Handel und Industrie. Wie sollen diese es? Wir gehen mit Riesenschritten dem Abgrund entgegen. Und die Welt lebt wie im Taumel.

Nur eins kann uns retten: Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit. Unsere Leistungen müssen wir steigern.

Hört es, ihr Arbeiter! Hört es alle, die ihr arbeiten könnt: Arbeitet!

Laßt das alte Korrelat der Unfreiheit fahren. Zeigt euch als freie Männer, zeigt den Willen zur Freiheit! Arbeitet! Arbeitet! Sonst geht ihr, wir alle zugrunde.

Zeichnung von Eugen Hamm.

Wenn durch Streik und mangelnde Arbeitslust

Kohle fehlt

beim Kranken

in der Arbeiter Familie

Geschlossen wegen Kohlenmangel

Keine Arbeit

Keine Transportmittel

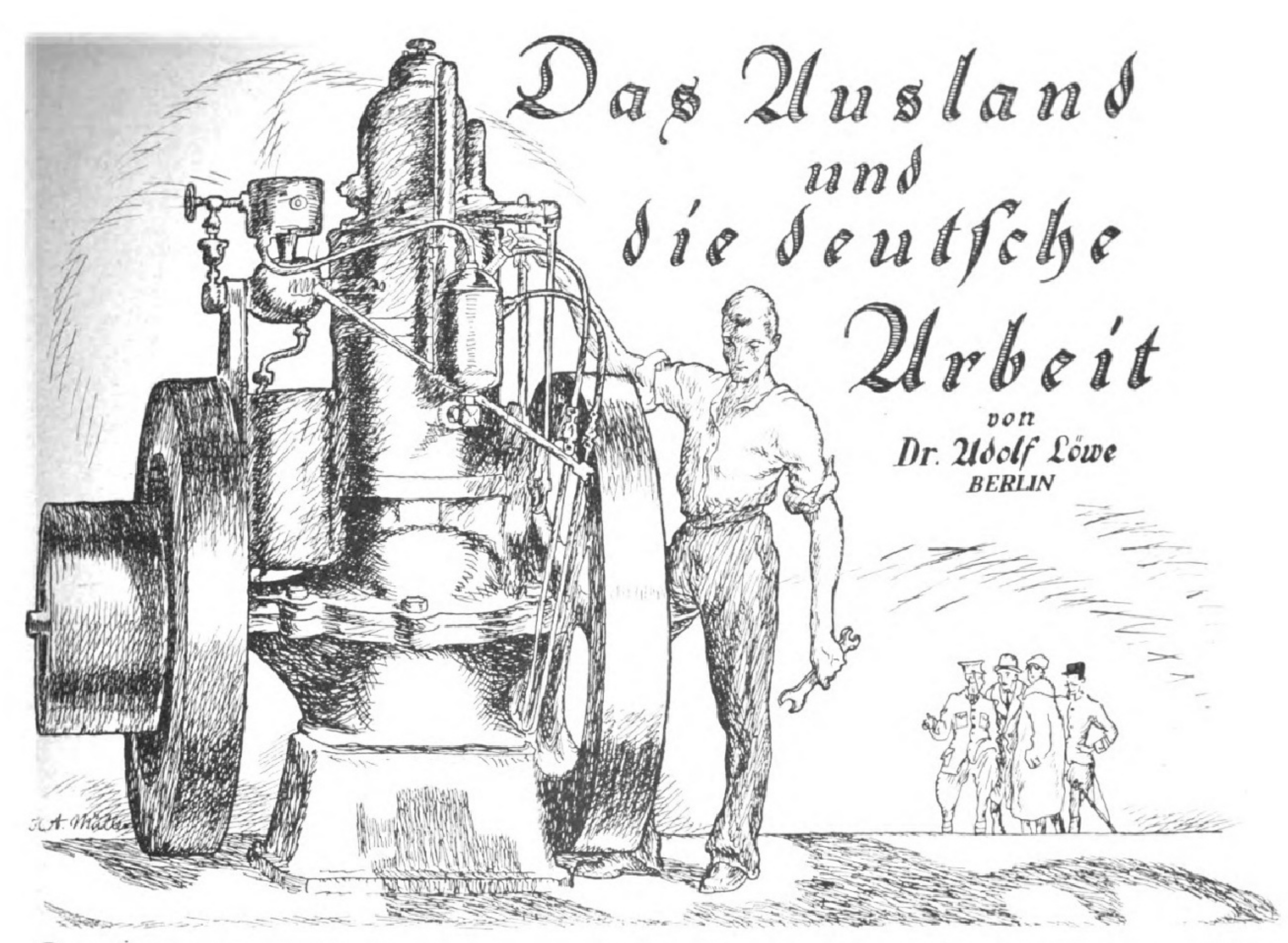
Keine Beleuchtung

Keine Speisen Ausgabe Kohlenmangel

beim Handwerker

vor der Volksküche

Zeichnung von Hans Freese.



Das Ausland und die deutsche Arbeit

von **Dr. Adolf Löwe**, BERLIN

Die äußerliche Entscheidung über die Stellung Deutschlands unter den Weltvölkern wird im Friedensvertrage fallen. So wie wir heute dastehen, entblößt aller äußeren Machtmittel, aber auch abgeneigt dem Geiste gewaltsamer Durchsetzung, ist unsere Hoffnung gegründet auf den wahren, den Interessen aller Völker entsprechenden Völkerbund. Aber ein noch so günstiger Friedensvertrag kann uns nicht helfen, wenn die innere Wirtschaft nicht stark genug ist, die eigene Produktion wieder auf eine gewisse Höhe bringen zu können. Auf der andern Seite kann auch eine noch so ungünstige Behandlung auf dem Friedenskongreß die Kräfte eines 60-Millionen-Volkes nicht dauernd unterbinden, wenn es innerlich gesundet von den furchtbaren Wunden dieses Krieges und sich der neugeschaffenen Freiheit zur Stärkung aller produktiven Kräfte bedient. Mag für die ersten Jahre nach Friedensschluß die Gunst oder Mißgunst unserer bisherigen Gegner maßgebend sein, auf die Dauer wird das deutsche Volk selbst über seine Stellung in der Welt entscheiden.

Zunächst zwingt die gesamte Wirtschaftslage Deutschland zur Einstellung auf den inneren Markt. Der überaus schlechte Stand unserer Valuta und die ungünstigen überseeischen Transportverhältnisse machen eine Rohstoffeinfuhr in großem Maße schon technisch unmöglich. Es muß aber auch angenommen werden, daß bei dem großen Rohstoffhunger an den meisten Waren die Entente gar nicht gewillt wäre, Deutschland in ausreichendem Maße zu versorgen. Wir dürfen wohl mit Sicherheit auf baldige Unterstützung in unserer Ernährung rechnen, werden aber im übrigen unseren Markt nach Möglichkeit vor Überschwemmung mit Kolonialwaren und ähnlichen Luxusartikeln zu schützen haben. Die Ersatzstoffe auf dem Gebiete der Metalle und der Textilien werden auch in dem teilweise wenig vollkommenen Grade technischer Ausbildung vorläufig unentbehrlich bleiben für den Wiederaufbau der Wirtschaft. Mit gewissen Quanten von Textilien, Gummi usw. aus Übersee wird aber wohl in absehbarer Zeit gerechnet werden können.

Recht schwierig steht es zur Zeit mit den Aussichten für den Export. Drei Momente wirken in ungünstiger Weise. Einmal wird unsere schwer erschütterte Wirtschaft, von wenigen exportfähigen Rohstoffen abgesehen, erst ganz allmählich wieder auf einen Stand gebracht werden, der eine ins Gewicht fallende Ausfuhr auch nur produktionstechnisch ermöglicht. Hängt doch in vielen Gewerben die Ausfuhr selbst von der Rohstoffeinfuhr ab. Dann aber wirkt die viereinhalbjährige Abschließung vom Weltmarkt naturnotwendig gegen uns. Der Wirtschaftskrieg, den die Entente, England und Amerika voran, während des ganzen Krieges gegen uns geführt hat, hat unsere Wirtschaftsstellung im Auslande völlig erschüttert. Die früheren Abnehmer deutscher Produkte waren durch den Ausfall des deutschen Wettbewerbes gezwungen, auch wenn sie die beste Gesinnung gegen Deutschland hegten, Wirtschaftsbeziehungen zu den anderen Ländern anzuknüpfen. Unendlich viel rastlose Arbeit des deutschen Kaufmannes in der Vergangenheit ist vernichtet, Jahrzehnte harter selbstloser Arbeit werden notwendig sein, um auch nur einigermaßen wieder das deutsche Arbeitserzeugnis in der Welt durchzusetzen. Entscheiden wird über die Dauer und Aussicht dieser Bestrebungen aber der Wille unserer Gegner. Sie werden sich gegen eine deutsche Konkurrenz mit allen Mitteln schützen und werden einen kostbaren Teil unserer jährlichen Nationalarbeit ohne Entgelt als Entschädigung für ihre materiellen Kriegsverluste auf lange Jahre hinaus einfordern.

Eine mittelbare Unterstützung wird unserer künftigen Außenhandelspolitik vielleicht durch einen Umstand zuteil werden, der im übrigen nur mit größter Besorgnis und den trübsten Empfindungen hingenommen werden kann. Die zweifellos schlechte Wirtschaftskonjunktur der nächsten Jahre wird dazu führen, daß wir, weil der Warenexport unmöglich ist, Menschen exportieren müssen. Eine Massenauswanderung aus Deutschland, vor allem nach den großen Kolonialgebieten der Welt, wird unvermeidlich sein. Die deutsche Wirtschaftspolitik wird gut tun, diesen Faktor von vornherein in ihre Rechnung einzustellen und sich nach Maßregeln umzusehen, ihn wenigstens den Interessen der heimischen Wirtschaft nach Möglichkeit dienstbar zu machen. Wenn es gelingt, im Gegensatz zu der vergangenen Friedenswirtschaft einen innigen Zusammenhang zwischen Heimatland und Auslandsdeutschtum herzustellen, so kann der deutsche Kolonist, den wir mit großem Schmerz von der heimischen Erde scheiden sehen, doch ein Pionier werden für die Wiederanknüpfung der Handelsverbindungen zu der überseeischen Welt.

Von großer Bedeutung ist die Frage, ob wir den Wiederaufbau des Außenhandels der freien Initiative des wagemutigen Kaufmanns werden überlassen können, oder ob gemeinnützige Organisationsformen geschaffen werden müssen, die mit irgendwelchen Methoden des Zentralismus die Außenwirtschaftsbeziehungen regeln. Dieses während des Krieges heiß umkämpfte Gebiet der Wirtschaftspolitik wird schwerlich in allernächster Zeit systematisch gestaltet werden können. Wir werden alle Methoden versuchen müssen, die die Wiederanknüpfung alter Beziehungen und die Aufnahme neuer Verbindungen ermöglichen. Wir werden den Wagemut des einzelnen, den Kredit der Wirtschaftsverbände, die Monopolmacht des Staates diesem Zwecke dienstbar machen. Immerhin ist es wesentlich, die Tendenzen der kommenden Wirtschaftsperiode nach Überwindung der schlimmsten Kriegsfolgen so weit zu erkennen, daß eine kundige Hand mit allen taktischen Mitteln doch dem einen Ziele zusteuert, das bestimmt ist durch die Gesetzmäßigkeit der Wirtschaftsentwicklung und die Zweckmäßigkeit der vernunftsgemäßen Eingriffe in sie.

Hier darf gesagt werden, daß die Tendenzen der vorkriegerischen Wirtschaftsperiode durch den Krieg keineswegs verändert, vielmehr nur aufs stärkste intensiviert und in ihrem Tempo beschleunigt worden sind. Wir wachsen einer Weltwirtschaft entgegen, in der sich das Organisationsprinzip auf dem Boden der Selbstverwaltung unaufhaltsam durchsetzt. Die nationalen Industrieverbände hatten sich schon vor dem Kriege öffentlich oder geheim über die Landesgrenzen hinaus zu internationalen Syndikaten erweitert. Die Kriegswirtschaft mit ihrem gesteigerten Massenbedarf hat in der ganzen Welt den Grundsatz der normalisierten und typisierten Produktion durchgesetzt und damit die individuellen Unterschiede der nationalen Erzeugung noch mehr vermindert. Die Ringe der Rohstoffinteressenten sind heute schon fast undurchbrechlich, wodurch die Stellung eines jahrelang vom Weltmarkt abgeschlossenen Landes wie Deutschland gerade so sehr erschwert wird. Mehr und mehr wird an die Stelle des heimlichen Kampfes vieler Zehntausender von Interessenten auf dem Weltmarkt die Machtprobe offener Verhandlung von Kartell zu Kartell treten. Sache des wahren Völkerbundes wird es sein, diese mächtigen Monopolformen zu Dienern der Gesamtinteressen aller Staaten zu machen. In der Überwindung dieses gewaltigen Kampfmittels eines internationalen Kapitalismus und in seiner Einordnung in die großen Menschheitsziele liegt die Aufgabe des internationalen Sozialismus. Vielleicht wird gerade der deutsche Staat durch Verbindung seiner alten organisatorischen Fähigkeiten mit den neuen freiheitlichen Errungenschaften dazu berufen sein, durch die Kraft des Beispiels über die Landesgrenzen hinaus dem Sozialismus zum Siege zu verhelfen. Nicht durch Zerstörung und Umsturz, wie der östliche Radikalismus es will, sondern durch den Aufbau neuer Wirtschaftsformen in Freiheit und Ordnung.

Deshalb aber hängen alle Zukunftsaussichten von der inneren politischen Entwicklung Deutschlands in den nächsten Monaten ab. Wenn die Welle des Bolschewismus über uns hinweggeht und unser Staatsgefüge zusammenbricht, dann ist es ausgeschlossen, von der Entente überhaupt nur die allerdringendsten Einfuhren zu erhalten. Dann wird Deutschland der Kriegsschauplatz für die Auseinandersetzung des Westens mit dem Osten Europas werden. In ein verödetes Trümmerfeld, ähnlich dem Kampfgebiet Nordfrankreichs, werden die deutschen Produktionsstätten verwandelt werden, ohne daß ein arbeitskräftiger Gegner uns bei ihrem Wiederaufbau hilft. Gelingt es aber, den deutschen Wirtschaftsstaat durch die politischen Klippen der nächsten Zeit glücklich hindurchzusteuern, dann kann wenigstens an die Arbeit gegangen werden. Unter Verzicht auf alle Luxusbedürfnisse, unter äußerster Einschränkung unseres normalen Verbrauchs, mit der letzten Konzentration aller Wirtschaftskräfte auf die Herstellung von Kapitalgütern wird es gelingen, aus der Not der Gegenwart heraus auch auf dem Weltmarkt wieder zum Ansehen zu gelangen.

Zeichnung von Hans Alexander Müller.

Wenn ihr nicht für euch selbst arbeite

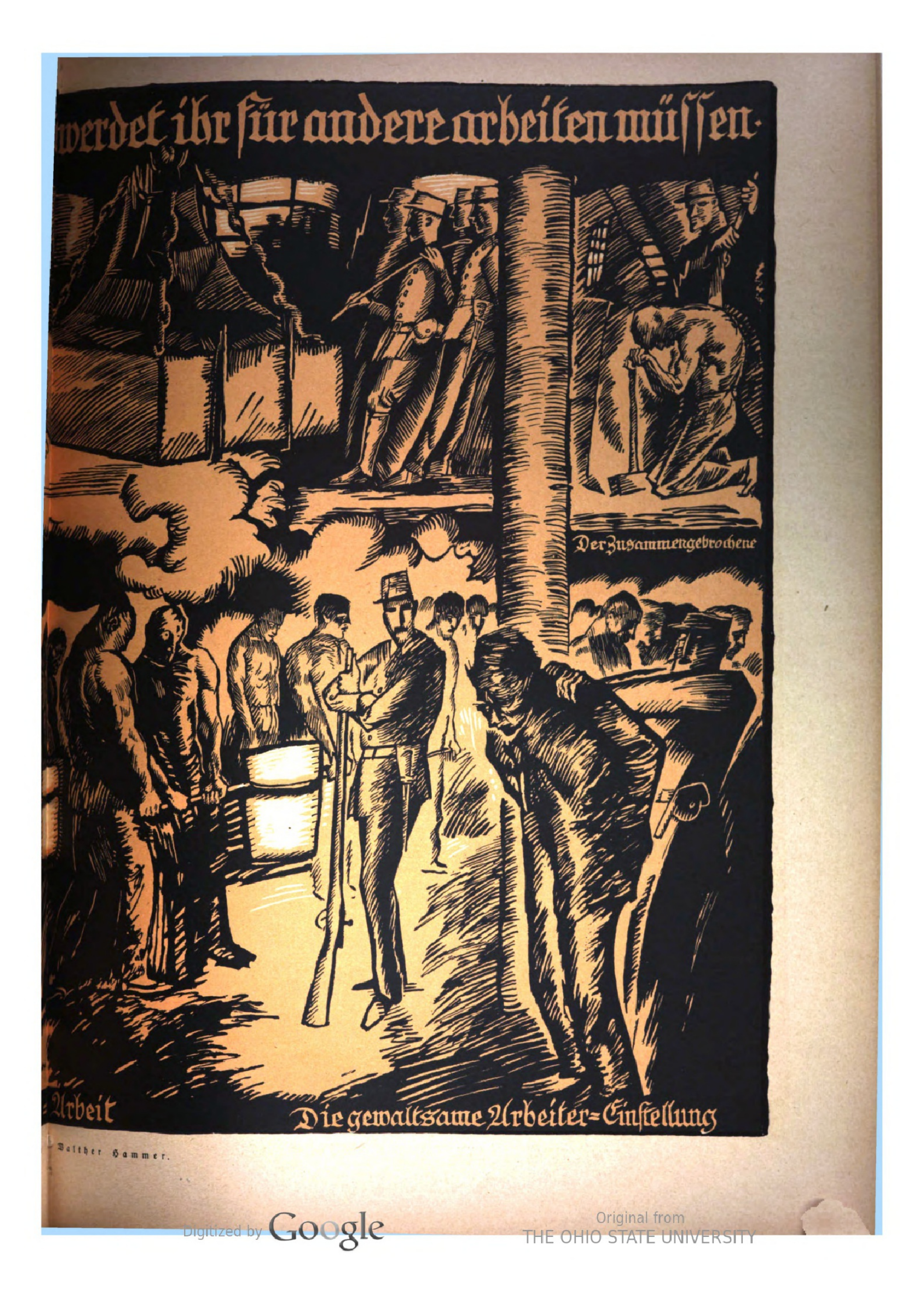




Die mangelhafte Fürsorge

Die Zwangs

Zeichnung von



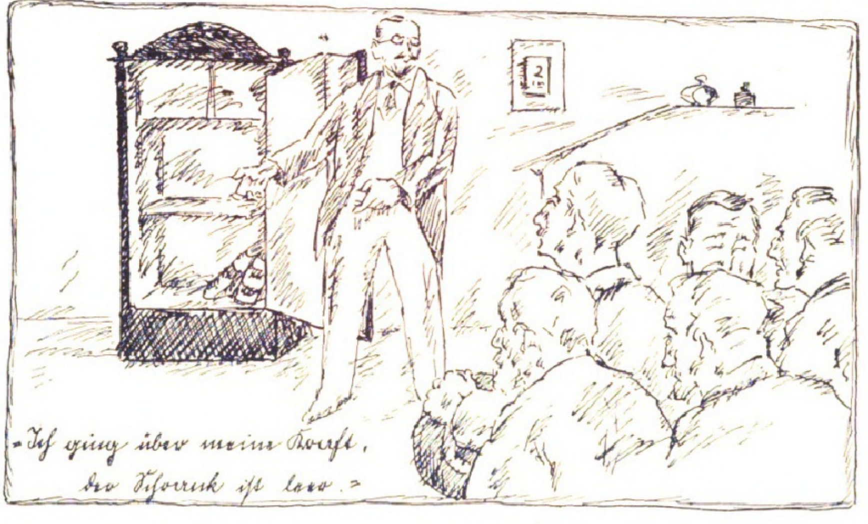
Walther Hammer.

Volkswirtschaftliche Grenzen

Lange vor Beendigung des Krieges waren alle volkswirtschaftlich Erfahrenen sich darüber klar, daß die Wiederaufnahme der Friedenswirtschaft in Deutschland in jedem Fall großen Schwierigkeiten begegnen würde. Schon der vollkommene Mangel an überseeischen Rohstoffen mußte ein schwer zu überwindendes Hindernis für die Umstellung unserer Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft sein. Und sowohl im Reichskommissariat für die Übergangswirtschaft, das bereits vor dem Ausbruch des Krieges mit Amerika geschaffen wurde, als auch in der Reichstagskommission für Handel und Gewerbe ist viel nützliche, der Überwindung dieser Schwierigkeiten dienende Arbeit geleistet worden. Niemand aber hat die ungeheuren Erschwerungen voraussehen können, die sich als Folge der beispiellosen Kriegsniederlage wie der im Laufe der Revolution entstandenen allgemeinen Desorganisation der Wiederaufnahme einer geregelten Produktion geradezu bergehoch entgegentürmen würden. Und man muß es aussprechen, daß leider kein geringer Teil der Arbeiterschaft selber mitschuldig ist an der überaus ernsten wirtschaftlichen Situation, in der wir uns befinden.

Wie liegen die Dinge augenblicklich? Niemand wird leugnen wollen, daß die Unterbringung der Arbeiter in ihren früheren Berufen nur zum Teil durchführbar ist. An Arbeitsmöglichkeit aber fehlt es trotzdem nicht. Nicht nur, daß, worauf ich in meinem Referat auf dem Rätekongreß mit Eindringlichkeit hingewiesen habe, ganz Deutschland eine einzige große Reparaturwerkstätte ist, die bei zweckmäßiger Organisation Arbeit in Hülle und Fülle bietet. Auch in einer ganzen Reihe von Gewerben werden dauernd Arbeitskräfte verlangt. Im Stein- und Braunkohlengebiet, in Hütten- und Stickstoffwerken, in Hochöfen, Kokereien und Stahlwerken, für die Kaliförderung, für Erd- und Steinarbeiten, in Zuckerfabriken usw. – überall ruft man nach geeigneten Arbeitern. Von der Landwirtschaft ganz zu schweigen, die für ihre bald beginnenden Frühjahrsarbeiten zahllosen Männern und Frauen Arbeit und zugleich bessere als Durchschnittsnahrung gewähren kann. Ohne Umschichtung der Arbeitskräfte aber ist an eine auch nur einigermaßen rationelle Wirtschaftsführung überhaupt nicht zu denken. Freilich darf die Überführung von Arbeitern in andere Berufe nicht aufs Geratewohl vor sich gehen. Es muß vielmehr eine sorgfältige Prüfung stattfinden und eine der persönlichen Eignung nach Möglichkeit entsprechende Verteilung der Arbeitskräfte vorgenommen werden. Ohne eine gründliche und sachverständige Erforschung des gesamten Arbeitsmarkts ist das nicht möglich, so daß wir ohne ein gut funktionierendes Zentralarbeitsamt, das lediglich diesem Zweck und der damit verbundenen Arbeitsvermittelung dienen müßte (mit über das ganze Land verteilten Zweigstellen und Fachabteilungen), nicht auskommen können. Nur auf diese Weise werden sich die großen technischen Schwierigkeiten überwinden lassen; die sachlichen und persönlichen werden trotz allem groß bleiben. Es darf ja schließlich nicht verkannt werden, daß aus einem qualifizierten städtischen Arbeiter nicht ohne weiteres ein guter Land- oder Grubenarbeiter gemacht werden kann.





Aber wir befinden uns in einer außergewöhnlichen Notlage, so daß wir, wenn bei der Überleitung von Arbeitskräften in andere Berufe auch nur die Hälfte der normalen Arbeitsleistung erzielt wird, unserer Wirtschaft wieder auf die Beine helfen können. – Der jetzige Zustand, der in den großen Städten, besonders in Berlin, immer mehr um sich greift, darf nicht länger geduldet werden. Das hier immer stärker anschwellende Heer von Arbeitslosen, für das ungeheure Summen von Arbeitslosenunterstützung gezahlt werden, während draußen vor den Toren und in der Provinz die Werke nach Arbeitskräften schreien, zeigt deutlich, wie krank die deutsche Wirtschaft und das deutsche Volk geworden sind. Ich bin weit davon entfernt, an diese Erscheinungen mit moralischer Entrüstung heranzutreten, sie sollen hier vielmehr lediglich unter ökonomischen Gesichtspunkten beurteilt werden. Das eine aber möchte ich doch sagen: Vor dem Krieg ist eine lang währende Arbeitslosenunterstützung von den besten und kräftigsten Teilen der Arbeiterschaft meist recht schwer empfunden worden. Arbeit war ihnen viel lieber, und sie haben in zahlreichen Fällen nicht wenig an der mit dieser Unterstützung verknüpften seelischen Depression gelitten. Dieses gesunde innere Gefühl muß wiederkehren. In dem Aufruf, den der Rat der Volksbeauftragten im vorigen Monat erließ, befindet sich eine Stelle, die wie ein Appell an dieses Empfinden der Arbeiter anmutet: „Der Sozialismus verlangt Arbeit, kann nur bestehen auf Grundlage der Arbeit. Wer feiern muß, soll Unterstützung bekommen; aber wer feiert, obwohl er arbeiten könnte, macht sich und die anderen ärmer, versündigt sich an seinem Volk und dessen sozialistischer Zukunft, hilft den Zusammenbruch vorbereiten, der schließlich auch ihn verschlingt."



Die Gefahr unseres vollkommenen wirtschaftlichen Zusammenbruchs ist inzwischen aber so nahe gerückt, daß man sich mit solchen Aufrufen nicht mehr begnügen kann. Es muß gehandelt werden. Das, was wir zur Rettung unseres Landes unbedingt gebrauchen, ist die **Einführung einer Arbeitspflicht für jedermann.** Wer sich weigert, angebotene Arbeit, die er leisten kann, anzunehmen, hat auf Erwerbslosenunterstützung keinen Anspruch mehr. Bei einem solchen Vorgehen wird man die besten und gesündesten Elemente der Arbeiter auf seiner Seite haben, die es schon längst unangenehm empfinden, daß, während sie zur Arbeit bereit sind, zahllose andere es vorziehen, hohe Unterstützungen einzustecken und der Arbeit sorgfältig aus dem Wege zu gehen. Einen anderen Weg, dem Zusammenbruch zu entrinnen, gibt es nicht mehr. Und nur auf diese Weise wird es möglich sein, auch zur Ordnung einer zweiten Angelegenheit zu kommen, die zu einer ökonomischen Gefahr ersten Ranges geworden ist: zum allmählichen Abbau der teilweise ins Riesenhafte gestiege[…] Dieser Abbau muß vor sich gehen mit einer Verbilligung der wichtigsten Lebensmitt[…] möglich, wenn wir nur endlich wieder ernsthaft zu produzieren beginnen, Produkte […] denen wir die einzuführenden Lebensmittel bezahlen können, und durch solche Arbeit d[…] des Auslandes in unsere Kreditwürdigkeit wiederherstellen. Wir müssen mit allen M[…] Hebung der Produktion gehen. Produzieren und immer wieder produzieren: das […] Losung für das ganze deutsche Volk sein. Die Entwicklung der Produktion kann in[…] den Lohnforderungen Halt geboten wird, nicht sichergestellt werden. Soll die v[…] Höherentwicklung gewährleistet sein, so darf der ganze Arbeitsertrag auch nicht ann[…] verausgabt werden. Den Unternehmern könnte das in Zeiten wie heute ziemlich gleich[…] unsere Volkswirtschaft aber wäre es der vollkommene Ruin. Der durch die Arbeit e[…] kann niemals vollkommen den Arbeitern zufallen, ein beträchtlicher Teil von ihm muß von […] gespart, zurückgelegt werden für Neuanschaffungen, für Verbesserungen, für die Arbeitsmöglic[…]

Zeichnun[…]

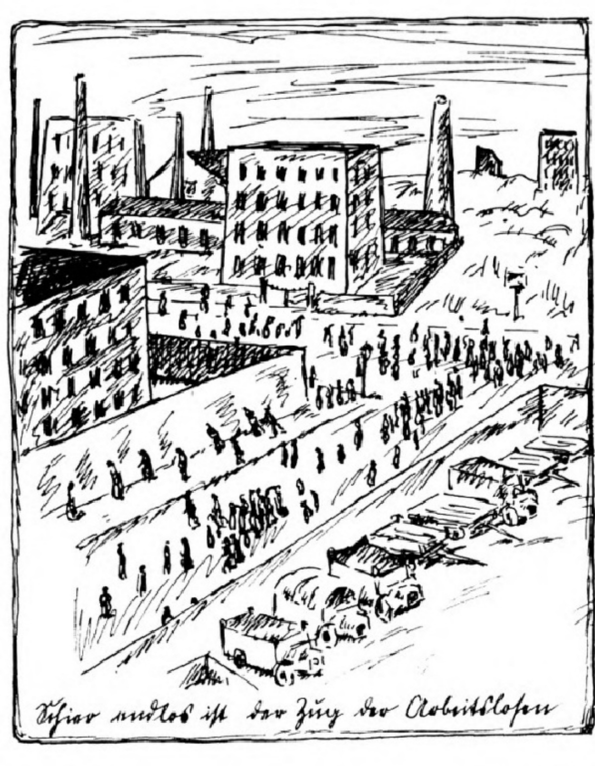
der Entlohnung./Von Max Cohen.



Trotz Wagenmangels stehen viele unbenutzt.

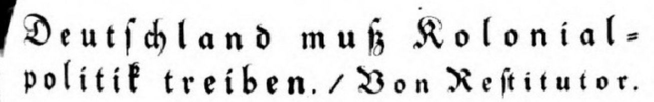
folgender Generationen. Wenn durch Zufallskonjunkturen oder durch den Druck der Arbeiter, wie er heute möglich ist, selbst für unqualifizierte Arbeit außergewöhnlich hohe Löhne gezahlt werden, so wird die Zahl der Arbeiter, die sich für die der deutschen Wirtschaft unentbehrlichen hochwertigen Arbeitsleistungen ausbilden läßt, ständig zurückgehen müssen; denn man kann ja, ohne etwas Richtiges gelernt zu haben, schnell und viel verdienen. Die Arbeiterschaft hat von den ins Ungemessene gestiegenen Löhnen keinen Nutzen, sie müssen wieder auf den Konsumenten abgewälzt werden, zu denen der Arbeiter ja auch gehört. Dazu kommen noch die Unterbindung der Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt und die damit im Zusammenhang stehende ungeheure Geldentwertung. Alles, was von draußen hereinkommt, muß immer teurer bezahlt werden. In der Heimat erhält man, auch für die erhöhten Löhne, immer weniger, das Ausland aber, das mit Arbeitsprodukten bezahlt werden muß, räumt dem Staat und Privaten keinen Kredit mehr ein.

Der Arbeiter, der nur auf die hohen Lohnsätze schaut, begeht, besonders in diesen Zeiten, einfach Selbstbetrug und trägt außerdem dazu bei, den volkswirtschaftlichen Organismus unseres Landes zu zerstören. Die deutschen Arbeiter müssen wieder über den Augenblick hinaus denken lernen. Wenn auch die Konsequenzen der jetzigen Riesenlöhne und der Arbeitsverweigerung nicht sofort jedem klar sind: er wird bald zu der Einsicht kommen, daß eine Fortsetzung der gegenwärtigen Methoden (in sozialisierten Betrieben wäre es ganz dasselbe) die Grundlagen der eigenen Existenz zerschlägt. Was sich in diesen Revolutionswochen abgespielt hat, wird, wenn es so weitergeht, mit einer vollständigen Zertrümmerung der deutschen Volkswirtschaft enden, nicht aber mit der Hebung der Produktion, die die Aufgabe der sozialistischen Arbeiterschaft wäre. Die deutschen Arbeiter müssen sich auf sich selbst besinnen. Sie, die die Träger der deutschen Zukunft sein wollen und sein sollen, sind im Begriff, ihr Totengräber zu werden und an sich selbst und dem deutschen Volke Selbstmord zu begehen, ganz abgesehen davon, daß sie politisch, ohne es zu wollen, zu Schrittmachern der Konterrevolution werden. –



Schier endlos ist der Zug der Arbeitslosen

Der deutsche Sozialismus hat sich oft als den Erben der klassischen deutschen Philosophie bezeichnet. Nun wohl, dann mögen die deutschen Arbeiter Fichtes Worte („Reden an die deutsche Nation", 1808) beachten: „Es hängt von Euch ab, ob Ihr das Ende sein wollt und die Letzten eines nichtachtungswürdigen und bei der Nachwelt gewiß sogar über die Gebühr verachteten Geschlechts, ... oder, ob Ihr der Anfang sein wollt und der Entwicklungspunkt einer neuen über alle Eure Vorstellungen herrlichen Zeit und diejenigen, von denen an die Nachkommenschaft die Jahre ihres Heils zähle."



Deutschland muß Kolonialpolitik treiben. / Von Restitutor.

Durch den fürchterlichen Zusammenbruch nach viereinhalb Kriegsjahren ist Deutschland ein armes Land geworden. Es wird jahrzehntelanger, angestrengtester Arbeit aller deutschen Menschen bedürfen, um die uns durch den Krieg aufgebürdeten Lasten abzutragen und dann allmählich wieder die Höhe allgemeinen Volkswohlstandes zu erklimmen. Die Einführung sozialistischer Arbeitsmethoden wird dazu unerläßlich sein. Und man darf wohl sagen, daß der Sozialismus keine Parteisache mehr, sondern eine Existenzfrage für das ganze Volk geworden ist. Rationellste, kräftesparende Wirtschaftsweise auf allen Gebieten; Aufhören des Kampfes aller gegen alle; wirklich planvolle Organisation der Arbeit und der deutschen Wirtschaft – – das wird der Leitgedanke sein müssen, mit dem Deutschland wieder an die Arbeit geht.

Werden Kolonien in dieser deutschen Volkswirtschaft überhaupt noch eine Bedeutung haben, oder hat das machtlos gewordene Reich keinerlei Interesse mehr an eigenem Kolonialbesitz? Die Frage der deutschen Kolonien ist gegenwärtig, infolge der Haltung der Entente (vor allem Großbritanniens), besonders aktuell, und die Notwendigkeit, Kolonialgebiet zurückzuerhalten, wird von den Angehörigen aller Berufe und Parteien betont, wenngleich auch Stimmen laut werden, die, bei der politischen Ohnmacht Deutschlands, Kolonialbesitz für überflüssig halten. Dieser letzteren resignierenden Auffassung muß entschieden widersprochen werden. Gewiß ist es ein Unterschied, ob ein starkes, unbesiegtes Deutschland über ein großes Kolonialreich verfügt hätte, oder ob einem aufs tiefste geschwächten und gedemütigten Deutschland ein beschränkter Kolonialbesitz durch Englands Gnaden zugesprochen wird. Aber die deutsche Wirtschaftskraft wird wiedererstarken. Seine Volksmassen werden wieder zur Arbeit zurückkehren, und die Erzeugnisse deutscher Arbeit werden wieder in aller Welt verlangt werden. Langsam, aber mit zwingender Notwendigkeit wird Deutschland seine weltwirtschaftliche Tätigkeit wiederaufnehmen oder Hunderttausende seiner besten Arbeitskräfte übers Meer schicken müssen. Das deutsche Volk wird sich, wie man zuversichtlich hoffen darf, für den ersten Weg entscheiden, und für die dann wiederkehrende Entwicklungsperiode sind eigene Kolonien zur Rohstoffbeschaffung und zum Ausgleich wirtschaftlicher Schwierigkeiten unentbehrlich.

Aber auch im Augenblick werden Kolonien von beträchtlichem Nutzen für uns sein können. Für die Höherentwicklung der Eingeborenenwirtschaft auch in den tropischen Kolonien ist die Mitarbeit der europäischen Völker in keinem Fall zu entbehren, und die bisherige deutsche kolonisatorische Tätigkeit darf sich, abgesehen von einigen Fehlern, die andere Völker nicht weniger begangen haben, ruhig sehen lassen. Es handelt sich ja hier nicht allein um den **bloßen Besitz** von Kolonien, sondern um die Übernahme einer Pflicht, durch eigene Mitarbeit die für unsere moderne Wirtschaft unentbehrlichen Rohstoffmengen zu vermehren. Und Deutschland wird auf lange hinaus fähiges Menschenmaterial genug haben, das es in seine Kolonien schicken kann. Gerade in seiner jetzigen Situation wird das schwere eigene Erlebnis das deutsche Volk um so eher dazu befähigen, die eingeborene Kolonialbevölkerung in richtiger, von Zwangsmaßnahmen und Gewaltanwendung freier Weise zu behandeln und sich dadurch die für eine ersprießliche Kolonialpolitik allein geeignete Basis zu schaffen. Denn es kann nicht oft genug betont werden: Ohne eine vernünftige, auf körperliche Gewohnheiten und seelische Bedürfnisse der Eingeborenen Rücksicht nehmende Kolonialpolitik ist an wirklichen und dauernden Erfolg nicht zu denken. Vielleicht sind wir in der Tat durch die schweren, tief ins deutsche Seelenleben eingedrungenen Erfahrungen und Folgen des großen Krieges mehr als früher in der Lage, die richtige Eingeborenenpolitik zu treiben. Wenn es dem deutschen Volk gelingt, in seiner künftigen Kolonialtätigkeit zu zeigen, daß es die eingeborene Bevölkerung als den wertvollsten und unentbehrlichsten Teil jeder Kolonisierungsarbeit erkannt hat, so werden die Kolonien nicht nur sehr viel weniger kostspielig sein als früher, sondern es wird auch **den** Teil der deutschen Sozialdemokraten, die heute noch abseits stehen, von der Notwendigkeit einer deutschen Kolonialzukunft überzeugen können.



Und die Zwangsarbeit nützt der Andre

Eugen Hamm.

Arbeiten die erste Vorbedingung der Sozialisierung

Von Theodor Leipart, Berlin

Die Zahl der Arbeitslosen ist, besonders in den Großstädten und in den Industrieorten, erschreckend groß geworden. Im Gegensatz zu früheren Zeiten ist der einzelne Arbeitslose mit seiner Familie heute nicht mehr dem direkten Hunger ausgesetzt, da die Revolution auch den Erfolg gebracht hat, daß jedem Arbeitslosen eine Unterstützung aus öffentlichen Mitteln zuteil wird. Hiermit ist eine alte Forderung der organisierten Arbeiterschaft in Erfüllung gegangen, die vom Bürgertum und von den alten Regierungen stets hart bekämpft und immer wieder abgelehnt worden war. Als einer der Gründe gegen die gesetzliche Einführung der Arbeitslosenunterstützung wurde oft angeführt, die Unterstützung sei eine „Prämie auf die Faulheit".

Diesen harten Vorwurf gegen die Arbeitslosen hört man auch heute, nachdem die von der Revolution eingesetzte Regierung die Arbeitslosenunterstützung durch Verordnung eingeführt hat, recht häufig aussprechen. Er ist in früheren Zeiten von der Arbeiterschaft immer mit Entrüstung zurückgewiesen worden und hat auch heute natürlich keine Berechtigung. Es wäre eine sehr oberflächliche und ungerechte Beurteilung, wollte man die Arbeitslosigkeit auf Faulheit zurückführen. Wohl kann man sagen, daß ein Rückgang der Arbeitslust eingetreten ist. Hierbei handelt es sich zum großen Teil um die natürliche Reaktion nach der Hochspannung, die während des Krieges nötig war, um den hohen Anforderungen der Kriegswirtschaft gerecht zu werden. Ohne Zweifel haben die Arbeiter, trotz der unzureichenden Ernährung, im Kriege Höchstleistungen verrichtet, die ihre Kraft fast erschöpft haben. Auch Maschinen und Werkzeuge mußten ebenso wie die Menschenkraft aufs äußerste ausgenutzt werden. Vor den Erfordernissen der Kriegführung hat jede andere Rücksicht zurücktreten müssen. So wurde zum Beispiel im Kohlenbergbau, nach Mitteilungen aus Bergarbeiterkreisen, die Arbeitsleistung noch dadurch gesteigert, daß vorzugsweise die stärksten Flöze ausgebeutet, die weniger ergiebigen schwächeren aber für spätere Zeit zurückgelassen wurden. Ähnliches ließe sich von anderen Industrien anführen, als Beweis dafür, daß ein vorübergehender Rückgang der Arbeitsleistung unvermeidlich war.

Es kommt außerdem hinzu, daß der Krieg in den Reihen der Arbeiterschaft eine große Erbitterung hinterlassen hat, und daß ein berechtigter Unmut über früher erlittenes Unrecht heute noch nachwirkt. Wie sich jede Schuld auf Erden rächt, so zeigen sich auch jetzt die Folgen der großen Fehler, deren sich die Unternehmer und die Regierungen in ihrem Verhalten gegenüber der Arbeiterbewegung die langen Jahre hindurch schuldig gemacht haben. Hätte man diese Fehler vermieden und die Arbeiter immer zu ihrem Rechte kommen lassen, so wäre der Bolschewismus für Deutschland wohl keine Gefahr geworden. Wenn jetzt die Revolution gleichzeitig zu einer großen Lohnbewegung geworden ist, so liegt hierfür sicherlich eine Reihe begreiflicher Ursachen vor.

Aber es kann trotz alledem auch kein Zweifel darüber obwalten, daß sowohl die Arbeitslosigkeit als auch die Streiks eine große Gefahr für unser Land und auch für die Revolution bedeuten. Die große Mehrheit der Arbeiterschaft, insbesondere der organisierten, ist sich hierüber auch durchaus klar. Die Mehrzahl der Arbeitslosen empfindet es als eine Entwürdigung, wochenlang die Unterstützung zu beziehen, ohne dafür etwas zu leisten. Die meisten würden ganz bestimmt lieber arbeiten, wenn die allgemeinen Verhältnisse hierfür günstiger wären. In Zeitungsnotizen wird häufig der Vorwurf gegen die Arbeitslosen erhoben, daß sie nicht zur Annahme von angebotenen Arbeitsstellen bereit wären. Da hat es geheißen, daß tausend Arbeitskräfte gesucht worden seien, aber nur ein Dutzend habe sich gemeldet. Bei einer Nachprüfung stellte sich jedoch heraus, daß in Wirklichkeit nur hundert verlangt waren und am Tage der Veröffentlichung jener Notiz überhaupt niemand mehr gebraucht wurde. In einem anderen Falle sollten angeblich in Grunewald vierhundert Arbeitsplätze vergeblich angeboten worden sein, als aber die Städtische Erwerbslosenfürsorge in Berlin eine Kommission zum Zwecke amtlicher Feststellung entsandte, erhielt diese den Bescheid, man möge ja nicht noch mehr Arbeitslose schicken. Hieraus geht hervor, daß solche Meldungen mit Vorsicht aufzunehmen sind, und daß es ungerecht wäre, gegen die Arbeitslosen-Unterstützungsempfänger, unter denen sich ja auch zahlreiche kleine Handwerker, Kaufleute und Angehörige der freien Berufe befinden, eine Voreingenommenheit zu erwecken. Die große Masse der Arbeitslosen verdient solche Vorwürfe nicht, und auch die jetzige Not ist durch Vorwürfe nicht zu beseitigen. Gewiß könnten viele Tausende in der Landwirtschaft untergebracht werden, aber die Überführung großstädtischer Industriearbeiter auf das flache Land ist ein schwieriges Problem, das die Arbeitslosen allein nicht lösen können, zumal ja bekannt ist, daß die Landwirte von den ihnen zugedachten Arbeitskräften aus den Städten selber nicht viel wissen wollen.

Aber trotz alledem muß zugegeben werden, daß die Arbeitslosigkeit den jetzigen Umfang nicht hätte annehmen brauchen. Von dem Rückgang der Arbeitslust haben wir schon gesprochen. Er hält ohne Zweifel auch manchen Arbeitslosen ab, eine angebotene Arbeitsstelle anzunehmen, ganz besonders dann, wenn ihre Annahme vielleicht mit Unbequemlichkeiten, zum Beispiel einem Wohnungswechsel, verbunden wäre, oder wenn die gebotenen Arbeitsbedingungen nicht recht befriedigen. Früher übte der Mangel an Existenzmitteln einen zumeist recht harten Zwang in dieser Hinsicht aus, der jetzt nach Einführung der Arbeitslosenunterstützung stark gemindert und zum Teil ganz beseitigt ist. An seine Stelle muß nunmehr bei jedem Arbeitslosen die Erkenntnis und das Bewußtsein treten, daß die Arbeit eine gesellschaftliche Notwendigkeit ist. In früheren Krisenzeiten haben die Arbeitslosendemonstrationen das „Recht auf Arbeit" als Forderung erhoben. Mit vollem Recht. „Wir wollen arbeiten und nicht auf Kosten anderer im Nichtstun verharren", so muß auch heute der Ruf der Arbeitslosen erschallen. Nicht nur im Interesse der Arbeitslosen allein, sondern noch viel mehr aus dem wichtigen Grunde, weil ohne Arbeit der Aufbau einer sozialistischen Wirtschaftsordnung, wie sie die Arbeiterschaft erstrebt, unmöglich ist.

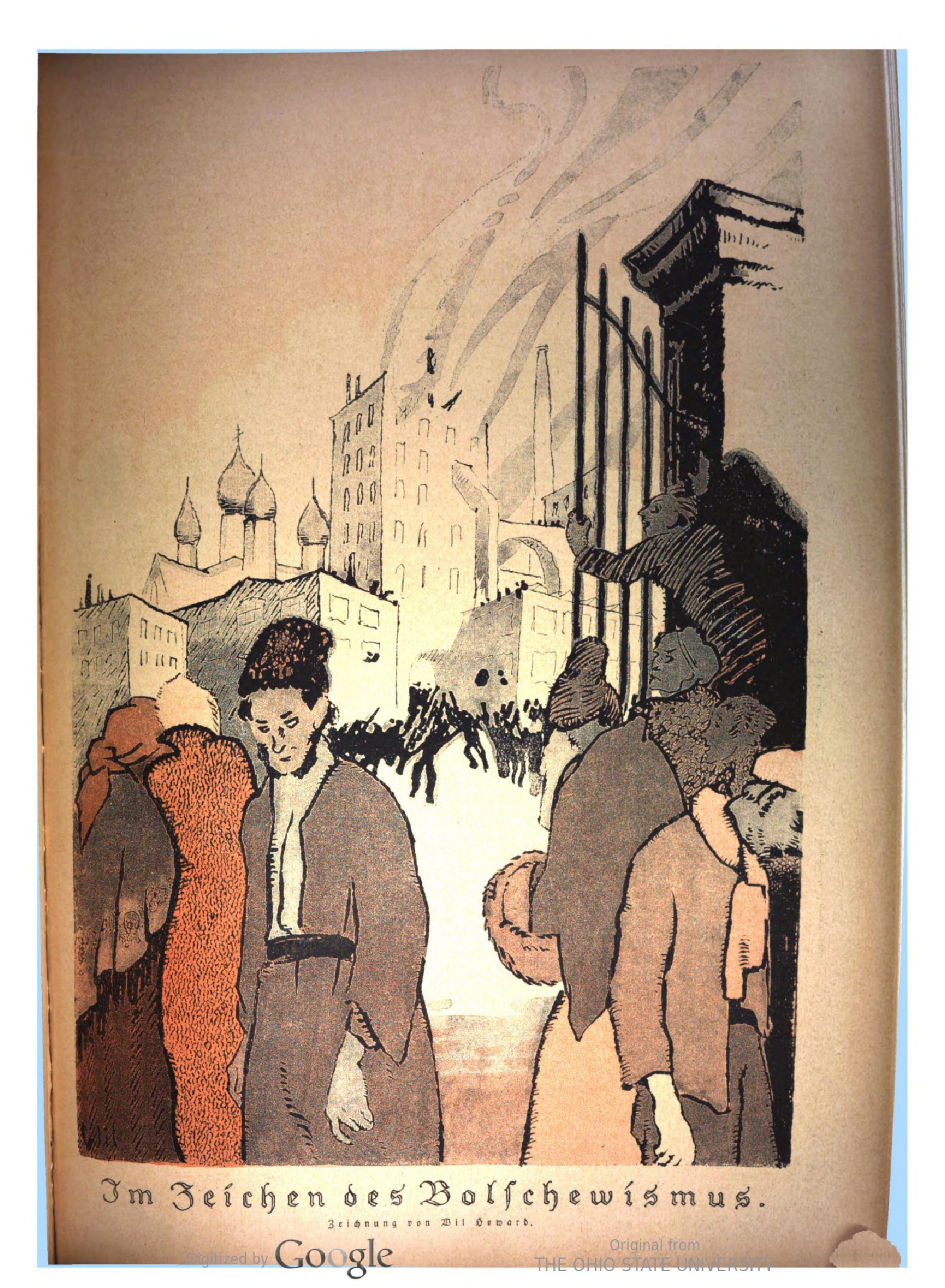
Mit den wilden Streiks verhält es sich ebenso. Die große Mehrheit der organisierten Arbeiter ist mit ihnen keineswegs einverstanden. Ihre Ursachen sind ohne Zweifel in erheblichem Maße auf den Ingrimm zurückzuführen, der sich infolge der Unfreiheit und Bedrückung in den vergangenen Zeiten in den Herzen der Arbeiter aufgespeichert hat. Dieser Ingrimm muß und wird sich hoffentlich legen. Denn er trifft jetzt ja weniger den Kapitalismus, das Unternehmertum, als vielmehr die Volksgesamtheit und unsere junge deutsche Republik. Die Hauptursache der Streiks in früherer Zeit, nämlich die Ausbeutung der Arbeiter durch das kapitalistische Unternehmertum, dürfte durch die Revolution wohl endgültig beseitigt sein. Auch wo es nicht zur Sozialisierung der Produktion kommt, werden die Arbeitsbedingungen durch kollektive Vereinbarungen mit den Gewerkschaften und durch Vermehrung des gesetzlichen Arbeiterschutzes so geregelt werden, daß für die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen kein Raum mehr bleibt. Jedenfalls steht dieses Ziel jetzt vor seiner Verwirklichung, und die deutsche Arbeiterschaft wird es sich hoffentlich nicht mehr streitig machen lassen.

Der Streik ist in jetziger Zeit kein brauchbares Mittel, zu diesem Ziel zu gelangen. So wie nach Karl Marx die Arbeit „die Quelle alles Reichtums" in der kapitalistischen Gesellschaft war, so ist die Arbeit auch die Grundlage für das Wohl des Volkes in der sozialistischen Gesellschaft. Nach dem Erfurter Programm der Sozialdemokratischen Partei soll die Sozialisierung „bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommnung werde". Sie soll die Befreiung nicht nur des Proletariats, sondern des gesamten Menschengeschlechts bedeuten. „Sie kann aber", sagt das Programm, „nur das Werk der Arbeiterklasse sein."

Den gleichen Sinn hat der Ausspruch Lassalles: „Die Arbeiter sind der Fels, auf dem die Kirche der Zukunft erbaut werden wird." Diese Zeit ist nun gekommen, in der die Arbeiterklasse ihr Werk verrichten muß. Mit Arbeitslosenunterstützung und mit planlosen Streiks kann und wird es ihr nicht gelingen. Es ist wohlüberlegt, wenn das sozialdemokratische Programm die wachsende Ertragsfähigkeit der Arbeit als Voraussetzung der höchsten Wohlfahrt hinstellt. Nicht durch Störung der Produktion kann die Sozialisierung herbeigeführt werden, sondern nur dadurch, daß die Produktion gefördert wird. Vielfach trifft man ganz unklare und falsche Auffassungen über den Begriff der Sozialisierung an. Es wäre keine Sozialisierung im Sinne des sozialdemokratischen Programms, wenn ein Fabrikant, wie es geschehen ist, seine Fabrik der von ihm beschäftigten Arbeiterschaft zur Verfügung stellt; oder wenn die Arbeiter einer Fabrik aus ihrer Mitte einen sogenannten Betriebsrat wählen mit der Aufgabe, fortab die Leitung des Betriebes entweder allein oder in Gemeinschaft mit der seitherigen Direktion zu übernehmen; oder wenn der Arbeiter- und Soldatenrat in einer Stadt gegen eine oder mehrere Fabriken eine solche Maßnahme trifft. Sozialisierung bedeutet nicht die Übernahme der Leitung der Produktion durch die Arbeiterschaft, insbesondere nicht durch die Arbeiterschaft des einzelnen Betriebes. Vielmehr ist unter Sozialisierung zu verstehen die Überführung der Produktionsmittel, also der Fabriken, Maschinen, Werkzeuge, Rohstoffe, in das Eigentum der ganzen Gesellschaft, d. h. des Staates, und die Leitung der Produktion durch den Staat, der natürlich der Volksstaat mit einer wahren Volksregierung an der Spitze sein soll. Durch die Sozialisierung soll das Privateigentum an Produktionsmitteln nicht geteilt, nicht zerrissen und nicht vernichtet, sondern nur, und zwar natürlich gegen Entschädigung der Besitzer, seines Charakters als Privateigentum entkleidet und in gesellschaftliches Eigentum übergeführt werden. Nicht nur die Arbeiter, sondern auch die Konsumenten, das ganze Volk soll Vorteil davon haben. Durch die Zusammenfassung der privaten Einzelbetriebe soll die Produktion gefördert, zur höchsten Entfaltung gesteigert, sollen unsere Wirtschaft und Kultur auf die denkbar höchste Stufe gehoben werden.

Dieses große Ziel zu erreichen, ist in der durch den Krieg herbeigeführten Notlage des deutschen Volkes furchtbar schwer geworden. Nur durch fleißige und angestrengte Arbeit aller arbeitsfähigen Männer und Frauen kann das Werk gelingen.

Zeichnung von Wil Howard.



Im Zeichen des Bolschewismus.

Zeichnung von Wil Howard.



Arbeiter geht auf's Land

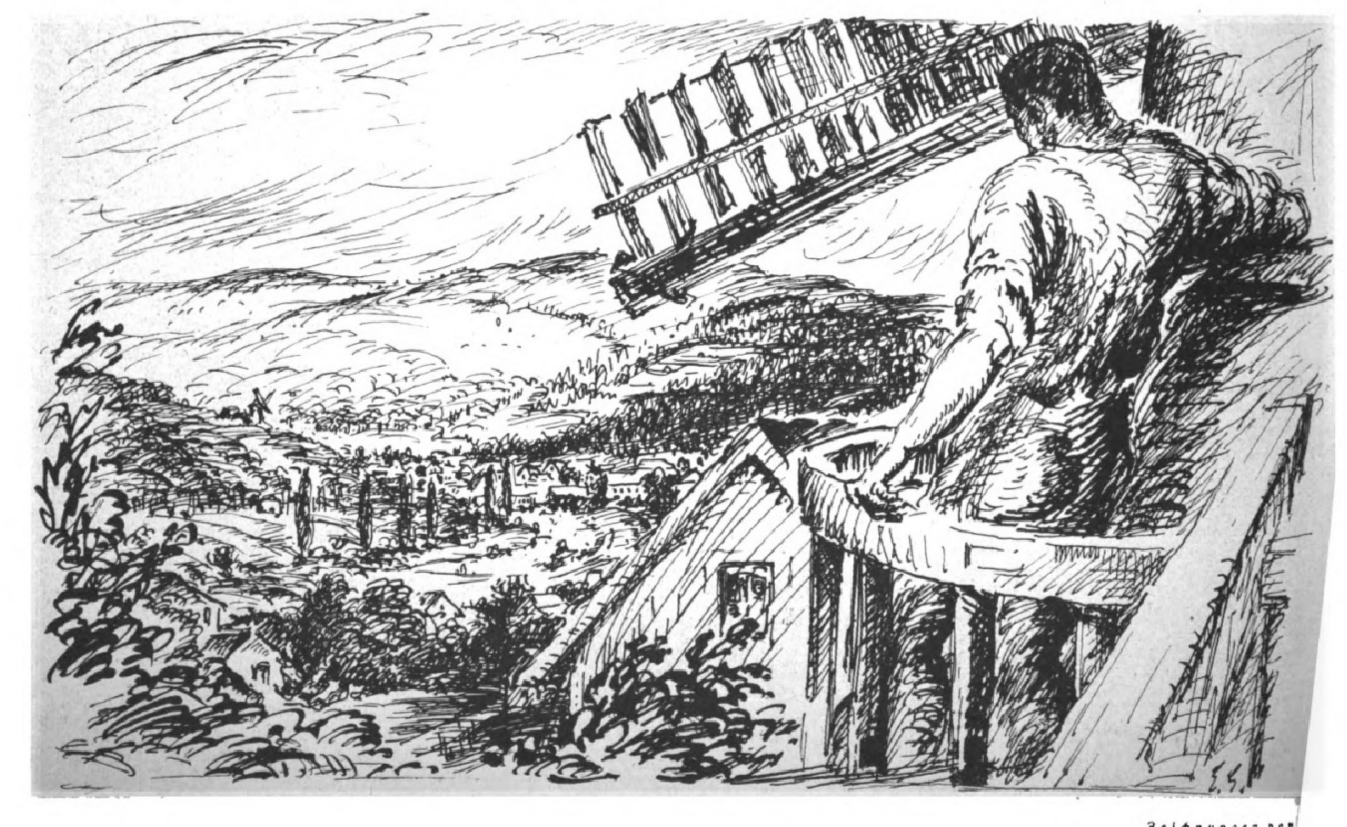
Von Franz Behrens



Industrie und städtisches Erwerbsleben haben nach dem Kriegsabbruch einen ungeheuren wirtschaftlichen Zusammenbruch erlitten, welcher viele Hunderttausende fleißiger Arbeitshände zur Untätigkeit verurteilt. Die Ursachen dieses Zusammenbruchs brauchen an dieser Stelle nicht untersucht zu werden. Nur so viel sei bemerkt, daß die unsinnig hohen Löhne, welche einzelne Industrie- und Verkehrsarbeitergruppen durch törichte Streiks durchgesetzt haben, ein schweres Hindernis sind, das industrielle Wirtschaftsleben wieder in Betrieb zu setzen und mit dem Ausland konkurrenzfähig zu machen. Die Not, die infolge der Arbeitslosigkeit den Arbeitern droht, wird vorläufig noch durch die Erwerbslosenunterstützung gemildert. Diese kann aber keine dauernde Einrichtung werden, d. h. sie kann dem Arbeitslosen nicht unbeschränkt dauernd gezahlt werden, wenn nicht der Staat dem völligen Bankerott verfallen soll und damit alles begraben wird. So wie die Dinge jetzt in der Industrie und in den Städten liegen, ist die Zeit nicht mehr fern, wo Hunderttausende städtischer Arbeiter arbeitslos ohne jedes Einkommen dastehen und weitere Hunderttausende, die sich momentan noch hoher Löhne bei kurzer Arbeitszeit erfreuen, in dieselbe gräßliche Lage kommen. Eine weitere unabwendbare Folge wird für die großstädtischen Arbeiter und deren Familien eine große Nahrungsmittelknappheit sein. Wer mit seiner Familie diesen Nöten entgehen will, der gehe bald aufs Land! Dort ist Arbeit, dort ist Brot.

Die Land- und Forstwirtschaft ist so ziemlich der einzige Erwerbszweig, in dem nicht nur keine Arbeitslosigkeit herrscht, sondern der vielmehr einen erheblichen Mangel an Arbeitskräften aufweist. Dieser Mangel wird sich von Monat zu Monat, je näher wir dem Sommer kommen, noch erheblich steigern. Die Landwirtschaft hatte von jeher einen starken Mangel an Arbeitskräften. Um diesen einigermaßen auszugleichen, hat sie in der Zeit vor dem Kriege ihre maschinellen Hilfsmittel außerordentlich vervollkommnet, die Frauen und Kinder in hohem Maße zur Arbeit herangezogen und außerdem noch – im Jahre 1913 sogar schon 397000 – ausländische Arbeiter beschäftigt. Durch den Krieg sind nun der Landwirtschaft Maschinen und Zugtiere in störendem Maße entzogen, deren Arbeitsleistung durch menschliche Arbeit ausgeglichen werden muß. Die Ausländer sind in ihre Heimat zurückgekehrt und werden in absehbarer Zeit nicht wiederkehren. Dazu kommt, daß der Krieg durch Tod und Kriegsbeschädigung der Landwirtschaft ein bis anderthalb Millionen Arbeitskräfte entzogen hat, so daß, je näher die Bestellzeit und die Erntezeit rücken, in der Landwirtschaft ein sehr empfindlicher Mangel an Arbeitskräften, ständigen und nichtständigen, eintritt. Soll nicht die Volksernährung Schaden leiden, so müssen diese fehlenden Arbeitskräfte ersetzt werden. Also, für rund zwei Millionen Arbeiter ist Arbeitsgelegenheit in der Landwirtschaft. Die Landwirtschaft kann sich während der Wintermonate mit den vorhandenen Arbeitern behelfen, während der übrigen Jahreszeiten nicht. Sie ist jedoch in der Lage, schon jetzt Hunderttausende mehr zu beschäftigen. Sie kann diese Zahl jedoch, um vielen städtischen Arbeitslosen lohnende Arbeit und Verdienst zu bieten, ganz außerordentlich steigern, durch umfangreiche Moor-Heide-Meliorationen und durch Ausführung von Wegebauten usw. Die Forstwirtschaft bedarf jetzt in der Winterzeit vieler zehntausender Arbeiter beim Holzschlag usw. Das Land bietet also Arbeit in Hülle und Fülle, sowohl solchen Arbeitern, welche vorübergehend, um der beruflichen Arbeitslosigkeit zu entgehen, Notstandsarbeit suchen, als vor allem auch solchen Arbeitern, welche sich dauernd der Landarbeit als Beruf widmen wollen.

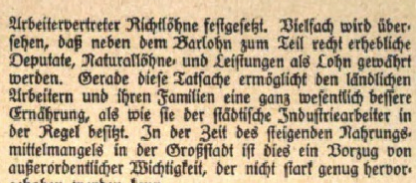
Einer leider weitverbreiteten Auffassung, daß die soziale und wirtschaftliche Lage der Land- und Forstarbeiter unbefriedigend und nicht zu bessern sei, muß ernsthaft entgegengetreten werden. Die ländlichen Arbeiter besitzen das Vereinigungsrecht so gut wie die Industriearbeiter. Das beweisen die bestehenden erfolgreich wirkenden gewerkschaftlichen Verbände der Land-, Forst- und Weinbergsarbeiter. Ihr Arbeitsrecht regelt zur Zeit das Bürgerliche Gesetzbuch, ergänzt durch die von den landwirtschaftlichen Arbeiter- und Arbeitgeberverbänden gemeinsam entworfene, jetzt verordnete „Vorläufige Landarbeitsordnung“. Die Zahl der Tarifverträge in der Landwirtschaft vergrößert sich von Tag zu Tag. Für die landwirtschaftlichen Arbeiter gilt die Verordnung über Tarifverträge, Arbeiter- und Angestelltenausschüsse und Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten so gut wie in den anderen Erwerbszweigen. Die Reichsversicherungsordnung behandelt zwar die Landarbeiter in einigen Punkten ungünstiger als die gewerblichen Arbeiter. Soweit hierbei die materielle Seite in Frage kommt, muß jedoch darauf aufmerksam gemacht werden, daß dies in der nächsten Zeit praktisch um so weniger in die Erscheinung treten und dem Arbeiter fühlbar werden wird, als in der Industrie bei dem wirtschaftlichen Zusammenbruch und dem folgenden unabwendbaren Lohnsturz die Leistungsfähigkeit der Ortskrankenkassen sehr



Zeichnungen von







leiden wird. Im übrigen wird es eine der nächsten Aufgaben der Gesetzgebung nach der Wiederherstellung gesetzlicher Zustände im Vaterland sein, die rechtlichen und materiellen Mängel der Bestimmungen der RVO. über die Landkrankenkassen und landwirtschaftlichen Unfallversicherungen zu beseitigen.

Die Volksbeauftragten haben zwar verordnet, daß der Achtstundentag für die Land- und Forstwirtschaft nicht gilt. Das braucht jedoch nicht zur Folge zu haben, daß für ländliche Notstandsarbeiten, wie Meliorationen, Wegebauten, Holzschlag usw., täglich länger als acht Stunden gearbeitet werden muß. Die Forstarbeit im Winter währt aus natürlichen Gründen, weil es nicht länger Tag ist, nicht länger als acht Stunden. Durch die „Vorläufige Landarbeitsordnung" haben die Organisationen der Landwirtschaft und die Landarbeiter-Gewerkschaften die Arbeitszeit in der Landwirtschaft für vier Monate auf acht Stunden, für vier Monate auf zehn Stunden und für vier Monate (Erntezeit) auf elf Stunden festgesetzt. Überstunden, Sonn- und Feiertagsarbeit soll besonders und mit Aufschlag vergütet werden. Diese Regelung ist angemessen und befriedigend; jedenfalls angenehmer und gesünder als acht Stunden Arbeit im Bergwerk, vor dem Hochofen oder im staubigen und dumpfen Fabriksaal. Durch die Landarbeitsordnung ist ein angemessener Frauen- und Arbeiterschutz geschaffen worden, der jedenfalls nicht schlechter ist als der Arbeiterschutz in industriellen Betrieben.

Die Löhne in der Land- und Forstwirtschaft sind erheblich gestiegen oder im Steigen begriffen, sofern es die Arbeiter verlangen. In allen Bezirken werden von den landwirtschaftlichen Körperschaften unter Mitwirkung der Arbeitervertreter Richtlöhne festgesetzt. Vielfach wird übersehen, daß neben dem Barlohn zum Teil recht erhebliche Deputate, Naturallöhne- und Leistungen als Lohn gewährt werden. Gerade diese Tatsache ermöglicht den ländlichen Arbeitern und ihren Familien eine ganz wesentlich bessere Ernährung, als wie sie der städtische Industriearbeiter in der Regel besitzt. In der Zeit des steigenden Nahrungsmittelmangels in der Großstadt ist dies ein Vorzug von außerordentlicher Wichtigkeit, der nicht stark genug hervorgehoben werden kann.

Wo die Arbeitsbedingungen, die Behandlung und Entlohnung der ländlichen Arbeiter unbefriedigend sind, trifft daran die dort beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen in erster Linie die Schuld selbst, weil sie sich von der gewerkschaftlichen Organisation fernhalten und somit ihre Lage dem verbessernden Einflusse der Organisation entziehen. Solchen Leuten ist eben nicht zu helfen. Niemand, auch der ländliche Arbeiter nicht, kann verlangen, daß ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Jeder muß sich um seine Angelegenheiten selbst kümmern. Er muß sich seiner Gewerkschaft anschließen, dann wird sich seine Lage bald bessern. Die Freiheit, davon Gebrauch zu machen, hat jeder ländliche Arbeiter.

Ein wichtiger Punkt ist die Wohnungsfrage. Die neueren Arbeiterwohnungen sind meist durchaus befriedigend. Die älteren weisen vielfach große Mängel auf. Diese Mängel können oft nicht sofort abgestellt werden, weil meist Neubauten erforderlich sind, und dazu fehlt's zur Zeit vielfach an Baumaterial. Es werden jedoch auf dem Lande große Anstrengungen gemacht, um diese Hindernisse zu überwinden. Und sie müssen überwunden werden, damit den Arbeitern, die auf dem Lande tätig sind oder dort Arbeit nehmen, gute, gesundheitlich und sittlich einwandfreie Unterkunft geboten wird.

Alles in allem genommen ist die Landarbeit weit besser als ihr Ruf. Die Landarbeit setzt Fachkenntnis und Berufsfertigkeit voraus. Landarbeiter sind angelernte Facharbeiter. Sie arbeiten mit lebendem Material, Pflanzen und Tieren. Berufsfreudigkeit und Liebe zur Natur muß der Landarbeiter besitzen, will er sich ganz in seinen Beruf vertiefen und ihn recht ausüben. Der Landarbeiter ist nicht Knecht, sondern Herr der Maschinen, mit denen er seine Arbeit verrichtet. Ihm muß sein Arbeitgeber große Werte anvertrauen, z. B. das Gespann Pferde, beim Säen usw. Wer also die Landarbeit mißachtet, der kennt sie nicht.

Am besten kehren die Arbeiter der Großstädte aufs Land zurück, die vom Lande stammen, weil sie die erforderlichen Fachkenntnisse besitzen oder sich schnell wiederaneignen können. Wer aber diese Voraussetzung nicht hat, aber Liebe zur Natur, zur Tier- und Pflanzenwelt und Verständnis für die Schönheiten des Landes besitzt, der gehe getrost aufs Land zur ländlichen Arbeit. Er wird sich bald einarbeiten und innere Befriedigung finden. Wer seinen Kindern gesunde Lebensluft und Entwicklungsmöglichkeiten bieten will, seine Familie gegen Nahrungsmittelnot und Entbehrung, sich selbst gegen Untätigkeit und Arbeitslosigkeit und Sorgen schützen will, der gehe aufs Land und widme sich der Landarbeit. Jetzt ist's Zeit, das Land ruft, die Land- und Forstwirtschaft verlangt nach Arbeitskräften wie nie zuvor. Dort ist Verdienst und Brot. Arbeiter geht aufs Land!

Franz Behrens, Vorsitz. d. Zentralverb. d. Forst-, Land- u. Weinbergsarb. Deutschl., Mitglied der Nationalversammlung.





Die Stellung der Frau im deutschen Wirtschaftsleben

von

ELSE LÜDERS BERLIN-SCHÖNEBERG

Bereits vor dem Kriege hatte die Frauenarbeit einen breiten Platz in der deutschen Volkswirtschaft eingenommen. Die letzte feste, zahlenmäßige Grundlage, die Berufszählung vom Jahre 1907, wies 9,4 Millionen erwerbstätiger Frauen auf, darunter als Hauptposten 4,5 Millionen in der Landwirtschaft, 2,1 Millionen in der Industrie. Wir hatten, von geringen Schwankungen abgesehen, Zeiten günstiger Konjunktur; unser Wirtschaftsleben stand in voller Blüte. Die Arbeit der männlichen Bevölkerung allein hätte gar nicht ausgereicht, die geforderte Arbeitsleistung zu bewältigen, sondern die Frauenarbeit war zu einem dringend notwendigen Faktor des Wirtschaftslebens geworden. Fand auch vorübergehend in einzelnen Berufen eine Überfüllung und dadurch ein scharfer Konkurrenzkampf zwischen Männer- und Frauenarbeit statt – vor allem im Handel, aber auch im Schulfach – so hätte man andererseits in anderen Berufen – vor allem in der Landwirtschaft und in häuslichen Berufen – noch sehr viel mehr Frauen beschäftigen können.

Der Krieg hat die Entwicklung unseres blühenden, aufsteigenden Wirtschaftslebens grausam durchbrochen. Unter der Arbeitslosigkeit, die bei Kriegsbeginn in jäher Panik über uns hereinbrach, hatten gerade die Frauen schwer zu leiden. Erst als mit dem siegreichen Vordringen unserer Heere in Ost und West eine Beruhigung des Wirtschaftslebens einsetzte, ließ auch die Arbeitslosigkeit unter den Frauen wieder nach. Und dann kam allmählich der große Umschwung: die völlige Umstellung unserer Friedenswirtschaft auf die Kriegswirtschaft und damit verbunden der immer größere Ersatz der zum Heeresdienst eingezogenen männlichen Arbeitskräfte durch Frauen. In einem vorher nie für möglich gehaltenen Maße haben Frauen zur Aufrechterhaltung des Wirtschaftslebens beigetragen. Sie mußten Arbeiten übernehmen, die früher nur von starken, kräftigen Männern geleistet worden waren; sie mußten nach kurzer Anlernung Arbeitsgebiete ausfüllen, die vorher nur dem hochgelernten Qualitätsarbeiter zugänglich gewesen waren. Besonders stark war dieses Eindringen der Frauenarbeit in ursprünglich männliche Arbeitsgebiete in der Munitionsindustrie, ferner im Handel und Verkehrswesen. Aber auch in allen anderen Berufszweigen findet sich ein starkes Anwachsen der Frauenarbeit während des Krieges, ganz zu schweigen von den zahlreichen Fällen, wo die Frau des Landwirts, des Gewerbetreibenden, des Handwerkers die Arbeit des eingezogenen Ehemannes mit auf ihre Schultern nahm, um der Familie die Existenz zu retten. Aber alle, die sich mit volkswirtschaftlichen und volkshygienischen Fragen beschäftigen, waren sich völlig klar darüber, daß diese überstark angespannte Frauenarbeit ein ungesunder, anormaler Zustand war. Es waren von den verschiedensten Stellen bereits Pläne ausgearbeitet, wie diese Frauenarbeit in der Übergangswirtschaft wieder auf einen normalen Zustand zurückzuführen sei.

Der Ausgang des Krieges ist leider Gottes anders gekommen, als es die überwiegende Mehrzahl des deutschen Volkes erhoffte und ersehnte, und namentlich haben die unmenschlich harten Waffenstillstandsbedingungen alle vorherigen Pläne für eine sorgsame Demobilmachung und eine zweckmäßige Überleitung der Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft über den Haufen geworfen. Unter den Krisen und Wirren der schnellen Demobilmachung und der bolschewistischen Unruhen leidet die Frauenarbeit ebenso stark wie die Männerarbeit. Auch unter den Frauen herrscht wieder starke Arbeitslosigkeit, ähnlich wie sie sie beim Kriegsbeginn betroffen.

Das schöne Wort: „Nur die Arbeit kann uns retten!" hat auch für die Stellung der Frau im Wirtschaftsleben die größte Bedeutung. Gelingt es, unser Wirtschaftsleben wieder in Gang zu bringen, so werden auch die Frauenkräfte in steigendem Maße wieder Verwendung finden – zwar nicht in dem überstarken Maße der Kriegswirtschaft, da namentlich die Frauen, deren Ernährer glücklich wieder heimgekehrt ist, aus dem Erwerbsleben zurücktreten könnten und sollten, aber doch in einem Maße, das den Alleinstehenden oder den Frauen, die für sich und Angehörige zu sorgen haben, das tägliche Brot durch ehrliche Arbeit sichert. Wird aber unsere Industrie durch bolschewistische Umtriebe dem Niedergange zugetrieben, so leidet darunter auch die Stellung der Frau im Wirtschaftsleben. Es ist daher für die Frauenarbeit dringend nötig, daß ausreichend Kohle gefördert wird, und daß wir genügend Rohstoffe hereinbekommen, um für uns und den Außenhandel überhaupt produzieren zu können. Aber es kommt für die Zukunft nicht nur darauf an, unsere Industrie und unsern Handel wieder zu heben, sondern vor allem muß auch die **Landwirtschaft** auf alle Weise gefördert werden, die uns in der Ernährung unabhängiger vom Ausland machen soll. Hier ist für die Frauenarbeit noch ein großes Betätigungsfeld. Allerdings kommt sehr viel darauf an, durch geeignete landwirtschaftliche Schulen die Frauen für alle Zweige landwirtschaftlicher Betätigung möglichst tüchtig zu machen und durch ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege unserm Volke, Männern und Frauen, das Landleben wieder wert zu machen.

Auch auf die Bestrebungen, die Industrie mehr auf das Land zu verlegen, sowie auf die Bestrebungen auf Schaffung von Gartenstädten im Umkreis der Großstädte und Industriezentren sei in diesem Zusammenhang hingewiesen. So manche Ehefrau eines Industriearbeiters, die jetzt auf Nebenerwerb in schlecht bezahlter Heimarbeit angewiesen ist, kann dann durch **Gartenbau** und **Kleintierzucht** die Ernährung ihrer Familie verbessern und darüberhinaus auch die Früchte ihres Fleißes verkaufen. Sie leistet damit wertvolle produktive Arbeit und bleibt trotzdem dem Hause als Frau und Mutter erhalten.

Für die künftige Stellung der Frau im Wirtschaftsleben müssen wir im Interesse der deutschen Volkswirtschaft, zugleich aber auch im Interesse einer gesunden Bevölkerungspolitik folgendem Ideal zustreben: 1. Ausschaltung der Frauen von allen Arbeitsverrichtungen, die gesundheitsschädigend auf ihre mütterlichen Funktionen wirken, z. B. die Verarbeitung giftiger Stoffe, ferner körperlich überanstrengende Verrichtungen. 2. Abgesehen von diesen Arbeitsverboten aus bevölkerungspolitischen Gründen grundsätzliche Freigabe **aller** Berufe und **aller** Ausbildungsmöglichkeiten. 3. Möglichst planvolle Arbeitsteilung zwischen Männer- und Frauenarbeit, um **jede** Arbeitskraft möglichst nutzbringend ihrer besonderen Begabung nach für die deutsche Volkswirtschaft zu verwerten.

Kommt unser Wirtschaftsleben nur überhaupt wieder in Gang, so wird es auch wieder für Männer- und Frauenarbeit Platz haben. Wünschenswert wäre allerdings eine Arbeitsteilung, die der Eigenart der Frau Rechnung trägt. Daher sollten durch Berufsberatung und Ausbildungsmöglichkeiten die Frauen besonders auf folgende Arbeitszweige hingelenkt werden: alle Berufe, die sich mit erziehlichen Aufgaben beschäftigen; soziale und pflegerische Berufe; häusliche Berufe; Landwirtschaft und Gartenbau; in Handel, Industrie und Handwerk erscheinen alle diejenigen Verrichtungen besonders für Frauen geeignet, die Geduld, Sorgfalt und geschickte Finger erfordern.

Aus der schweren wirtschaftlichen Not, in der wir uns infolge des unglückseligen Ausganges des Krieges befinden, kann uns nur Arbeit und Sparsamkeit wieder emporführen. Wir müssen vor allen Dingen wieder ein **sittlich starkes Volk** werden, dann werden sich auch **Pflichttreue** und **Sparsamkeit** wiedereinstellen, die jetzt namentlich in manchen Schichten der Großstadt ganz ausgelöscht zu sein scheinen. Die deutschen Frauen haben im harten Heimatdienst der vier Kriegsjahre viel Pflichttreue geübt, und durch alle Ernährungs- und Rohstoffschwierigkeiten sind sie stärker als je zuvor an Sparsamkeit gewöhnt worden. Hoffentlich tragen sie diese beiden Eigenschaften nun wieder hinein sowohl in das Familienleben, in das Berufsleben als auch durch ihr Frauenstimmrecht in das öffentliche Leben. Dann tragen sie damit am allerstärksten bei zur Rettung des Vaterlandes, dann sichern sie sich damit auch selbst eine auskömmliche Stellung im Wirtschaftsleben.

Zeichnung von Hans Alexander Müller.

Richard Kobler und seine Rede

von

Hanns Johst

Ich schreibe diese Geschichte nicht nieder, weil sie schön ist. – Es geht in unserer Zeit nicht mehr um die Schönheit. – Ich schreibe diese Geschichte nieder, weil sie wahr ist. – Und in unserer Zeit ist nur die Wahrheit wert, daß man sie weitergibt.

Wir beide stammen vom gleichen Dorf aus dem Sächsischen an der Altenburger Grenze. Sein Großvater hieß Adam Kobler, und als er über siebzig Jahre alt war, richtete er nur noch den Pfarrhausgarten. Es war im Frühjahr und der Garten nicht gerecht und gerichtet, als Adam Kobler nicht mehr aus dem Bette kam. Man sprach über ihn vom Sterben. Er aber sagte: „Wer soll den Garten richten?" – Dazu setzte er sich auf und sah die groß an, die ihm vom Tode sprachen. – Ein solch persönliches Verhältnis zur Arbeit hatte der alte Adam. Er ist aber in jenem Frühjahr dennoch geblieben. – Als wir Schulkinder ihn auf die bucklige Wiese – so heißt in unserer Heimat der Gottesacker – hinaufsangen, trug sein Enkel Richard das schwarze Grabkreuz. Der Pfarrer war sechsundachtzig Jahre alt, ich weiß es noch wie heute; er stützte sich auf die Mutter Kobler, die auch nicht mehr die Jüngste war, und er sprach seine Leichenrede leise und von Atemnot gewürgt. Eine freche Amsel mit runden Augen und primelgelbem Schnabel wollte sich auf den hageren Kruzifixus setzen, den Richard mucksmäuschenstill hielt. Aber seine Schwester Martha hatte den Schnupfen und nieste. Die Amsel flog weg, und Richard und wir alle wurden mit einem Male sehr traurig. – Richards Vater hatte einen breiten, schwarzen Rock an, er war uns Dorfkindern fremd. – Er war in der Stadt drinnen auf Arbeit, und nur seine Kinder lebten bei den Großeltern. Dann ist Richard Kobler weggekommen von uns. Seine Eltern nahmen ihn mit sich fort.



Der Zufall warf uns 1915 in dasselbe Landsturmbataillon. Eines guten Abends schliefen wir nebeneinander in der Klappe. Wir hatten uns viele Jahre über vergessen, am selben Tage auch im Gedränge der vielen Leute nicht gesehen. Jetzt saßen wir auf dem Bettrand uns gegenüber. Das Einschlafen fiel uns schwer, weil er, wie er sagte, gewohnt war, daß sein Junge ihm am Abend die Latschen brachte, die seine Frau gestrickt. Die andern geboten Ruhe, so sprach er mit einer Stimme, die leise sein wollte und doch immer in einzelne, laute Worte zerbrach, weil sie des Flüsterns ungewohnt war. – Er war beim Tiefbauamt Werkmeister geworden, und man hatte ihn trotz seiner zwei Brüche eingezogen. Über die Amsel beim Begräbnis vom Großvater Adam schliefen wir damals endlich nebeneinander ein. Am nächsten Morgen standen wir uns hinter braunen Holzkübeln beim Waschen gegenüber. Wir hatten die Hemden über die Hosen herabgeworfen und schütteten uns mit klammen Händen das gefrorene Wasser ins verschlafene Gesicht. Er war breit und wuchtig gebaut. Er lachte mir gutmütig zu, er sah und wußte, daß ich in meinem Leben zum erstenmal so früh und so ohne Umstände am Aufstehen war. Auf seiner linken Achsel war eine gewundene Fleischnaht. Wildes Fleisch gab der früheren Wunde ein gefährliches Gesicht. Er sagte mir später, er hätte den Stich bei einer Schlägerei um einen Streik gefaßt. Er war Sozialdemokrat und haßte alle Streikbrecher. Während unserer Ausbildung waren die Vorgesetzten noch scharf auf Rote. Richard machte kein Hehl aus seiner Überzeugung, und er hätte Anlaß über Anlaß zur Verbitterung gehabt – doch er blieb gerecht. Er war der Stubenälteste, und wir hingen alle an ihm.

Der Krieg warf uns wieder auseinander. Ein Kamerad von damals erzählte mir von ihm dann dies: Nach siebzigstündigem Trommelfeuer in der Champagne waren sie aus den Unterständen gekrochen, weil die Franzosen kamen. Man hatte aufgeatmet und aus der Flinte geblasen, was der Atem hergab. Ein Schnüffel von Leutnant hat mit seinem Zeiß gesehen, daß der Feind links durch war und nun von der Flanke her den Graben aufrollte. Auch rechts war die Linie eingebeult. Selbst hoffnungslos, hatte er es den Leuten gesagt. Einige





verbrannten, seltsam gefaßt, ihr Schriftliches, wie es die Vorschrift bei der Gefangennahme befiehlt. Andere koppelten die Patronentasche und das Seitengewehr ab, um sich zur Übergabe fertig zu machen. – Richard Kobler hatte ruhig weitergeschossen. Er hatte sein Maschinengewehr nach links hinüber in Stellung gebracht und hielt tatsächlich den Feind in Schach. Einer genierte sich vor dem anderen, und allmählich lagen wieder alle hinter ihrem Feuer. Später war Reserve eingerückt, und im Quartier hatte der Leutnant das E. K. I bekommen. Alle Kameraden waren verbittert wegen dieser Gemeinheit. Nur unser Richard Kobler hatte gelacht und gesagt: „Wir alle tragen ja denselben Stoff, ob es nun auf dem Meter hüben oder drüben hängt, dafür kann ich mir keinen Streuselkuchen kaufen". Er wurde im Laufe der Jahre zweimal verwundet. Er bekam das Eiserne Kreuz Zweiter Klasse und Rheumatismus, die Gefreitenknöpfe, und damit war es aus. Er war in seinen Personalien ja als Roter gebucht.

Und nun komme ich zu dem, wovon ich im Grunde berichten will: zu dem Heldentum des Richard Kobler. Denn es ist ja einfach, es ist ja nur menschlich: schlecht behandelt zu werden und dann eine Revolution zu machen. Man konnte es sich an den Fingern abzählen, daß es so kommen mußte, daß die Millionen Namenloser die zehntausend Namen ihrer Führer zerschlagen mußten wie Druck und Dreck. Während aber die Führer – die bei der Probe aufs Exempel sich hätten erweisen müssen – wie Schlappschwänze von ihrem Martyrium desertierten, sind aus der Flut der Namenlosen Kerls ans Licht geworfen worden, die wie trotzige Ufer sich dem Übermut der neuen Freiheit entgegenpreßten. – Das aber sind die Helden jeder Zeit, die ihrer Zeit Muß und Maß erkennen. Das sind die wahren Helden, die über ihr eigenes Leben und Wohlergehen das Gewissen für diese Forderung lebendig bewahren.

Es war eine Versammlung der Unabhängigen. – Viele Arbeitslose und Kommunisten darunter. Radikale Matrosen und Soldaten, schwere Jungens mit ihren Menschern fehlten nicht. Ein paar Studenten mit flackernden Augen warfen von Tisch zu Tisch Schlagwörter und Einwürfe. Ein Mann hatte gesprochen, rechthaberisch und fanatisch, verwirrt von der flammenden Romantik dieser chaotischen Zeit. Der Beifall steigerte seine Stimme. Seine Gesinnung wurde immer heißer und röter. Der Beifall zerriß den Saal in jauchzende Fetzen, als er den Streik forderte, damit die gemäßigtere sozialistische Regierung gestürzt werde und endlich aus dem Nichts heraus die neue Welt vollenden könne.

Wer trat nach ihm zum Pult? Richard Kobler. Er ging am Stock. Sein Gesicht war gealtert. Männlich, knochig hart und unsagbar ernst seine Züge. Er stand im flatternden Gaslicht wie ein jüngerer Bruder des Paulus, so wie Dürer ihn, auf das Schwert des Glaubens gestützt, sachlich und steil, der Bauernrevolte seiner Zeit gegenübergestellt hat. Was er sagte? Es sind ein paar Tage vergangen, aber seine Worte sind in mir wach geblieben, und ich will sehen, daß ich sie getreu hierhersetze. Ich fühle die volle Verantwortung, die ich trage, wenn ich es niederschreibe. Ein Evangelist soll seinen Meister nicht zu Tode schwätzen, sondern ihm nur mit zu dem Leben verhelfen, um das jener wirbt. – So also hat er gesagt:

„Soldaten! Schon muß ich absetzen! Auch ich war Soldat. Ich weiß, daß jeder, der entlassen werden will, heute leicht das erreichen kann, was wir vier ewige Jahre lang forderten. Kein Mensch braucht heute mehr Soldat zu sein. Also kann ich mir die Anrede Soldaten sparen; es geht heute nicht mehr um sie. Es geht um ein anderes Heute – als vor acht Wochen! – Arbeiter! Und wieder setze ich ab – ist der, der die Arbeit aus den Händen legt, noch Arbeiter? Ist der König, der mit einem Handköfferchen über die Grenze flieht, noch König? Genossen! Wir verachten die Stände der Adeligen und Bürger. Wir haben unseren Stand an ihrer Stelle zur Herrschaft gebracht. Statt nun aber mit ganzer Kraft mit unserer neuen Überzeugung zu schaffen, zu arbeiten: ist unsere erste Forderung keine sittliche Tat gewesen, sondern nichts anderes als eine bürgerliche Gewohnheit. Wir haben die Macht sofort benutzt, nur um unsere Lohnbewegungen ans Ziel zu führen. Auf demselben Wege hat sich die alte Herrschaft zu Tode gewirtschaftet, das bedenkt! Freiheit ist nicht Trägheit! Wir verachten den Adel und die Bürger, weil wir ihre Ideale verachten. Wir dürfen uns nur selbst achten, solange wir unseren Stand achten! Unser Stand aber und sein Ideal ist die Arbeit. – Es geht heute nicht darum, daß sich Meier und Lehmann wohl fühlen an Stelle von Müller und Schulze. Es geht darum, daß durch uns das deutsche Volk als Ganzes ein Stück verjüngt höher hinauf gestellt wird. Es geht darum, daß Deutschland nicht mehr Zufall und Willkür heißt, sondern Notwendigkeit und Wille.

Wir – meine Genossen! – wir Arbeiter sind die neue Zeit! Weil wir Arbeiter sind und nur deswegen! Wir wollen uns das Recht der Arbeit, das uns die Natur verlieh, um keine Stunde kürzen lassen, weil wir die Macht und somit das Recht für uns haben. – Vor dem Kriege war es ein anderes. Damals wurde die Arbeit von der Herrschaft als Knechtschaft und Dummheit gewertet, und dagegen mußten wir mit den Mitteln unserer Feinde anstürmen. Wir haben den Wandel erzwungen! Dieses ist unser Gesetz: was ruht – fault, und Fäulnis ist Schlechtigkeit. Blank von fixer Arbeit ist die Güte. Wir aber, wir Arbeiter, wollen gut sein. Wir kommen von unten und wissen, wie uns in der Tiefe die Güte, wenn sie einmal zu uns herunterkam, wohl tat. Diese Wohltat wollen wir allen bringen. – Wie es auch gekommen sein mag – jeder Zustand hat seine Pflichten! – Und unser Deutschland ist in letzter Not. Unsere junge



Herrschaft ist nicht mehr gefährdet von innen, sondern von außen. – Jede Hand, die feiert, gehört dem Feind. Wir Krieger wollen aber nicht vier Jahre lang Menschen über den Haufen geschossen haben, um am Ende nur eine neue Methode des Mordens gelernt zu haben. Es ist Mord – es ist Meuchelmord und Brudermord, wenn wir jetzt mit dem Maul auf der Gasse statt mit den Händen jeder an seiner Stelle die Herren spielen wollen.

Ihr wollt entscheiden, ob ihr arbeitet oder streikt! Bedenkt, Genossen, daß ihr damit entscheidet, ob ihr wahrhafte Arbeiter seid, denen das Reich und die Herrschaft zu Rechte sind, oder ob euch nur der Zufall die Herrenrolle in den Schoß warf, weil die Bürger an ihrer eigenen Faulheit und Feigheit zugrunde gingen. Ein Streik in dieser Stunde ist Gegenrevolution! Das Feldgeschrei der wahren Revolution heißt: Es lebe die Arbeit!"

Richard Kobler sprach in heißer Eile. Jedes Wort glühte auf, lebendig und geballt. Wie eine Meute wollte der Saal wider ihn an. Es kam nur zum Murren und Knurren. Seine Rede peitschte zur Ruhe. – Das letzte Wort wurde guillotiniert. Es fiel zuckend in den Saal. Die Tische sprangen auf. Warfen mit Stöcken und Gläsern nach dem Pult. Richard Kobler stand ernst auf den Stock gestützt. Wir eilten zu ihm. Von überall her einzelne. Wir schlossen uns um ihn, um ihn zu schützen. Er lächelte und sagte: „Sie sind wie die Kinder! Sie sind ein Stück zu plötzlich und zu reich beschenkt! Aber im Grunde müssen sie ihre Arbeit lieben – wären es sonst Arbeiter?" – Es wurde abgestimmt, und wie ein Wunder, dem Lärm zum Trotz, siegte der Antrag des Richard Kobler.

Richard Kobler? Wer ist das? Ein Mensch, der nur einmal diese Rede gesprochen hat. Er ist einer von denen, die aus ihrer Überzeugung kein Geschäft, mit ihrer Gesinnung keine Propaganda machen. Richard Kobler ist wieder in seiner Stellung. Er lebt still und abgeschlossen, und er arbeitet zähe und fröhlich. Er ist seiner Sache gewiß. Der Sache der Revolution.

Ich habe diese Rede und ihre Geschichte nicht niedergeschrieben, weil sie schön ist. – Es geht in unserer Zeit nicht um die Schönheit. – Ich habe diese Geschichte niedergeschrieben, weil sie wahr ist, und weil ich meine, daß diese Wahrheit uns not tut. Mir – und – Dir. . . . .



Zeichnungen von Hans Alexander Müller.

Arbeiten!!



Arbeiten!!

Zeichnung von Alfred Seckelmann.

Deutsche Wirtschafts- und Gesellschaftsprobleme. / Ein aktueller Literaturbericht von Dr. Johs. Mitzlack.

Zwischen zwei Möglichkeiten wählt heute das deutsche Volk: zwischen Aufbau und Umsturz. Entweder es arbeitet hart und unausgesetzt unter Benutzung aller menschlichen, technischen und wissenschaftlichen Hilfsmittel, dann kann es seinen im Kriege übernommenen und den durch den Frieden auferlegten Verpflichtungen nachkommen, dann gibt es auch noch Lebensmöglichkeiten für ein Volk von Millionen von Arbeitern – oder es erklärt den Bankerott, es arbeitet nicht oder nur mit halber Kraft, es vernichtet oder zerstückt das große Volksvermögen und legt die Betriebe lahm. Auf der einen Seite: Ordnung, Organisation, Disziplin – Nahrungsmittel; auf der andern: Bürgerkrieg, Unsicherheit, Bolschewismus – Hunger. Jeder, auch der einfachste Mann des Volkes muß erkennen, daß der Vorteil für ihn persönlich auf seiten des Aufbaues liegt; denn im Bürgerkrieg können zwar einzelne auf eine Zeit zu Macht und Geld kommen, alle anderen verlieren, die Masse des Volkes leidet unsäglich. Die Wege, die zum Aufbau führen, sind verschieden; notwendig gehört dazu Organisation der Wirtschaft und Arbeit. Hier stehen sich zwei entgegengesetzte Ansichten gegenüber: die einen wollen aus der bisherigen Wirtschaft erkannt haben, daß sie falsch war; die anderen wollen sie als die einzig richtige erhalten. – W. Rathenau: „Die neue Wirtschaft" (S. Fischer, Berlin; Preis 1.50 Mk.), fordert den Zusammenschluß der gleichen Gewerbe zu Berufs- und Erwerbsverbänden; durch diese wird Ein- und Verkauf unter staatlicher Aufsicht geregelt und so trotz Lohnerhöhungen die Gütererzeugung verbilligt und gehoben. Rathenau will eine genossenschaftliche Wirtschaftsform unter Staatskontrolle, etwa wie sie der Krieg in manchen Fällen gebracht hat, allgemein anwenden. – O. Bischoff: Gedanken zur „Neuen Wirtschaft" (Franz Wunder, Berlin, 1918; Preis 3 Mk.), ist weniger durch die Ablehnung der wirtschaftlichen Reformen Rathenaus interessant als durch die starke Betonung einer sittlichen Hebung der Arbeitermassen unter Bestehenlassen der Privatwirtschaft. Die Folge von Kommunismus und Sozialisierung ist eine vollständige Erstarrung des Innenlebens, eine Mechanisierung der Masse, also trotz materiellen Besserlebens tatsächliches Massenelend. Nur im freien Wettbewerb ist eine sittliche Durchbringung möglich. – In schärfsten Gegensatz zu Rathenaus Lehren tritt R. Calwer: „Produktionspolitik zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft" (Zeitfragen-Verlag, Berlin, 1918; Preis 2 Mk.). Die Bedeutung der vorzüglich geschriebenen Arbeit beruht in dem Schaffen klarer Begriffe und Zurückführen der Wirtschaft auf ursprüngliche Prinzipien: Kampf um Profit, Wagemut des Unternehmers, Übernahme des Risikos. Calwer kommt zu dem Ergebnis: nur bei Eigentumsrecht und Privatwirtschaft kann die Wirtschaft überhaupt gedeihen, Staats- oder Gemeinschaftswirtschaft bringen Sinken der Produktion und Zurückgehen des Handels. Daraus erwächst die Forderung, die Kriegswirtschaft möglichst rasch auf den Friedensstand zurückzuführen. Aber Calwer geht noch weiter, er verdammt die ganze Kriegswirtschaft: die staatlichen Eingriffe in die Produktionsmittel und Güterverteilung, die Einführung der Höchstpreise waren schwere Fehler. – Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt das wirtschaftspolitisch hervorragende Buch, das L. Roselius unter dem unscheinbaren Titel „Briefe" (Verlag Hauschild, Bremen, Buchhandlung F. Leuwer; Preis 10 Mk.) veröffentlicht. Vielseitig im Inhalt, unsystematisch in der Form, enthält es doch ein durchdachtes System, und zwar erwachsend aus einer scharfen Kritik bestehender Wirtschafts- und Verwaltungsformen. Die Kapitel „Stalhof" und „Neubau" bergen am deutlichsten das Programm. Eine mitteleuropäische Wirtschaftsvereinigung, Deutschland, die Donauländer, Bulgarien und die Türkei umfassend, mag durch die Zeit überholt anmuten, obwohl in der vorgeschlagenen Form manche Gedanken künftig fruchtbar werden. In „Neubau" aber gibt Roselius neben der Ablehnung der staatlichen Wirtschaft und der „Neuen Wirtschaft" Rathenaus seine Forderung der „Freien Wirtschaft" auf Grundlage eines nationalen Sozialismus. Höchste Steigerung der Produktion (dazu verhilft z. B. das Taylor-System) kann allein die deutsche Wirtschaft wieder lebens- und konkurrenzfähig machen. Es werden nicht ideologisch und utopistisch weite Ziele nahegebracht, sondern auf Grund sofortiger Möglichkeiten wird ein Neubau gefordert, der allerdings die wahrhaft soziale Mitarbeit eines jeden Deutschen zur Voraussetzung hat. Der Unternehmer ist nicht mehr der Kapitalist, sondern er gibt seines Betriebes Überschüsse der Gesamtheit. Dadurch würde Deutschland sozialistisch der Welt vorangehen, die kapitalistischen Staaten zur Aufnahme des gleichen Systems zwingen und damit letzten Endes Sieger sein. Aber auch das Gegenbild fehlt nicht: das deutsche Volk, den Irrlehren des Kommunismus verfallen, verarmt und geknechtet. – Die neuesten Flugschriften stellen weit mehr die akuten Tagesfragen in den Vordergrund: Sozialisierung und Arbeit; so die im Verlage von Teubner, Leipzig, erschienenen Hefte „Die neue Zeit": E. Günther: Wie steht es um die deutsche Volkswirtschaft? (Preis –.80 Mk.) und M. Brahn: Wann und wie kann man sozialisieren? (Preis –.80 Mk.). Die vorzügliche Schrift Günthers weist durch wenige, aber eindrucksvolle Zahlen nach, daß Deutschland nur durch härteste Arbeit und Organisation der noch zur Verfügung stehenden Kräfte im Boden, in der Industrie und im Volke vor Hunger und Elend bewahrt werden kann. Brahn entscheidet die Sozialisierung nur nach der Höhe der Produktion: Nur die Betriebe sind reif zur Übernahme durch Gemeinschaft oder Staat, in denen durch die Neuordnung Intensität der Arbeit und Produktion sofort gehoben wird. Er tritt also für die gemischt-wirtschaftlichen Betriebe ein, soweit sie sich schon bewährt haben. Der Gedanke, nicht die Produktionsmittel zu enteignen, sondern die Produktionsergebnisse, also die Erträge der Unternehmen zu sozialisieren kommt ebenso in der Flugschrift des Vorwärts-Verlags „Allgemeine Arbeitspflicht" zum Ausdruck. Kurz und scharf treten die beiden Tagesforderungen heraus: Gleiche Arbeitspflicht für alle, für Arbeiter, für Unternehmer und für Angestellte! Es muß durch rastlose Arbeit produziert werden, um möglichst schnell wirkliche Werte zu schaffen! Arbeiten oder verhungern, vor dieser Wahl steht das Volk. Die Flugschrift (Preis –.15 Mk.) eignet sich vorzüglich zur Massenverbreitung unter den Arbeitslosen. – Auf die technische Frage der Arbeitsleistung, -beschaffung und -vermittlung antwortet die von der Kriegswirtschaftlichen Vereinigung herausgegebene Schrift „Soziale Forderungen für die Übergangswirtschaft" (B. G. Teubner, Leipzig, 1919; Preis 1.50 Mk.). Besonders sei auf das Kapitel „Arbeitsvermittelung" hingewiesen, das einen durchdachten Plan der Arbeitsnachweisstellen enthält, und auf die Behandlung der Arbeitslosenunterstützung; diese von der Arbeitswilligkeit abhängig zu machen, ist ein Gedanke, der viele Schwierigkeiten beheben könnte; Voraussetzung der praktischen Durchführung wäre die Anerkennung der Arbeitspflicht und das Funktionieren des Arbeitsnachweises. – Speziell für die Frauenarbeit gibt umfassende Grundlagen die Schrift von Oppenheimer-Radowski: „Die Probleme der Frauenarbeit in der Übergangswirtschaft" (Bensheimer, Berlin, 1918; Preis 5.50 Mk.). Auf Grund statistischen Materials und praktischer Beobachtungen wird die Teilnahme der Frau an der allgemeinen Arbeit, werden Wahrnehmungen über die Befähigung für die verschiedenen Arbeitsgattungen behandelt und daraus Folgerungen für die Übergangszeit und für die Zukunft abgeleitet. Die Würdigung der ansehnlichen Leistungen der Frauen auf den meisten Arbeitsgebieten führt zu der Forderung: Gleiche Entlöhnung für gleiche Leistung! – Die Besorgnis vor dem Umsturz hat in den letzten Wochen weitere Kreise erfaßt. Es ist notwendig, daß alle die Erkenntnis dessen erstreben, was für Deutschland das Herüberfluten des Bolschewismus bedeuten würde. Von den zahlreichen Schriften, die dazu verhelfen, können hier nur die wichtigsten erwähnt werden. – Eine Gruppe für sich bilden die im Promachos Verlag, Bern, 1918, erschienenen Broschüren der russischen Bolschewistenführer L. Trotzki: „Von der Oktober-Revolution bis zum Brester Friedensvertrag", Preis 2 Mk., und „Die Sowjet-Macht und der internationale Imperialismus", Preis 1 Mk., und N. Lenin: „Der Kampf ums Brot", Preis –.70 Mk., und „Die nächsten Aufgaben der Sowjet-Macht", Preis 1.50 Mk. Trotzkis kurze Darstellung der Revolution lehrt, wie die Minderheit des

radikalsten Flügels der Sozialisten zur Herrschaft gekommen ist; damit sie sich in der Macht halten konnte, mußte die Nationalversammlung, die Konstituante aufgehoben werden, da sie keine bolschewistische Mehrheit ergab. In der zweiten Schrift tritt der Gedanke an eine bevorstehende Weltrevolution zutage: die Bolschewisten müssen nicht nur das Bürgertum im Lande vollständig vernichten, sondern eine gut geschulte schlagfertige rote Armee zum Kampfe gegen die imperialistischen Heere der auswärtigen Feinde stellen, damit der Kommunismus über die Welt verbreitet werde. – Bei Lenin steht die Sorge um das Brot im Vordergrund. So herrlich er die Verdienste des Bolschewismus zu schildern weiß, zwischen den Zeilen erscheint doch das Gespenst des Hungers, die Erkenntnis, daß der Aufbau nicht annähernd ersetzt, was der Umsturz niedergerissen hat. Und Lenin sucht nach den eindringlichsten Worten, um seinen Anhängern klarzumachen, was am nötigsten ist: nicht mehr Vernichtung der noch vorhandenen Privatbetriebe, nicht Ausschaltung aller geschäftskundigen Männer, sondern einzig und allein Bekämpfung des Wuchers und – Arbeit. Arbeitssteigerung ohne Organisation im Großen ist nicht denkbar, also muß eine widerspruchslose Unterordnung der Massen unter den einheitlichen Willen der Leiter des Arbeitsprozesses eintreten; wirtschaftlich heißt das Arbeitspflicht, ja Arbeitszwang, Zentralisation der Wirtschaft zur Erhöhung der Produktion, politisch aber Entrechtung der Massen, Diktatur des Proletariats, d. h. der wenigen, die als Führer an der Spitze der bolschewistischen Partei stehen. – Die Theorie namentlich in ihrer zuletzt angeführten Ausgestaltung zu widerlegen, nimmt sich zum Ziel K. Kautsky: „Die Diktatur des Proletariats" (Ignaz Brand, Wien, 1918; Preis 1.50 Mk.). Die Russen berufen sich auf Karl Marx, stehen aber an den zwei wichtigsten Punkten in Widerspruch zu ihm: in dem Tempo der Sozialisierung und in der Vernichtung der demokratischen Grundsätze. Die Überführung der heutigen kapitalistischen Wirtschaft in die sozialistische kann nur allmählich erfolgen. Dazu gehört eine große Reife des Proletariats und der Großbetriebe, beides ist in Rußland nicht vorhanden. Also kann die sofortige Wirtschaftsänderung durch Diktatur nur zur Katastrophe, zum vollständigen wirtschaftlichen Ruin führen. Die Diktatur des Proletariats als Forderung von Marx zu bezeichnen, ist falsch, denn er meinte damit einen Zustand ganz vorübergehender Art, nicht eine dauernde Regierungsform, wie sie von der Sowjet- d. h Räte-Regierung gepredigt wird. Diese will die Äußerung der freien Meinung jedes Staatsbürgers durch das Stimmrecht hintertreiben, ja ganze Gruppen entrechten, also bedeutet bolschewistische Regierung die reine Diktatur der extremsten Minderheit. Auf die Dauer wird sich das die Masse nicht gefallen lassen, auch das politische System führt zur Katastrophe. Daß wir von „unabhängiger" Seite eine so vorzüglich klare Ablehnung des Bolschewismus bekommen, macht die Schrift besonders wertvoll. – Inhaltlich zu ähnlichen Ergebnissen für deutsche Verhältnisse kommt H. Bousset: „Das Spartakus-Programm in Wiedergabe und Widerlegung" (Verlag Bousset, Berlin, 1919; Preis –.65 Mk.). Das kleine Heft ist in der Form sehr geeignet zur Propaganda: durch die unmittelbare Gegenüberstellung der einzelnen Programmpunkte und der Widerlegung ist es auch dem einfachsten Mann klar und eindringlich. Durch die sofortige Einführung des Kommunismus entsteht nur eine Minderung der Wirtschaftserträgnisse, das Räte-System widerspricht dem Satz vom gleichen Recht und von gleicher Freiheit. Durch die kommunistische Utopie wird das Volk zu gefährlichen Hoffnungen verführt, wo tatsächlich nur Chaos, Terror und Blutvergießen droht – das sind in Kürze die wichtigsten Lehren aus der Schrift. – Theoretisch setzen sich auch die vom Generalsekretariat zum Studium und zur Bekämpfung des Bolschewismus, Berlin, Lützowstraße 107, herausgegebenen „Revolutionären Streitfragen" mit dem Bolschewismus auseinander. E. Stadtler: „Der Bolschewismus und seine Überwindung" (A. Grübel, Berlin; Preis 1 Mk.), betont die große Gefahr für Deutschland, weil es, durch die Niederlage selbstwirtschaftlich zerrüttet, in der Mitte liegt zwischen Rache und Haß der kapitalistischen Ententestaaten und dem bolschewistischen Rußland. Für dieses gibt es keinen anderen Ausweg, als die Revolution auch über Deutschland und Österreich zu verbreiten. Die Überwindung besteht in der Heranziehung des Proletariats zu einem vollwertigen Volksglied, in geordneter und organischer Sozialisierung des Kapitals und in wahrer nationaler Solidarität. – P. Schiemann: „Massenelend, russische Erfahrungen und deutsche Besorgnisse" (A. Grübel, Berlin; Preis 1 Mk.), führt das Elend Rußlands darauf zurück, daß die Minderheit zur Herrschaft kommen konnte. Die gleiche Gefahr besteht für Deutschland, denn es ist nur eine Frage der Waffenverteilung. Wenn die Bevölkerung sich wehren will, zum Werkzeuge weniger Utopisten zu werden, so muß sie sich das Recht auf Waffen wahren; es müssen sich aber auch die geistigen Arbeiter eine Organisation schaffen. – Es konnte nicht im einzelnen darauf hingewiesen werden, daß in den genannten Schriften eine Fülle von Tatsachen steht, die Zustände des heutigen Rußlands erhellen. Wer aber ein anschauliches Bild gewinnen will von dem entsetzlichen Elend unter der Herrschaft der Sowjets, der nehme eine der folgenden Broschüren zur Hand: hier erhält er Schilderungen persönlicher Erlebnisse der Verfasser. – K. Rysto: „Bolschewisten-Spiegel. Spartakus ins Stammbuch!" (Hoffmann & Campe, Hamburg, 1919; Preis 1 Mk.). Rysto hat jahrelang in Rußland gelebt, nach dem Kriege kehrt er dahin zurück und sieht nun den Gegensatz gegen früher: vollkommenste Zerrüttung, Arbeitsminderung und Produktionsnot in allen Betrieben und in der Landwirtschaft, drohende Hungersnot. Das ganze Land ist zum Raub und Mord einer Armee von Mietlingen preisgegeben. Die sogenannten Glücklichen und Besitzenden sind zwar in den Abgrund gestoßen, aber die früher Armen sind nicht glücklicher geworden, im Gegenteil: Unsicherheit des Lebens, Hunger und Verzweiflung zehren an allen. – D. Gawronsky: „Die Bilanz des russischen Bolschewismus" (Cassirer, Berlin, 1919; Preis 2.50 Mk.). Gawronsky ist selbst Sozialist; ihm führen nicht Voreingenommenheit und Haß die Feder, sondern tiefstes Mitleid mit dem irregeführten russischen Volke und die Überzeugung, daß durch das wahnsinnige Treiben der Bolschewisten jeder vernünftige Sozialismus auf Jahre hinaus in Rußland unmöglich geworden ist. Man muß das vierte Kapitel, „Das Bild des heutigen Rußland", lesen, ganz zusammengefügt aus authentischen, und zwar bolschewistischen Nachrichten, um den sonst so maßlos erscheinenden Ruf zu verstehen, jetzt müsse sich die ganze Menschheit zusammentun, um dem unmenschlichen Treiben in Rußland ein Ende zu machen. Es herrschen nicht nur Terror und Entrechtung aller, es gibt kein Gericht mehr und keine Gerechtigkeit, der rote Gardist entscheidet oft über Leben und Tod, mittelalterliche Zustände mit Folter und Hexenverbrennung, mit massenhaften Erschießungen und Plünderungen sind keine Seltenheit. Daß dabei alle Produktion und regelmäßige Güterverteilung aufhört, ist selbstverständlich. – A. Paquet: „Aus dem bolschewistischen Rußland" (Flugschriften der Frankfurter Zeitung", 1919, Preis –.60 Mk.), enthält sechs Artikel, unmittelbar nach den persönlichen Eindrücken in Rußland geschrieben. Mit eindringlicher Wucht sind die entsetzlichen Zustände unter dem Terror der bolschewistischen Minderheit und die Tätigkeit der „Außerordentlichen Kommission für Bekämpfung der Gegenrevolution, Spekulation und Sabotage" beschrieben. Dieses Inquisitionstribunal hat heute in Rußland allein die Macht in Händen. „Es ist eine Bartholomäusnacht im Großen, die ihre Todesschatten über Rußland niedersenkt." Ganz besonders interessant sind die Streiflichter, welche die äußere, namentlich die Handelspolitik der Sowjet-Regierung und die „Proletarische Kultur", abgekürzt Prolet-Kult, das neueste Ergebnis des Bolschewismus auf dem Gebiete der Volkserziehung, erhalten. Man muß mit Spannung das Buch Paquets, von dem in genannter Broschüre nur ein Auszug gegeben ist, erwarten. – Es fehlt also nicht an preiswerten Schriften, um sich vom Bolschewismus ein klares Bild zu entwerfen, von seiner Theorie wie von seinen tatsächlichen Folgen. Rußland bildet ein Schauder und Mitleid erregendes Beispiel, was der Umsturz aus einem Lande machen kann. Rußland wird versuchen, sein System auf andere Länder zu übertragen, um nicht allein zugrunde zu gehen. Deshalb lerne jeder Deutsche, auch der radikalste Sozialist, die Folge ziehen: Bolschewismus bedeutet für Deutschland Selbstvernichtung. Ohne Arbeit, ohne Steigerung der Produktion keine Lebensmittel, ohne Lebensmittel keine Ordnung, also keine Möglichkeit, den Bolschewismus von den deutschen Grenzen fernzuhalten. So kommt alle Überlegung zu dem Ende hinaus: Jeder helfe am Aufbau mit durch – Arbeit; jeder bekämpfe den Umsturz mit durch – Arbeit!

Nietzsche und der Sozialismus. / Von Moeller van den Bruck.

Bewegungen lösen immer Gegenbewegungen aus. Als sich in Deutschland dem Kriege der Umsturz entrang und es einen Augenblick schien, daß Volksherrschaft in Massenherrschaft übergehen werde, da ging bei manchem, der Individualist war oder sich dafür hielt, ein spontaner Gedanke zu Nietzsche hinüber: zu dem Verkünder einer „Gegenbewegung“, zu der es in unserem demokratischen Zeitalter einmal kommen werde: zu dem großen Verächter jeder „mittleren Linie“, der genau wußte, daß ein Extrem immer nur ein anderes Extrem hervorbringt. Zertrümmerte hier nicht ein Volk sein Reich, anstatt es zu schützen? Erlebten wir hier nicht eine Handlung jener Unvernunft, die von den Menschen in Zeiten, in denen sie wieder auf das zurückblicken können, was sie getan haben, bitter bereut zu werden pflegt? Und blieb dem einzelnen Deutschen, der sich wenigstens seine geistige Freiheit wahren wollte, etwas anderes übrig als ein Bekenntnis zum äußersten Persönlichkeitsbewußtsein und innersten Persönlichkeitsrecht? Aber Nietzsche selbst gibt eine andere Antwort: eine soziologische Antwort, die seiner philosophischen nur scheinbar widerspricht.

Nietzsche war gewiß der berufene Kämpfer gegen alles, was Masse ist und nicht Gliederung, Stufung, Schichtung. Er hat sich „im Zeitalter des suffrage universel, d. h. wo Jeder über Jeden und Jedes zu Gericht sitzen darf“ als den Wiederhersteller einer menschlichen Rangordnung empfunden. Er hat von der „schrecklichen Konsequenz der Gleichheit“ gesprochen und gesagt: „Unsere ganze Soziologie kennt gar keinen anderen Instinkt als den der Herde, d. h. der summierten Nullen — wo jede Null gleiche Rechte hat, wo es tugendhaft ist, Null zu sein.“ Aber Nietzsche hat auch gewußt, daß hier tiefere Probleme liegen, und daß der Sozialismus selbst ein Problem ist, welches nicht dadurch umgangen werden kann, daß man über ihn hinwegdenkt. Die Frage ist heute, ob der Sozialismus nur eine negative oder auch eine positive Seite hat: ob er zu einer Einebnung der menschlichen Werte führt, und damit zu ihrer Entwertung, oder ob er umgekehrt den Unterbau für neue Werte geben kann? Nietzsche hat zunächst wesentlich die negative Seite gesehen, wenn er die nihilistische Bewegung, in die er die sozialistische mit einrechnete, weniger aus sozialen Notständen oder physiologischer Entartung und gar aus Korruption erklärt wissen wollte, als aus einer moralisch-aszetischen Hinterlassenschaft des Christentums, die er auf einen „Willen zur Verneinung des Lebens“ zurückführte. Aber andererseits ist derselbe Sozialismus durchaus Wille zur Bejahung des Lebens: sein kommunistischer Wunsch- und Vorstellungskomplex will materielle Wirklichkeit in einem ökonomisch geregelten Leben, und sein letzter Gedanke ist nicht die Auflösung, sondern die Erfüllung des Gesetzes und, als Sicherung dieses Gesetzes, der vollkommene Staat.

An einen derartigen Sozialismus als Grundlage dachte Nietzsche, wenn er ihn in gelegentlichen Aufzeichnungen über „soziale Wertgefühle“ als eine zeit- und zukunftsgeschichtliche Erscheinung begriff, über deren Gehalt an materialistischer Geschichtsauffassung er freilich mit den eigenen Forderungen von individualistischen Daseinszwecken hinausgriff. Doch notierte er: „Zeitweiliges Überwiegen von sozialen Wertgefühlen begreiflich und nützlich: es handelt sich um die Herstellung eines Unterbaus, auf dem endlich eine stärkere Gattung möglich wird. Maßstab der Stärke: unter den umgekehrten Wertschätzungen leben können und sie ewig wieder wollen. Staat und Gesellschaft als Unterbau: weltwirtschaftlicher Gesichtspunkt, Erziehung als Züchtung … Hauptgesichtspunkt: daß man nicht die Aufgabe der höheren Spezies in der Leitung der niederen sieht (wie es z. B. Comte macht), sondern die niedere als Basis, auf der eine höhere Spezies ihrer eigenen Aufgabe lebt — auf der sie erst stehen kann.“ Die Geschichte noch jeder Revolution, der römischen, der englischen, der französischen, hat gezeigt, daß ihr Sinn war: einen neuen Aufstieg von Menschen und Kräften in Menschen als Kräften eines Volkes vorzubereiten. Mit der deutschen Revolution wird es nicht anders sein. Wenn das Schlagwort vom Aufstiege der Tüchtigsten eine andere als die banale Bedeutung bekommen soll, die in der pädagogischen Züchtung von lauter Mittelmäßigkeiten bestehen würde, dann kann es nur die biologische Bedeutung sein, daß die Arbeiterschaft als die neue und nächste Klasse, als der aufrückende Stand, um den es sich heute wesentlich handelt, unter Anteilnahme an den Geschicken des Gesamtvolkes in das politisch-gesellschaftliche Leben der Nation einrückt und deren Verantwortlichkeiten mit übernimmt. Die Masse, die sehr bald dahinterkommt, daß sie nicht für sich selbst sorgen kann, vielmehr für sie gesorgt werden muß, bleibt auch dann wieder zurück. Aber aus der Masse heben sich alsbald Einzelne, und sie heben gleichzeitig, soweit dies möglich ist, die Masse mit empor. Diese vielen und neuen Einzelnen führen als Vertreter der Masse, als Vertreter von Heute, und mehr noch in ihren Söhnen und Enkeln, der Nation wieder Kräfte von Nutzen zu: Kräfte, die zunächst wohl noch stofflich und ungefüge sind, aber durch Entwicklung und Einpassung immer geistiger und geformter werden. Auf die Dauer ist ganz unerträglich, daß eine Nation ein Proletariat unter sich haben soll, das zu ihr nach Sprache und Leben gehört, und das doch keinen Anteil an ihren Geschicken hat. Sobald aber das Proletariat von der Nation aufgenommen wird und ist, kommt es der Nation wieder zugute. Aus den Rechten des Proletariats ergeben sich nun ganz von selbst bestimmte Pflichten des Proletariats. Und an die Würde, die Nietzsche am meisten unter den Menschen unserer Zeit vermißte, die er als den schwersten Verlust empfand, den sie als ein persönlichkeitsloses Massenzeitalter sich selbst zugefügt hatte, dachte der einsame Philosoph, wenn er auch an die Arbeiter seine personalistischen Forderungen stellte: „Arbeiter sollten wie Soldaten empfinden lernen. Ein Sold, ein Gehalt, aber keine Belohnung.“ Und: „Kein Verhältnis zwischen Abzahlung und Leistung! Sondern das Individuum, je nach seiner Art, so stellen, daß es das Höchste leisten kann, was in seinem Bereiche liegt.“

Damit stellte Nietzsche auch die proletarische Masse unter das individualistische Prinzip: Werte wurden von ihr verlangt, und als Vorbedingung dieser Werte wurde die Gleichheit durch die Gleichberechtigung ersetzt. Ja, es gibt ein merkwürdiges Wort von Nietzsche, mit dem er das Proletariat zu einem Wettbewerbe mit der Bourgeoisie aufforderte: „Die Arbeiter sollen einmal leben wie jetzt die Bürger; aber über ihnen, sich durch Bedürfnislosigkeit auszeichnend, die höhere Kaste: also ärmer und einfacher, doch im Besitz der Macht.“ Der Besitz der Macht ist heute zu einem Teile an den Arbeiter übergegangen. Nun liegt bei ihm, zu welchen Werten er sie benutzen wird: ob er wieder nur materialistische Geschichtsauffassung wahrmacht, die den ökonomischen Motiven des rein proletarischen Sozialismus entspricht, oder auch etwas von jener idealistischen Geschichtsauffassung, deren ethische Konsequenz hier Nietzsche für einen geistigeren Sozialismus zog.

Ende des redaktionellen Teils.

Kunstausstellungen und Kunstauktionen.

Silhouetten-Ausstellung bei Amsler & Ruthardt, Berlin W 8. Für Monat März findet in den Räumen der Kunsthandlung, Behrenstraße 29a, eine recht interessante, reich beschickte Ausstellung von Originalscherenschnitten unserer beliebtesten Künstler und Künstlerinnen dieses Gebietes statt. Neben Karl Fröhlich und Konewka, den Altmeistern des Scherenschnittes, sind Otto Wiedemann, Käthe Wolff mit ihren graziösen Märchenbildern vertreten. Auch hat Mimmi Strauß, die Tochter des großen Komponisten einige ihrer Arbeiten eingesandt. Hervorzuheben sind die eigenartigen Arbeiten von Alice Hauptner „Gebirgslandschaften", die in fein abgestimmten Farben gehalten sind. Neben Lotte Nicklaß, Thea List, H. Pelicaeus haben auch andere gute Namen, wie Marthe Landsberger, Lotte Baerwald mit ihren originellen Figurenbildern die Ausstellung reich beschickt.

Kunstauktionshaus Rudolf Bangel, Frankfurt a. M., Neue Börse, Börsenplatz, Fernsprecher Hansa Nr. 547. Am 16.–20. Februar wurde die Sammlung Gogel, Frankfurt (Gemälde älterer Meister) und Sammlung Grebenstein, Frankfurt (Meister des 19. Jahrhunderts) – Kat. 972 mit 38 Abb. – ferner drei frankfurter graphische Sammlungen – Kat. 973 – versteigert. Am 11.–12. März Versteigerung der Sammlung H. W. in H. (alte Gemälde, Möbel, Fayencen) – Kat. 974 mit Abb. – Ferner Gemälde, Antiquitäten – Kat. 975. – Am 1. April moderne Gemälde und Graphik – Kat. 976. –

Nur für Kunsthändler: Die Kunsthandlung Gustav Grundstedt, Hamburg 24, Elisenstr. 8 (Fernsprecher: Hansa 4395) stellt als allein berechtigter Nachlaßverkäufer sämtliche hinterlassenen Gemälde und Zeichnungen aus dem Nachlaß Thomas Herbst zum Verkauf. Die Firma erwirbt ständig – nur aus Privatbesitz – Gemälde erster Meister jeder Zeit und Richtung und führt die Realisierung von Nachlässen jeder Art durch, sich stets den obwaltenden Verhältnissen anpassend und den Wünschen der Erben weitestgehend Rechnung tragend. Selbst Vorschüsse werden erforderlichenfalls gegeben.

In Rudolph Lepke's Kunst-Auctions-Haus, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 122 a b findet am 5. März u. f. T. eine Versteigerung von Kupferstichen, Radierungen, Farbendrucken, Holzschnitten, Aquarellen und Zeichnungen statt. No. 1–438 des Kataloges bildet den Nachlaß des Freiherrn von Minnigerode-Allerburg. Besonders zu erwähnen sind die Radierungen von Daniel Chodowiecki, Ostade, Rembrandt und Georg Friedrich Schmidt; auch Johann Adam Klein ist durch sein fast vollständiges Werk mit vielen frühen Aetzdrucken, Originalzeichnungen und Aquarellen vertreten. – Die anschließende Bücher-Sammlung, welche sich aus Kunstgeschichte, Belletristik, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte und Musikalien zusammensetzt, stammt aus verschiedenem Privatbesitz. Der die No. 1823 führende Katalog ist kostenlos durch die obige Firma zu beziehen. – Am 11. März wird in demselben Hause die Galerie Alfred Stempel – Gemälde neuerer Meister – versteigert. Sie enthält Werke von Defregger, Walter Firle, Schmutzler, Gallegos, Gaiser, Humborg, Konrad Kiesel, Köster, Liebermann, Oberländer, E. Rau, Schrag, Hans Thoma, Troyon, Trübner, Spitzweg u. a. mehr. Der Katalog trägt die No. 1824.

Aeltere Graphik, Neuere Graphik, Ansichten und Handzeichnungen enthält der soeben veröffentlichte Antiquariatskatalog Nr. 72 des Buch- und Kunstantiquariates Oskar Rauthe, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 72. Dieser auf Kunstdruckpapier hergestellte Katalog bringt zum Teil außerordentlich wertvolle Kupferstiche, Holzschnitte, Lithographien, Radierungen usw. Besonders seien hervorgehoben in der Abteilung „Aeltere Graphik" Bause, Chodowiecki, Dürer, Ludwig Emil Grimm, Karikaturen, Porträts, Rembrandt. Die Abteilung „Neuere Graphik" umfaßt vor allen Dingen ganz hervorragende Arbeiten in größerer Anzahl von Louis Legrand und Félicien Rops; außerdem aber sind noch zu nennen: Fritz Burger, Corinth, Fahrenbruch, E. M. Geyger, Paul Herrmann, Max Klinger, Wilh. Kuhnert, Liebermann, Ralph Sanin, Hans Thoma, Westley-Manning, Zorn u. v. a. m. Auch die Abteilungen „Ansichten und Handzeichnungen" enthalten schöne und wertvolle Stücke.

Gemälde von A. Achenbach, O. Achenbach, H. Baisch, H. v. Bartels, A. Braith, R. Bunler, A. Calame, G. Courbet, F. v. Defregger, C. F. Deicker, N. Diaz, W. v. Diez, A. v. Gebhardt, Ed. Grützner, L. Hartmann, Pet. Hasenclever, H. Hotschenreiter, Gerh. Jansen, A. Kampf, Eug. Kampf, F. A. v. Kaulbach, F. Kiederich, A. v. Kowalski, Chr. Kröner, Goth. Kuehl, Franz v. Lenbach, Max Liebermann, W. v. Lindenschmidt, Claus Meyer, Paul Meyerheim, Hugo Mühlig, L. Munthe, G. Oeder, Ed. Schleich sen., G. Schönleber, G. Segantini, C. Spitzweg, O. Strützel, Hans Thoma, W. Trübner, F. v. Uhde, B. Vautier, M. Volkhart, V. Weißhaupt, E. Zimmermann. H. v. Zügel, L. v. Zumbusch u. a. empfiehlt mit einer großen Auswahl Werke anderer Künstler Galerie Jul. Stern, Düsseldorf, Königsallee 23 (Privatseite), Ruf 4719. – Gemälde aus Privatbesitz zu kaufen gesucht.

Allgemeine Notizen.

Deutschfreundliche Haltung von englischen Gelehrten. Im Gegensatz zu mehreren englischen Gelehrten, wie dem Dilettanten Legge und dem berühmten, aber etwas wirrköpfigen Sayce, die im Kriege mit chauvinistischen Äußerungen hervortraten, haben die führenden englischen Ägyptologen erfreulicherweise eine ganz andere Gesinnung bekundet. So hat das „Journal of Egyptian archeology", die führende Zeitschrift dieser Wissenschaft, während des Krieges einen ihr vor Kriegsausbruch übersandten Aufsatz des Göttinger Ägyptologen Suthe abgedruckt und dazu bemerkt, daß „national animosities" in der Wissenschaft nicht existieren dürfen. In derselben Zeitschrift ist der Heldentod deutscher Fachgenossen mit derselben Trauer erwähnt, wie der der Forscher der eigenen Nation oder der verbündeten Völker, und ein Gelehrter wie der bekannte Papyrologe Bell gab bei der Besprechung der Arbeit seines deutschen im Felde stehenden Fachgenossen (Plaumann) der Hoffnung Ausdruck, daß ein für die Wissenschaft so wertvolles Leben ihr erhalten bleiben möge. Ein anderer Ägyptologe Alan H. Gardiner, neben Griffith zurzeit der bedeutendste englische Vertreter seiner Wissenschaft, hat brieflich durch einen dänischen Kollegen seine deutschen Fachgenossen wissen lassen, daß er nie vergessen würde, was er der deutschen Wissenschaft verdankt. Kurz, so schreibt Prof. Spiegelberg, der hervorragende, bisher in Straßburg wirkende Ägyptenforscher in der „Philologischen Wochenschrift", es läßt sich die erfreuliche Tatsache feststellen, daß die englischen Ägyptologen eine Objektivität bewahrt haben, die eine sehr günstige Prognose für die Zukunft stellt.

Hindenburgs Dank an die Feldpost. Dem Feld-Oberpostmeister ist von der Obersten Heeresleitung ein Dank- und Anerkennungsschreiben für die Tätigkeit der Feldpost im Kriege zugegangen, in dem es heißt: Der Ausgang des Feldzuges bringt auch für die Feldpost ein anderes Ende ihrer Tätigkeit, als sie gehofft hatte. Dabei wird vielfach für den Einzelnen die wohlverdiente äußere Anerkennung ausbleiben müssen. Ein Ersatz muß in dem Gefühl innerer Befriedigung gefunden werden, das treue Pflichterfüllung gewährt. Ich habe das feste Vertrauen, daß die ausscheidenden Angehörigen der Feldpost den Geist straffer Ordnung und opferwilliger Dienstfreudigkeit mit in ihren bürgerlichen Beruf hinübernehmen werden, den in der schweren Zeit, der wir entgegengehen, der Aufbau unseres Vaterlandes von jedem deutschen Manne fordert.

Zur Bekämpfung des Schmierenunwesens ruft der Sächsische Künstler-Hilfsbund eine künstlerische Schaubühne ins Leben. Die neue Schaubühne wird die kleineren Städte, die kein ständiges Theater besitzen, bereisen und dort Vorstellungen veranstalten. Sie bringt die transportable Bühne mit, die überall aufstellbar,

mit allen Errungenschaften neuester Bühnentechnik versehen und von dem bekannten Maschineriedirektor der sächsischen Landestheater Ludwig Linnebach ausgeführt ist. Der Spielplan umfaßt vorläufig neun Bühnenwerke für sechs Theaterabende; davon ist nur ein einziges Stück ernsten Inhalts, die anderen sind heiteren Charakters. Als Leiter dieses Unternehmens ist der ehemalige Hofschauspieler und spätere Direktor an dem Dresdener Alberttheater Maximus Rané berufen worden, der sich während der Kriegszeit als Organisator zahlreicher Fronttheater bewährt hat. Der Reinertrag des Unternehmens wird gemeinnützigen Zwecken zugeführt werden. Die Rundreise soll am 1. März d. J. beginnen; das Unternehmen erfreut sich der Unterstützung des sächsischen Ministeriums.

Die Frage der Kohlenersparnis im Baustoffwesen beschäftigte einen Kongreß, der auf Einladung des Reichsverbandes zur Förderung sparsamer Bauweise (Berlin W 30, Motzstraße 8) in der Ausstellung am Zoologischen Garten in Berlin zusammengetreten war. Reichskommissar für die Kohlenverteilung Geheimer Bergrat Stutz hatte den Vorsitz übernommen. Die Versammlung setzte sich aus den Vertretern der wichtigsten Reichs- und Staatsbehörden, der Wissenschaft und der Industrie zusammen. Außer den Beauftragten des Reichskommissars sprachen u. a. Wirkl. Geh. Oberbaurat Uber, Geh. Oberbaurat Saran, Professor Dr. Knoblauch (München), Prof. Nußbaum (Hannover), Regierungs- und Baurat Wendt. Als neuer Gesichtspunkt für eine Kohlenersparnis im Wohnungswesen wurde von Prof. Knoblauch die Forderung aufgestellt, daß die Baupolizei jedes Bauprojekt nicht nur auf statisch richtige Durchbildung prüfen solle, sondern daß ihr ein gleiches Aufsichtsrecht über die wärmetechnischen Eigenschaften des Entwurfes eingeräumt werden müsse (Wahl wärmetechnisch günstiger Baustoffe und eines entsprechenden Heizsystems). Die erforderlichen Berechnungen könnten nach der von Prof. Knoblauch aufgestellten Formel an der Hand geeigneter Tabellen sehr einfach gestaltet werden. Sicherlich wäre von einer solchen Maßnahme eine wesentliche Brennstoffersparnis im Wohnungswesen zu erwarten.

„Philatelistische Mitteilungen“ betitelt sich die von der in Briefmarkensammlerkreisen allbekannten Firma Karl Hennig, Briefmarkenhaus, Weimar herausgegebene Monatsschrift. Sie bringt über alle in jetziger Zeit zahlreichen Neuerscheinungen interessante und umfassende Abhandlungen nebst Abbildungen, die für jeden Briefmarkensammler von größtem Werte sind; vor allem auch zuverlässige Preisbewertungen, ferner Warnungen und Winke der gerade bei Briefmarken sehr häufig vorkommenden Fälschungen. Der Jahresbezug beträgt 3.30 Mk.

Nerven, die zur Verzweiflung bringen.

Viele Krankheiten, deren Ursache unerklärlich erscheint, sind nur eine Folge schwacher Nerven. Zahlreiche kleine und große Beschwerden des Menschen kann man sich oft nicht erklären. Sie kommen wie von selbst, nichts hilft dagegen. Plötzlich verschwinden sie, wie gekommen. Aber andere Störungen machen sich dafür bemerkbar. Ein Übel löst das andere ab, so daß solch gequälter Mensch in einem Jahre 365 verschiedene Krankheiten haben kann.

Doch sind diese Beschwerden durchaus nicht eingebildet, sondern sie bestehen wirklich und stehen auch in engem Zusammenhange untereinander. Das Nervensystem ist erschöpft. Oft scheinen diese Übel und Störungen mit den Nerven gar nichts zu tun zu haben, aber wenn man sich genauer beobachtet, so wird man das eine oder das andere der folgenden Anzeichen von Nervosität bald feststellen können, und manchmal auch mehrere davon: Zittern der Glieder, besonders der Hände, Reißen und Ziehen in den Muskeln, Gefühllosigkeit einzelner Hautstellen, Zucken der Augen oder der Lider, seelische Verstimmung, Angstzustände, Unruhe ohne Ursache, Verdauungsbeschwerden nach Anstrengungen, Kribbeln der Haut, beunruhigende Träume, Alpdrücken, Müdigkeit, besonders am Morgen, usw.

Die ernstesten Zeichen schwerer Nervenschwäche sind die oft wiederkehrenden Kopfschmerzen, die Schlaflosigkeit, die Mattigkeit, die schnelle geistige Ermüdung, die Gedankenlosigkeit, die leichte Reizbarkeit und schlechte Laune.

Nehmen Sie diese kleinen Warnungszeichen der Natur nicht leicht, denn Nervenleiden höhlen das Mark des Lebens aus!

Sogar Geisteskrankheit, Epilepsie, Schlaganfall und Lähmungen sind häufig aus unscheinbarer Nervenschwäche entstanden.

Auch Sehstörungen, sogar Erblindungen, besonders bei Rauchern und Trinkern, treten als Folge von Nervenleiden auf. Schon leichte Nervenschwäche bringt viele Unannehmlichkeiten mit sich. Das Familienleben leidet darunter, besonders aber die geschäftliche Tüchtigkeit läßt nach, weil die Energie und die Ausdauer erlahmten.

Der Gesunde ist dem Nervösen gegenüber im Geschäft stets im Vorteil. Der Gesunde trifft mit überlegener Ruhe schnell entschlossen zielbewußte Anordnungen, die ihm Vorteil bringen, während der Nervöse zerstreut, hastig, aber doch zaghaft handelt und sich von seinen Launen und seiner Reizbarkeit zu unüberlegtem Tun hinreißen läßt, das ihm Nackenschläge bringt, die ihn dann um so mehr ärgern und entmutigen.

Nervosität ist oft der unerkannte Grund von manch einem verfehlten Leben. Was ist dagegen zu tun?

Der beste und einfachste Weg ist Stärkung der Energie durch Ruhe, Erholung und geeignete Stärkungsmittel. Doch Ruhe findet der Nervöse nicht, selbst wenn er Zeit und Gelegenheit dazu hat, also auch keine Erholung. Nahrung genug finden die Nerven in den täglichen Speisen, aber sie nehmen diese nicht auf, weil sie zu sehr erschöpft sind, daher bedürfen sie der Anregung. So wie Salz und Gewürz anregend auf den Appetit wirken, so wirkt „Kola-Dultz“ anregend und belebend auf die Nerven. Hierzu ist Kola-Dultz wirklich am geeignetsten, denn es enthält nach der Analyse bekannter Chemiker nichts, was schaden könnte. Sorgfältige Versuche von Ärzten und Forschern haben bewiesen, daß Kola-Dultz ein gutes Mittel zur Anregung der Nerven und besonders des Gehirns ist und so Kraft und Leben spendend auf den ganzen Körper wirkt. Kola-Dultz bringt Lebenslust und Schaffensfreude sowie das Gefühl der Jugend mit seiner Tatkraft, die Erfolg und Glück verbürgt.

In vielen Fällen, wie es vorliegende Briefe beweisen, hat Kola-Dultz gute Erfolge erzielt.

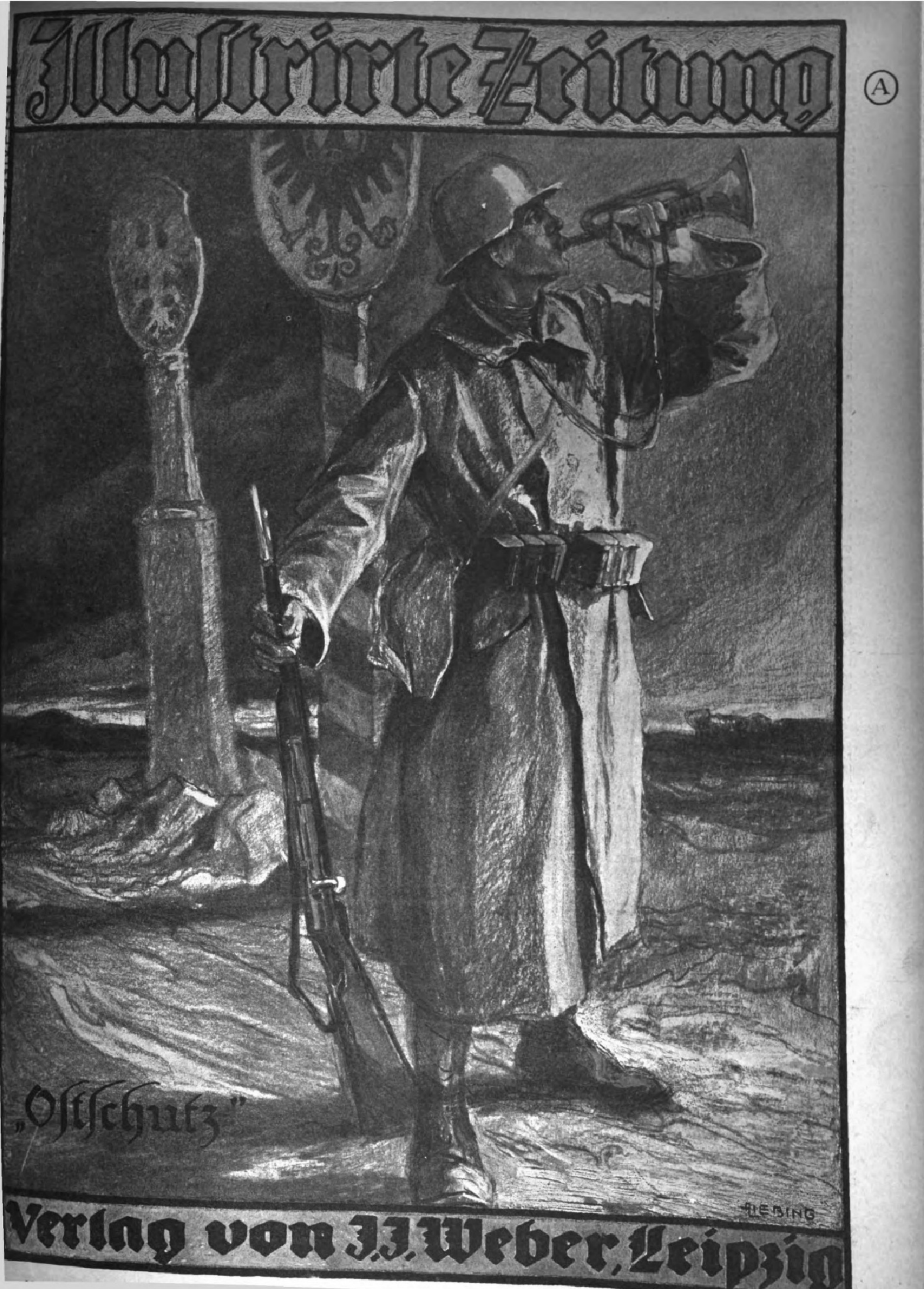
Nehmen Sie Kola-Dultz eine Zeitlang, Ihre Nerven werden angeregt, die Schwäche wird häufig nachlassen und Sie werden sich dann bedeutend wohler fühlen. Ich bin so vollkommen davon überzeugt, daß ich Ihnen gern ganz umsonst eine Probe senden werde, wenn Sie mir Ihre Adresse mitteilen.

Versuchen Sie diese Wirkung der Gratisprobe, sie ist groß genug, um Ihnen gutzutun. Sie wird Ihnen ganz vorzüglich bekommen, und Sie werden mir dankbar sein, Ihnen durch portofreie, kostenlose Zusendung von Kola-Dultz Gelegenheit gegeben zu haben, ein so gutes und reelles Mittel kennenzulernen, das keine Prüfung zu scheuen braucht. Ich garantiere, daß Kola-Dultz keine schädlichen Bestandteile enthält und daß es mit größter Sauberkeit hergestellt ist, so daß es von jedem gut vertragen wird. Die Anwendung ist ganz einfach, der Geschmack sehr angenehm.

Gleichfalls ganz umsonst füge ich der Probesendung noch ein lehrreiches, sehr unterhaltendes Buch bei, welches Ihnen in klarer, einfacher Sprache alles Wissenswerte über Nerven und ihre Leiden sowie über Nervenmittel erzählt.

Je länger Sie leiden, je mehr verkürzen Sie Ihr Leben, bestellen Sie also jetzt gleich Ihre Gratisprobe, sie kann Ihnen gute Dienste leisten. Schreiben Sie recht deutlich Ihren Namen und Ihre Wohnung auf eine Postkarte, und adressieren Sie diese an **Max Dultz**, Berlin SO 33, Nr. 60. [A 8688]

Für die Redaktion verantwortlich: Heinrich Pfeiffer, für den Inseratenteil: Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest V., Országháztér 4. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.


Illustrirte Zeitung
A
„Ostschutz"
Verlag von J. J. Weber, Leipzig

AUS WISSENSCHAFT UND TECHNIK

China – ein ſozialiſtiſcher Staat im 11. Jahrhundert. Alle Staatseinrichtungen, alle politiſchen Kombinationen, die irgend denkbar ſind – China hat ſie im Laufe ſeiner viertauſendjährigen Geſchichte verſucht, abgeſchafft und wieder verſucht. So dürfte es gerade heutzutage intereſſant ſein, daran zu erinnern, daß das „Reich der Mitte" auch ſchon einen ſehr gründlichen Verſuch mit dem ſozialiſtiſchen Staat gemacht hat, und daß die rationaliſtiſche Denkweiſe: durch Herſtellung eines Zuſtandes völliger Gleichheit eine wunderbare Harmonie des Wirtſchaftslebens, gleichen Wohlſtand für alle oder wenigſtens „das größte Glück der größten Zahl" zu erreichen, in China die gründlichſte theoretiſche Durchbildung und praktiſche Erprobung ſchon vor 900 Jahren erfahren hat. Nach einer Revolutionsperiode, die ihren Höhepunkt in einem anarchiſtiſchen Taumel fand, der den heutigen Zuſtänden in Rußland nicht unähnlich war, wendete ſich die ſinnloſe Zerſtörung um zu dem Verſuch eines praktiſchen Sozialismus, deſſen wiſſenſchaftlicher Begründer der Wirtſchafts- und Geſchichtsgelehrte Wang-gan-Che war. Man kann dieſen verſtandesklaren und energiſchen Menſchen als den Vorläufer Karl Marx' bezeichnen. Seine Gedankenwege und Folgerungen decken ſich vollkommen mit der ſozialiſtiſchen Lehre des letzteren. Seine Ideen, die er in einer Art Enzyklopädie niederlegte, fanden eine ungeheure Anhängerſchar, der er allein als der Mann galt, der das Land aus der allgemeinen Not und Verwirrung zu heben vermöge. Auch der Kaiſer und die Regierung ließen ſich von Wang-gan-Che überzeugen, der bei der Durchführung ſeiner wirtſchaftlichen und kulturellen Ideen allen ein gleich glückliches Daſein verhieß. Im Jahre 1069 wurde ihm zur Durchführung ſeiner ſozialen Reformen die Leitung der Staatsgeſchäfte übertragen, und er hatte alle Machtmittel für ſich, um den in Ausſicht geſtellten harmoniſchen Gleichheitsſtaat zu verwirklichen. Er begann ſein Werk mit unbeugſamer Energie. Von dem Grundprinzip ausgehend, daß der Staat der alleinige Inhaber und Verwalter allen Eigentums ſei, ſollte der Staat auch der alleinige Landwirt, Fabrikant und Kaufmann ſein, er hatte über die Bedürfniſſe und Fähigkeiten eines jeden zu entſcheiden, die erſteren nach ſeinem Ermeſſen zu befriedigen, die letzteren ſeinem Dienſte nutzbar zu machen. Es ſollte fernerhin keine Reichen und keine Armen mehr, ſondern nur einen beſcheidenen Wohlſtand geben. Die Mehrheit des Volkes jubelte dem kühnen Reformer begeiſtert zu, und ſeine Leitſätze wurden mit der größten Tatkraft in die Wirklichkeit überſetzt. Wang-gan-Che monopoliſierte zunächſt den Boden, um die Ernährung ſicherzuſtellen. In jedem Diſtrikt des Landes wurden Vollzugsräte gebildet, die alljährlich das zu bebauende Land und das Ausſaatgetreide zu verteilen hatten. Der Geſamtertrag der Ernte gehörte dem Staate, der dieſe nach den Bedürfniſſen und der Bevölkerungszahl zur Verteilung bringen ſollte. Um das Kapital zur Durchführung des Boden- und Getreidemonopols zu gewinnen und zugleich die Vermögensungleichheit der Staatsbürger zu beſeitigen, wurde den Reichen eine beſondere Beſitzſteuer auferlegt. In der Kapitalanſammlung, im Reichtum einzelner, ſah Wang-gan-Che die Urſache aller ſozialen Übelſtände, und um den privaten Reichtum zu beſeitigen und Neubildung zu verhindern, wurden Handel, Geldverkehr und Gewerbe verſtaatlicht. Wenn abſolute Gleichheit des Beſitzes herrſche, ſo folgerte Wang-gan-Che, würden Neid und Haß, kurzum, alle böſen Leidenſchaften, die Reichtum und Beſitz erzeugen, mit einem Schlage verſchwinden und ein allgemeines moraliſches Wohlverhalten ſich überall, und zwar von ſelbſt, einſtellen. Fünfzehn Jahre war es Wang-gan-Che geſtattet, das Land und alle ſeine ſozialen, rechtlichen und religiöſen Einrichtungen von oben bis unten umzugeſtalten. Die ganze Verwaltung arbeitete in ſeinem Sinne, aber alles blieb umſonſt, weil der ganze ſozialiſtiſche Ideengang Wang-gan-Ches an einem Trugſchluß litt: an der naturrechtlichen Fiktion vom normalen, freien und gleichen Menſchen und vom Staat als der bloßen Summe ſolcher Menſchen mit gleichen Tugenden und Einſichten. Aus der Verkennung der Grundtatſache, daß die Menſchen eigen-, daher verſchiedenartige Lebeweſen ſind, reſultierte auch die falſche Rechnung Wang-gan-Ches. Da der Anreiz des eigenen Erwerbes fehlte, ging die Arbeitsleiſtung auf allen Gebieten rapide zurück. Die Ernten wurden immer geringer, die Handelsgeſchäfte brachten keinen Überſchuß, die Gewerbewaren wurden teuer und mangelhaft. Jeder arbeitete nur ſo viel, als er unbedingt mußte. Das Elend und die Not nahmen in erſchreckendem Maße zu. Die Faulheit feierte Triumphe; jeder verließ ſich auf den Staat, der verpflichtet ſei, allen und jedem zu einem ſorgloſen Daſein zu verhelfen. Wang-gan-Ches ſoziales Syſtem war von oben bis unten mit voller Folgerichtigkeit durchgeführt worden, aber der Plan mußte ſcheitern, weil die Verſchiedenartigkeit der Individuen und Charaktere nicht durch Geſetz beſeitigt werden kann. Der Tod des Kaiſers, der ein überzeugter Anhänger der Sozialreformen Wang-gan-Ches war, führte auch den Sturz des letzteren herbei. Er überlebte den Umſchwung der Dinge nur kurze Zeit. Von ſeinen Einrichtungen und Reformen blieb ſo gut wie nichts übrig. **Lothar Wende.**

Internationale Vereinbarungen über Arbeitslöhne. Schon Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts befürwortete der elſäſſiſche Fabrikant Legrand internationale Vereinbarungen über Arbeiterſchutzgeſetze. Dieſe Anregung wurde ſpäter von praktiſchen Induſtriellen und ſozialdemokratiſchen Parteiführern aufgenommen, im Jahre 1881 vom ſchweizeriſchen Bundesrat in Geſtalt einer diplomatiſchen Rundfrage, ob die Mächte geneigt ſeien, über internationale Arbeiterſchutzbeſtimmungen zu beraten. Zu gleichem Zweck erließ Wilhelm II. Anfang 1890 Einladungen zu einer internationalen Konferenz für den Arbeiterſchutz nach Berlin, wo man eine Reihe von Gutachten und Wünſchen zuſammenſtellte, doch ohne bindende Beſchlüſſe zu faſſen. Auch ſpätere Beſprechungen führten nicht zum Ziele. Ausſichtsvoller erſcheint gegenwärtig das Drängen der Arbeitervertretungen nach einer internationalen Regelung der Arbeitsbedingungen durch die Pariſer Friedenskonferenz. Nach den Vorſchlägen der ſozialiſtiſchen deutſchen Reichsregierung ſoll der internationale Arbeiterſchutz ausgeſtaltet werden durch Beſchränkungen der Beſchäftigung von Kindern und jugendlichen Arbeitern wie der Frauen- und Nachtarbeit und durch die Einführung des Achtſtundentages in allen Ländern. Die Feſtſetzung dieſes Höchſtmaßes der Arbeitszeit muß, wie in den meiſten anderen Ländern, ſo auch in Deutſchland eine Erhöhung der Erzeugungskoſten bewirken und iſt nicht unbedenklich. Der engliſche Arbeitsminiſter Barnes will ſich vorſichtiger mit der Feſtſtellung eines Mindeſtmaßes von Arbeitsſtunden begnügen. Mindeſtlöhne wurden deutſcherſeits nicht vorgeſchlagen, werden dagegen in England und den Vereinigten Staaten befürwortet. Dort erblickt man in den niederen Löhnen anderer Länder einen unbequemen Mitbewerb und möchte ihn durch internationale Mindeſtlohnſätze beſeitigen. Vorläufig drückt man von Neuyork aus auf England, um die Löhne der engliſchen Seeleute von 281 bis 300 Mark monatlich auf die Höhe der nordamerikaniſchen mit 400 bis 481 Mark monatlich zu bringen, damit die Handelsſchiffahrt und der Außenhandel der Vereinigten Staaten unter gleichen Bedingungen mit England in den Wettbewerb eintreten können. In beiden Reichen beſteht große Neigung für die internationale Feſtſetzung von Mindeſtlöhnen, beſonders im Hinblick auf die Lohnverhältniſſe der gelben Arbeiter. Indeſſen werden Mindeſtlöhne für alle Staaten nicht zu erzielen ſein, da die Lohnunterſchiede zu groß ſind. Nach halbamtlichen Ermittlungen erhält der ungelernte Werftarbeiter in den Vereinigten Staaten für acht Stunden Arbeit $18\frac{1}{2}$ Mark, in England für neunſtündige Arbeit $7\frac{1}{2}$ Mark und in Japan für zehnſtündige Arbeit $2\frac{1}{2}$ Mark. Nach den Andeutungen des engliſchen Arbeitsminiſters Barnes wird bei der Einſetzung eines internationalen Ausſchuſſes für die Ausarbeitung des Völkerbundplanes ein internationaler Arbeiterausſchuß für die Behandlung der internationalen Arbeiterfragen mit der Aufgabe ernannt werden, darüber dem Friedenskongreß zu berichten. Der Friedenskongreß würde die internationalen Arbeiterſchutzvorſchläge gutheißen und dem Völkerbunde zur Durchführung überweiſen. In Übereinſtimmung mit engliſchen Vorſchlägen verlangte der Internationale Gewerkſchaftskongreß in Bern am 8. Februar die Überwachung der internationalen Arbeiterſchutzbeſtimmungen durch die Schaffung eines Internationalen Arbeiteramtes, das ſich auf ein Internationales Arbeiterparlament ſtützen und ein Beſtandteil des Völkerbundes werden ſoll mit der Aufgabe, internationale Geſetze zu ſchaffen und internationale Kongreſſe zu veranſtalten. Ob der Pariſer Friedenskongreß dieſe Forderungen erfüllen oder ſie mit Rückſicht auf die Verſchiedenartigkeit der Intereſſen und Erzeugungsbedingungen der einzelnen Staaten abſchwächen oder ganz zurückſtellen wird? **Paul Dehn.**

Serum-Behandlung der Diphtherie. Das Ideal der mediziniſchen Wiſſenſchaft in der Behandlung von Krankheitszuſtänden iſt die „kauſale Therapie", die direkte Beeinfluſſung und Beſeitigung der Krankheitsurſache. Dieſem Ideal am nächſten kommt die Serumtherapie der Diphtherie, die ſeit Behrings Entdeckung Allgemeingut der Ärzte geworden iſt, und deren Unſchädlichkeit ſeit Jahren anerkannt iſt. Bekanntermaßen wird das Heilſerum dadurch gewonnen, daß Pferde mit künſtlich abgeſchwächten Kulturen von Diphtheriebazillen infiziert werden, wodurch ſich in ihrem Blutſerum gewiſſe Abwehrſtoffe („Antitoxine") entwickeln. Die Tiere ſind dann imſtande, auch ſchwerere Infektionen zu vertragen, und können ſo allmählich, durch immer weitere Steigerung der eingeimpften Keimmengen, gegen Diphtherie völlig unempfänglich gemacht (immuniſiert) werden. Die Größe der antitoxiſchen Kraft ſolchen Serums wird, nach einem beſtimmten Verfahren gemeſſen, in „Immunitätseinheiten" (I. E.) ausgedrückt. Zur Behandlung der Diphtherie werden nun große Mengen (mehrere Tauſend) I. E. in einigen Kubikzentimetern Serum möglichſt frühzeitig eingeſpritzt. Außerordentliches Aufſehen erregte neuerdings die Veröffentlichung von Verſuchen, die Prof. Adolf Bingel angeſtellt hat, indem er von nahezu 1000 Diphtheriekranken (Erwachſenen und Kindern) immer abwechſelnd den einen Kranken mit Heilſerum, den andern mit gewöhnlichem Pferdeſerum behandelte. Das Ergebnis war, daß in beiden ſo entſtandenen Gruppen Fieberdauer, Löſung der Halsbeläge, Auftreten, Dauer und Schwere der Lähmungen oder anderer Komplikationen völlig gleich verliefen, daß alſo die Wirkung des antitoxinhaltigen Serums ſich in keiner Weiſe von der des antitoxinfreien unterſchied. – Bei der Tragweite dieſer Feſtſtellungen für Theorie und Praxis mußten Nachunterſuchungen an möglichſt reichlichem Material, und ebenſo objektiv durchgeführt wie die Bingelſchen Verſuche, gefordert und abgewartet werden. Widerſpruch gegen die Bingelſchen Reſultate iſt erhoben worden von Prof. Bonhoff, dem Nachfolger Behrings, und von dem Berliner Kinderarzt Prof. Czerny, der insbeſondere bemängelt, daß Bingels Behandlungsergebniſſe in beiden Verſuchsreihen zwar die gleichen, aber gleich ſchlechte bei einer nicht bösartigen Epidemie geweſen ſeien. Prof. Friedberger-Greifswald prüfte die Bingelſchen Verſuche beim Tier und fand die bekannte glänzende Wirkung des antitoxiſchen, gänzliches Verſagen des normalen Pferdeſerums. Trotzdem hält er die Bingelſchen Anſchauungen für keineswegs widerlegt, da die Verhältniſſe beim Verſuchstier (Meerſchweinchen) doch weſentlich anders lägen als beim Menſchen. Die Statiſtik, die eine erhebliche Abnahme der Diphtherieſterblichkeit ſeit Einführung des antitoxiſchen Heilſerums ergibt, iſt nur mit einer gewiſſen Vorſicht zu verwerten, da ſeit der ungefähr gleichzeitigen Einbürgerung der bakteriologiſchen Unterſuchung eine große Zahl leichterer Fälle als Diphtherie erkannt werden, die früher nicht dazu gezählt worden wären. Der Heilerfolg des gewöhnlichen Pferdeſerums bei der Diphtherie müßte durch irgendwelche noch nicht näher bekannte Stoffe des artfremden Serums bedingt ſein; ein vollkommenes Novum wäre darin nicht zu erblicken, da z. B. die blutſtillende Wirkung artfremden Tierſerums eine bekannte, vielfach zu Heilzwecken angewandte Tatſache iſt. **Dr. med. Walter Wolff.**

Farbſtoffe und Leben. Es iſt eine ebenſo merkwürdige wie unbeſtreitbare Tatſache, daß alles Leben von dem Vorhandenſein einiger weniger Farbſtoffe in der Natur abhängig iſt. Ohne die grüne Pflanze kein Leben. Der grüne Farbſtoff, Chlorophyll oder Blattgrün genannt, iſt es, der die Kohlenſäure aus der Luft aſſimiliert und damit komplizierte Stoffe aufbaut, ohne welche weder die Pflanze noch das Tier leben könnte. Andererſeits wäre auch das Tier ſelbſt bei den durch die Pflanze gebotenen Ernährungsgrundlagen ohne eigenen Farbſtoff, wie er in der Blutflüſſigkeit enthalten iſt, nicht denkbar. „Blut iſt der flüſſige Menſch", das flüſſige Tier. Wie dort das Chlorophyll, ſo iſt es hier der Blutfarbſtoff, das Haematin, das eine führende Lebensrolle ſpielt. An die kleinen roten Blutkörperchen gebunden, wird der lebenſpendende Sauerſtoff von Zelle zu Zelle getragen. Wir haben ſomit im Chlorophyll einen aſſimilatoriſchen, im Haematin einen reſpirativen Farbſtoff als unentbehrlichen Träger des Lebens zu erblicken. Nun ergaben die klaſſiſchen Unterſuchungen Willſtätters, Küſters u. a., daß eine chemiſche Verwandtſchaft zwiſchen Haematin und Chlorophyll vorliegt. Auch der dem Blutfarbſtoff verwandte Gallenfarbſtoff und noch einige andere ſchließen ſich an. Wie das Chlorophyll, ſo enthält auch der Blutfarbſtoff einen anorganiſchen Beſtandteil, dort haben wir Magneſium, hier Eiſen, in beiden Fällen ſind die Fähigkeiten der Moleküle an Metalle geknüpft. Daß manche Wirbelloſe blaues Blut haben und der Farbſtoff (Haemocyan) Kupfer enthält, will ſelbſtverſtändlich keinen weſentlichen Unterſchied bedeuten. Wir ſehen alſo tiefere innere Zuſammenhänge, die übrigens nicht nur chemiſcher Natur ſind, ſondern auch phyſikaliſcher. Ein Abbauprodukt des Blatt- und Blutfarbſtoffes hat ſich als ein äußerſt empfindliches, photobiologiſches Reagens erwieſen. Wenn man beiſpielsweiſe weißen Mäuſen eine ſolche Löſung einſpritzt und ſie wochenlang im Dunkeln hält, zeigen ſie ein ganz normales Verhalten, ans Licht gebracht, ſterben ſie unter charakteriſtiſchen Vergiftungserſcheinungen. **Dr. Schmid.**

Die Fortſchritte der deutſchen drahtloſen Telegraphie im Kriege. Man wußte ſeit geraumer Zeit, daß von dem Nauener Zentralturm des deutſchen funkentelegraphiſchen Dienſtes laufend wichtige Depeſchen in unſere afrikaniſchen Kolonien bis zum Sommer 1916 und nach Amerika gar bis zum Kriegseintritt der Vereinigten Staaten, d. h. bis zum April 1917, gefunkt worden waren und der deutſchen Sache nicht hoch genug zu ſchätzende Dienſte geleiſtet hatten. Aber man nahm zumeiſt an, mit der reſtloſen Zerſtörung unſerer kolonialen Funkentürme, unter denen die Station Muanza im Juli 1916 als letzte dem Kriege zum Opfer fiel, und mit der Sperrung der nordamerikaniſchen Funkentürme Sayville und Tuckerton nach der Kriegserklärung der Vereinigten Staaten an Deutſchland (6. April 1917) ſei den Deutſchen jeder telegraphiſche Überſeeverkehr abgeſchnitten geweſen. Nun zeigt uns eine ſoeben von der Geſellſchaft für drahtloſe Telegraphie veröffentlichte Schrift „Telefunken 1908–1918", die eine Fülle während des Krieges geheimgehaltenen wiſſenswerten Materials enthält, daß dieſe Annahme erfreulicherweiſe irrig war. Sorgſame Vorkehrungen der Telefunken-Geſellſchaft und das Entgegenkommen einiger neutraler Staaten, denen ſehr daran liegen mußte, daß nicht ausſchließlich engliſch gefärbte Telegramme in der Überſeewelt verbreitet wurden, haben den deutſchen Depeſchen wider alles Erwarten auch in den letzten eineinhalb Jahren des Krieges den Weg über die Meere gebahnt. Insbeſondere müſſen hier Holland, Spanien und Argentinien rühmend genannt werden. So wurde ſchon im Jahre 1916 in Bandoeng auf Java eine Empfangsſtation gebaut, die ſeit 1917 in der Lage war, die Nauener Depeſchen über 11000 km Luftlinie hinweg unmittelbar aufzunehmen und ſomit das ſeit 1914 für uns unerreichbare Niederländiſch-Indien mit deutſchen Nachrichten zu verſorgen. Eine weitere neue Empfangsſtation wurde 1917 in 8200 km Entfernung von Nauen im holländiſchen Curaçao errichtet, eine dritte in Buenos Aires, eine vierte in China. So ſind trotz der überſtrengen engliſchen Telegraphenzenſur und trotz der Feindſchaft von etwa drei Vierteln der Kulturwelt die deutſchen Depeſchen unentſtellt während des ganzen Krieges in überſeeiſche Länder gegangen und von den Empfangsſtellen dauernd in großem Umfange weiter durch die Welt verbreitet worden. Während des Krieges wurden überdies die Leiſtungsfähigkeit und die Reichweite der Telefunkenſtationen ganz erſtaunlich geſteigert. Bei Kriegsausbruch waren die längſten beſtehenden drahtloſen Verbindungen Nauen-Togo nur 5200 und Nauen-Sayville (U. S. A.) nur 6400 km lang. Die Verwendung des „Audion"-Syſtems und andere wundervolle techniſche Fortſchritte im Kriege haben es möglich gemacht, daß jetzt vom Telefunkenſyſtem Entfernungen bis zu 18000 km, bis zur Nordſpitze von Neuſeeland, Awanui, regelmäßig überwunden werden, d. h. aber, daß die Nauener Telegramme in allernächſter Zukunft an jedem beliebigen Punkt der Erde, der eine hinreichend kräftige Empfangsſtation beſitzt, ohne Vermittlung einer Zwiſchenſtation mitgeleſen werden können! **Dr. Richard Hennig.**

Künſtliche Kohle. Wer dieſe Worte lieſt, möchte wohl den Kopf ſchütteln, und doch iſt es gelungen, ſolche herzuſtellen. Das Rohmaterial dazu iſt in der Sulfitlauge gefunden. Die erſte mit dieſem Material arbeitende Fabrik befindet ſich im Orte Graeker bei Fredrikſtad; ſie wurde unmittelbar zur Linderung der Kohlennot in Skandinavien gegründet. Der Erfinder, Ingenieur Strehlenaert, ſetzt der Lauge zunächſt Natriumbiſulfat zu, um den Kalk zu entfernen; dann erhitzt er die Maſſe auf etwa 110° C., kocht ſodann bei etwa 20 Atm. Überdruck unter Zufuhr von Druckluft noch einige Zeit und breitet anſchließend daran den entſtandenen ſchwärzlichen Brei auf Sieben aus, um ihn abtropfen zu laſſen, alſo vom Waſſer zu befreien. Der waſſerfreie Brei ſoll eine Heizkraft von rund 6800 Wärmeeinheiten (W. E.) beſitzen, bei etwa 4 v. H. Aſchegehalt. Beim Kochen bildet ſich aus der freien ſchwefligen Säure der Ablauge Schwefelſäure, die die ligninſulforen Salze der Ablauge zerſetzt. Nach den bis heute vorliegenden Ergebniſſen darf geſchloſſen werden, daß aus etwa 25000 t Zellſtoff im Jahr rund 22000 t künſtliche Kohle gewonnen werden können. **F. Wilcke.**

Nummer 3949. 152. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerſtraße 1–7.



Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3949. 152. Band. Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 13 Mark; frei ins Haus 13 Mark 25 Pfg. Preis dieser Nummer 1 Mark 30 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 1 Mark, auf Seiten mit Text 1 Mark 20 Pfg. 6. März 1919.



Unterricht, Literatur und Sammelwesen.



Und abermals Ozetbäder . .

(Nachdruck verboten.)

Ozetbäder sind ohne Zweifel eines der merkwürdigsten Kurmittel der Gegenwart. Man behandelt mit ihnen vielfach in den Lazaretten die folgenden Kriegskrankheiten: Herz-, Nerven-, Nierenleiden, Rheumatismus, Muskelschwäche, Lähmungen und Entzündungen der Nerven, Asthma, Arterienverkalkung, allgemeine Erschöpfungszustände.

Diese Ozetbäder, obwohl bereits seit etwa zehn Jahren dem ärztlichen Heilschatz angehörig, sind im Publikum leider noch immer nicht genügend bekannt. Sonst könnten gewiß gar manche Badereisen unterbleiben — schrieb schon vor Jahren der Wiener Frauenarzt Dr. Frankl in der „Zeitschrift f. physikalische Therapie“, worin er die Ozetbäder gegen die Beschwerden der Wechseljahre empfiehlt.

Unter Ozetbädern versteht man nicht etwa Sauerstoffbäder im gewöhnlichen Sinne. Es ist nicht der allbekannte Luftsauerstoff, sondern der „tätige“ Sauerstoff im sogenannten Entstehungszustande, vom Erfinder der Bäder „Ozetgas“ genannt, vermutlich eine Vorstufe des Ozons, wovon etwa 22 Liter im Ozetbade zur Entwicklung kommen sollen.

Dieses Ozet, das in einer Anzahl von ungefähr 50 Milliarden perlender, äußerst feiner Bläschen das Wasser durcheilt, schmiegt sich zum Teil als eine glitzernde Decke der Haut an und dringt tief in ihre Poren ein, wo sich die Endverzweigungen der Empfindungsnerven verästeln; zum andern Teil entweicht es aus dem Wasser nach oben und wird eingeatmet. Bedeutungsvoll ist dabei der Umstand, daß das Ozetgas sich innerhalb einer — an der hellbraunen Farbe erkennbaren — Mangansuperoxydlösung befindet, die, einen eigenartigen Zellreiz ausübend, nach Ansicht seines Erfinders an dem Einfluß des Ozetbades auf den Körper mitbeteiligt ist. Farblose Ozetbäder sind daher ein Widerspruch in sich selbst.

Das Ozetbad bewirkt zunächst — nach Ansicht des „Vaters“ der Bäderbehandlung und ersten Empfehlers der Ozetbäder, des Professors Winternitz in Wien — eine taktmäßige Zusammenziehung der feinsten Blutgefäße, eine Art Turnen der Hautäderchen, eine stärkere Sauerstoffversorgung der in der Haut liegenden Nervenzellen und eine reichlichere Zufuhr von Ozet zu den Lungen. Als weitere bedeutsame Wirkung des Ozetbades wurden entdeckt an der Universitätsnervenklinik des Professors Ziehen in Berlin eine Steigerung der Muskelkraft; an der Charitéklinik des Professors Senator (†) in Berlin eine Herabminderung des bei manchen Leiden (Arterienverkalkung, Nierenentzündung) krankhaft gesteigerten Blutdrucks; an der Budapester Universitätsklinik des Professors von Kétly eine Vermehrung der bei Herz- und Nierenleiden verminderten Harnmenge sowie eine allgemeine Blutverbesserung; am Berliner Universitätsinstitut für Hydrotherapie des Professors Brieger eine Verminderung der Zahl und Verbesserung der Beschaffenheit des Pulses sowie eine Verkleinerung des krankhaft vergrößerten Herzens, die wohl nur durch eine innere Kraftvermehrung seiner Muskelmasse erklärt werden kann.

Ganz besonders aber wird von allen Forschern übereinstimmend der eigenartige nervenberuhigende und schlaffördernde Einfluß des Ozetbades hervorgehoben, der so regelmäßig eintrat, daß chemische Schlaf- und Beruhigungsmittel, jene traurigen, aber oft nicht vermeidbaren Notbehelfe, beim Gebrauch von Ozetbädern häufig ganz fortgelassen werden konnten. Es handelt sich hier nicht etwa nur um eine Suggestion, Beweis: auch erregte Geisteskranke, Säuglinge, ja selbst Tiere unterlagen dem Ruhe und Schlaf hervorbringenden Einfluß der Ozetbäder.

Herz, Adern, Lungen, Haut, Blut, Nieren, Nerven — also durch die Haupttore des Lebens findet das Ozetbad Zugang zum inneren Körperbetrieb. Und so wird man leicht verstehen, warum die Ärzte bei so verschiedenartigen Leiden Badekuren mit Ozetbädern anordnen. Unentbehrlich sind sie bereits geworden bei der Behandlung von Herzstörungen, Nierenleiden und jener verhängnisvollen Zeitkrankheit, der Arterienverkalkung. Besonders deshalb, weil die Ozetbäder durch Erleichterung der Herzarbeit das Herz selbst schonen, so daß es sich zu erholen vermag; weil sie die bei der Arterienverkalkung zu schwach gewordenen Adern durch taktmäßige Zusammenziehung üben; weil sie die schädliche Hochspannung in den Adern, den zu hohen Blutdruck, erniedrigen, die Ausscheidungen der Haut und Nieren anregen, das Blut dünnflüssiger, also leichter durch die Adern gleitend machen und nicht zuletzt, weil sie beruhigend, erfrischend, umstimmend, im besten Sinne „belebend“ auf das Nervenganze einwirken. Darum sind auch die Erkrankungen der Nerven, angefangen von der Neurasthenie und ihren zahllosen Erscheinungen bis zu den Lähmungen, Krampfzuständen, Entzündungen der Nervenmasse und den Hirn- und Rückenmarkserkrankungen, das zweite große Hauptanwendungsgebiet der Ozetbäder geworden.

Hieran schließen sich die Erkrankungen der Atmungsorgane, insbesondere Katarrhe, Asthma, Keuchhusten, des weiteren Erkrankungen des Blutes und Stoffwechsels, wie Blutarmut, Bleichsucht, Basedowsche Krankheit, Zuckerkrankheit, Fettleibigkeit. Schöne Erfolge sah man ferner bei Rheumatismus, Gicht, Ischias (im Siemens-Lazarett), Neuralgie sowie bei den allgemeinen Beschwerden, die die Schwangerschaft und die Störungen des weiblichen Geschlechtsbezirks begleiten.

Einen merkwürdig wohltätigen Einfluß scheinen, wie Professor Vasoin von der Universität Padua berichtet, die Ozetbäder auf Magen, Darm und die Organe des kleinen Beckens auszuüben; sie fördern den Blutzufluß in den Bauchraum, lindern Schmerzen und reizen die inneren Muskeln der Bauch- und Beckenhöhle zu gesteigerter Tätigkeit. Professor Vasoin hat bei ihrem Gebrauch ganz augenscheinliche Wirkungen auf nervöse Magen- und Darmleiden, Leberstörungen, Stuhlträgheit und Gebrechen der Geschlechtsorgane beobachtet.

Auch die von dem großen Kliniker Baccelli (†) in Rom geleitete Universitätsklinik hat sich mit der Erforschung der Ozetbäder befaßt und darüber durch Dr. Coleschi im „Policlinico“ berichtet. Er erbrachte den mittelbaren Nachweis, daß das Ozet tatsächlich durch die Haut in den Körper eindringt. Er fand, die Ozetbäder verbessern nicht nur das Blut und kräftigen das Herz, sondern sie vermehren auch die Menge der im Harn ausgeschiedenen Stoffwechselschlacken (Harnsäure, Harnstoff usw.), das heißt, die innere Verbrennungskraft oder, wie man sagt, der Sauerstoffwechsel wird beschleunigt, und dieser Vorgang muß natürlich für Gichtische und Rheumatische, Zuckerkranke, Fettleibige und Stubenhocker vom höchsten Werte sein. Auch Dozent Dr. Gröber hat in Tierversuchen die im Berliner pharmakologischen Universitätsinstitut vorgenommen wurden, dargetan, daß Ozet die Haut des lebenden Körpers durchwandert.

Abgesehen vom engeren Krankendienst sind die Ozetbäder überaus wertvoll geworden zur Stärkung der Muskel- und Nervenspannkraft beim Sport sowie zur naturgemäßen Erholung nach übermäßigen Leistungen, sei es körperlichen, geistigen oder solchen des Gemüts. Das gegenwärtige Leben verlangt eine derart volle Hingabe der Körper- und Geisteskräfte, daß oft ein unausgleichbarer Zusammenbruch droht oder gar eintritt. Wir nennen das wohl einen „Klaps“ und reden von „Nervenklaps“ oder „Herzklaps“. Und da ist es nun eine wahre Freude, zu sehen, wie derartige Menschen durch zielbewußten Gebrauch der Ozetbäder sich vor dem gefürchteten Zusammenbruch bewahren oder seine Folgen wieder ausgleichen. Die Erschöpfungszustände des Nervensystems sind ja, wie erst neuere Forschungen feststellen konnten, vorwiegend durch einen Aufbrauch des Ozets, d. h. tätigen Sauerstoffs verursacht, und in solchem Zusammenhange ist vielleicht die an sich überraschende Wirkung der Ozetbäder bei diesen Erscheinungen verständlich.*)

Der bekannte Sportphysiologe M. Brustmann hat in seiner Broschüre „Sport und Bad“ sehr fesselnd darüber geschrieben. Er rühmt insbesondere den wundervollen, kraftspeichernden Einfluß eines Ozetbades auf den Organismus vor körperlichen und geistigen Höchstleistungen.

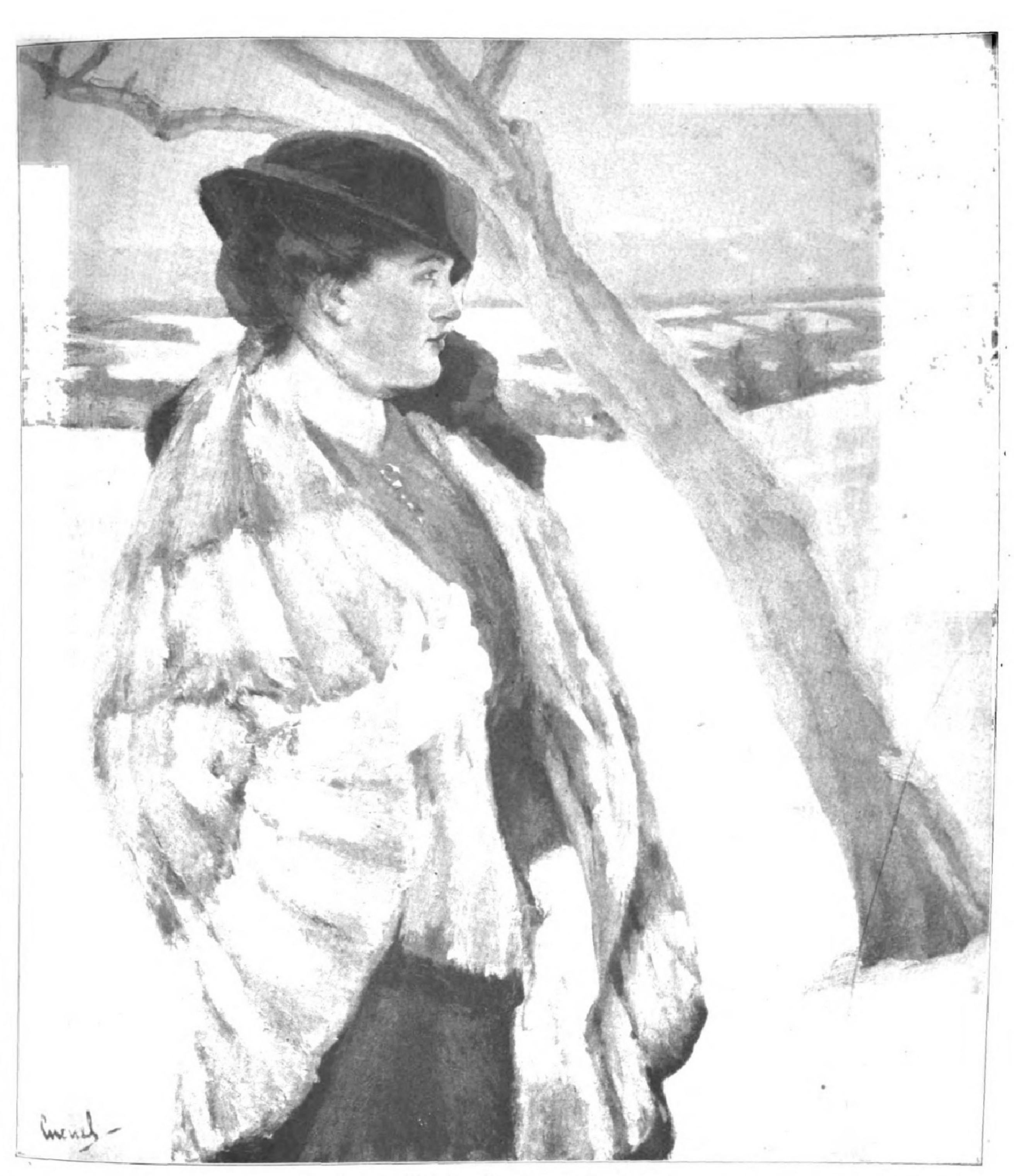
Alles in allem: Man hat ein wohlbegründetes Recht, die Ozetbäder zu den bleibenden Errungenschaften deutschen Erfindergeistes zu zählen und ihnen als Wohltätern der Menschheit eine immer allgemeinere Verbreitung zu wünschen. Leider aber muß es auch hier heißen: Vor Nachahmungen wird gewarnt.

*) Zu einer Kur gehören 10 bis 30 Ozetbäder; sie können in jeder Badewanne durch Hineinschütten der fertigen Bestandteile ins Badewasser zubereitet werden. Ausführliche Anweisungen nebst einer Druckschrift über das Ozetbad versendet die Firma L. Elkan Erben, G. m. b. H., Berlin S. 42, Prinzessinnenstraße 16, zu Werbezwecken kostenfrei. Von dieser erfolgt auch die Lieferung der Ozetbäder. 10 Stück in der trocknen Friedenspackung gehen auf ein 5 kg-Postpaket. — Telegramm-Adresse: Ozetbad Berlin.


Personenwagen
Hansa
Lloyd
Lastwagen
HANSA-LLOYD-WERKE A.-G. BREMEN

Illustrirte Zeitung

Nr. 3949. 152. Band.



Spaziergang. Nach einem Gemälde von Eduard Cucuel.

Die Reichswehr.

Von Major a. D. Max v. Schreibershofen.

Die Revolution hatte das alte ruhmreiche kaiserliche Heer vernichtet und es in Trümmer zerschlagen. Als äußeres Zeichen des verhaßten Militarismus sollte es verschwinden. Aber kaum hatte die sozialistische Regierung dieses Ziel erreicht, als sie erkennen mußte, daß kein Staat, auch nicht der sozialistische, ohne ein militärisches Machtmittel bestehen kann, um seine Herrschaft aufrechtzuerhalten, Ruhe und Ordnung im Inneren zu schaffen und die Grenzen gegen den Ansturm der Feinde zu schützen. Die Schaffung einer neuen Wehrmacht war eine der ersten Arbeiten, nachdem die Revolution das alte Heer beseitigt hatte. Zunächst entstanden Volkswehren, republikanische Garden, auf ganz sozialistischer Grundlage mit freier Wahl der Vorgesetzten, Aufhebung der bisherigen Disziplin, an deren Stelle die freiwillige Unterordnung treten sollte. Aber diese Formationen versagten bald gänzlich, wendeten sich zum Teil gegen die Regierung selbst. Dann bildeten sich Freiwilligenkorps auf Grund der Werbung, die die alten Grundsätze wiederannahmen. Aber auch sie genügten nicht, es fehlte namentlich an einer einheitlichen Organisation. So war es eine der ersten Aufgaben der in Weimar tagenden Nationalversammlung, eine neue Wehrmacht zu schaffen, die jetzt aufgestellt wird und den Namen „Reichswehr" erhalten hat.

Eine Sitzung des neuen Reichsministeriums im Schloß zu Weimar.

Von links nach rechts: Der Pressechef in der Reichskanzlei Ulrich Rauscher, Reichsernährungsminister Robert Schmidt, Reichsminister der Finanzen Schiffer, Präsident des Reichsministeriums Philipp Scheidemann, Reichsjustizminister Landsberg, Reichswirtschaftsminister Wissell, Reichsarbeitsminister Bauer, Reichsminister des Auswärtigen Graf Brockdorff-Rantzau, Reichsminister ohne Portefeuille Dr. David. An der rechten Tischseite: Reichswehrminister Noske, dahinter Reichsminister ohne Portefeuille Gothein, Reichskolonialminister Dr. Bell, Reichspostminister Giesberts und Reichsminister des Innern Dr. Preuß.

Die alte Armee ist gänzlich beseitigt worden. Was sich von ihr noch aus der Revolution, dem Rückzuge und der Demobilmachung gerettet hatte, wird gänzlich aufgelöst. Auch hier letzten Reste verschwinden. Das alte ruhmreiche Heer, das auf eine so glänzende Vergangenheit zurückblickte, dessen Ursprung bis in die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges zurückging, dessen Taten die Einigung Deutschlands und die Errichtung des Reiches ermöglichten, ist verschwunden. An seine Stelle ist etwas ganz Neues getreten: die Reichswehr. Sie wird als eine „vorläufige" bezeichnet, weil sich bei der Unsicherheit der Friedensbedingungen und bei den zu erwartenden Rüstungsbeschränkungen noch kein endgültiges Heer schaffen ließ. Die Lage war aber so gespannt, daß ein militärisches Machtmittel unbedingt schnell neu aufgerichtet werden mußte und die Regierung damit nicht warten konnte, bis der Friedensschluß die notwendige Klarheit gebracht hatte.

Bei der Aufstellung der Reichswehr handelte es sich also in erster Linie darum, schnell eine verwendungsfähige und kampfbereite Truppe zu bilden. Es war deshalb zweckmäßig, an die bestehenden Freiwilligenkorps anzuknüpfen und sie sowie die bestehenden Volkswehren und den Grenzschutz mit in die neue Organisation einzubeziehen. Schon dies wies darauf hin, letztere auf denselben Grundsätzen wie die Freiwilligenkorps aufzubauen. Es wurden deshalb die Werbung und der freiwillige Eintritt angenommen und von einer Aushebung und zwangsweisen Einstellung abgesehen. Dies entsprach auch dem demokratisch-sozialistischen Charakter des neuen Staates, der jeden Zwang zu vermeiden sucht. So wird, wie in alten Zeiten, die Werbetrommel im Deutschen Reiche wieder gerührt. Für die Werbung sprachen auch noch technische Gründe, da die Aushebung sich bei der Überlastung der Bezirkskommandos mit den Demobilmachungsgeschäften, ihrer teilweisen Desorganisation und dem starken Wechsel der Bevölkerung voraussichtlich als unausführbar erwiesen hätte. Es wäre schwerlich möglich gewesen, die für die Aushebung notwendigen Listen mit der nötigen Richtigkeit aufzustellen. Fraglich kann es allerdings sein, ob die Werbung den gewünschten Erfolg haben wird, und ob sich tatsächlich genügende Freiwillige melden werden. Ist dies nicht der Fall, so wird man trotz aller technischen Schwierigkeiten doch zur Aushebung schreiten müssen.

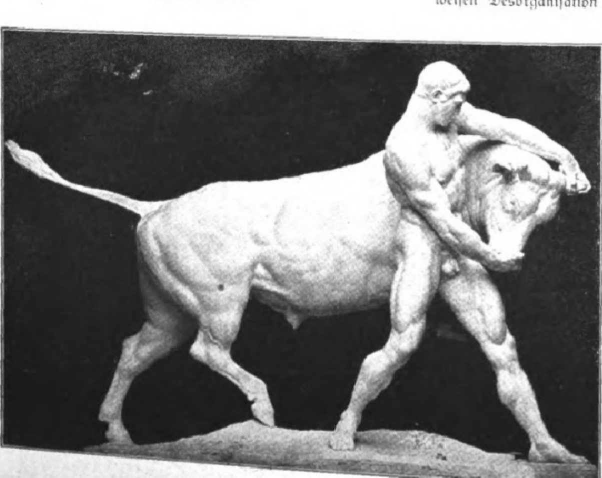
Die Aufstellung der neuen Truppe schließt sich eng an die bisherige territoriale Einteilung des Reiches in Armeekorpsbezirke an, indem in jedem Bezirke eine gemischte Brigade gebildet werden soll; eine sehr zweckmäßige Maßnahme, da die seit langer Zeit bestehenden und eingelebten Verhältnisse berücksichtigt werden und die vorhandenen Behörden ohne weiteres benutzt werden können. Jede Brigade soll aus zwei Infanterieregimentern mit der notwendigen Feld- und schweren Artillerie, etwas Kavallerie und aus den technischen Truppen und Kolonnen bestehen. Ihre Kopfzahl ist auf etwa 10000 Mann zu veranschlagen. Im Frieden besaßen wir 24 Armeekorpsbezirke, von denen einige vom Feinde besetzt sind, andere sich in der Hand der Polen befinden, in anderen durch innere Unruhen und Spartakistenherrschaft die Werbung voraussichtlich für die nächste Zeit verhindert wird. Man wird deshalb die Gesamtstärke auf etwa 150000 bis 200000 Mann veranschlagen können.

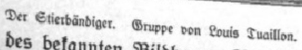
Ein fester Rahmen wird durch Übernahme der bisherigen aktiven Offiziere und Unteroffiziere gebildet. Das neue Heer erhält dadurch die unbedingt erforderliche Zahl ausgebildeter und erfahrener Führer und das notwendige Ausbildungspersonal. Es ist zugleich die Möglichkeit geschaffen, die bisherigen Offiziere und Unteroffiziere weiter zu verwenden, so daß die Regierung nicht zu Massenpensionierungen gezwungen ist. In diesen Rahmen sollen sofort die bestehenden Freiwilligenkorps, Volkswehren u. dgl. eingegliedert werden, doch wird man bei der Auswahl der letzteren sehr vorsichtig verfahren müssen, um alle unzuverlässigen Elemente von Anfang an fernzuhalten und nicht den Geist des neuen Heeres zu gefährden.

Bei der Reichswehr sollen die guten alten Grundsätze, die sich bei der früheren Armee bewährt hatten, beibehalten werden. Unbedingte Kommandogewalt der Führer, Verantwortlichkeit für ihre Tätigkeit nur ihren Vorgesetzten gegenüber, Ernennung der Offiziere durch das Kriegsministerium, strengste Disziplin, Beseitigung der Soldatenräte in ihrer bisherigen Zusammensetzung und Ersatz durch Vertrauensleute mit eng umschriebener Wirksamkeit, die sich lediglich auf wirtschaftliche Fragen, Urlaub, Beschwerden und ähnliches erstreckt, Beseitigung ihres Einflusses auf Führung und Ausbildung. Im allgemeinen wird aber die Reichswehr trotz dieser Grundsätze, den modernen Anschauungen entsprechend, ein durchaus volkstümliches Gepräge tragen. Die Ausführungsbestimmungen des Kriegsministeriums werden alle weiteren Einzelheiten regeln.

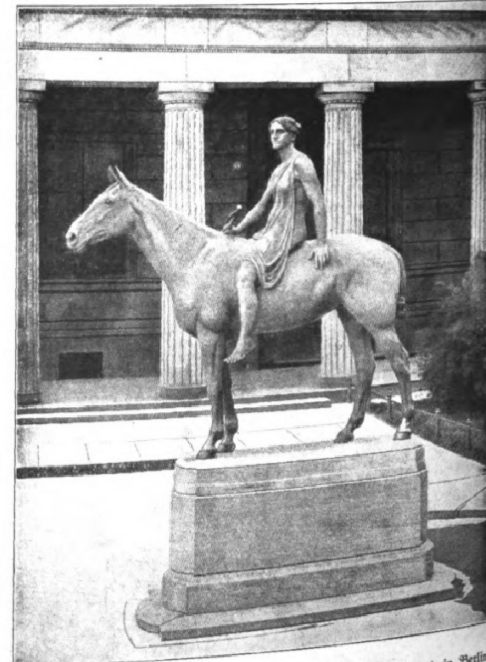
Ein abschließendes Urteil über die neue Reichswehr läßt sich noch nicht fällen. Erst ihre Tätigkeit wird zeigen, ob sie alle auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllen wird. Sicherlich lassen sich manche Bedenken dagegen erheben, aber man wird zugeben müssen, daß die geplante Organisation zweckmäßig erscheint, und daß sie die Möglichkeit gewährt, wieder ein widerstandsfähiges und kampfkräftiges Heer zu schaffen.

Louis Tuaillon.





Der Stierbändiger. Gruppe von Louis Tuaillon.



Die Amazone. Bronzestatue von Louis Tuaillon vor der Nationalgalerie in Berlin.

Zum Hinscheiden des bekannten Bildhauers Professor Dr. h. c. Louis Tuaillon, den die aus klassischen und modernen Elementen gemischte Monumentalität seiner Arbeiten in die erste Reihe der zeitgenössischen Bildhauer wies, am 21. Februar in Berlin im 57. Lebensjahr.



Dr. h. c. Simons,

Ministerialdirektor im Auswärtigen Amt, der deutsche Sachverständige für völkerrechtliche Fragen auf der Friedenskonferenz.



Dr. Victor Naumann,

wurde mit dem Titel eines Gesandten zum Direktor der Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amts ernannt. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)



Prof. Dr. Edgar Loening,

bekannter Rechtslehrer an der Universität Halle a. S., der namentlich auf dem Gebiet des Staats- und Kirchenrechts Bedeutendes geleistet hat, † am 19. Februar im 76. Lebensjahr. (Phot. Noack, Berlin.)

Die Verbreitung der Deutschen im ehemaligen Österreich-Ungarn.

Von Dr. Friedrich Lange.

Auf dem Boden des ehemaligen Österreich-Ungarns gibt es rund $12\frac{1}{2}$ Millionen Deutsche. Leider ist es nicht möglich, sie alle in das national geschlossene Großdeutschland hinüberzuretten. In ihrer Eigenschaft als führendes Kulturvolk des ehemaligen Habsburger Reiches wurden sie durch die natürliche Entwicklung und durch die berechnende Politik des Herrschergeschlechts in allen Landesteilen, besonders auch in den großen Städten der sonst fremdsprachigen Gebiete, ansässig. In Ungarn sind $2\frac{1}{2}$ Millionen Deutsche bodenständig geworden. Nur wenig mehr als eine Viertelmillion an der niederösterreichischen und der steirischen Grenze (Preßburg, Ödenburg, Eisenburg und Wieselburg) kann davon auf Grund der geographischen Lage sein Selbstbestimmungsrecht zur Rückkehr ins Mutterland ausnutzen. Die Viertelmillion Siebenbürger Sachsen hat sich in dem größeren Rumänien häuslich eingerichtet. Die 400000 Deutschen des Banats (um Temesvar) werden vielleicht dieselben Wege wandeln. Die 70000 Deutschen der Zips in der Tatra wehren sich mit den selbstbewußten Slowaken und den Magyaren gegen die drohende Annexion durch die tschechischen Imperialisten. Die übrigen $1\frac{1}{2}$ Millionen ungarländischen Deutschen dürfen wohl auf größere Gerechtigkeit und Bewegungsfreiheit von seiten der Budapester Regierung rechnen als unter dem alten Regime.

Auch das Deutschtum des ehemaligen Österreichs wird sich nicht völlig in das deutsche Vaterland zurückfinden. Die 90000 Deutschen Galiziens und die 160000 des Buchenlandes (Bukowina) sind infolge ihrer räumlichen Entfernung und verstreuten Siedlung politisch — aber natürlich keineswegs kulturell — für uns verloren. Die Deutschen des ehemals gemeinsamen Reichslandes Bosnien teilen dasselbe Schicksal. — Bei diesen großen Verlusten müssen wir um so mehr darauf bestehen, daß die restlichen 10 Millionen Deutschen sämtlich ihr uneingeschränktes Selbstbestimmungsrecht erhalten. Es widerspräche allen Grundsätzen der Menschlichkeit und den Wilsonschen Idealen, wenn die $3\frac{1}{2}$ Millionen Deutschen der Sudetenländer gegen ihren oft und unzweifelhaft erklärten Willen in den tschechischen

Ein deutsches Riesenflugzeug, das größte Flugzeug der Welt, im Bau: Die Passagierkabine.

Das Flugzeug soll imstande sein, unter günstigen Verhältnissen in zwanzig Stunden nach Amerika zu fliegen. Seine Tragflächen besitzen eine Spannweite von 50 m, seine Höhe mißt über 7 m. Sechs Motoren von mehr als 1800 P. S. treiben vier Propeller.



Biwak vor dem beschädigten Rathaus in Bottrop, der Zentrale der Spartakisten, nach der Besetzung durch die Regierungstruppen.



Typische Ansicht einer Arbeiterkolonie im Zechengebiet.

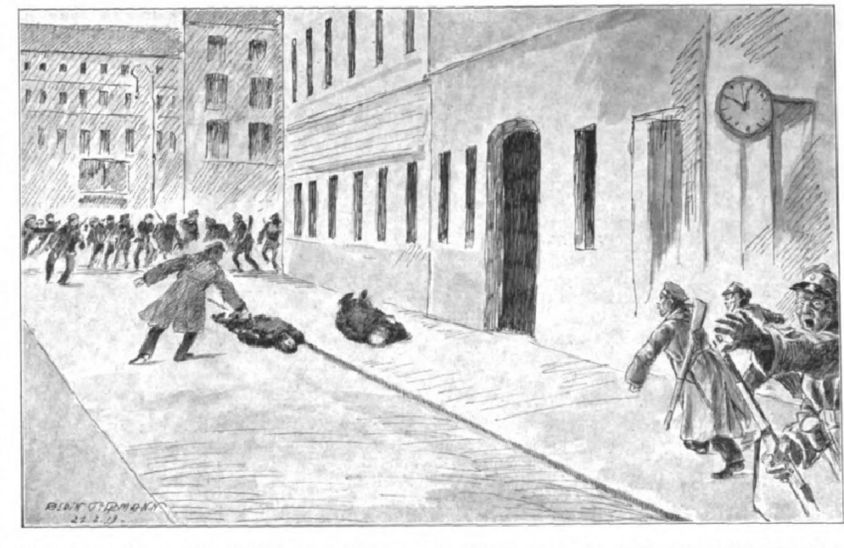
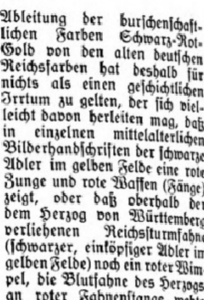
Zu den Streik- und Spartakusunruhen im Ruhrrevier.

Staat hineingepreßt würden. Das geschlossene Deutsch-Böhmen umfaßt 1 Million Einwohner, davon nur sechs vom Hundert Tschechen; dagegen bilden die alten steuerkräftigen Minderheiten von Prag, Pilsen und Budweis wertvolle deutsche Minderheiten, deren Aufgabe für die Deutschen ein viel größeres Opfer bedeutet. Die eine Million Deutschen Mährens und der Provinz Sudetenland mit Brünn, Troppau und Mährisch-Ostrau können ebenfalls unmöglich aufgegeben werden.

Die 6½ Millionen Deutschen der **Alpenländer** bilden ein geschlossenes Ganzes. Dennoch greift der Imperialismus landgieriger kleiner Nachbarn danach. Die radikalen Slowenen möchten den größeren Teil Kärntens und der Steiermark bis zur Mur mit ihrer Herrschaft „beglücken“, und die Italiener wollen die deutschbewußten Südtiroler und die deutschfreundlichen Ladiner „befreien“. Demgegenüber verlangt Deutsch-Österreich Volksabstimmung in allen strittigen Gebieten. Es ist nicht zweifelhaft, wofür sich dann die 215 000 Deutschen südlich des Brenners und die 25 000 Ladiner entscheiden werden. Auch Kärnten wird sicher für Deutsch-Österreich stimmen. Die Slowenen des Landes sind deutschfreundlich und haben Ende Januar 1919 in der vordersten Reihe gegen die einbrechenden südslawischen Truppen gekämpft. Am schwierigsten wird eine gerechte Grenze in der zweisprachigen Untersteiermark zu finden sein. Einerseits finden sich deutschfreundliche Slowenen auch nördlich der Drau, dagegen herrschen deutscher Grundbesitz, deutsche Industrie und deutsche Kultur bis zur Adria. Auch hier kann allein **Volksabstimmung unter neutraler** oder allenfalls unter amerikanischer **Aufsicht** über die staatliche Zugehörigkeit der strittigen Gebiete entscheiden. Die Grenze dürfte dann auf der Höhe des Bachergebirges und südlich des Pettauer Feldes verlaufen.

Frankreich hat vierundvierzig Jahre trotz der glänzendsten Ausdehnungsmöglichkeiten in den Kolonien niemals die 100 000 französisch sprechenden Lothringer, die ihnen zum Teil kühl bis ans Herz gegenüberstanden, vergessen. Wird das deutsche Volk seine 10 Millionen volksbewußter Stammesbrüder verleugnen, die trotz aller Lockungen nicht ein üppiges Leben unter dem Schutz und an den vollbesetzten Tafeln der Westmächte führen, sondern in allen ihren Teilen die Lasten und Sorgen des besiegten, ausgesogenen Mutterlandes mittragen wollen?

Im Anschluß an obige Ausführungen weisen wir darauf hin, daß die in Nr. 3935 auf Seite 617 veröffentlichte Nationalitätenkarte Deutsch-Österreichs einige Unrichtigkeiten enthält. So sind in **Troppau** unter 30 000 Einwohnern nur 3000 Tschechen gezählt worden, die Stadt ist also vorwiegend deutsch. Ferner ist in **Kärnten** die Gegend westlich von Hermagor und nördlich von Klagenfurt reindeutsch, ebenso die Gegend nördlich von Villach und das untere Lavanttal. Die Ansprüche der Tschechen bzw. der Südslawen auf diese Gebiete haben demnach keinerlei Berechtigung.

Kurz nach dem Attentat. Rechts die Leiche Eisners, links der von dem Begleiter Eisners, einem Soldaten der republikanischen Schutzwehr, niedergestreckte Attentäter Graf Arco-Valley.



Besucher am Tatort.

Die Ermordung des bayrischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner auf dem Wege zum Landtag in München am 21. Februar.

Nach Skizzen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Albin Tippmann, der dem Attentat als Augenzeuge beiwohnte.





Rat Heinrich Osel,
bekannter Zentrumsabgeordneter im Bayrischen Landtag, der während der Eröffnungssitzung des Landtags am 21. Februar einem Revolverattentat, das anscheinend die Ermordung Eisners rächen sollte, zum Opfer fiel.

Schwarz-Rot-Gold.

Von Dr. Wilhelm Bruchmüller.

An die Stelle der seit 1871 geführten schwarzweißroten Fahne des neuen Bismarckischen Deutschen Reiches sollen nach dem Verfassungsentwurf wieder die alten Farben der deutschen Einheits- und Freiheitsbewegung des neunzehnten Jahrhunderts treten, und manch einem, dem der Abschied von dem in Kampf und Sieg bis zuletzt erprobten liebgewordenen schwarzweißroten Banner nicht leicht werden mag, wird es doch ein tröstender Gedanke sein, an seine Stelle kein erklügeltes neues, sondern ein noch älteres rücken zu sehen, dessen Farben schon unsern Vorvätern teuer und wert waren, die Farben der Bewegung von 1848 und der alten deutschen Burschenschaft.

Damit taucht auch die Frage nach dem ältesten Ursprunge der Farben Schwarz-Rot-Gold wieder auf. Waren es wirklich die Farben des alten, 1806 dahingesunkenen tausendjährigen Römischen Kaiserreiches deutscher Nation, wie das schon die älteste deutsche Burschenschaft, die dieses Banner für ihren Kampf um die Wiedereinigung des zerspaltenen Vaterlandes erkor, glaubte, und wie es seitdem vielfach noch heute angenommen wird? Die Frage ist glatt zu verneinen.

Wenn sich auch in den Wappen und Fahnen des alten deutschen Kaiserreiches die drei Farben: Gelb oder Gold, Rot und Schwarz vielfach finden, so doch niemals und nirgends in einer gemeinsamen Zusammenstellung zu dem Dreiklang: Schwarz, Rot und Gold. Das alte deutsche Kaiserreich hat niemals in seinen Wappen und Fahnen drei Farben, sondern stets nur eine oder zwei geführt. Neben dem einfarbigen goldenen Adler als kaiserlichem Zeichen und dem einfarbigen roten Wimpel begegnen uns ein rotgelber Wimpel oder die rote St.-Georgs-Fahne mit dem durchgehenden weißen Kreuze und am häufigsten der ein- oder doppelköpfige schwarze Adler im gelben Felde. Schon allein der Umstand, daß der alten Wappenkunde ein dreifarbiges Wappen als minderen Wertes denn ein zweifarbiges galt, schließt es aus, daß das Wappen des alten Deutschen Reiches dreifarbig gewesen sein kann. Die spätere Ableitung der burschenschaftlichen Farben Schwarz-Rot-Gold von den alten deutschen Reichsfarben hat deshalb für nichts als einen geschichtlichen Irrtum zu gelten, der sich vielleicht davon herleiten mag, daß in einzelnen mittelalterlichen Bilderhandschriften der schwarze Adler im gelben Felde eine rote Zunge und rote Waffen (Fänge) zeigt, oder daß oberhalb der dem Herzog von Württemberg verliehenen Reichssturmfahne (schwarzer, einköpfiger Adler im gelben Felde) noch ein roter Wimpel, die Blutfahne des Herzogs, an roter Fahnenstange wehte.

Was nun hat die Wahl der ersten Burschenschaftsfarben bestimmt? Auch hierfür gibt es der Deutungen mehrere. Die ältere Erklärung leitet die Burschenschaftsfarben von der Uniform des Lützowschen Freikorps, schwarzem Waffenrock mit roten Aufschlägen und gelben Knöpfen, her. Glaubhafter als diese etwas weithergeholte Erklärung ist die andere, heute auch von wissenschaftlicher burschenschaftlicher Seite gebilligte Ansicht, daß der Ursprung der Farben der ältesten Jenaer Burschenschaft in den Farben der älteren Jenaer und Berliner Bruderlandsmannschaften der Vandalen zu suchen sei, zumal die meisten alten Mitglieder dieser beiden Landsmannschaften später unter den Begründern und Führern der ersten deutschen Burschenschaft in Jena zu finden sind. Die Berliner Vandalen nun trugen ein schwarzrotes, die Jenaer Vandalen ein rotgoldenes Band. Die Uniform der Jenaer Vandalen war ein scharlachroter Rock mit schwarzen, mit goldenen Eichelkränzen bestickten Kragen und Aufschlägen. Dem entspricht es in den Farben, wenn die Burschenschaft als Festkleid den schwarzen Rock mit rotsamtenen, mit goldenen Eichenblättern bestickten Aufschlägen trug, während das Burschenschaftsband anfangs nur die Farben Schwarz-Rot zeigte, zu denen sich erst mit dem Wartburgfeste von 1817 als dritte Farbe das Gold hinzufand.

So darf man wohl die Herleitung der Burschenschaftsfarben Schwarz-Rot-Gold aus den Farben der alten Landsmannschaft Vandalia Rot-Gold und Schwarz-Rot als erwiesen ansehen.

Mit der Auflösung und Verfolgung der Burschenschaft nach der Ermordung Kotzebues und den Karlsbader Beschlüssen durch das Metternichsche Regime wurden die schwarzrotgoldenen Farben der verfolgten Burschenschaft mehr und mehr zu Farben der deutschen Freiheits- und Einheitsbewegung überhaupt. Sie gewannen politischen, ja revolutionären Charakter. Als solche wurden sie an den Hambacher Festen vom Mai 1832 und 1833 zuerst öffentlich allgemein getragen und endlich nach eifriger Verfolgung und Unterdrückung durch die herrschenden staatlichen Gewalten am 9. März 1848 durch Beschluß der Deutschen Bundesversammlung in Frankfurt a. M. zu Bundesfarben erklärt, als die sie nun in dem „tollen Jahre“ einen raschen Siegeszug durch Deutschland antraten, um mit ihm noch einmal zu verschwinden bis zu ihrer heutigen Auferstehung.



Erhard Auer,
Minister des Innern, Mitglied der sozialdemokratischen Mehrheitspartei im Bayrischen Landtag, wurde am 21. Februar während der Eröffnungssitzung des Landtags durch die Revolverschüsse eines politischen Fanatikers, der die Ermordung Eisners rächen wollte, schwer verletzt.

WILDEFÜER.

EIN ROMAN AUS ALT-HILDESHEIM VON PAUL SCHRECKENBACH.

I.

Am Fenster eines weiten Gemaches im Grauen Kloster zu Wittenberg stand Doktor Martin Luther und blickte nachdenklich auf den Hof hinaus. Ein tiefer Ernst lag auf seinen Zügen, denn noch hielt er die Feder in der Hand, womit er einem seiner alten Kindheitsfreunde, dem die Gattin gestorben war, einen Trostbrief geschrieben hatte. Aber bald entwölkte sich seine Stirn, und ein warmer Glanz trat in seine Augen. Sein Lieblingskind, die zehnjährige Magdalene, spielte mit anderen Mädchen ihres Alters einen Ringelreihen. Hell klang der Gesang der feinen Kinderstimmchen zu ihm empor, dazwischen erscholl das lustige Bellen des Hündleins Tölpel, das die vorüberflatternden roten Röckchen der Kleinen zu fassen bestrebt war. Die Sprünge des täppischen Tieres belustigten ihn, und er lachte mehrmals kräftig auf. Dann aber schienen andere Gedanken durch sein Haupt dahinzuziehen. Sein Antlitz wurde wieder ernst, und er schüttelte einigemal den Kopf, als ob er sich über etwas verwundere.

„Was ist Euch, lieber Herr? Worüber sinnt Ihr nach?" fragte Frau Käthe. Sie hatte eben das Wämslein des kleinen Hans ausgebessert und trat nun neben ihn. Luther schlang den linken Arm um ihre Schultern und erwiderte nach einer kleinen Weile, indem er mit der Rechten aus dem Fenster wies: „Der alte Birnbaum dort brachte mich auf den Gedanken, wie doch unser Gott alles in der Welt so rasch und von Grund aus zu verändern weiß. Was hat der Baum schon alles gesehen! Ich war ein junger Mönch von sechsundzwanzig Jahren, da saß ich unter ihm auf der Steinbank und grübelte nach über das schwere Wort von der Gerechtigkeit Gottes. Da trat Doktor Staupitz zu mir heran und tröstete mich. Wo ist der Staupitz jetzt? Seit langen Jahren gestorben. Dann saß ich mit Philippus dort. Er lehrte mich das Griechische, und ich öffnete ihm die Schrift. Aber auch damals war ich noch ein Mönch. Jetzt ist die Zeit der Mönche vorbei, und meine Kinder spielen unter dem Baume. Wie ist die Welt so ganz und gar verwandelt! Und wenn wieder eine Mandel Jahre dahin sind — ob da wohl der Baum noch steht? Ja, ob wohl die Welt noch steht?"

„Warum sollte sie nicht mehr stehen?" fragte Frau Käthe.

„Weil der Jüngste Tag gewißlich vor der Tür steht", erwiderte Luther ernst. „Die Macht des Antichrists ist noch nicht gebrochen. Jetzt eben hat er einen Ablaß ausgeschrieben, um Gottes Langmut von neuem zu versuchen. Auch rüstet der Türke, wie man hört, mit großer Kraft, wird wohl im Sommer wider die Christenheit losbrechen. Falsche Propheten und Schwarmgeister verwirren allenthalben die Köpfe. Seuche und Pestilenz wüten da und dort. In Braunschweig, der werten Stadt, sollen schon etliche hundert Menschen gestorben sein, und die Krankheit greift immer weiter. Die Zeichen sind fast alle da, von denen der Herr Christus redet Matthäi am vierundzwanzigsten."

„Noch fehlt das Erdbeben", warf Käthe dazwischen.

Luther nickte. „Du kennst die Schrift wohl. Das fehlt in Wahrheit noch. Aber es kann jeden Tag oder jede Nacht kommen. Wir wissen ja nicht Zeit noch Stunde, aber wir müssen jederzeit darauf gefaßt sein, daß der Herr ein Ende macht mit der Welt."

Frau Käthe schwieg ein paar Augenblicke. Dann zuckte es wie Schalkheit um ihren Mund, und in etwas leichtfertigem Tone rief sie: „Ei, lieber Herr, was plagt Ihr Euch mit solchen Gedanken! Ihr jagt mir ja beinahe einen Schrecken ein. Aber ich meine, es wird so schlimm nicht werden. Die Welt hat schon so lange gestanden, sie wird wohl auch noch eine gute Weile stehen. Warum sollte auch Gott der Herr die armen, unschuldigen Kindlein verderben wollen, die doch nichts gesündigt haben? Wie reimte sich das zusammen mit seiner Güte?"

„Frau," rief Luther lachend, „wie reimt sich diese Frage zusammen mit deiner großen Klugheit? Weißt du nicht, daß unser Gott denen die höchste Gnade erweisen wird, die den Jüngsten Tag erleben, dieweilen sie noch in ihrem Leibe sind? Sie werden den Tod nicht schmecken, denn der Herr wird sie verklären. So steht geschrieben im dritten Kapitel des Philipperbriefes."

Er wendete sich nach seinem Pulte und ergriff eine Bibel, die in rotes Leder gebunden war, und schlug sie auf. „Höre! ›Unser Wandel aber ist im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilands Jesu Christi, des Herrn.‹"

Weiter kam er nicht, denn ein lauter Schrei aus dem Munde seiner Frau ließ ihn verstummen. Sie stand mit hocherhobenen Händen am Fenster, blaß, mit weitaufgerissenen Augen, und schien vor Schreck erstarrt zu sein.

„Mein Gott, was ist dir?" rief Luther und trat mit ein paar raschen Schritten auf sie zu. Aber als er einen Blick in den Hof hinabgeworfen hatte, fuhr er entsetzt zurück und ward so bleich wie sie, und die Knie zitterten ihm so, daß er sich am Fenstergesims festhalten mußte.

Da drunten stand mit einem Male, als wäre er aus der Erde emporgewachsen, ein riesiger Hund, etwa vier oder fünf Schritt entfernt von den spielenden Kindern, und stierte sie mit blutunterlaufenen Augen an, als wollte er sich im nächsten Augenblicke auf eines von ihnen stürzen. Es war die Dogge des Stadthauptmanns Hans von Metzsch, ein Tier, das in ganz Wittenberg um seiner Bösartigkeit willen gefürchtet war und von seinem Herrn an einer Kette gehalten und nur des Nachts abgebunden und in den Hof gelassen wurde. Das Untier hatte sich offenbar losgerissen, denn die Kette schleifte hinter ihm her, und der weiße Geifer, der ihm am Maule hing, ließ vermuten, daß es plötzlich toll geworden sei.

Die Kinder spielten ohne eine Ahnung der grausen Gefahr, aber nun nahm das kleine Töchterchen des Magisters Philipp Melanchthon den Hund wahr und stieß einen durchdringenden Schrei aus. Das Tier duckte sich, als setze es zum Sprunge an, und Frau Käthe schrie droben zum zweiten Male auf. Da erscholl vom Tore her ein scharfer Pfiff. Ein hochgewachsener junger Mann war in den Hof eingetreten und schien mit einem Blicke die Lage zu übersehen. „Hierher!" schrie er mit mächtiger Stimme und riß das Schwert aus der Scheide, das er an der Seite trug. Der Hund warf sich nach ihm herum und fuhr mit einem heulenden Laute auf ihn los. Aber gleich darauf lag er verendend am Boden, denn die Klinge des Fremden, der rasch zur Seite gesprungen war, hatte ihm den Nackenwirbel durchschlagen und war noch tief in den Hals eingedrungen.

Das alles war in wenigen Augenblicken geschehen. Den Kindern ging jetzt erst eine Ahnung auf, in welcher Gefahr sie geschwebt hatten, da sie das rinnende Blut des großen Hundes sahen. Sie begannen einstimmig ein lautes Wehgeschrei und stürmten dem Hause zu. Da löste sich Frau Käthes Erstarrung. In fliegender Hast eilte sie aus dem Gemach und die Treppe hinunter und riß drunten im Hausflur ihr Lenchen mit einem erstickten Jubelruf fest an ihre Brust. Die anderen kleinen Mädchen drängten sich schluchzend und weinend an sie heran wie ein Schwarm vom Habicht aufgescheuchter Küchlein, die piepsend und glucksend ihre Zuflucht unter den Flügeln der Mutter suchen.

Auch ihr Gatte kam nun die Treppe herunter. Er war noch blaß vor Schrecken, und die Hände, mit denen er sein weinendes Kind aus den Armen seiner Frau nahm, zitterten. „Gelobt sei unser Vater im Himmel, der uns vor großem Leid bewahrt hat!" rief er. „Ihm sei Preis und Ehre!" Dann trat er mit raschem Schritt auf den Retter zu, der mit einem etwas verlegenen Lächeln in der Hausflur stand. Er streckte ihm die Rechte weit entgegen und sagte mit großer Herzlichkeit: „Gott zum Gruße, lieber Herr! Nächst dem Allmächtigen haben wir Euch zu danken. Als sein Werkzeug betretet Ihr mein Haus. Wer seid Ihr, und was sucht Ihr bei mir?"

Er hatte, während er so sprach, den Blick erheben müssen, denn obwohl er von stattlicher Mittelgröße war, überragte ihn der Fremdling bei weitem.

„Daß ich Euch einen Dienst leisten konnte, Herr Doktor, ist mir die größte Freude", erwiderte der junge Mann mit einer wohlklingenden Stimme und neigte sich dabei so tief, als ob er vor einem Fürsten stände. „Ich bin nach Wittenberg gekommen, nur um Euch zu sehen und, wenn es möglich wäre, mit Euch zu reden."

„Kommt Ihr in eigener Sache oder um des Evangeliums willen?" fragte Luther und sah ihn freundlich an. „Vor allem aber — wer seid Ihr? Und wo kommt Ihr her?"

„Ich heiße Christof von Hagen und stamme aus Hildesheim. Ich möchte in einer absonderlichen Sache mit Euch reden."

„Ihr seid von Adel?"

„Meine Sippe gehört zu den alten Geschlechtern der Stadt, und meine Väter haben von jeher im Rate gesessen."

„Kommt herein", sagte Luther. „Ich lade Euch ein, bei mir zu nächtigen und für heute abend an unserem Tische fürliebzunehmen, nämlich wenn meine gestrenge Hausfrau und Eheherrin keinen Einspruch erhebt und ein Stüblein für Euch rüsten kann."

„Von Herzen gern", rief Frau Käthe und bot nun auch dem Gaste die Hand. „Und nehmt meinen Dank, Herr, und haltet mir's zugute, daß ich Euch nicht gleich gedankt habe. Ich bin noch halb erstarrt, meinte vorhin, das Herz solle mir stillstehen, und konnte kein Wörtlein reden."

„Das kommt nicht häufig vor", scherzte Luther. „Du bist sonst die beredteste Frau in ganz Wittenberg. Aber nun bringe uns eine Flasche Rheinwein, liebe Domina, und ein paar Gläser. Ich will den jungen Herrn aus Hildesheim nach alter deutscher Weise in unserem Hause willkommen heißen. Erlaubet, daß ich vorangehe."

Er wandte sich der Treppe zu, und Christof von Hagen schickte sich an, ihm zu folgen. Da fühlte er seine Hand von einem Kinderhändchen gefaßt, und eine feine Stimme sagte: „Ich danke Euch auch, Herr, daß Ihr das böse Tier tot gemacht habt. Ich war so erschrocken und habe mich gefürchtet!" Es war die kleine Magdalene Luther, die so sprach. Sie schmiegte sich zutraulich an ihn an und sah mit ihren großen dunklen Augen ernsthaft zu ihm empor.

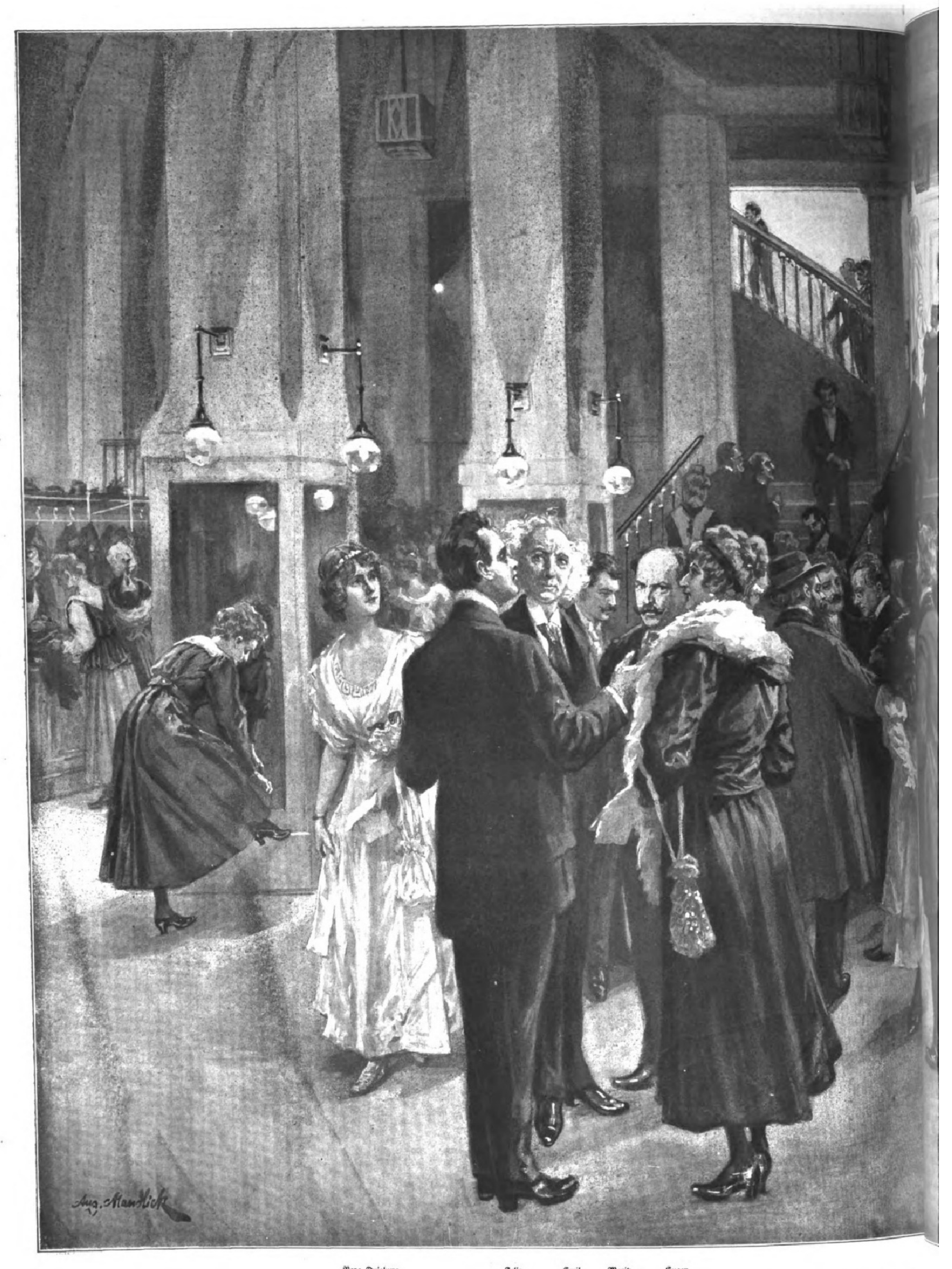
„Das ist recht, Lenchen, daß du ein dankbares Gemüt beweisest", lobte Luther. Hagen aber strich dem Kinde mit seiner großen Hand leise über das Haar und sagte mit eigentümlich gepreßter Stimme: „Solch ein Schwesterchen hatte ich einstens auch. Es sah Eurem Töchterchen verwunderlich ähnlich, Herr Doktor."

„Sie ist gestorben?" fragte Luther teilnehmend.

„Sie starb als zehnjähriges Kind, als ich vierzehn Jahre alt war. Das ist nun schon länger als zwölf Jahre her, aber ich sehe sie zuweilen noch so deutlich vor mir, als ob sie lebte."

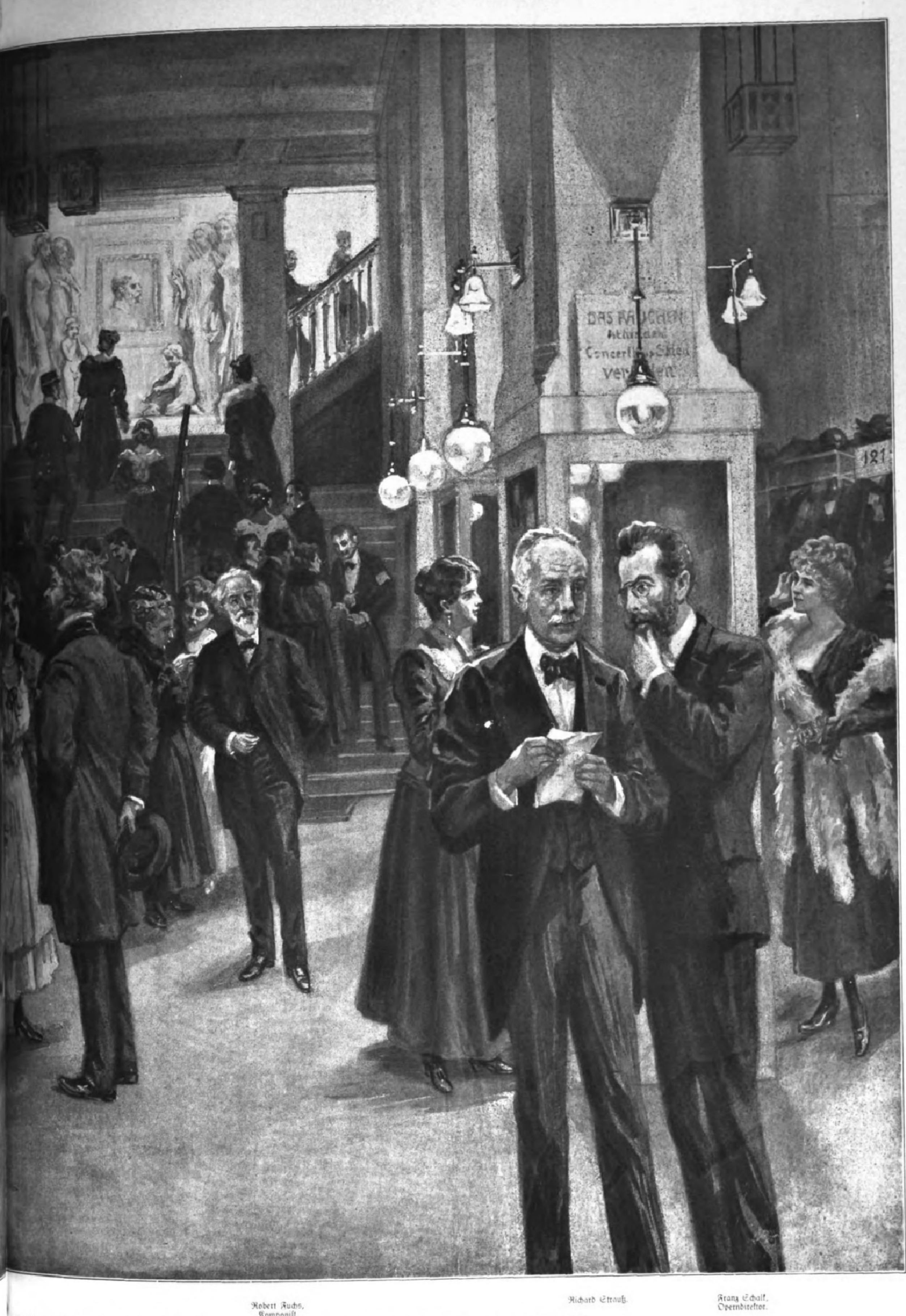
„Sie lebt ja auch, obschon unsere Augen sie nicht sehen", erwiderte Luther. „Selig sind die Kinder, die Gott in zarter Jugend zu sich ruft! Ihnen ist vieles erspart, und sie haben's gut. Aber für die Eltern und für alle, die sie liebhaben, ist freilich solch ein Abschiednehmen ein schweres Ding. Bitte, tretet hier herein, Freund! Es ist meine Arbeitsstube, und es sieht nicht sehr aufgeräumt aus, wie das so ist, wo ein Bücherwurm haust."

Die beiden ließen sich an einem Tische nahe dem Fenster nieder, und gleich darauf brachte Frau Käthe selbst den Wein.



Nora Duisburg, Violinvirtuosin. — Felix Weingartner. — Emil Sauer. — Moritz Rosenthal. — Eugen d'Albert.

Wiener Musikleben: Im Foyer des neuen Wiener Konzerthauses. Nach



Robert Fuchs, Komponist. — Richard Strauß. — Franz Schalk, Operndirektor.

...er Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von August Mandlick.

„Nun sagt, was führt Euch zu mir?" begann Luther, indem er bedächtig die goldklare Flüssigkeit in die Gläser goß. „Ihr hanget der reinen Lehre an?"

„Das tue ich, Herr, und von ganzem Herzen."

„Und Ihr kommt von Hildesheim? Das nimmt mich wunder. Die Stadt soll, so höre ich, fest am päpstlichen Glauben hängen. So seid Ihr wohl ein weißer Rabe in Eurer Vaterstadt?"

„Da seid Ihr doch nicht recht berichtet, Herr Doktor. Die Bürgerschaft, die große Mehrzahl der Bürgerschaft zum wenigsten, verlangt schon seit geraumer Zeit nach der reinen Lehre. Aber sie wird ihr vorenthalten."

„Ei, wer enthält sie ihr vor? Der Bischof?"

„Der hat dazu nicht die Macht. Er ist nur dem Namen nach Herr über die Stadt. Der Rat ist es, der das Evangelium hindert."

Luther blickte ihn verwundert an. „Ja, kürt denn bei Euch nicht die Bürgerschaft den Rat? Wie kann er da auf die Dauer widerstreben?" fragte er.

„Ach, bei uns ist die Sache so: Die alten ratsfähigen Ämter und Gilden wählen die Ratsherren auf zwölf Jahre. Neben dem Rate haben wir ein Kollegium der Vierundzwanzig Männer, das aber auch wieder zum größten Teile aus den Ämtern und Gilden gewählt ist; die kleinere Zahl von ihnen ist aus der Gemeinde. Diese zusammen regieren die Stadt. Es kommt keiner in den Rat, der nicht einem Amte oder einer Gilde angehört, und so müßte denn der Hildesheimer Rat nur aus Handwerkern und Kaufleuten bestehen. Aber das wird umgangen. Die Herren aus den alten und reichen Geschlechtern der Stadt kaufen sich in die Gilden ein und werden so als Gildebrüder der Ratsstühle teilhaftig, und da sie untereinander sich fördern und zusammenhalten, so liegt das Regiment der Stadt doch in ihrer Hand, und die Bürgerschaft meint nur, daß sie sich selber regiere."

„Soso! An und für sich kein übler Brauch," sagte Luther, „denn die Gewalt gehört in die Hände der Leute, die des Regiments fähig und kundig sind. Wehe der Stadt, wo der Herr Omnes regiert und jeder mitreden will, sei er auch so dumm und ungelehrt wie ein Holzklotz!"

Hagen nickte. „Da habt Ihr gewißlich recht. Auch ich suche einen Sitz im Rate auf diese Weise, wenn ich heimkehre. Aber bei uns liegen zur Zeit die Dinge noch anders. Bei uns meint auch der Rat nur, daß er regiere. In Wahrheit regiert er so wenig wie die Gemeinde der Bürger. Denn ein Mann gebietet in Hildesheim, und was er will, das geschieht, und wider ihn wagt niemand zu mucken, wenn auch viele die Fäuste heimlich ballen."

„Ha!" rief Luther. „Ich entsinne mich — man hat mir von ihm erzählt. Heißt er nicht Wildefüer? Schlug ihn nicht zu Augsburg der Kaiser selbst zum Ritter?"

„Ja, Herr, Hans Wildefüer, der gerade dieses Jahr wieder Bürgermeister ist. Er ist es nicht immer, denn bei uns wechselt die oberste Gewalt Jahr um Jahr. Aber wenn er auch nur im Rate sitzt, so hat er alle Macht in der Stadt, denn sein Wort gilt bei den Ratsherren wie ein Evangelium, und er setzt alles durch, was er will."

„Und was gibt ihm solches Ansehen?"

„Herr," erwiderte Hagen nach kurzem Besinnen, „ich müßte lügen, wenn ich nicht sagen wollte: seine große Klugheit gibt sie ihm. Auch hat er viel für die Stadt getan in Fehden, auf den Städtetagen und auf den Reichstagen und gilt viel bei der kaiserlichen Majestät."

„Ist er ein alter Mann?"

„Nein, er ist wohl fünfzig Jahre und einige darüber. Nur an den Schläfen ist er weiß, sonst finden sich wenige graue Haare in seinem schwarzen Barte. Auch kann er noch reiten und trinken und fechten wie ein Junger. Er ist ein wunderbarer Mann, Herr, niemand ist ihm gewachsen, weder im Rat noch in der Tat, und deshalb wagt es keiner, gegen ihn aufzutreten. Das ist der Grund, weshalb Hildesheim noch nicht dem Evangelium zugefallen ist, denn er ist ein starrer Anhänger des alten Glaubens."

„Ihr aber," sagte Luther, nachdem er ihn eine Weile durchdringend angeblickt hatte, „Ihr wollt es wagen, gegen ihn aufzutreten. Denn Ihr wollt Eure Vaterstadt vom Papsttum losreißen und zur reinen Lehre führen. Darum seid Ihr zu mir gekommen, ist's nicht so?"

Hagen war von seinem Sitz in die Höhe gefahren. „Herr!" rief er, „wie könnt Ihr das wissen? Aber was verwundere ich mich? In Euch ist Gottes heiliger Geist. Aus dem redet Ihr!"

„Nein," erwiderte Luther mit einem ernsten Lächeln, „das hat mit dem heiligen Geiste nichts zu tun. Es fuhr mir nur durch den Sinn, als ich Euch so sitzen sah. Ihr habt so etwas an Euch von einem Sankt Jörg, der mit dem Drachen kämpfte." Er erhob sein Glas und neigte es gegen das seines Gastes. „So seid mir doppelt willkommen! Aber, mein junger Herr aus Hildesheim, mich dünkt, Ihr habt eine schwere Aufgabe vor Euch. Eben weil Ihr noch jung seid, wird es Euch nicht leicht werden, den Erfahrenen und Erprobten beim Rate und der Gemeinde aus dem Sattel zu heben."

Über Hagens Gesicht flog ein Schatten. „Ihn zu bekämpfen wird jedem schwer sein, mir aber wohl am schwersten. Denn wisset, Herr, nach meiner Mutter frühem Tode und nachdem mein Vater in Trübsinn verfallen, war ich sein Mündel und habe jahrelang in seinem Hause gewohnt, und er hat mich gehalten wie seinen Sohn."

Betroffen, beinahe erschrocken blickte ihn Luther an. „Wie seid Ihr denn zum Evangelium gekommen?" fragte er nach einer Pause.

„In der Fremde, Herr. Ich war zwei Jahre fern von Hildesheim, in Erfurt und Braunschweig zuerst, dann in Nürnberg und kehre jetzt nach der Heimat zurück."

„Und was hielt Euch so lange in der Fremde fest?"

Über Hagens Antlitz flog ein schnelles Rot, und er senkte einen Augenblick die Stirne. Dann aber hob er die Augen frei empor und blickte dem Fragenden offen ins Gesicht. „Ich will Euch reinen Wein einschenken, Herr Doktor", sagte er. „Nichts Rühmliches war es, was mich aus der Heimat trieb. Ich hatte einen Streit mit einem Geschlechtersohne aus Hildesheim, der um dieselbe Jungfrau warb wie ich. In einer Trinkstube trafen wir aufeinander, jeder geleitet von etlichen guten Gesellen. Wir höhnten und reizten uns zuerst mit Worten, dann griffen wir zum Schwerte. Ich schlug ihn nieder und wurde dafür auf zwei Jahre aus dem Frieden der Stadt gesetzt. Auch er mußte die Heimat auf zwei Jahre meiden, als er wieder zu Kräften gekommen war von seiner Wunde."

„Die Tat reut Euch jetzt?" fragte Luther ernst.

„Es reut mich, daß ich ihn reizte, statt ihm aus dem Wege zu gehen. Daß ich ihn niederschlug, kann mich nicht reuen, denn er hob das Schwert zuerst. Darum war es auch ungerecht, daß ich dieselbe Strafe tragen mußte wie er. Sie traf mich um so bitterer, als ich eben freien wollte in der nächsten Zeit."

„Wer sprach das Urteil über Euch aus?"

„Kein anderer als mein früherer Vormund, und er tat mir damit ein schweres Unrecht an!"

Luther schwieg eine Weile, dann erhob er sich und trat auf den jungen Mann zu. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach mit gütigem Ernst: „Prüfet Euch mit rechtem Fleiße, Freund, daß Ihr nicht falsch Feuer bringt auf den Altar des Herrn unseres Gottes! Denket nach: Weshalb wollt Ihr Euch erheben wider jenen Mann? Treibt Euch der Eifer für Gottes Wort? Oder sucht Ihr die Rache an einem, der Euer Feind geworden ist?"

„Nein!" rief Hagen laut. „Ich suche keine Rache an ihm, bin ihm auch nicht feindlich gesinnt. Ich grollte ihm heftig, als ich von dannen ziehen mußte, aber jetzt denke ich anders. Er hat wohl so an mir gehandelt als Gottes Werkzeug, ohne daß er es selber wußte. Denn was er über mich verhängt hat, das ist mir zum Segen geworden. In Hildesheim waren alle Eure Schriften verboten, und ich verlangte auch nicht danach. In Nürnberg gab mir einer Euer Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen. Da wurden mir die Augen dafür aufgetan, daß Eure Lehre wohl von Gott sein dürfte, und ich las alles, was Ihr geschrieben habt, und forschte fleißig in der Schrift und fand, daß Eure Lehre zusammenstimmt mit dem Worte Gottes. Da nahm ich mir fest vor, dieser Lehre zum Siege zu helfen in meiner Vaterstadt, sobald ich wieder daheim wäre, und Euch, Herr Doktor, der Ihr uns von Gott gesandt seid, Euch wollte ich aufsuchen auf meiner Heimfahrt, um mit Euch darüber zu reden und Euch zu bitten, daß Ihr mein Vorhaben segnet."

In Luthers Augen war, während Hagen so sprach, ein immer helleres Licht aufgeleuchtet, und nun, als er geendet hatte, rief er freudig: „Denkt Ihr so, und steht es so mit Euch, so segne ich Euer Werk, das Ihr vorhabt, von ganzem Herzen. Möget Ihr für Hildesheim der Christofer werden, der den Heiland in die Stadt hineinträgt! Und was ich etwa tun kann, Euer Werk zu fördern, das werd' ich gewißlich tun!"

Er nahm Hagens Rechte und drückte sie kräftig. „Wir reden noch eingehend darüber. Ich hoffe, Ihr werdet ein paar Tage in meinem Hause verbleiben, da werden wir" —

Ein starkes Pochen an der Tür unterbrach ihn. Ohne das „Herein" abzuwarten, trat ein großer Mann in geistlicher Tracht auf die Schwelle und rief: „Es ist angerichtet! Eure Frau lädt Euch durch mich zu Tische! Es ist schon alles versammelt. Auch Philippus ist da. Doch verzeiht, Ihr habt ja Besuch."

„Kommt immer herein, lieber Doktor Pommeranus", sagte Luther. „Hier habe ich einen jungen Herrn aus Hildesheim, Christof von Hagen, der Großes vor hat in seiner Vaterstadt. Ihr werdet es hernach erfahren. Gebet ihm die Hand, er ist einer von den Unsern."

„Aus Hildesheim seid Ihr, Herr?" fragte Bugenhagen, nähertretend und Luthers Geheiß folgend. „Habt Ihr dort Weib und Kind?"

„Nein, ich bin noch unbeweibt."

„Oder Eltern und Geschwister?"

„Auch die nicht. Meine näheren Anverwandten, soweit sie nicht tot sind, leben zur Zeit nicht in Hildesheim", erwiderte Hagen, verwundert über die Fragen.

„Dann braucht Ihr nicht in großer Sorge zu stehen und könnt Gott danken, daß Ihr gerade jetzt nicht dort seid", sagte Bugenhagen, und indem er sich zu Luther wandte, fuhr er fort: „Ich erzählte Euch gestern, die große Seuche sei in Braunschweig. Nun gehen mir heute Briefe zu mit der Zeitung, daß sie übergesprungen sei auch nach Goslar und Hildesheim und dort viele Opfer fordere."

„Auch nach Goslar?" rief Hagen erschrocken und erblaßte.

„Ei nun, was ficht Euch an?" fragte Bugenhagen befremdet. „Ich denke, Ihr seid ein Hildesheimer? Wie kommt es, daß Euch die Pest in Goslar mehr entsetzt als in Eurer eignen Stadt?"

„In Hildesheim", erwiderte Hagen, „leben mir nun zwar einige gute Freunde, um die mir's ja leid wäre, wenn sie die Pest befiele. In Goslar aber ist eine — eine, die mir lieb ist, und die, so Gott will, mein Weib werden wird."

„Die Jungfrau, die Ihr vorhin erwähntet?" fragte Luther.

„Dieselbe, Herr. Und Ihr werdet es verstehen und billigen, wenn ich unter solchen Umständen morgen in der Frühe Euer Haus verlasse und heimwärts reise. Unterwegs kehre ich in Goslar ein."

„Ihr habt keine Angst?"

„Nein, Herr Doktor. Ich acht', ist's mir bestimmt, an der Pest zu sterben, so kann ich fliehen, wohin ich will, ich sterbe doch daran, und will mich Gott davor bewahren, so kann ich getrost in die Häuser der Seuche gehen."

(Fortsetzung folgt.)



CARL LARSSON, DER MALER DER LEBENSFREUDE.

VON DR. PAUL F. SCHMIDT.



Carl Larsson starb, wie er gelebt hatte; mitten aus dem Kreise seiner Familie nahm es ihn hinweg, von dem großen Tisch in der farbigen Stube, die er uns mit den anderen oft so lebhaft und lustig geschildert hat. Kein langes Siechtum, ein schmerzloser Tod aus der Fülle des Lebens heraus: das war ein Abschied, wie er ihn wohl wünschen konnte; wie er seiner wert war.

Denn dieser frohe starke Mann, dieser schwedische Künstler, der auf eigenem Bauernhof „Spadarvfet" im dalekarlischen Sundborn sein freies und heiteres Leben lebte und malte, dieser Larsson war wie wenige ein Familiennarr. Er liebte seine Frau und seine zahlreichen Kinder mit so produktiver Liebe, daß sie seiner Kunst die liebsten Modelle wurden; sie und das Heim, in dem sich all die kleinen rührenden und anmutigen, tragikomischen und friedsamen Szenen der Häuslichkeit abspielten, hat er uns in unzähligen Zeichnungen und Illustrationen geschildert. Über welchen Zeitgenossen, über welchen Künstler überhaupt könnte man je so gut Bescheid wissen wie über Larsson und seine Familie? Aber das ist es nicht allein. Er will nicht nur sein Dasein mit tausend Reflexen und Brechungen in seiner Kunst spiegeln; er will uns nicht nur davon unterrichten, wie es bei ihm in jedem Winkel, in allen Zimmern, bei allen Kindchen und Töchtern ausschaut, und bei allerhand einfachen und besonderen Gelegenheiten: er will uns auch von seinem Glück ganz überzeugen und dem hartgesottensten Sünder so lange zureden, bis er hingeht und Buße tut und so handelt wie er.



Barbro.

Man kennt in Deutschland seine Illustrationen gut; aber in weiterem Umfange lehrten ihn doch erst die deutschen Ausgaben und Sammlungen seiner Originale kennen, wie „Laßt Licht herein" (das zum Besten gehört), „Anderer Leute Kinder", welchen Werken die dem Aufsatz beigegebenen Bilder entnommen sind, „Ein Heim" und „Das Haus in der Sonne". Die außerordentliche Sicherheit der Zeichnung und die Pracht der bunten ungebrochenen Farben wirkten ihnen sofort Freunde und enthusiastische Bewunderer. Es ist eine fast endlose Fülle reizvoller Illustrationen, die Larsson in ihnen vor der Welt ausgeschüttet hat; kennt man sie, so glaubt man sich bei ihm völlig vertraut zu fühlen, so genau und liebevoll wird dieses Haus in der Sonne mit den prallen dalekarlischen Farben von allen Seiten geschildert. Aber Larsson war noch lange nicht am Ende, vielleicht hätte es ihm noch Stoff genug für dieselbe Anzahl neuer Blätter geliefert. Es ist eben für den phantasievollen Künstler einerlei, ob er seine Motive aus fünf Erdteilen zusammensucht oder aus dem engen Bereich eines Hauses; ihm ist die Welt unerschöpflich, jeder Tag bringt neue Wunder vor sein erstauntes Auge.

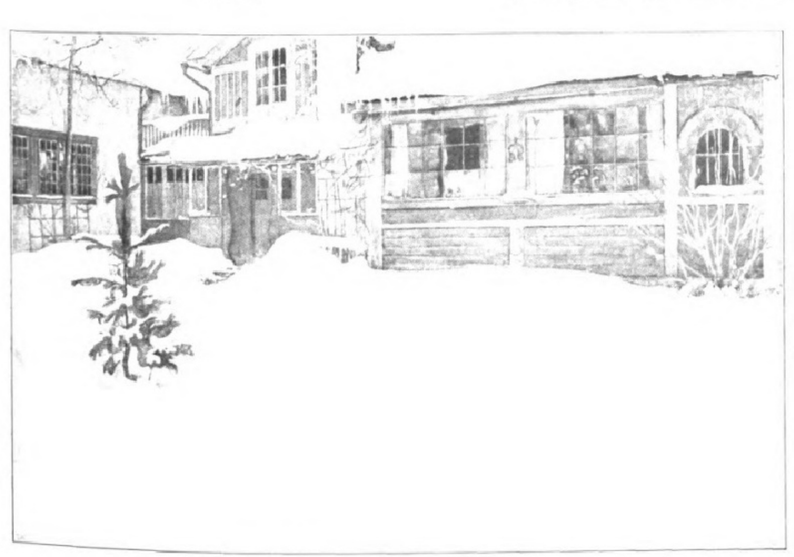
Selbstverständlich hat Larsson nicht damit begonnen, eines schönen Tages ein Bilderbuch aus Motiven seines Bauernheims, das ein Künstlerheim geworden war, zusammenzumalen. Er hat in einer Regenperiode sich zum Spaß, den Seinen zur Unterhaltung begonnen, Motive aus dem farbenfrohen Spadarvfet zu zeichnen. Und als er schon eine Menge beisammen hatte und sah, daß sie gut waren, da gingen ihm die Augen auf, und er gab sie zum Verleger.



Greta.

Denn man darf über dem Illustrator nicht vergessen, daß es lange vorher und immer nebenher, ja in der Hauptsache einen Maler Carl Larsson gegeben hat, der sogar eine Reihe von Wandgemälden großen Stils im Stockholmer Nationalmuseum u. a. O. in Auftrag bekommen hatte. Nur ist er uns in Deutschland nicht so befreundet und bekannt. Und vielleicht haben auch die recht, die da meinen: daß die Illustrationen aus seinem Hausstand es sein und bleiben werden, mit denen der Ruhm seines Namens verknüpft ist.

Am 28. Mai 1853 wurde Larsson als Kind armer Eltern in Stockholm geboren. Er besaß die Energie, sich durchzusetzen: er fing schon früh an, Illustrationen zu zeichnen, mit achtzehn Jahren war er ein beliebter Mitarbeiter des Witzblattes „Casper". Als es ihm das erste Mal nicht glückte, in Paris Fuß zu fassen, setzte er sich abermals



Das Häuschen im Schnee.



Matts.





Daga und Edgar.

Anbeißen.

in Stockholm vor seine Witzblätter und sparte sich das Geld für den zweiten Aufenthalt in Paris zusammen. Und diesmal glückte es: im Jahre 1883 bekam er eine Medaille für seine Aquarelle und, was mehr wert war, den Beifall des reichen schwedischen Mäcenas Pontus Fürstenberg. Und zugleich eroberte er sich in einer blonden schwedischen Malerin seine Frau und fing sofort an, sie zu malen, und als das erste Kindchen kam, wurde auch das in sehr drolliger Stellung gemalt; und seitdem war seine Familie ihm das liebste und geduldigste Modell. Aber seine Pariser Schulung, die impressionistische Malerei, hing ihm an wie ein fremder Mantel, den er noch in den ersten Jahren seiner Heimkehr nach Stockholm nicht recht zu tragen vermochte. Erst als er, etwa 1892, in seinen dalekarlischen Gutshof übersiedelte und in ländlicher Stille seinen Stil ausgereift hatte, erscheint er als der rein schwedische Meister, der er ist: schwedischer und nationaler als der stets pariserisch gebliebene Anders Zorn.

Das aber erkennen wir in ihm als eine ganz unfranzösische, als eine recht eigentliche nordische und germanische Kunstweise: daß er Licht und Luft nicht zur Zerstörung der festen Form benutzt, sondern nur zur Verstärkung seiner koloristischen Absicht. Seine Illustrationen ruhen in erster Linie auf dem festen Gerüst der Linie — einer sehr scharfen, differenzierten und oft bis zur Eleganz, bis zum Kalligraphischen sicheren Linie. Als gleichberechtigtes Element tritt die reine, ungebrochene Lokalfarbe hinzu, mit einer ausgesprochenen Vorliebe für leuchtende und warme Töne, insbesondere für Zinnober. Diese Liebe zur Starkfarbigkeit hat



Des Hauses guter Engel.

etwas Bäuerisches, eminent Nationales; die rot angestrichenen Blockhäuser Darlekarliens, der blendende Schnee und das scharfe Blau des Winterhimmels unter einem kalten, scharfen Licht verführen dort im Norden ganz von selbst zu koloristischen Extremen. Das aber macht auch das Freudige und Lebenbejahende seiner Bilder aus: diese strotzende Liebe zur Farbe; und diese grenzenlose Liebe zu allen Dingen, auch den unscheinbarsten, die Larsson mit gleicher Hingebung und Sachlichkeit und zeichnerischer Treue uns mitteilt.

Seine Liebe zum Dasein und zur Weltbejahung aber findet ihren freundlichsten Ausdruck wohl in seinen Kindern. Nun, Kinder sind von Natur die geborenen Optimisten: wer Augen und Herz für sie hat, der weiß, wie nahe sie dem Leben stehen, wie innig verbunden sie der Weltbejahung sind. Und das sprechen die Kindergestalten von Larsson alle aus; in verschwenderischer Fülle schildert er diese ewig frischen drolligen Wesen, mit einer hinreißend liebenswürdigen Naivität. Denn letzten Endes ist er, der lebensfrohe, kräftige Mann, nicht anders als ein Kind; so gut versteht er sie, so bereitwillig verwandelt er als Künstler (und als Vater) sich ganz in ihresgleichen. Wer aber einen starken Eindruck erwecken will, der muß diese Verwandlungsfähigkeit besitzen. So feiern wir in Larsson, dem Maler, das Kind, das er zeitlebens blieb: es ist das Tiefste und Süßeste in seiner Kunst geblieben, daß er uns ungeschminkt und ohne Rührseligkeit, derb und naturfrisch die selbständige Natur dieser echten Kinder in seinen Arbeiten gespiegelt hat, ihre „einmalige und unersetzliche Weise“.



Selbstbildnis.

Das Erfurter Unionsparlament. / Von Edwin Redlob, Erfurt.

Die Tatsache, daß die Nationalversammlung in Weimar tagt, lenkt schon rein äußerlich die Erinnerung auf den „ersten deutschen Reichstag", das deutsche Unionsparlament des Jahres 1850, das in Erfurt stattfand und ursprünglich als dauernde, mit dem in Aussicht genommenen Reichsschiedsgericht verbundene Einrichtung geplant war. Vor allem aber ist innerpolitisch die Erinnerung an die Ereignisse dieses Parlamentes erneut von Wert, da viele der Gedanken, die in den vierziger Jahren angeregt, 1850 aber endgültig zu Grabe getragen wurden, heute aufs neue aufgelebt sind.

Geschichtlich betrachtet erscheint das Erfurter Parlament als Fortsetzung der Frankfurter Nationalversammlung, die freilich als geistige Kundgebung ganz Deutschlands von wesentlich höherer Bedeutung ist. Die Erfurter Veranstaltung war von Anfang an ein Rumpfparlament: Österreich hielt sich fern, ebenso versagten Bayern und Württemberg und schließlich auch Sachsen und Hannover, wie auch die Demokraten sich der Wahl enthielten, um gegen das Dreiklassenwahlrecht zu demonstrieren. So betonte das Unionsparlament den Gegensatz zwischen Norden und Süden und wurde daher ein Stück Vorgeschichte zu der nur kriegerisch denkbaren Einigung Deutschlands unter Preußen.

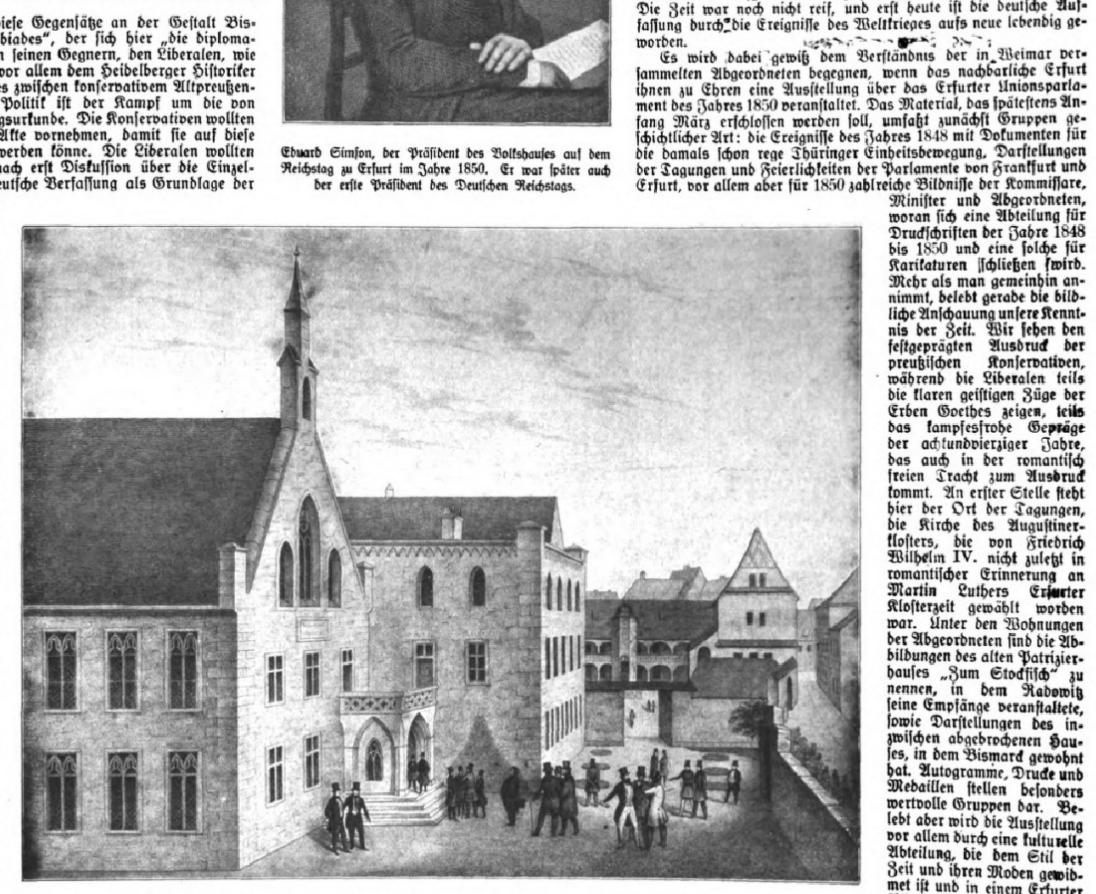
Dramatisch erfassen wir diese Gegensätze an der Gestalt Bismarcks, des „christlichen Alcibiades", der sich hier „die diplomatischen Sporen" holte, und an seinen Gegnern, den Liberalen, wie Vincke, Gagern, Mathy und vor allem dem Heidelberger Historiker Häusser. Symbol des Kampfes zwischen konservativem Altpreußentum und liberaler deutscher Politik ist der Kampf um die von Radowitz vorgelegte Verfassungsurkunde. Die Konservativen wollten als Erstes die Revision der Akte vornehmen, damit sie auf diese Weise zersetzt und abgelehnt werden könne. Die Liberalen wollten „Annahme en bloc" und danach erst Diskussion über die Einzelpunkte, damit zunächst eine deutsche Verfassung als Grundlage der erstrebten Einheit erreicht würde. Verworren wird das Bild dadurch, daß die Gestalt Friedrich Wilhelms IV. wechselnd und unentschieden hinter den Ereignissen steht. Sein Freund, der verabschiedete General und spätere Minister Joseph v. Radowitz, hatte ihn für die Annahme der Verfassung erwärmt. Nachdem er anfangs eine Art Zusage gegeben und die Minister entsprechend informiert hatte, änderte der König, nicht zuletzt mit Rücksicht auf Österreich, seine Stellungnahme und verhielt sich ablehnend. Der Verfassungsentwurf wurde also zwar angenommen, aber es blieb bei Reden und Diskussionen, bis schließlich das Parlament durch Kabinettsorder des Königs wohl nicht aufgehoben, aber doch mit Dank für seine Tätigkeit entlassen, statt, wie man gehofft hatte, vertagt wurde. Der Beschluß der erwählten Regierungs- und Volksvertreter aber wurde ad acta gelegt, und damit ward die deutsche Verfassung begraben.

Im Laufe der Jahrzehnte hat man dann dem geheimen Wunsch des Königs Rechnung getragen und das mit stolzen Hoffnungen begonnene Erfurter Parlament fast völlig vergessen. Die Geschichte aber ist den Weg gegangen, dessen innere Notwendigkeit Bismarck damals klar geworden war, und für die sein Parteigenosse, „der geliebte Stahl", vor dem Parlament die entscheidende Rede gehalten hatte: Preußen hatte sich nicht dazu verstanden, zugunsten der höheren Einheit des Reiches auf seine staatlichen Sonderinteressen und auf die gefestigte Eigenart seiner Machtstellung zu verzichten. Einesteils sah Friedrich Wilhelm, und während der Tage von Olmütz auch Bismarck, in Österreich noch immer das Land der kaiserlichen Vormacht, dessen Abneigung gegen die Einigung Deutschlands man für entscheidend hielt. Andererseits bereitete sich infolge der slawischen Rücksichten Habsburgs der Gegensatz zwischen Süden und Norden vor, der durch die Stellungnahme Bayerns und Württembergs verschärft wurde. Zwar hatte die Rede des Abgeordneten Häusser, in der dieser der Auffassung der liberalen Partei Ausdruck gab, einen außerordentlichen Erfolg. Er warnte vor einem Staatengebilde, das auf dem Wege der Eroberung und der Gewalt entstehen würde. „Denn solche Gebilde fallen auseinander, sobald der große bedeutungsvolle Schöpfer die Gewalt nicht mehr in seiner Hand hat." Gleichzeitig erkannte er aber auch Preußen für den Kern, „an dem der Kristall des deutschen Staates anschließen soll". Die ideale Anforderung aber an ein Aufgeben der einzelstaatlichen Interessen siegte nicht. Die Zeit war noch nicht reif, und erst heute ist die deutsche Auffassung durch die Ereignisse des Weltkrieges aufs neue lebendig geworden.

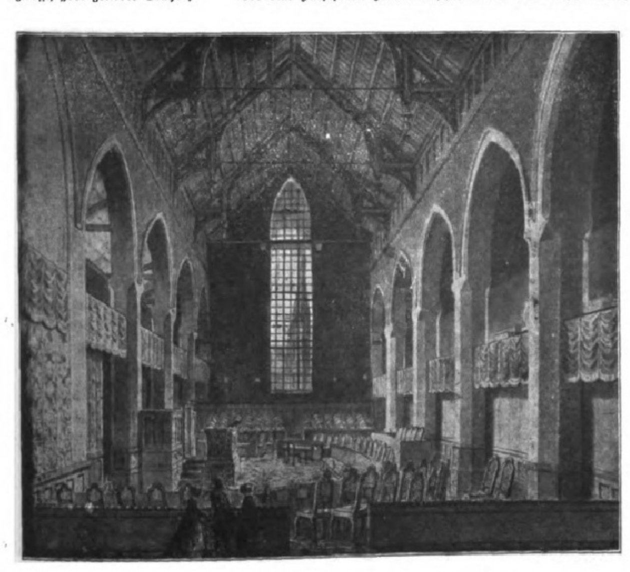


Eduard Simson, der Präsident des Volkshauses auf dem Reichstag zu Erfurt im Jahre 1850. Er war später auch der erste Präsident des Deutschen Reichstags.

Es wird dabei gewiß dem Verständnis der in Weimar versammelten Abgeordneten begegnen, wenn das nachbarliche Erfurt ihnen zu Ehren eine Ausstellung über das Erfurter Unionsparlament des Jahres 1850 veranstaltet. Das Material, das spätestens Anfang März erschlossen werden soll, umfaßt zunächst Gruppen geschichtlicher Art: die Ereignisse des Jahres 1848 mit Dokumenten für die damals schon rege Thüringer Einheitsbewegung, Darstellungen der Tagungen und Feierlichkeiten der Parlamente von Frankfurt und Erfurt, vor allem aber für 1850 zahlreiche Bildnisse der Kommissare, Minister und Abgeordneten, woran sich eine Abteilung für Druckschriften der Jahre 1848 bis 1850 und eine solche für Karikaturen schließen wird. Mehr als man gemeinhin annimmt, belebt gerade die bildliche Anschauung unsere Kenntnis der Zeit. Wir sehen den festgeprägten Ausdruck der preußischen Konservativen, während die Liberalen teils die klaren geistigen Züge der Erben Goethes zeigen, teils das kampfesfrohe Gepräge der achtundvierziger Jahre, das auch in der romantisch freien Tracht zum Ausdruck kommt. An erster Stelle steht hier der Ort der Tagungen, die Kirche des Augustinerklosters, die von Friedrich Wilhelm IV. nicht zuletzt in romantischer Erinnerung an Martin Luthers Erfurter Klosterzeit gewählt worden war. Unter den Wohnungen der Abgeordneten sind die Abbildungen des alten Patrizierhauses „Zum Stockfisch" zu nennen, in dem Radowitz seine Empfänge veranstaltete, sowie Darstellungen des inzwischen abgebrochenen Hauses, in dem Bismarck gewohnt hat. Autogramme, Drucke und Medaillen stellen besonders wertvolle Gruppen dar. Belebt aber wird die Ausstellung vor allem durch eine kulturelle Abteilung, die dem Stil der Zeit und ihren Moden gewidmet ist und in einem Erfurter Bürgerzimmer des Jahres 1850 ihren Abschluß findet.



Vor dem Hauptportal zu den Geschäftsräumen des deutschen Reichstags in Erfurt (Martinsstift). Nach der Natur gezeichnet von Kruspe.



Das Volkshaus des deutschen Reichstags in der Augustinerkirche zu Erfurt.



Das Staatenhaus des deutschen Reichstags in der Augustinerkirche zu Erfurt.



Giovanni Bellini: Taufe Christi.



Cima da Conegliano: Die Madonna unter dem Orangenbaum.



Paolo Veronese: Verkündigung.



Vittore Carpaccio: Christus, von Engeln angebetet.

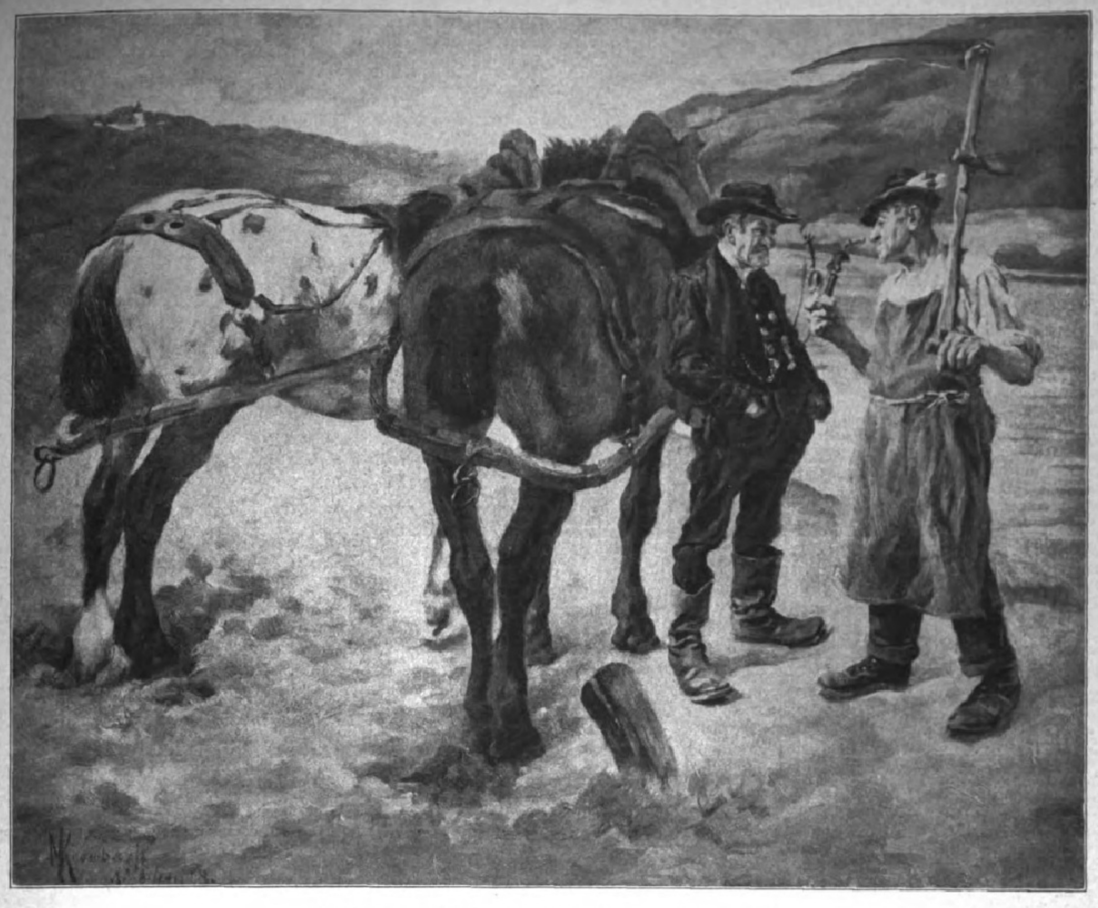
Der italienische Bilderraub in Wien.

Die Wiener trauern um den Verlust einer großen Anzahl von Bildern italienischer Meister, darunter Werke ersten Ranges, deren Auslieferung von der italienischen Militärmission unter der Androhung der sofortigen Sperre aller Lebensmittelzufuhren erzwungen wurde. Am 12. Februar erschien die italienische Mission, mit Professor Fogolari an der Spitze, in der ehemals Kaiserlichen Gemäldegalerie und forderte die Aushändigung der Bilder, deren Überführung in den Jahren 1816 und 1838 von Venedig nach Wien erfolgt ist. Die Kommission beanspruchte 89 an verschiedenen Orten befindliche Bilder, deren Wert auf viele Millionen Kronen geschätzt wird. Aus der Galerie selbst wurden etwa 28 Bilder entfernt und abtransportiert. Die deutsch-österreichische Regierung hat sofort gegen diesen Kunstraub energischen Protest eingelegt und in ihrer Note auf den Staatsvertrag vom 14. August 1868 verwiesen, laut dessen alle im Jahre 1838 aus Italien ausgeführten Bilder von Österreich behalten werden sollen. Eine Änderung dieser Rechtslage könnte nur wieder im Wege formeller Staatsverträge, etwa im Friedensvertrage, erfolgen. Vor dem Friedensschlusse aber kann das italienische Vorgehen nur als eine schwere Verletzung des Völkerrechts bezeichnet werden.



Giacomo Bello: Christus mit Heiligen.

Einige der von den Italienern aus Wien entführten Gemälde. Nach Aufnahmen von J. Löwy, Wien.



Neuigkeiten. Nach einem Gemälde von P. Krombach.

Das Rubinglas.

Humoreske von Anna Kappstein.

Das war eine große Enttäuschung: das Dutzend Kristallgläser fehlte auf Margrets Geburtstagstisch. Noch kein halbes Jahr war man verheiratet, fing ihr Mann schon an, unaufmerksam zu werden? Freilich, es waren teure Zeiten jetzt. „Für Luxusausgaben fällt nicht viel ab“, damit entschuldigte sich Richard, als er, beschämt durch ihren suchenden Blick, den einen Rubinkelch aus der Holzwolle wickelte. „Nur damit du siehst, daß ich deinen Wunsch nicht vergaß. Übers Jahr bekommst du einen smaragdgrünen Römer, in zwei Jahren einen königsblauen und so fort, bis das ganze »bunte Lilienfeld« auf deinem Tisch zusammen ist, wie du so nett sagtest.“ — „Und wir mittlerweile silberne Hochzeit feiern“, schmollte die kleine blonde Frau. Sie hatte sich das kristallene Blumenbeet schon heute abend, wenn Gäste kamen, auf ihrer Tafel geträumt. Keinesfalls war sie entschlossen, ins Blaue hinein zu warten.

Die Festtafel deckte sie selbst, nachdem sie vorher rasch einen Gang ins nächste Warenhaus gemacht. Auch mit dem einsamen Prunkkelch unter der Reihe schlichter weißer Gläser sah der Tisch froh und festlich aus, und wie die Rosensträuße zwischen Schüsseln und Tellern blühte die schnell versöhnte Hausfrau in Gastlichkeit und Anmut.

Nur eine Sorge blieb. Wer sollte aus dem Ehrenpokal trinken? „Du selber als Geburtstagskind“, meinte der Gatte. Sie weigerte sich. „Unbedingt der Geheimrat als dein Vorgesetzter.“ Richard warnte. „Solch ein unverheirateter alter Knabe weiß mit so zerbrechlichem Firlefanz nicht umzugehen.“ Sie lächelte seine Bedenken hinweg. Aber beim ersten Trunk auf das Wohl der Hausfrau geschah das Unglück. Der Stiel des Glases, schlank wie ein Lilienstengel, brach beim Anstoßen mitten durch.

Margret behielt ihre Fassung. Ihre gütige Geduld rührte den alten Herrn so, daß er am andern Morgen das schönste und kostbarste Rubinglas, das sich in der Stadt auftreiben ließ, zum Ersatz für sie kaufte.

Doch als Richard wenig später den Besuch eines Amtsgenossen empfing, war Margret um nichts vorsichtiger geworden und ließ den Wein wiederum im rubinroten Kelch kredenzen. Entsetzlich. Auch er hatte Pech! Auch er lief am nächsten Tage durch alle Glasgeschäfte und suchte nach Ersatz. Es war ein schöner Charakterzug, daß die junge Frau den ungeschickten Männern nicht zürnte. Richard bewunderte sie deswegen.

Nur ihr Eigensinn ärgerte ihn. War es Trotz, war es Eitelkeit, daß sie immer wieder, wenn er Besuch hatte, mit ihrem einen und einzigen roten Glase prahlte? Er selber zitterte schon, wenn er das Ding nur ansah. Seine Nervosität steckte den Gast an. Je vorsichtiger er mit dem Kristall umging, desto sicherer glitt es ihm aus den Händen. Frau Margret indes kam nicht zur Vernunft. Mit geradezu kindischer Spielerei mußte sie jedem Gast, der ihren Schatz noch nicht kannte, das immer wieder erneuerte Edelglas vorstellen, und je dringender Richard zur Behutsamkeit mahnte, desto eher trat ein Mißgeschick ein. Allein, jeder Pechvogel war höflich genug, den Schaden wiedergutzumachen; nur mancher entschuldigte sich, daß er nicht genau das Muster gefunden, sie müsse vorliebnehmen. Mit nachsichtigem Lächeln verzieh sie. Ihr Mann aber sah kaum noch hin,

Wenn wieder Karneval ist....

wenn jemand aus dem roten Glase bewirtet wurde. Es machte ihn toll, dieses sinnlos grausame Tändeln seiner immer gelassenen, immer reizenden Frau, das jedesmal zu einer Katastrophe führte. Hundertmal war er im Begriff, sich mit ihr wegen des Rubinglases zu überwerfen, ihr zu verbieten, daß sie es benutze, es höchst eigenhändig zu zerschmettern; sie dagegen entglitt ihm stets mit einem Scherz und ließ sich ihre gute Laune nicht erschüttern.

Eins aber schwor er sich zu und schwor es ihr: ein zweites Glas würde er ihr nie und nimmer schenken oder etwa gar mit der Zeit das Dutzend vollmachen. Da könnte man erleben, daß zwölf Gäste entgeistert vor den Scherben säßen und mitsammen einen ganzen Laden auskaufen müßten, um das Unheil auszugleichen.

Als nach einem Jahre Margret auf ihrem Geburtstagstisch keine gläserne Lilie aufgeblüht fand, kniff sie nur die Lippen fester aufeinander und schwieg. Dann fragte sie: „Darf ich für den Abend ein paar Gäste zusammentelephonieren?“

„Wen wollen wir bitten?“

„Überlaß mir die Wahl. Ich überrasche dich.“

„Nur um eins flehe ich dich an: Wähle nicht wieder einen einzelnen Gast, den du mit deinem Glase unglücklich machst!“

Sie versprach es.

Elf Herren waren geladen. Nur Herren. Freunde des Hausherrn, Kollegen nebst dem greisen Vorgesetzten. Margret erklärte: „Weil Männer die beste Weinzunge haben. Und wir haben heute einen guten Mosel kaltgestellt. Meine Freundinnen waren nachmittag zu Kaffee und Kuchen da.“

Die Tür zum Eßzimmer ging auf. Die Tafel prangte wie ein Blumenbeet. Zwölf rote Kelche. Alle von einer Form, nur mit kleinen Abweichungen im Muster. „Es ist kein buntes Lilienfeld geworden, sondern ein rotes Tulpenbeet“, stellte Margret fest und schaute ihren Mann triumphierend an.

Er war sprachlos.

„Hier sitzen die Spender“, erklärte sie. „Ich danke Ihnen, meine Herren, und freue mich der Erfahrung, wie leicht es ist, Männer zu überlisten. Keiner von Ihnen hat mir ein kostbares Glas zerbrochen. Jeder nur eine billige Nachahmung aus dem Warenhause, der ich selbst den Fuß abbrach und wieder anleimte. Er mußte Ihnen beim Anfassen in der Hand bleiben. Nun habe ich mein Dutzend voll, und ich selber trinke mit aller Vorsicht aus dem dreizehnten. Sie sehen, ich bin nicht abergläubisch. Und nun lassen Sie sich's schmecken. Der Tropfen ist der edlen Gläser wert.“

Kurze Gebete.

In einer Gesellschaft hoher Würdenträger sprach man über „Kürze als des Witzes Würze“, und die Rede kam schließlich auch auf kurze Gebete. Ein alter Haudegen meinte, das kürzeste Gebet, das er je gehört habe, sei das eines gemeinen Soldaten gewesen, der kurz vor einem Sturmangriff laut betete: „O Gott! Wenn du überhaupt ein Gott bist, so rette du meine Seele, wenn ich überhaupt eine Seele habe!“ Dieses Gebet wurde mit großer Heiterkeit aufgenommen, in die jedoch ein anwesender Bischof nicht mit einstimmte. Deutlich merkte man ihm seine Mißstimmung an, als er bemerkte: „Ihr Gebet, Herr General, war sicherlich recht kurz. Ich erinnere mich jedoch eines anderen, das ebenso kurz, aber noch viel besser war, und das unter den gleichen Verhältnissen aus dem Munde eines armen Soldaten kam. Es lautete: „Ach Gott! Wenn ich im Getümmel der Schlacht dich vergessen sollte, so vergiß du meiner nicht.“

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Vorbereitungen zur Dantefeier von 1921. Die durch den Krieg gestörten, aber nicht ganz unterbrochenen Vorbereitungen für die Dantefeier des Jahres 1921, in dem der Tod des größten Italieners zum 600. Male sich jähren wird, sind wieder aufgenommen worden. Man erinnert den Kardinal Mercier an seine Pläne, an der Hochschule von Löwen einen Dante-Lehrstuhl errichten zu lassen. Mit Unterstützung der Stadt Florenz wird ein umfassendes Werk über Dante, mit derjenigen von Neapel eine erschöpfende Darstellung seiner Lehre vom Staat herausgegeben werden, wozu verschiedene Monographien über seine theologischen und philosophischen Anschauungen hinzukommen werden. Am 31. Januar 1920 läuft der Termin für die Einreichung dieser Arbeiten ab, für welche die italienische Gesellschaft für philosophische und psychologische Studien und die Revue für neuscholastische Philosophie Preise ausgesetzt haben.

Herauszahlung von Kapitalguthaben. Von juristischer Seite wird der „Frankfurter Zeitung" geschrieben: „In vielen Gesellschaftsverträgen ist für den Fall der Kündigung oder des Todes oder für andere Fälle der Herauszahlung von Kapitalguthaben die zur Feststellung des betreffenden Kapitalguthabens erforderliche Neuinventarisierung und Neubilanzierung wegen der Umständlichkeit der letzteren dadurch vermieden, daß ein fingierter Gewinn vereinbart ist, der auf Grundlage des Reingewinns der vergangenen Jahre ermittelt wird. Im Falle der Herauszahlung von Kapital auf Grundlage derartiger früherer Bilanzen oder auf Grundlage des Gewinndurchschnitts früherer Jahre ergeben sich nun zur Zeit wegen der vorhandenen höheren Gewinne, die durch die Kriegskonjunktur bedingt waren, unter Umständen schwerwiegende Nachteile für die zur Herauszahlung Verpflichteten, insbesondere wegen der derzeitigen und künftigen Steuergesetze. Soweit es sich um Einzelkaufleute oder offene Handelsgesellschaften handelt, sind die jetzt und demnächst fällig werdenden Kriegssteuern in den Bilanzen bis Ende 1918 nicht berücksichtigt; berücksichtigt ist vielmehr wohl nur die Kriegssteuer eines Vermögenszuwachses für 31. Dezember 1916. Würde also eine Herauszahlung jetzt geschehen müssen, so wäre in dem eingangs erwähnten Falle der Durchschnitt der früheren Bilanzen maßgebend und auf ihrer Grundlage die Herauszahlung zu betätigen, während die hohen Steuern, die nach dem 1. Januar 1919 auf Grundlage der Gewinne der Kriegsjahre berechnet und fällig werden, bei dem herauszuzahlenden Kapital nicht berücksichtigt sind. Dies würde zu einem ungerechtfertigten Nachteil der zur Herauszahlung Verpflichteten führen. Es empfiehlt sich deshalb alle Verträge nach dieser Richtung einer Prüfung zu unterziehen."

Neue Erhöhung der Eisenbahnfahrpreise. Im deutschen Personen- und Güterverkehr ist, wie bereits gemeldet, die Einführung einer nochmaligen Erhöhung aller Tarife mit Ausnahme für den Vorortverkehr, wie auch der Sätze für die Arbeiter-, Schüler- und Zeitkarten voraussichtlich zum 1. April d. J. in Aussicht genommen worden, um die Ausfälle an Einnahmen, die Mehrausgaben an Löhnen, Rohstoffen usw. zu decken. Die neuen Tariferhöhungen werden durch die Erhebung prozentualer Zuschläge auf die bisherigen Fahrpreise erfolgen. Diese Zuschläge betragen in der 1. Kl. 100, in der 2. Kl. 40, in der 3. Kl. 30 und in der 4. Kl. 25 v. H. Die Erhebung der Ergänzungsgebühr für Schnellzüge wird mit der Einführung der neuen Sätze fortfallen. Gleichzeitig werden auch die Schnellzugszuschläge neu geregelt. Die Zuschlagskarten der ersten Zone (bis 75 km) 1. und 2. Kl. 2 Mark, 3. Kl. 1 Mark; 2. Zone (76 bis 150 km) 1. und 2. Kl. 4 Mark, 3. Kl. 2 Mark, und in der 3. Zone (über 150 km) 1. und 2. Kl. 6 Mark, 3. Kl. 3 Mark. Endlich soll im Schnellzugsverkehr zur Entlastung der D-Züge noch im Nahverkehr ein Mindestfahrpreis erhoben werden, für die 1. Kl. 17, 2. Kl. 10 und 3. Kl. 5 Mark. In diesem Fahrpreis, der einer Reise von 75 km entspricht, ist der Zuschlag für Schnellzüge bereits einbegriffen.

Entschädigungsgelder für die sächsische Dynastie. Die sächsische Regierung ist mit der Ausarbeitung eines Gesetzentwurfes über die Auseinandersetzung mit der Krone beschäftigt. Es wird ein großzügiger Vergleich angestrebt. Die Krone hat Anspruch auf Entschädigung, weil sie beim Zustandekommen der Verfassung im Jahre 1831 zahlreiche Güter an den Staat abgetreten hat.

Mitteilung über die Einteilung der Kriegsnummern-Folgen der Leipziger „Illustrirten Zeitung“.

Die „Illustrirte Zeitung“ hatte vom 6. August 1914 an ihren Heften den Charakter als Kriegsnummern verliehen. Die Nummer über „Unsere Eisenbahntruppen“ (3934 = Kriegsnummer 225) vom 21. November 1918 ist die letzte dieser Art. Seitdem ist die „Illustrirte Zeitung“ wieder zu ihrer alten Aufgabe zurückgekehrt. Ihr Programm hat wieder die alte Vielseitigkeit erhalten, die ihr seit den 75 Jahren ihres Erscheinens eigen ist.

Für diejenigen Bezieher, die die Kriegsnummern in die besonderen Kriegsnummern-Folgen-Einbanddecken haben binden lassen, bez. sie in solchen Folgen bandweise bezogen haben, sei darauf hingewiesen, daß die 9. Folge noch nicht vollständig ist. Ihr Inhalt ist vielmehr so gedacht, daß sie die Nummern 3914 vom 4. Juli 1918 (= Kriegsnummer 205) bis zur Nummer 3934 vom 21. November 1918 (= Kriegsnummer 225 „Unsere Eisenbahntruppen“) umfaßt. Es sollen dazu die Nummern 3941 vom 9. Januar 1919 „Zur Nationalversammlung“ sowie eine außerhalb des Abonnements geplante Abschlußnummer einbezogen werden. Letztere Nummer soll im wesentlichen eine ausgewählte Zusammenstellung von Abbildungen bringen, die in anderen seit November 1918 erschienenen Nummern der „Illustrirten Zeitung“ über die wesentlichsten bis zum Friedensschluß stattgefundenen Ereignisse erschienen sind.

Wer die Nummern von Januar bis Juni 1919 später in die von den Friedensjahrgängen her bekannte Halbjahrs-Original-Einbanddecke binden lassen und deshalb die Nummer „Zur Nationalversammlung“ zur Einbeziehung in die 9. Folge nochmals nachbeziehen will, wird gebeten, diese Bestellung baldigst aufzugeben, da der Vorrat der Nummer zu Ende geht.

Auch Bestellungen auf die vorerwähnte Abschluß-Nummer zur 9. Folge werden jetzt schon angenommen.

Schließlich ist am Ende der 9. Folge das Generalregister für sämtliche Bände einzuheften. Dieses Register befindet sich zurzeit in Bearbeitung. Bestellungen werden ebenfalls schon jetzt angenommen.

Die Preise für die Abschluß-Nummer wie für das Generalregister zu den Kriegsnummern-Folgen können erst später mitgeteilt werden.

Einbanddecken zu den Kriegsnummern-Folgen, die für jede Folge in vielen Tausenden von Exemplaren gebraucht werden, können wegen Leinwandmangel bis auf weiteres nicht mehr geliefert werden. Sobald wir dazu wieder in der Lage sein werden, werden wir entsprechende Ankündigungen erlassen.

Dagegen sind von allen gebundenen Kriegsnummernfolgen genügend Exemplare in Halbleinen gebunden vorrätig. Es ist auch vorgesorgt worden, daß für die Bezieher der früheren Bände die 9. Folge nach Abschluß noch gebunden nachgeliefert werden kann. Der Preis der 9. Folge soll 34 Mark betragen.

Die Preise für die früheren gebundenen Folgen bleiben die bisherigen: 1. Folge 42 Mark, 2. bis 8. Folge je 32 Mark. Alle 9 Folgen kosten also auf einmal bezogen gebunden 300 Mark.

Geschäftsstelle der „Illustrirten Zeitung“ (J. J. Weber), Leipzig 26.

Für die Redaktion verantwortlich: [illegible] für den Inseratenteil Ernst Riedel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schulier, Budapest V., Országház-tér 4.
Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung



helft unseren Kriegsgefangenen!

Verlag
J. J. Weber,
Leipzig.

Nr. 3950.

Einzelpreis 1 Mark 30 Pfg.
(Jede Woche eine Nummer, vierteljährlich 15 Mark.)

152. Band.

AUS WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Deutſche und Tſchechen in den Sudetenländern. Über die Statiſtik der nach dem Zerfall der Öſterreichiſch-Ungariſchen Monarchie entſtandenen Nationalſtaaten beſtehen deshalb oft recht unklare Vorſtellungen, weil die amtliche Statiſtik nur in ihren wichtigſten Zweigen nach der „Umgangsſprache" unterſchied, in der Hauptſache aber die Statiſtik der Nationalitäten verſchwinden ließ. Nur ſo iſt es möglich geworden, daß heute die Nationalitätenſtatiſtik namentlich der umſtrittenen Gebiete Deutſch-Öſterreichs eines der Probleme der Friedenskonferenz bedeutet. Namentlich die ſtatiſtiſchen Kunſtſtückchen der Tſchechen machen jetzt ſchon in Paris viel zu ſchaffen. Die Tſchechen bemühen ſich krampfhaft, geſchloſſene, große deutſche Sprachgebiete in Böhmen, die ſeit tauſend Jahren durch Kulturarbeit, zum Teil durch Roden „aus grüner Wurzel" zu einer echten deutſchen Heimat geworden ſind, hinwegzuleugnen. Welche bedeutenden Minderheiten Deutſchböhmen mit Schleſien (Sudetenland) und den deutſchen Gebieten umfaßt, zeigt folgende Tabelle (nach der letzten Volkszählung von 1910):

	Deutſche	Tſchechen	Polen	Andere	Zuſammen
Böhmen	2467724	4244918	1541	1761	6712944
Mähren	719435	1808971	14924	1527	2604857
Schleſien	325523	180348	235244	361	741456
Zuſammen:	3512682	6234237	251709	3649	10059257

Die Tſchechen behaupten nun, ein geſchloſſenes deutſches Sprachgebiet gebe es nicht, und ſuchen das damit zu beweiſen, daß ſie die tſchechiſchen Minderheiten ins Feld führen, die ſich im deutſchen Sprachgebiet an einigen Stellen zerſtreut finden. Es handelt ſich in Oſt-, Nord- und Weſtböhmen, dem eigentlichen, als ſelbſtändiges Verwaltungsgebiet abgetrennten Deutſchböhmen, nach der amtlichen Volkszählung um 125680 Tſchechen gegen 2312136 Deutſche, nach einer privaten tſchechiſchen Zählung um 219631 Tſchechen und 2218184 Deutſche. Dieſe Minderheiten ſind allerjüngſter Herkunft, durch die Zuwanderung tſchechiſcher Arbeiter im Kohlen- und Induſtriegebiet entſtanden. Sie beſtehen aus einer ganz und gar nicht bodenſtändigen, beſtändig wechſelnden Bevölkerung und ſind nicht zu vergleichen mit den uralten deutſchen Minderheiten im tſchechiſchen Gebiet (Prag, Pilſen uſw.), geſchweige denn mit den großen, geſchloſſenen Sprachinſeln in Südböhmen, Nordoſtböhmen und vor allem in Mähren. Das Recht jener uralten bodenſtändigen, zu eigenem ſtaatlichen Leben fähigen geſchloſſenen deutſchen Sprachgebiete Deutſchböhmen und Sudetenland auf volle Selbſtbeſtimmung iſt unbeſtreitbar. Sie haben ihren Anſchluß an Deutſchland als Teil von Deutſch-Öſterreich erklärt, ſie halten trotz der tſchechiſchen Beſetzung, trotz aller Willkürakte der tſchecho-ſlowakiſchen Republik, trotz der Roheiten einer zügelloſen tſchechiſchen Soldateska, trotz der Unterdrückung aller politiſchen Freiheit, vor allem der Preß- und Verſammlungsfreiheit, an jenem Selbſtbeſtimmungsrecht und an dem Glauben feſt, der Anſchluß an das nächſtbenachbarte Deutſchland werde gelingen. Jedenfalls wäre es zum Vorteil aller friedenſchließenden Nationen, wenn nicht im Herzen Europas durch Unterwerfung eines Dreieinhalbmillionenvolkes unter ein Sechsmillionenvolk, durch einen Annexionismus und Imperialismus ſchlimmſter Art eine Irredenta gezüchtet und der Keim zu neuer Unruhe gelegt wird.
Dr. Hermann Ullmann.

Schadenerſatz bei Aufruhr. Faſt übergroß iſt die Zahl unſerer Geſetze, und doch gibt es Lücken. Eine ſolche zeigte die letzte Zeit der öffentlichen Unruhen. Die Frage erhob ſich: Wer haftet für die dabei entſtandenen Schäden? Zunächſt muß man Antwort im Bürgerlichen Geſetzbuch ſuchen. Dort kommen in Frage die Beſtimmungen über die Erſatzleiſtung aus unerlaubter Handlung, und zwar (§ 823) vorſätzliche oder fahrläſſige widerrechtliche Verletzung fremden Eigentums oder ſchuldhaftes Verſtoßen gegen ein den Schutz anderer bezweckendes Geſetz. Bei Begehung der Handlung durch mehrere, Verantwortlichkeit jedes der mehreren, ebenſo wenn ſich nicht ermitteln läßt, wer von den mehreren den Schaden durch ſein Tun verurſachte. Haftung dann in ſogenannter Geſamtſchuld. Geſetzlich alſo ein Anſpruch, der u. U. viel gibt, zumal wenn die Täter oder Mithafter (Geldgeber der Spartakiſten!) vermögend — ein Anſpruch, aus dem möglicherweiſe auch des Haftenden Erbe belangbar. Mißlich aber, daß Vorausſetzung: Bekanntſein des Täters. Fehlt, wie meiſt, ſolche Kenntnis, ſo treten die Beſtimmungen über die Haftung der Gemeinden für Schaden bei Zuſammenrottung, Auflauf oder Aufruhr in Kraft, die nach dem Einführungsgeſetz zum Bürgerlichen Geſetzbuch ausdrücklich unberührt bleiben (Art. 108). Ausgangspunkt im franzöſiſchen Geſetz aus den Tagen der Revolution (10. Vend. IV.), noch gültig in Elſaß-Lothringen; ihm nachgebildet — zumeiſt um 1850 — ein preußiſches, bayriſches, württembergiſches, badiſches, heſſiſches Geſetz, daneben ſolche in fünf deutſchen Kleinſtaaten, ſo in Sachſen-Altenburg. In Sachſen ſelbſt grundſätzlich nur Haftung aus unerlaubter Handlung. Nach den Aufruhrgeſetzen muß die Gemeinde, in der die Anſammlung ſtattgefunden, für alle durch offene Gewalt oder Anwendung der Gegenmaßregeln verurſachten Beſchädigungen von Perſonen oder Sachen aufkommen. Auch nach reichsgerichtlicher Rechtſprechung iſt dabei nicht Vorausſetzung der Haftung, daß ein Zuſammenhang zwiſchen der Schädigung und dem Verhalten der Gemeinde feſtgeſtellt wird. Haftung vielmehr kraft des altdeutſchen Genoſſenſchaftsprinzips: Alle für einen. Anders, alſo keine Genoſſenſchafts-, ſondern Schuldhaftung, ſonach Befreiung der Gemeinde (ſo Heſſen), beim Nachweis, daß ſie bei Aufwendung aller Mittel den Schaden nicht abwehren konnte — anders auch da (ſo Coburg-Gotha), wo die Gemeinde in ſolchem Falle wenigſtens Erſatz aus der Staatskaſſe fordern kann. Überall Rückgriffsmöglichkeit für die Gemeinde gegen die betroffenen, einzelnen Schuldigen. Der unternommene Verſuch, das Reichsgeſetz von 1910 über die Haftung ſeitens der Reichsbeamten heranzuziehen, mißlingt bei vernünftiger Anwendung des Geſetzes auch in dem Fall, daß die Plünderung von Soldatenräten u. dgl. ausgeht; doch ſind Beſtrebungen im Gange, ein fehlendes Reichsgeſetz zu ſchaffen.
Geheimer Regierungsrat Neuberg.

Holz als Heizmaterial. Bis zum Ausbruch des Krieges iſt die Verwendung des Brennholzes zur Heizung der Wohnungen immer mehr zurückgegangen. Während des Krieges hat ſich nun hierin ein vollſtändiger Umſchwung vollzogen, weil die Verſorgung mit Stein- und Braunkohle wegen Verwendung für Kriegszwecke, Mangels an Arbeitskräften und Transportmitteln in vorher nie geahnter Weiſe abgenommen hat. Hand in Hand damit iſt ein ſprunghaftes Hinaufſchnellen der Preiſe des Brennholzes bis zu 50 und 60 Mk. für ein Raummeter unzerkleinertes Holz in den Städten eingetreten. Unter dieſen Umſtänden liegt die Frage nahe: Welchen Wert hat Brennholz im Vergleich zu den übrigen gebräuchlichen Brennſtoffen für die Heizzwecke im Haushalt? Eine voll befriedigende Antwort hierauf iſt nicht möglich, weil beim Hausbrand neben der Heizkraft der Brennſtoffe an und für ſich auch noch eine Reihe anderer Eigenſchaften wie: bald die Entwicklung einer raſchen und lebhaften Hitze, bald jene einer gleichmäßigen Wärme, ferner größere Reinlichkeit, Einrichtung der Öfen, Rückſichten auf die Aufbewahrungsmöglichkeit uſw., eine ſehr wichtige Rolle ſpielen. Hierzu kommt noch der Umſtand, daß die auf theoretiſchem Wege ermittelte Heizkraft wegen Unvollkommenheit der Verbrennungseinrichtungen nur zu einem Bruchteil, deſſen Größe nicht genauer feſtzuſtellen iſt, ausgenützt werden kann. Als zahlenmäßiger Anhalt für die Beurteilung der Heizkraft dient die Zahl der bei Verbrennung der Gewichtseinheit Brennſtoff entwickelten Kalorien, d. h. jener Wärmeeinheiten, die notwendig ſind, um eine Gewichtseinheit Waſſer um 1° C zu erhöhen. Nach Schwackhofer beträgt die Anzahl dieſer Kalorien durchſchnittlich für lufttrockenes hartes Holz 4000, lufttrockenes weiches Holz 3500, jüngeren Torf 2500 bis 4000, gemeine Braunkohle 3000 bis 4500, fette Steinkohle 5000 bis 7000, magere Steinkohle 6000 bis 7500, Anthrazit 7500 bis 8000. Nimmt man die Heizkraft der Gewichtseinheit lufttrockenen weichen Holzes mit 3500 Kalorien als Einheit, ſo berechnen ſich für die übrigen Heizſtoffe etwa folgende Verhältniszahlen: Hartes Holz = 1,1; jüngeren Torf = 0,9; Braunkohle = 1,0; fette Steinkohle = 1,5 bis 2,0, magere Steinkohle = 1,8 bis 2,1; Anthrazit = 2,1 bis 2,3. Da das Gewicht eines Raummeters lufttrockenen weichen Holzes (Kiefernholzes) bei der üblichen Verwendungsweiſe im Mittel 400 kg, jenes von Buchenholz aber 500 kg beträgt, ſo kann man leicht berechnen, wieviel Kilogramm mineraliſcher Brennſtoffe dem Heizwerte eines Raummeters harten oder weichen Holzes entſprechen. Beim Vergleich von hartem oder weichem Holz iſt noch zu berückſichtigen, daß 1 rm Buchenholz um 20 Proz. mehr wiegt als 1 rm Kiefernholz. Da erſteres noch dazu eine um 10 Proz. höhere Heizkraft beſitzt, ſo ſind ſchon 0,7 rm Buchenholz einem Raummeter Kiefernholz gleichwertig. Die Heizkraft eines Raummeters Kiefernholzes entſpricht demnach etwa der Leiſtung von 450 kg jüngeren Torfes, 400 kg Braunkohle, 200 bis 250 kg fetter Steinkohle, 180 bis 220 kg magerer Steinkohle, 170 bis 190 kg Anthrazit. Hieraus läßt ſich auch das angemeſſene Preisverhältnis der verſchiedenen Brennſtoffe beurteilen, wenn lediglich die Heizkraft berückſichtigt wird. Koſtet z. B. ein Raummeter zerkleinertes Nadelholz frei Haus 40 Mk., was ein gegenwärtig weitverbreiteter Preis iſt, ſo darf man für ein Raummeter Buchenholz etwa 57 Mk. zahlen. Bei einem Preiſe von 3 Mk. für 50 kg Braunkohlenbrikette und von 4 Mk. für die gleiche Menge Steinkohlen ſtellt ſich ihre Verwendung erheblich billiger als jene von Holz, da die gleiche Menge Heizwert in Form von Braunkohlenbriketten nur etwa 23 Mk., in jener von Steinkohlen gar nur 15 bis 16 Mk. koſtet. Der Preis eines Zentners Torf von 6,50 Mk. iſt dagegen wieder unverhältnismäßig hoch, da man in dieſem Falle für den Heizwert eines Raummeters Kiefernholz 50 bis 60 Mk. zahlen muß.
Dr. Schwappach.

Ein neues Ernährungsſyſtem. Den größten Einfluß auf Verdauung und Ernährung hat die Darmfläche. Eiweißſtoffe, die Bauſteine des Körpers, werden nur von ihr und ihren Zotten verdaut. Der Magenſaft leiſtet durch Umwandlung einiger Eiweißſtoffe in Peptone hier nur eine vorbereitende Tätigkeit. Ihre endgültige Verarbeitung findet im Darme ſtatt. Dort werden ſie vornehmlich unter dem Einfluſſe des Erepſins in ihre einfachſten Beſtandteile, in Aminoſäuren, zerlegt. Das Blut führt ſie den Organen zu, die daraus für ihre Erhaltung und Erneuerung notwendige Verbindungen aufbauen. Es iſt das jene wunderbare chemiſche Wandlung, der wir künſtlich nur bis zu einer gewiſſen Stufe folgen können. Chemiker vermögen wohl Eiweiß in Aminoſäuren zu ſpalten, ſind aber nicht imſtande, aus dieſem Nerven, Muskeln und Beſtandteile der Haut zu formen. Hier ſtehen ſie noch vor einem unlösbaren Rätſel. Da alſo die Darmfläche die wichtigſte Verdauungsarbeit zu leiſten hat, ſo iſt es einleuchtend, daß jenes Ernährungsſyſtem das natürlichſte iſt, das zu dieſer Fläche in Beziehung ſteht. Ein ſolches hat Profeſſor Dr. v. Pirquet in ſeinem Buche „Syſtem der Ernährung" (Springer, Berlin) begründet. Seine wichtigſte Vorausſetzung iſt die Beſtimmung der Darmfläche; beim Menſchen eine verſchieden lange und ungleich weite Röhre. Ihre Länge ſteht in einfacher Beziehung zur Sitzhöhe, beim aufrecht ſitzenden Menſchen: die Entfernung zwiſchen Sitzfläche und Scheitelhöhe. Sie iſt die Länge von Rumpf und Kopf und ſteht wiederum in enger Beziehung zum durchſchnittlichen Körpergewicht. Beim muskelkräftigen Erwachſenen und beim fetten Säugling iſt die dritte Potenz der Sitzhöhe, oder der Kubus, gleich dem zehnfachen Körpergewicht; Dünn- und Dickdarm ſind zuſammengenommen zehnmal ſo lang wie die Sitzhöhe. Die durchſchnittliche Breite des Darmes beträgt beim mittleren Füllungszuſtande ungefähr ein Zehntel der Sitzhöhe. Die Darmfläche, das Produkt der Länge mit der Breite, beträgt zehn Sitzhöhen mal ein Zehntel Sitzhöhe, das ergibt das Quadrat der Sitzhöhe. Die Darmfläche des Menſchen iſt alſo ein quadratiſches Filter, deſſen Seitenlänge der Sitzhöhe des betreffenden Menſchen gleicht. Man braucht nun bloß zu wiſſen, wieviel Nahrung ein Quadratzentimeter der Darmfläche verdauen kann, und erfährt ſogleich genau die Menge der für ihn erforderlichen Nahrung. Pirquet gibt ſolche für verſchiedene Darmflächen und Altersſtufen an und erzielte bei ihrer Verabreichung an der von ihm geleiteten Wiener Univerſitäts-Kinderklinik ausgezeichnete Erfolge. In dreizehn Monaten war eine durchſchnittliche Gewichtszunahme von zehn Kilogramm für ein Kind zu verzeichnen. Sie betrug mehr als das Dreifache der normalen. Dabei geſtaltete ſich der Betrieb ſehr billig. Die Erſparniſſe gingen an dieſer Klinik ſo weit, daß ihr Leiter in der Lage war, von den 5,20 K. betragenden Verpflegungsgebühren für ein Kind faſt die Hälfte zurückzulegen. Über das von demſelben Forſcher eingeführte, dieſem Ernährungsſyſtem zugrunde liegende neue Nahrungsmaß ſoll demnächſt an dieſer Stelle berichtet werden.
Dr. Ludwig Karell.

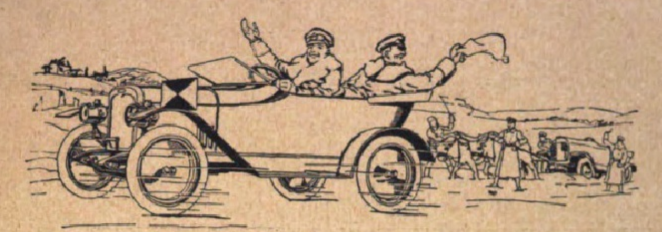
Die Totenſtarre. Was dem Laien von jeher ein Grauen geweſen und der Wiſſenſchaft ein altes Problem geworden, iſt die merkwürdige Tatſache der Totenſtarre (Rigor mortis). Die Phyſiologie führte dieſe Erſcheinung bis vor kurzem auf die Gerinnung der Eiweißkörper zurück. Wie raſch die Totenſtarre den Menſchen antreten kann, das zeigte namentlich der Krieg. Viele Soldaten wurden ſo ſchnell von ihr überraſcht, daß ſie in irgendwelcher, auf eine noch auszuführende Handlung hindeutende Stellung, beiſpielsweiſe in der Anſchlagsſtellung, tot aufgefunden wurden und ſo den Eindruck von Lebenden machten. Nach neueren Unterſuchungen, insbeſondere von v. Fürth und Lenk, ſind wir der eigentümlichen Erſcheinung und der Tatſache, derzufolge die Totenſtarre nach zwei bis drei Tagen ſich löſt und der ſtarre Muskel wieder weich wird, auf die Spur gekommen, ja, wir können ſagen, daß dieſes Naturrätſel dank den Errungenſchaften der Kolloidchemie ſoviel wie gelöſt iſt. Wir ſehen in der Totenſtarre nicht mehr einen Gerinnungs-, ſondern einen Quellungsvorgang, in deren Löſung eine Entquellung. Gerade das Phänomen des Wiederweichwerdens des ſtarren Muskels nach 2—3 Tagen konnte durch die Gerinnungstheorie nicht erklärt werden. Nun weiß man ſchon ſeit längerer Zeit, daß der angeſtrengte Muskel in erhöhtem Maße Milchſäure bildet, und zwar ſetzt dieſer Vorgang nach dem Aufhören der normalen Blutzirkulation ein, der Muskel nimmt Waſſer auf, quillt und verkürzt ſich. Weitere Anhäufung von Säure bedingt eine feine Gerinnung, ein Ausflocken der Muskeleiweißſtoffe. Hand in Hand damit vermindert ſich das Waſſerbindungsvermögen des kolloidalen Syſtems; es treten Entquellungsvorgänge ein, was wir als Löſung der Totenſtarre bezeichnen. Nach dieſer Quellungstheorie iſt die Milchſäure der Grund der Totenſtarre. Wir wiſſen, daß Muskelanſtrengungen die Säurebildung vermehren, und ſo iſt es auch kein Widerſpruch, wenn die im Leben ſtattfindenden Zuſammenziehungen und Erſchlaffungen auf Quellungs- und Entquellungsvorgänge zurückgeführt werden. — Die Arbeiten der genannten Forſcher (v. Fürth und Lenk) ſind inſofern auch für die Nahrungsmittelchemie und die gerichtliche Medizin von Bedeutung, als ſie es ermöglichen, das Alter einer Fleiſchprobe oder einer Leiche genau zu beſtimmen.
Dr. Schmid

Die Illuſtrirte Zeitung darf nur in der Geſtalt in den Verkehr gebracht werden, in der ſie zur Ausgabe gelangt iſt. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Druckſachen irgendwelcher Art, iſt unterſagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zuſendungen redaktioneller Art ſind an die Redaktion der Illuſtrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerſtraße 1—7, alle anderen Zuſendungen an die Geſchäftsſtelle der Illuſtrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Reproduktion unſerer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verſtändigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3950. 152. Band. Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 13 Mark; frei ins Haus 13 Mark 25 Pfg. Preis dieser Nummer 1 Mark 30 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 1 Mark, auf Seiten mit Text 1 Mark 20 Pfg. 13. März 1919.



WANDERER

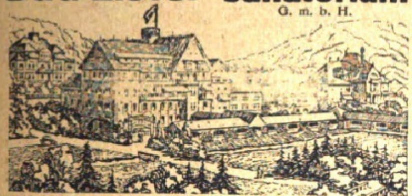
der schnelle, kleine Wagen

5/15 PS. Zwei Sitze neben- oder hintereinander
Sparsamster Benzin- und Reifenverbrauch
In Krieg und Frieden bestens bewährt

Wanderer-Werke vorm. Winklhofer & Jaenicke A.-G., **Schönau bei Chemnitz**



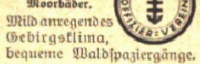
Bad Elster Geh. San.-Rat **Dr. Köhlers Sanatorium** G. m. b. H.



Glaubersalz-, Eisenquellen, Kohlensäure, Stahl- und Moorbäder.



Mild anregendes Gebirgsklima, bequeme Waldspaziergänge.



Blutarmut, Herz-, Magen-, Nervenleiden, Verstopfung, Fettsucht, Frauenleiden, Rheumatismus, Ischias, Lähmungen, Gelenkleiden.

Man verlange Prospekt.

Bes. geeignet zur Nachbehandlung von Krankheiten u. Wunden des Feldzugs.

Dr. med. K. Schulze's
Sanatorium Am Goldberg.
Das ganze Jahr geöffnet. **Bad Blankenburg — Thüringer Wald.** Tel. 44.
Für innere, Stoffwechsel-, Magen-, Darm-, Nervenkrankheiten, Erholungsbedürftige. **Diätkuren.** Leitender Arzt: **Dr. Wittkugel** (früher Bad Elster).

ZÜRICH G^RD HOTEL BELLEVUE AU LAC

in herrlichster Lage. — 200 Betten. — Moderner Komfort. — Wohnungen mit Privatbädern und fliessendem Wasser. — Bei längerem Aufenthalt Preisermässigung. — Gepflegte Küche. — Renommierter Keller. —

CARLTON-RESTAURANT. Direktion: **W. Deig-Perret.**



BERLIN W Kurfürstendamm 33a, a. Untergr.-Bahnhof Uhlandstr.
Pension Kurfürsten-Eck
Neue gedieg. Einrichtung, Fahrstuhl, elektr. Licht, fließ. Warm- u. Kaltwasser u. Telefon in allen Zimmern. **Gute Verpflegung.** Höchste Referenzen. Mäßige Preise. Prospekt frei durch die Direktion. **Fernspr.: Steinplatz 9142.**

DRESDEN. ***Hotel Westminster und Astoria-Hotel***
am Hauptbahnhof. Vornehmstes Familienhaus. Alle Zimmer mit Ferntelephon, Warm- und Kaltwasser-Zufluß. Privatbäder.

Sanatorium Elsterberg für Herz-, Magen-, Nieren- und Stoffwechselkranke, Nervenkranke (Neurastheniker, Entziehungskuren), **nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige,** Lungen- und Geisteskranke ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.

Dr. Nöhring's Sanatorium für Lungenkranke
Neu-Coswig i. Sa. Eig. Beh.-Meth. mit glänzend. Erfolgen. Reichl. Verpfleg. 20 bis 25 Mark tägl.

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**
bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera.
Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer Dr. med. Tecklenburg.

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen (Bayerisches Hochgebirge)
Sanatorium
für Innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Kurbedürftige, durch Klima und Einrichtung besonders auch geeignet zur **Nachbehandlung** von **Kriegsschäden** aller Art.
Auskunftsbuch.

Friedrichshafen am Bodensee,
Kurgarten-Hotel, Direktion: A. Huck.
Wohnsitz Sr. Exzellenz des verstorbenen Grafen von Zeppelin. Haus allerersten Ranges mit allen neuzeitlich. Einrichtungen. Unmittelbar am See, inmitten herrlichen, schattigen Parks gelegen. Das ganze Jahr geöffnet.

Freimaurerstiftung
„Margaretenhaus"
Berlin, Lützowufer 14.
Frauenklinik und Entbindungsanstalt für Frauen aller Stände.



Aufsicht: Verein „Deutsche Volkskraft" (e.V.). Aerztl. Leitung: Professor Dr. W. Liepmann, Frauenarzt.
Billige Mittelstandspreise.
Nähere Auskunft gibt die Geschäftsstelle des Vereins „Deutsche Volkskraft" (e.V.), Berlin, Lützowufer 14 (Fernsspr.: Lützow 4420).

San.-Rat Dr. Hans Stoll's Sanatorium
Alicenhof Bad-Nauheim
bes. f. Herzleiden u. Aderverkalkung



Stottern u. andere Sprachstörungen heilt Robert Ernst, **Berlin,** Großbeerenstraße 67. Prospekt gratis.



4 Volt 25 Kerzen mittelst kleiner Akkumulatoren
Preisliste frei.
Alfred Luscher, Akkumulatorenfabrik **Dresden,** Grüne Str. 118

Browning Kal. 7.65 M 75.—, **Mauser, Parabell.** M. 85.—, **Jagdwaffen,** Benekendorff Berlin-Friedenau, Rheinstr. 47.



F. C. Heinemann, Erfurt 30



Samenkulturen und **Samenvertrieb**

Mein Hauptverzeichnis für 1919 ist erschienen und enthält außer Gemüsesamen auch je eine Abteilung über Blumensamen, Pflanzen, Knollen, Gartengeräte u. Gartenbauliteratur. Es entspricht allen Ansprüchen und wird auf gefälliges Verlangen umsonst und portofrei zugesandt.

Wer Zeit und **Geld** sparen will, bestelle sich **Heinemanns Gemüsesamen-Sortiment D** in über **30** Sorten zu **12 Mk. 50 Pf.** einschl. Verpackung mit Gratisbeigabe des Pflanzungsplanes für jedes Beet.

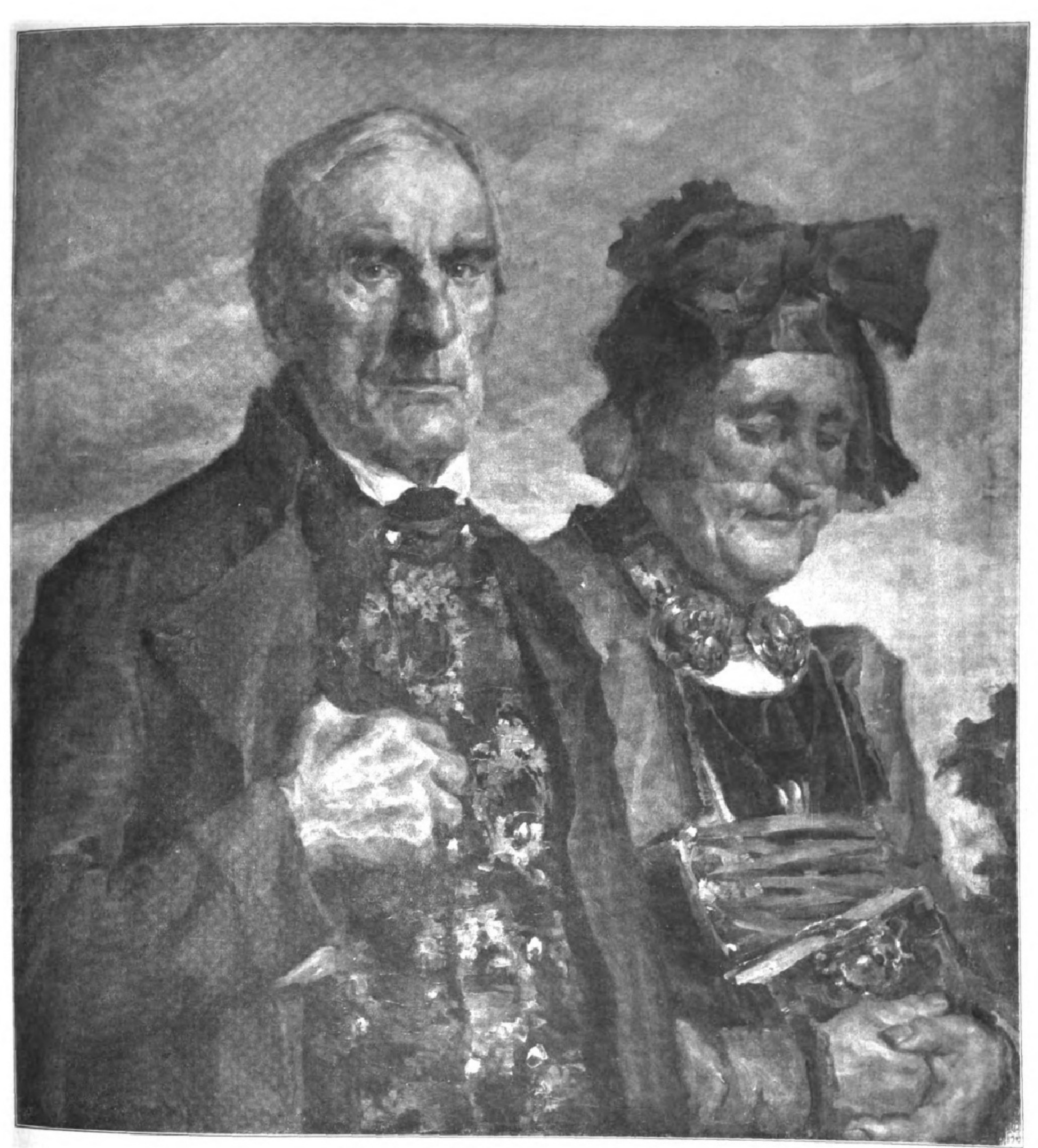
---

100 hochaparte handgezeichnete **Visitkarten** 25 M. 10 Stück zur Probe 2 Mark. Jede Karte ein kleines Kunstwerk. / J. Schumacher, München, Julastraße 8.



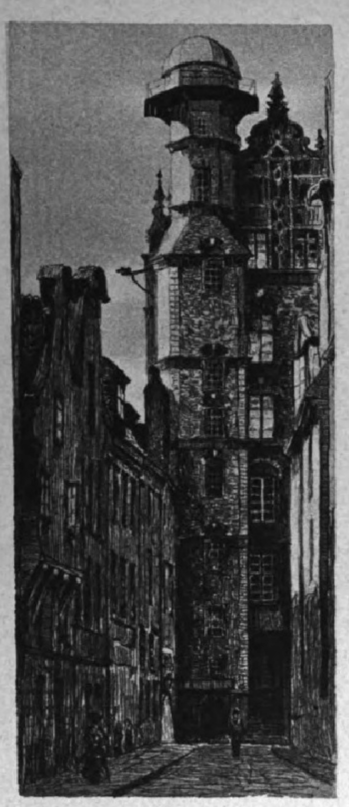
Schnupfen
löst und beseitigt einfach und schnell das „Sozojodol"-Schnupfen-Pulver. Tausendfach erprobt.
Preis: 50 und 35 Pfg. in allen Apotheken. Man achte darauf, daß H. Trommsdorff, chem. Fabrik, Aachen, auf jeder Dose steht. Zus.: „Sozojodol"-Zincum 3,5 T., Menthol u. Milchzucker.

Illustrirte Zeitung
Nr. 3950. 152. Band



Kirchgang. Nach einem Gemälde von Hans Best.

Das malerische Danzig. / Von Fritz Jaenicke.



Die Sternwarte.

Die Danziger Mottlaumöwen ziehen gegenwärtig erstaunt ihre Silberkreise um das Sternenbanner, das hoch vom Mast des amerikanischen Zerstörers „Aylwin" mitten in der alten deutschen Stadt an der Langenbrücke im frischen Ostseewinde flattert. Seit Tagen liegt das im Zusammenhang mit den amerikanischen Lebensmittellieferungen für Polen nach Danzig gesandte Kriegsschiff der Vereinigten Staaten dort an der uralten Danziger Speicherinsel mit ihrer schlicht-monumentalen, deutsch-hanseatischen Architektur. Und die Söhne der Neuen Welt schauen verwundert hinüber zu dem berühmten, in seiner städtebaulichen Schönheit einzigartigen alten Kai des „nordischen Venedig", der Langenbrücke. In deutsch-behaglicher Gemütlichkeit drängt sich dort Giebel an Giebel. Wuchtige Akzente in der malerischen Häuserreihe bedeuten darin die trutzigen Tore, durch die man hineinschaut in die romantischen, verträumten alten Gassen. Man wird darin an Lübeck erinnert, oft auch an Nürnberg.

In vornehmer Würde erhebt sich gegenüber der Liegestelle des amerikanischen Kriegsschiffes die Sternwarte, die mit dem Frauentor eine reizvolle Architekturgruppe bildet. Der Bau entstand um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts nach Plänen des Holländers Anthony van Obbergen, der mit vielen kunstfertigen Landsleuten in der stammverwandten germanischen Stadt eine neue Heimat fand. Den Mittelpunkt der Langenbrücke bildet das berühmte, 1410 errichtete Krantor, dessen Bau zu blutigem Zwist zwischen der deutschen Stadt und dem 1308 nach Danzig gerufenen Ritterorden führte, dem man in echt deutscher Unverträglichkeit die Benutzung des Kranes zum Einsetzen der Schiffsmasten nicht gestatten wollte. Der Orden baute sich dafür am Fischmarkt den „Schwan", einen Turm, um dessen Grundmauern jetzt die Zungenfertigkeit der Danziger Fischfrauen kräftige Wellen eines oft recht derben niederdeutschen Humors schlägt. Der „Schwan" ist der letzte Zeuge des 1454 geschleiften Danziger Ordensschlosses. Auch der eigenartige Bau der Petrikirche auf dem Poggenpfuhl stammt aus der Ordenszeit. Im Jahre 1393 legte der Hochmeister Konrad v. Jungingen den Grundstein dazu.

Über dem Dächergewirr der Stadt jenseits der Langenbrücke wuchtet beherrschend in patrizischer Würde, deutsch schlicht und klar im Aufbau, das riesige Backsteinmassiv von St. Marien, einem der gewaltigsten deutschen Dome, zu dem der Hochmeister Ludolf König von Waitzau 1343 den Grundstein legte. Die Ritter betraten das an Schätzen reiche Gotteshaus, in dem sich auch Memlings berühmtes „Jüngstes Gericht" befindet, wenn sie über die Dämme vom Schloß kamen, von der Krämergasse her durch die „Hohe Pforte". Berthold Hellingrath, der Dresdner Meister, den die heiße Liebe zu seiner Vaterstadt Danzig nicht müde werden läßt, ihren Zauber immer aufs neue mit der Radiernadel zu schildern, ist ein begeisterter Anwalt für des deutschen Danzigs charaktervolle Schönheit. Er veranschaulicht, was ungezählte Tausende in der Ostmark jetzt leidenschaftlich empfinden: diese Hansestadt am Meer, das blau ist wie Germanenaugen, dessen Strand licht ist wie germanisches Blond, die vieltürmige, altersgraue, trutzige Stätte deutschen Fleißes in Handel und Gewerbe, deutscher Kultur muß die Feste des Deutschtums am Baltenmeere bleiben!

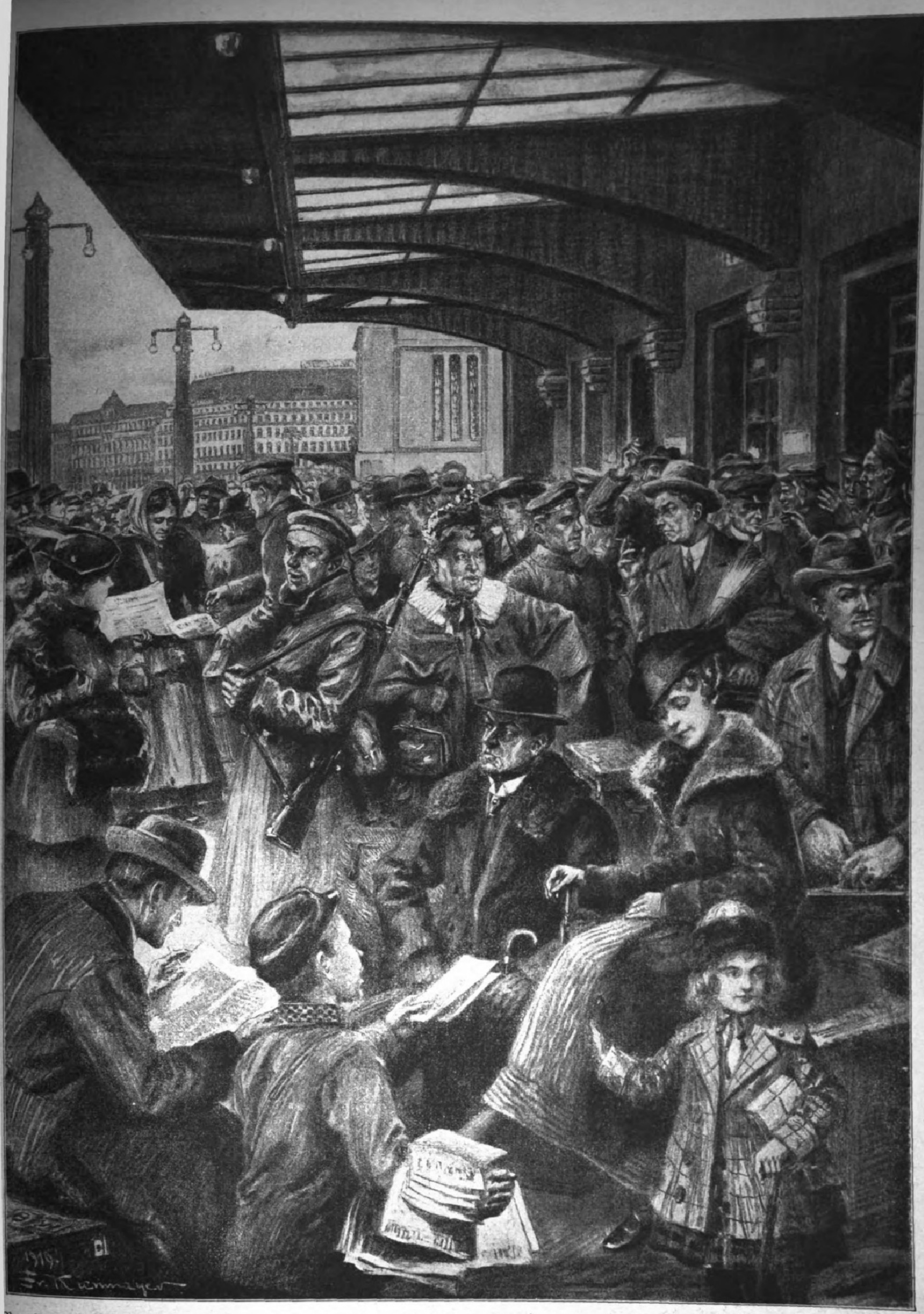


Der Poggenpfuhl.

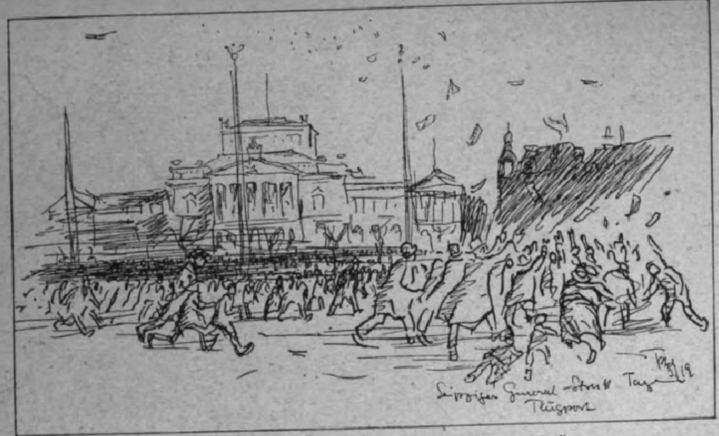
Der Fischmarkt.

Das deutsche Danzig. Nach Radierungen von Berthold Hellingrath.





Vom Generalstreik in Leipzig (vom 27. Februar bis zum 10. März): Wartende Reisende vor dem Leipziger Hauptbahnhof am ersten Streiktag in den ersten Stunden nach Einstellung des Eisenbahnverkehrs. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Professor Franz Kienmayer.



Flugblattregen aus den Lüften. Nach einer Zeichnung von Paul Schneiber.



Der Hunger nach Neuigkeiten. Nach einer Zeichnung von Paul Schneiber.

Für unsere Gefangenen.

Von Professor Dr. August Messe Gießen.

Jedem echten Deutschen muß heute das Blut kochen und die Faust sich ballen, wenn er an das Schicksal seiner gefangenen Brüder denkt.

Was haben diese Menschen, diese Hunderttausende von Menschen zu leiden und zu dulden! Wären sie auch in guten Quartieren und reichlich verpflegt: die Freiheit würde ihnen doch fehlen, die süße Freiheit und die selbstgewählte Betätigung. Wenn wir hören, daß die siegreichen Besatzungen in unseren rheinischen Städten, jene Truppen, die alles in Hülle und Fülle haben, ungeduldig den Friedensschluß herbeisehnen und stürmisch nach Hause verlangen: wie stark muß erst die Sehnsucht unserer Gefangenen sein, auf denen der schwere seelische Druck der deutschen Niederlage lastet, zu denen Nachrichten oder wenigstens Gerüchte über die in ihrem Vaterland aufflammenden Kämpfe, über zahllose Verbrechen, über Hungersnot und Elend und das Hinsterben von Tausenden dringen. Bange Sorgen um die Ihren zu Hause muß sie quälen, und um so mehr muß sie diese martern, als ihnen eine regelmäßige Verbindung mit den Ihrigen abgeschnitten ist. Man male sich aus, wie durch besondere häusliche Verhältnisse alle diese Sorgen und seelischen Nöte sich verschärfen können! Man stelle sich vor, wie andere seelische Qualen hinzutreten zu der Pein der Unfreiheit und der Trennung von der Heimat und den Angehörigen. Da sind die Jünglinge, herausgerissen aus dem gesunden Gang ihrer inneren und äußeren Entwicklung, der genuß- und tatfrohesten Zeit ihres Daseins beraubt; da die Männer, ihrem Berufe, ihren Familienpflichten, ihren Erziehungsaufgaben gewaltsam entrissen! Dabei sind sie alle der Möglichkeit beraubt, mitzuschaffen an der Gesundung unseres von schwerer Krisis heimgesuchten Volkes, mitzuwirken am Neubau unseres Staates, unserer Wirtschaft, unseres Bildungswesens, ja unserer ganzen Kultur.

Alle diese seelischen Leiden wären für sich drückend genug und reichten aus, die Forderung auf sofortige Freigabe zu begründen.

Wie nun gar, wenn wir hören, daß sie nicht in guten Quartieren wohnen, nicht reichlich verpflegt sind, sondern daß von dem das Gegenteil stattfindet, und daß sie dazu in raffinierter Weise zur Sklavenarbeit angehalten und brutal mißhandelt und gequält werden. Alles, was man darüber früher schon mit Schauder und Ingrimm hörte, wird noch überboten durch die letzten Nachrichten über die Lage unserer gefangenen Brüder in Nordfrankreich und Belgien: Sie werden von Aufsehern bewacht, die mit Peitschen ausgerüstet sind und diese Peitschen auch gebrauchen. Im Sammellager zu Xanten müssen die Kriegsgefangenen sich auf zum größten Teil mit tiefem Schlamm bedecktem Hof stehend aufhalten; Hinlegen ist verboten, und Mißhandlungen durch die Wachmannschaften mit Gewehrkolben und Knüppeln sehr häufig. Dabei rauben diese Wächter die Gefangenen vollständig aus. — „In Dixmuiden und Nieuport befinden sich die Arbeitskommandos in den Ruinen der Ortschaften. Die Kriegsgefangenen hausen in Löchern zwischen Schutt und Wasser. Die Verpflegung bleibt oft tagelang aus und ist sehr knapp: sie besteht aus 150 g Brot, zwei Trinkbechern Kaffee und dünner Suppe; das Trinkwasser muß aus den Granatlöchern geschöpft werden. Viele Kriegsgefangenen haben keine Stiefel; Mäntel, Mützen, Decken, Handtücher und Seife werden nicht geliefert. Infolge der erzwungenen Unreinlichkeit sind alle verlaust, und es herrscht Krätze. Arrest wird in nassen Unterständen verbüßt. Ausreißer werden während der Arreststrafen täglich an den Baum gebunden. Ärztliche Fürsorge fehlt. Postverbindung mit der Heimat besteht fast gar nicht. In Coxyde herrschen ganz ähnliche Verhältnisse, jedoch wird dort fast täglich geprügelt. Entflohene Kriegsgefangene müssen die ersten Nächte nackt im Arrestlokal verbringen.“ Belgische Wachmannschaften äußern, höchstens die Hälfte der Gefangenen dürfe die Heimat wiedersehen.

Und nun hören wir noch, daß auch die in England lebenden Kriegsgefangenen nach dieser Hölle in Belgien und Nordfrankreich übergeführt werden sollen!

Gerne möchte man zweifeln an allen diesen Nachrichten; man möchte Menschen solche bestialische Grausamkeit nicht zutrauen. Aber leider haben sich derartige Meldungen so gehäuft, daß ein Zweifel an ihrer Richtigkeit schwerlich noch gestattet ist. Solchem Sachverhalt gegenüber aber reichen Worte nicht mehr aus, unsere Entrüstung und Empörung zum Ausdruck zu bringen: ein Schrei des ganzen deutschen Volkes muß den Weltraum durchgellen.

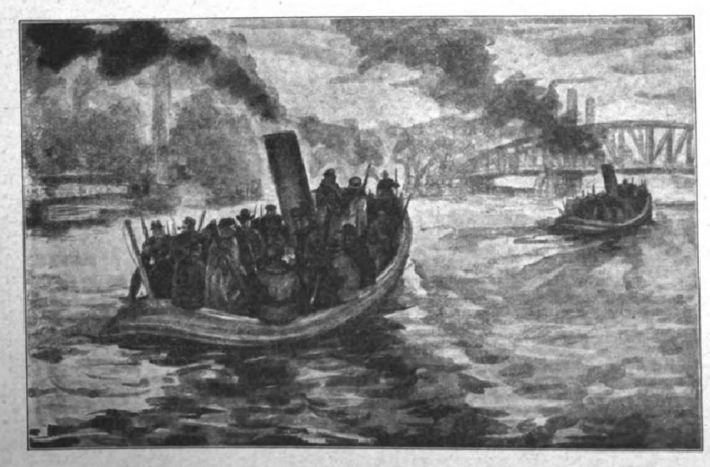
Dringt denn keine Kunde von diesen schaudererregenden Zuständen zu den Millionen von einzelnen, die sicher als anständige und ehrliche Menschen in den feindlichen Ländern leben? Können die vielen in den neutralen Ländern, die objektiv und gerecht urteilen möchten, solche Greuel ruhig mitansehen? Und sollte auch Wilson und alle, die es mit der Versöhnung und dem Völkerbund ehrlich meinen, von allen diesen Scheußlichkeiten nichts hören?

Das Maß ist voll. Werden unsere Gefangenen nicht zurückgegeben und ihre Lage sofort gründlich gebessert, so müssen wir alle Verhandlungen über Waffenstillstand und Frieden abbrechen. Mögen uns dann die Feinde offen vergewaltigen! Aber wir tragen dann nicht bei, Zustände in Rechtsform zu kleiden, die, allem Recht hohnsprechend, zum Himmel schreien.



Ägyptische Finsternis in den Straßen; Passanten suchen, wie im Mittelalter, den Weg mit Handlaternen. Nach einer Zeichnung von Curt Hesse.

Aus den Tagen des Leipziger Generalstreiks.



Spartakisten fliehen auf Schleppdampfern spreeaufwärts.



Auf einem Lastauto befindliche Regierungstruppen werden in der Münzstraße von der Menge angefallen.

Vom Generalstreik in Berlin: Der Kampf gegen Spartakus. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Hans Freese.

In welcher Weise die fanatisierte Menge gegen die Regierungstruppen vorging, zeigt die Szene in der Münzstraße, die sich vor den Augen unseres Zeichners abspielte.





Stacheldrahtverhau und Kontrolle am Zugang einer Straße.



Handgranaten- und Flammenwerfertrupps bei den Kämpfen um die Untergrundbahntunnels auf dem Alexanderplatz.



Wirkung einer 2½-Zentner-Mine in der Alten Schützenstraße, die von Spartakisten besetzt war.



Das zerschossene Warenhaus Tietz am Alexanderplatz.



Ein schwerbeschädigtes Privathaus am Alexanderplatz.



Abtransport von Meuterern der republikanischen Soldatenwehr, die sich zum Teil mit den Spartakisten vereinigt hatte. Um Überfälle auf die Posten zu vermeiden, müssen die Gefangenen mit erhobenen Händen marschieren.

Vom Generalstreik in Berlin: Der Kampf gegen Spartakus.

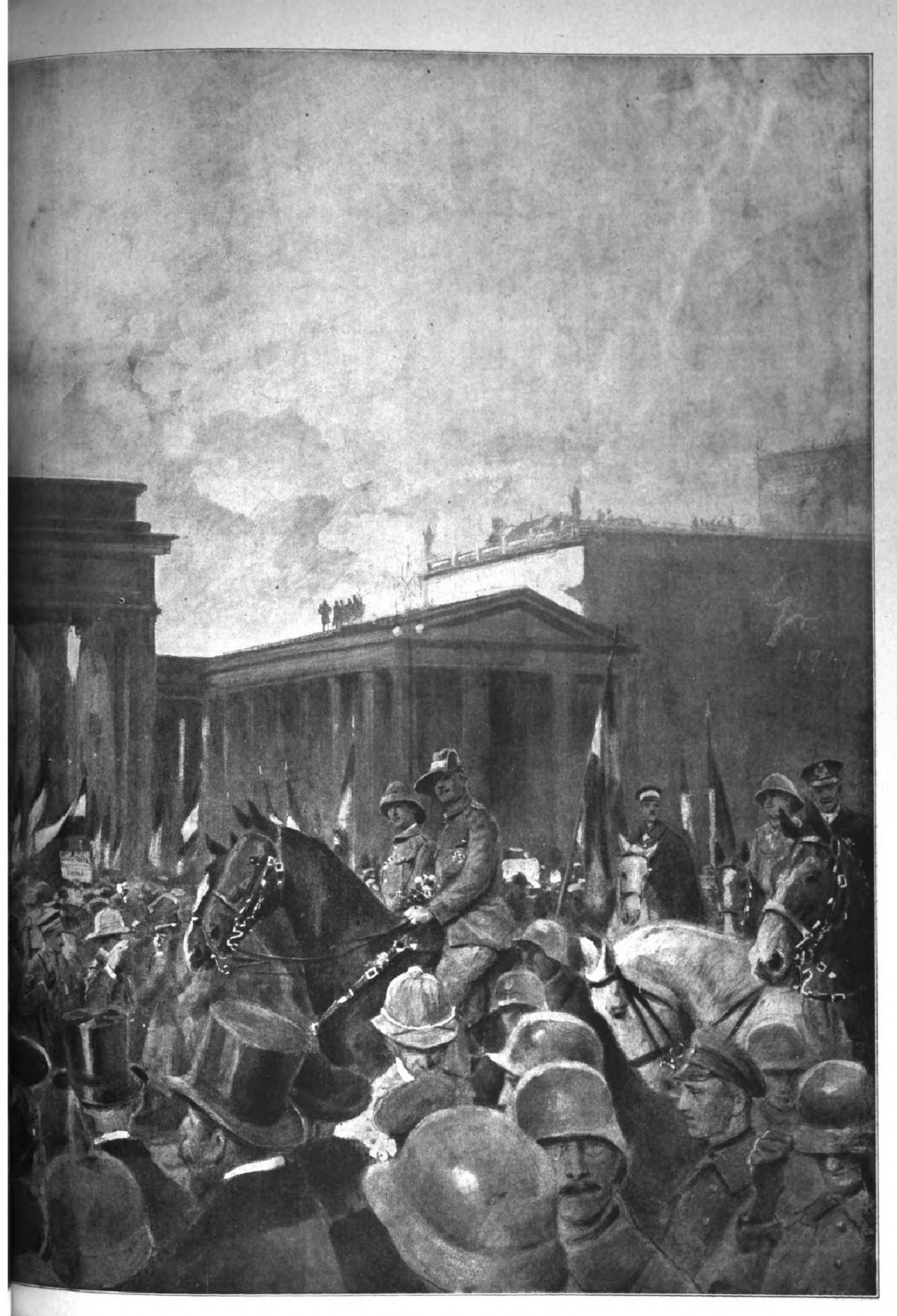




Der Einzug der Ostafrikaner unter Lettow-Vorbeck in Berlin am 2. Mär[illegible]

Nach einer Zeichnung des Sonderz[illegible]

Auf der Tribüne von links nach rechts: Bür[illegible] Dr. [illegible]; Reichskolonialminister Dr. Bell; Major Strümpell, Kommando der Schutztruppen; Oberleutnant v. Heyke (im Hut), Kommando der Schutztruppen; [illegible] Kapitän z. S. [illegible]



…grüßung auf dem Pariser Platz durch den Kriegsminister Oberst Reinhardt.

…ner „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.

… Rogge, Staatssekretär des Reichsmarineamts; Kriegsminister Oberst Reinhardt. Zu Pferde von links nach rechts: Major Kraut; Generalmajor v. Lettow-Vorbeck; Gouverneur Dr. Schnee; Generalleutnant z. D. Wahle; …dant der „Königsberg".



Vorgehende Regierungstruppen während des Kampfes an der Linienstraße.



Kämpfende Regierungstruppen im Schutze eines Panzerautomobils.



Gefangene Spartakisten werden von Regierungstruppen abgeführt.



Von Regierungstruppen gesperrte zum Alexanderplatz führende Straße.



Ein „hochelegantes" Personenfahrzeug.



Barrikade in der Neuen Königstraße.



Ein zerschossenes Haus in der Alten Schützenstraße am Alexanderplatz, die am meisten unter dem Feuer gelitten hat.



Blick in das von den Spartakisten zerstörte Warenhaus Leopold Nußbaum in Halle a. S. (Phot. R. Leiter, Halle a. S.)



Der zur Befreiung Halles von der Spartakus-Herrschaft entsandte Panzerzug mit Regierungstruppen.

Vom Generalstreik in Berlin und Halle a. S.: Der Kampf gegen Spartakus.



WILDEFÜER.

EIN ROMAN AUS ALT-HILDESHEIM VON PAUL SCHRECKENBACH.

(1. Fortsetzung.)

Aber Ihr könnt dort nichts ändern und nichts bessern", warf Bugenhagen ein.

„Aber ich kann der nahe sein, die ich liebhabe", entgegnete Hagen. „Es ist ihr vielleicht schon ein Trost und eine Hülfe, wenn sie mich in der Nähe weiß. Sie lebt bei ihrem alten Vater mit einer Magd allein. Ihre Mutter ist schon vor Jahren gestorben. Gewiß, es wird ihr lieb sein, wenn ich mich in der Gefahr zu ihr finde."

„Ihr habt ganz recht, und ich kann Euch nicht halten", sagte Luther. „Wir können ja auch noch den ganzen Abend reden über das, was Euch bewegt, und was Ihr in Hildesheim tun wollt. Aber nun laßt uns hinuntergehen! Die Sonne ist schon verschwunden, und meine Domina wird unser schmerzlich harren. Die Suppen werden kalt und die Frauen ungeduldig, wenn man sie zu lange warten läßt."

II.

Über Goslar, die alte Kaiserstadt am Harz, war schweres Leid hereingebrochen. Seit fast einer Woche bimmelte Tag für Tag unaufhörlich das Totenglöcklein, um in die Weite zu rufen, daß wieder jemand des Todes verblichen sei. Ein zugereister Schuhmachergeselle aus Braunschweig hatte die Pest in die Mauern eingeschleppt. Er selbst war gestorben, und mit unheimlicher Schnelligkeit hatte die Krankheit um sich gegriffen. Am ersten Tage waren der Seuche zehn Menschen erlegen, am zweiten schon die doppelte Zahl, und seitdem waren der täglichen Opfer noch mehr geworden. Eine furchtbare Angst hatte die Gemüter erfaßt. Die sonst so belebten Straßen der reichen Stadt waren fast verödet, niemand wagte sich aus seinem Hause heraus, weil alle die Ansteckung fürchteten. Die meisten Läden waren geschlossen, viele Handwerker feierten mit ihren Gesellen, nur die Sargtischler hatten schwere Arbeit Tag und Nacht.

„Das ist ja, als ob man über einen Kirchhof ritte", sagte ein großer, ganz in Eisen gekleideter Mann, der vom Vititore her sein schweres Roß dem Markte zulenkte. „Es scheint eine sonderliche Furcht über die Leute hier gekommen zu sein. Bei uns in Hildesheim ist ja auch, Gott sei's geklagt, die Seuche, aber auf den Gassen merkt man nichts davon."

Der Mann im Priestergewande, der neben ihm ritt, nickte. „Bei uns sind noch nicht viele gestorben, und ich denke, es wird auch so schlimm nicht werden." Nach einer Weile setzte er mit einem finsteren Blick hinzu: „Mir kann's nur recht sein, daß die Gassen hier so leer sind. Dieses Kleid" — er schlug sich mit der flachen Hand gegen die Brust — „stand vor kaum zehn Jahren hier noch in hohen Ehren. Aber seitdem die vermaledeite Lutherei ihren Einzug in Goslar gehalten, ist es beinahe gefährlich geworden, sich damit zu zeigen. In Braunschweig haben mich die Buben mit Kot und Dreck geworfen, und ich mußte in ein Haus flüchten, wo ich aber auch nur Hohn und Spott fand. Damals gelobte ich mir: Du gehst sobald nicht wieder in eine Stadt, wo die Martinsche Sekte regiert. Ich hätte wohl auch den Ritt für keinen andern denn für Euch getan, Herr Bürgermeister Wildefüer, für Euch und Euren Schwäher, den ich hochachte."

„Ich rechne es Euch hoch an, Herr Oldecop, und werde es Euch nimmer vergessen. Aber seid getrost, wenn ich dabei bin, krümmt Euch kein Mensch ein Haar."

„Das meine ich auch. Zwanzig Meilen um Hildesheim herum kennt Euch ja wohl jedes Kind, und wer Euch kennt, der bindet lieber mit dem Teufel an als mit Euch. Unter Eurem Schutze fährt man sicher seine Straße dahin. Ich wäre aber auch hierhergeritten, wenn Ihr mich nicht in eigner Person hättet geleiten können, allein mit denen da." Er wies über die Schulter zurück auf die beiden Knechte, die in einiger Entfernung hinter ihnen auf mageren Kleppern folgten. „Ich hätte Herrn Klaus von Hary nicht sterben lassen ohne den Trost unsrer heiligen christkatholischen Religion, nach dem er verlangt. Ich denke, Ihr glaubt mir das."

„Ja, das glaube ich Euch", erwiderte der Bürgermeister. „Furcht ist nicht Eure Sache, und Ihr seid ein treuer Priester unsrer Kirche, wie es deren jetzt nicht allzu viele gibt. Gott gebe nur, daß wir nicht zu spät kommen!"

Sie waren während dieser Reden auf dem Markt angelangt, der im grellen Sonnenschein, aber vollkommen tot und menschenleer vor ihnen lag. An dem stattlichen Gildehause ritten sie vorüber und machten halt vor einem alten hohen Steinhause, schräg gegenüber. Wildefüer schwang sich rüstig aus dem Sattel und half auch dem Priester beim Absteigen, noch ehe die Knechte heran waren. Er ließ ihm auch den Vortritt, als sie nun das Haus betraten, das unverschlossen war, aber in tiefem Schweigen dalag, als sei es unbewohnt.

„Holla!" rief Wildefüer, aber es regte sich nichts. „Er wird oben liegen in seiner Kammer, kommt, Herr Oldecop", sagte er und schickte sich an, die Diele zu durchschreiten. Da kam ein leichter Schritt die Stufen herab, die im Hintergrunde des großen Gemaches zu dem oberen Stockwerke hinaufführten, und ein Mädchenkopf bog sich über das Holzgeländer der Treppe. Von oben herab fiel ein verirrter Sonnenstrahl gerade auf ihr Haar, so daß es aufleuchtete wie gesponnenes Gold. Ihr Antlitz aber war totenbleich, die großen rehbraunen Augen vom Weinen gerötet.

„Lebt dein Vater noch, Lucke?" rief Wildefüer ihr hastig entgegen.

Das Mädchen flog die letzten Stufen herab und klammerte sich an ihn an wie eine Tochter an ihren Vater. Ihre Antwort war ein Strom von Tränen.

„Er ist tot?" fragte er nach einer Weile.

„Er liegt seit einer Stunde still und starr. Ich weiß nicht, ob er tot ist oder noch lebt."

„Ist niemand bei dir, Kind? Wo sind Hinnerk und Marthe?"

„Sie sind schon gestern fortgelaufen, wollten nicht in dem Pesthause bleiben. Ich bin allein beim Vater."

„Die Bande!" sagte Wildefüer grimmig. Dann legte er ihr sanft die schwere Hand aufs Haupt.

„Hättest mich schon ehegestern rufen sollen, Kind! Dann wärest du nicht so lange allein gewesen", sagte er mit weicher Stimme. „Aber du dachtest wohl nicht, daß es so schlimm sollte werden. Es genesen ja auch viele von der Seuche. Doch nun führe uns zu ihm! Kommt, Herr Oldecop! Hoffentlich ist's noch nicht zu spät."

Das Mädchen ließ seine Hand nicht los, während sie die Treppe emporschritten. Droben öffnete sie eine Tür und ließ die beiden Männer zuerst eintreten.

Herr Klaus von Hary lag in einem nicht hohen, aber weiten Gemach auf seinem breiten Ehebette, in dem er seit Jahren einsam schlummern mußte, da seine Gattin ihm schon längst hinweggestorben war. Sein hagerer Leib war unter der dünnen Federdecke lang ausgestreckt, die linke Hand hing schlaff neben der Bettstatt herunter, so daß sie fast den Boden berührte, seine Augen waren geschlossen. Er glich einem bereits Verstorbenen.

Oldecop trat rasch an ihn heran, ergriff die herabhängende Hand und suchte den Puls. „Es ist noch Leben in ihm," sagte er nach einer Weile mit einem Seufzer, „aber es geht wohl bald zu Ende. Die heilige Kommunion kann er nicht mehr empfangen, aber die letzte Ölung will ich ihm geben, auf daß er doch nicht ganz ohne die heiligen Sterbesakramente hinübergehe."

Er entnahm hastig die heiligen Gefäße dem Beutel, den er mitgebracht hatte, stellte sich dann neben dem Todkranken auf und begann die vorgeschriebenen Gebete. Wildefüer sank sogleich auf die Knie nieder und faltete die Hände, und die junge Lucke folgte seinem Beispiele.

Als die heilige Handlung vorüber war, erhob sich der Bürgermeister, setzte sich auf das Bett und legte seine Hand auf die Stirn des Kranken. Er zog sie aber sofort zurück, denn die Stirn fühlte sich eiskalt an. „Er ist wohl schon tot", murmelte er, und eine tiefe Traurigkeit breitete sich über seine Züge.

„Erlaubet, daß ich Euch warne, Herr", sagte der Priester. „Daß ich ihn berührte, war nötig; daß Ihr ihn berührt, ist unnötig und setzt Euch der Gefahr aus."

„Ach was!" entgegnete Wildefüer gleichmütig. „Habt Ihr Angst, Oldecop? Ihr? Das nähme mich wunder!"

„Angst habe ich nicht, aber man soll Gott nicht versuchen. Auch sollte ein Mann wie Ihr allezeit bedenken, daß er nicht sich allein lebt, sondern andern, und daß sein Tod ein großes Unglück wäre für alle, die auf ihn bauen!"

„Bin ich wirklich so nötig, wie Ihr meint, so wird Gott mich schon zu bewahren wissen", erwiderte Wildefüer. „Zudem, Herr Oldecop, habe ich immer die Regel bestätigt gefunden: Die Seuche geht dem aus dem Wege, der ihr mannlich standhält und nicht vor ihr flieht. Habt Ihr nicht gehört, was der Wittenberger getan hat, als die Pest war in seiner Stadt? Er hat sie alle angerührt, einer soll in seinen Armen gestorben sein. Soll ich weniger Mut zeigen als der Erzfeind unsrer Kirche?"

Der Priester schüttelte unwillig sein großes Haupt. „Mit dem, Herr, vergleicht Euch nicht, richtet Euch nicht nach ihm und ahmt ihm nichts nach. Dem kann nichts etwas schaden, denn er steht unter einem besonderen Schutze. Es gelingt ihm alles, bis dann das bestimmte Stündlein kommt, da sein Schutzpatron mit ihm abfährt."

Wildefüer nickte. „Ihr möget recht haben. Wenn aber ein Mann so viel Mut beweist, weil er sich unter dem Schutze des Teufels weiß, so müssen wir dreimal so viel Mut beweisen, da wir uns unter dem Schutze Gottes wissen. Ihr und ich" — er hielt plötzlich inne und fuhr nach dem Lager des Sterbenden herum, denn ein schwacher Laut war von dort an sein Ohr gedrungen.

„Klaus! Mein alter Klaus!" rief er voller Freude. „Lebst du noch? Erkennst du mich?"

Der Kranke hatte die Augen aufgeschlagen und richtete auf ihn einen Blick, der erkennen ließ, daß er bei Bewußtsein war und ihn erkannte. Aber vergebens bemühte er sich, das Haupt aus den Kissen zu erheben und zu sprechen. Nur einzelne abgerissene Silben drangen an das Ohr Wildefüers, der sich tief auf ihn herniederbeugte und angestrengt lauschte.

„Ich weiß nicht, was er will", sagte er nach einer Weile bekümmert. „Mich dünkt, er redet von einem Kasten."

„Ach, Ohm Wildefüer, dann weiß ich, was er meint", rief Lucke und trat von dem Türpfosten, an dem sie bisher gelehnt hatte, mit schnellem Schritt auf einen Wandschrank zu. Dem entnahm sie einen kleinen Kasten, dem der Schlüssel ansteckte, und bot ihn dem Bürgermeister dar. „Er hat etwas aufgeschrieben vor drei Tagen, das sollte ich Euch zu lesen geben. Es ist wohl sein letzter Wille."

Als der Kranke das Kästchen in Wildefüers Hand erblickte, glänzte sein Auge hell auf. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen, sich verständlich zu machen, gelang es ihm schließlich, das Wort „Lies!" deutlich über die Lippen zu bringen.

Wildefüer öffnete den Kasten, der mit Papieren gefüllt war. Obenauf lag ein zusammengefalteter Zettel. „Das ist es, was der Vater geschrieben hat", sagte Lucke.

„Lies! lies!" tönte es noch einmal gurgelnd, aber wohlvernehmbar von dem Lager her.



Wildefüer entfaltete das Papier und folgte dem Wunsche seines sterbenden Freundes. Er las laut und langsam, was da geschrieben stand. Manchmal stockte er, denn die Hand, die diese Schriftzeichen aufs Papier gebracht hatte, war wohl schon sehr unsicher gewesen, und so war manches Wort kaum zu entziffern. Auch übermannte ihn hie und da die Bewegung, und seine Stimme zitterte merklich.

Der letzte Wille des Herrn Klaus von Hary war sehr kurz gefaßt. Er lautete: „Meinem lieben Schwager, dem ehrbaren, fürsichtigen, weisen und gestrengen Bürgermeister zu Hildesheim Hans Wildefüer, dem Gott gnade. Sonderlich lieber Schwager und Freund! Die böse Krankheit hat mich ergriffen, und ich fühl's, ich werde nicht wieder aufkommen, sondern sterben. Darum so befehle ich Deiner Huld, Güte und Treue meine liebe Tochter, die als Waise in dieser Welt wird bleiben, und bitte Dich und Deine Frau, meine liebe Schwägerin Mette, Ihr wollet sie in Euer Haus aufnehmen und sie halten als Euer eigen Kind. Ich bestalle Dich auch zu ihrem Pfleger und Vormund an meiner Statt, bitte Dich auch höchlichst um Gottes Willen, Du wollest das Amt annehmen und Dir lassen meine Tochter befohlen sein. Dir lasse ich all mein Gewaffen und meine Rosse als Angedenken an mich, denn Du bist jederzeit mein liebster Freund gewesen. Mein Haus und Hof und Geld und Gut lasse ich meiner Tochter Lucke, die mir ein gutes und gehorsames Kind gewesen ist. Siehe zu, daß sie in allen Dingen zu ihrem Recht komme. Wenn Christofer von Hagen wieder heimkehrt nach Hildesheim, so will ich nichts mehr dawider haben, daß sie ihn zum Manne nimmt, denn ich erkenne wohl, daß sie ihm von Herzen zugetan ist. Aber er soll Dir zuvor einen leiblichen Eid in die Hand schwören, daß er sich der Lutherei und aller anderen Ketzerei für ewige Zeit will enthalten und fest bleiben will bei unsrer alten, heil'gen christkatholischen Religion, der wir beide, ich und Du, zu aller Zeit sind treu gewesen. Dazu ermahne ich Dich mit allem Fleiße und bitte Dich, Du wollest nimmermehr dulden und zulassen, daß meine Tochter in Gefahr komme, ihrer Seelen Seligkeit zu verlieren. Du wollest auch tausend Gulden nehmen von ihrem Erbteil und sie geben an das Kloster Sankt Michaelis in Hildesheim, auf daß die heilige Messe gelesen werde für meine arme Seele in jedem Jahre am Tage meines Todes und am Tage Sankt Nikolaus, da ich geboren bin. Und nun befehle ich Euch alle der Gnade Gottes und seiner Heiligen. Ich kann nicht mehr schreiben. Es zieht mir die Finger zusammen. Gott sei mir gnädig. Amen."

Als Wildefüer das Blatt sinken ließ und seinem Freunde ins Antlitz schaute, erkannte er an dem klaren Blick seiner Augen, daß der Kranke völlig bei Bewußtsein war. Aber mit Staunen und voller Ergriffenheit sah er, daß eine große Angst aus seinem Blicke sprach, als zweifle der Sterbende, daß ihm seine letzten Wünsche auch erfüllt werden würden.

„Klaus Hary," sagte er und legte seine Hand wieder auf des Freundes eiskalte Stirn —, „wenn es denn Gott oder der Teufel will, daß du schon sterben mußt, so stirb in Frieden. Sorge dich nicht um Christof Hagen. Er ist in meinem Hause erzogen, und ich kenne ihn. Sein Blut ist wild, aber sein christkatholischer Glaube ist wohlgegründet. Ich möchte mich für ihn verbürgen. Wie es aber auch komme, ich will deinen Willen heilig halten und danach tun in allen Stücken, so wahr mir Gott helfe und seine Heiligen in meiner letzten Stunde! Wir haben uns im Leben einander immer Wort gehalten, mein alter Klaus. Ich halte dir auch nach deinem Tode Wort. Des kannst du gewiß sein."

In den Augen Harys leuchtete es auf, aber gleich darauf trat wieder der frühere Ausdruck der Angst in seine Züge. Seine Blicke irrten wie suchend umher, und seine Lippen bewegten sich, als wolle er noch etwas sagen. Aber er war nicht mehr imstande, auch nur einen Laut hervorzubringen. Mit ungeheurer Raschheit kam nun der Tod über ihn.

Wildefüer erriet, was ihn bewegte. Er beugte sich tief auf ihn herab und rief laut: „Du hast die heilige Ölung empfangen. Hier, Herr Oldecop hat sie dir erteilt, als du deiner Sinne nicht mächtig warst. Du ziehst mit dem Segen der Kirche hinüber."

Da trat ein wunderbar heller Schein in die Augen des Sterbenden. Es war, als flackere ein Licht noch einmal glänzend empor, das eben verlöschen will. Einen Augenblick sah er mit diesem übernatürlichen, seligen Ausdruck seinem Freunde ins Gesicht. Dann mit einem Male sanken seine Wimpern herab, Totenblässe breitete sich über sein Antlitz, und seine Züge verfielen zusehends. Er röchelte eine Weile leise, dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und lag regungslos.

„Er ist tot", sagte Oldecop und ergriff sein Buch, um das Gebet für die abgeschiedene Seele zu lesen.

Lucke schrie laut auf und wollte sich über ihren Vater hinwerfen. Aber Wildefüer umfaßte sie und führte sie mit sanfter Gewalt zur Seite. „Nicht, Kind! Das kann dir den Tod bringen", warnte er.

Das Mädchen glitt auf eine Truhe nieder, die an der Wand aufgestellt war. Dort blieb sie sitzen und weinte heiß und unaufhaltsam in ihre Schürze hinein. Wildefüer stand zwischen ihr und dem Toten mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte und ohne ein Glied zu regen, bis die Stimme des Priesters verklungen war. Dann trat er an das Lager heran und machte das Zeichen des Kreuzes über dem Entschlafenen. „Du bist eines schönen, schnellen Todes gestorben, Klaus", sagte er. „Von uns fünfen, die wir einstmals die Burg zu Peine entsetzt haben in der großen Fehde und Freunde waren unser Leben lang, bin ich nun der letzte. Nun gebe dir Gott fröhliche Urständ und mir einen Tod so schnell wie den deinen, wenn ich einmal von hinnen muß! — Aber wer kennt sein Ende?" Er stand eine Weile in düsteres Sinnen verloren. Dann schlug er noch einmal das Kreuz über dem Toten und wandte sich nach Lucke um und sagte: „Ich gehe jetzt, deinem Vater ein Begräbnis zu verschaffen. Vor morgen früh wird das nicht möglich sein. Dann übergeben wir das Haus deiner Muhme Bröcker, und du ziehst mit mir nach Hildesheim. Da dort die Seuche schon ist, darf ich dich ohne Unrecht hinüberbringen. Dann bleibst du bei uns als unsre Tochter, bis Christof von Hagen heimkehrt und ich deine Hand in seine Hand lege."

III.

Unweit des Almtores in Hildesheim stand das stattliche, hochragende Haus, das der Bürgermeister Hans Wildefüer bewohnte. Vor etwa dreißig Jahren hatte es sein Vater käuflich erworben. Damals war es ein ziemlich unansehnlicher Bau gewesen, der sich von den Nachbarhäusern wenig unterschied. Je reicher aber Hans Wildefüer im Laufe seines tätigen und glückbegünstigten Lebens geworden war, um so mehr hatte sich auch das Aussehen seines Wohnhauses verändert, und der alte Jost Wildefüer würde es schwerlich wiedererkannt haben, wenn er seiner Gruft auf dem Andreaskirchhof hätte entsteigen können. Die Hildesheimer waren ja von jeher baulustige, kunst- und farbenfrohe Leute gewesen. In früheren Zeiten hatten sie diesen Zug ihres Wesens an ihren Gotteshäusern betätigt, weswegen Hildesheim so viele prächtige und kunstvolle Kirchen und Kapellen aufzuweisen hatte, wie kaum eine andere Stadt von gleicher Größe im ganzen Heiligen Römischen Reiche. Dann waren sie darauf verfallen, ihr Rathaus, ihre Gilden- und Amtshäuser aufs herrlichste zu schmücken und herzurichten. Nun seit einigen Jahrzehnten war die gesamte Bürgerschaft von dem Verlangen ergriffen worden, in schönen, bunten und kunstvoll verzierten Häusern zu wohnen. Einige reiche Leute hatten damit angefangen, andere waren ihnen nachgefolgt, zuletzt wollte keiner nachstehen, auch die Ärmsten nicht. Wer wenig Geld in der Truhe hatte, ließ wenigstens über der Tür ein paar geschnitzte Figuren aus Holz oder Rosetten unter den Fenstern anbringen und Sprüche oder Verse auf die Hauswand pinseln, deren Anfangsbuchstaben in hellen Farben, in einem tiefen Rot oder in schimmerndem Blau leuchteten. Die Reichen aber ließen die ganze Vorderseite ihrer Häuser mit hölzernen Schnitzwerken überkleiden, und es gab Meister in Hildesheim, die darin eine hohe Kunst entfalteten. Da sah man ganze Volkssagen bildlich dargestellt und häufiger noch biblische Geschichten — Simson, wie er den Löwen zerreißt und die Philister erschlägt; Joseph, wie er von seinen Brüdern verkauft, dann von Potiphars Frau übel versucht wird und am Hofe des Pharao zu hohen Ehren gelangt, und zwischen diesen Männern und Frauen des Alten Testaments die Gestalten der hohen Heiligen Hildesheims, Bernward und Godehard, oder die starken Helden der Weltgeschichte, Hektor den Trojaner, Julius Cäsar, Kaiser Karl den Großen und andere. Sie alle standen da in bunten Gewändern, die Harnische blinkten silbern, die Kronen und sonstigen Zierate waren vielfach vergoldet. Wer an einem hellen Sonnentage durch die Stadt wandelte, dem mochten wohl die Augen weh tun von all der Farbenpracht, die da zu schauen war, und er mochte gern einmal den Blick ausruhen lassen auf den grauen Mauern der riesigen Kirchen, die unter den bunten Häusern standen, wie düstere Propheten der Vorzeit in härenem Gewand unter den lachenden, genußfrohen Kindern dieser Welt.

Hans Wildefüers Haus war unter den vielen prächtigen Gebäuden der Stadt eines der prächtigsten. Das entsprach seinen Neigungen und seiner Stellung. Er hatte das Nachbarhaus angekauft und niederreißen lassen. Dadurch war es ihm möglich gewesen, sein Haus fast um die Hälfte zu vergrößern. Dann hatte er vor etwa zehn Jahren auf die dicke Mauer des Unterstockes noch einen Stock aus Fachwerk aufsetzen und verschwenderisch ausschmücken lassen. In ellenhohen Figuren war da die ganze Geschichte des Täufers Johannes dargestellt, denn der Bürgermeister war am Tage dieses Gottesmannes geboren und getauft worden und hatte nach ihm den Namen empfangen. Da sah man ihn, wie er mit dem Jesusknaben spielte, wie er den Pharisäern und Schriftgelehrten Gottes Zorn weissagte, den Herrn im Jordan taufte und Herodes des Ehebruchs bezichtigte. Auch der Tanz der Salome fehlte nicht, und es konnte leider nicht behauptet werden, daß der Künstler die Reize der jüdischen Königstochter und ihrer Mutter Herodias allzu sittsam verschleiert hätte. Den Schluß bildeten die Enthauptung und die Vortragung des blutigen Hauptes auf einer Schüssel. Diese Schüssel war von ungeheurer Größe, stark vergoldet und mit vier Bildern aus der Belagerung von Peine durch Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig geziert. Sie war eine genaue Nachbildung der Schüssel, die Henni Konerding, der Bürgermeister, seinem Freunde Hans Wildefüer geschenkt hatte zum Gedächtnis an die ruhmvolle Verteidigung der hartbedrängten Burg. Wildefüer hatte das kostbare Geschenk zur Hochzeitsschüssel in seiner Familie bestimmt, in der dem Herkommen und Brauche nach beim Hochzeitsmahle die Gaben für Braut und Bräutigam von den Gästen eingesammelt werden sollten. Wenn auf diesem Bilde die Abendsonne lag, wie es jetzt geschah, so mußte man den Blick nach einer Weile geblendet abwenden, so funkelte es von Gold und Purpur.

An dem kleinen Fenster, gerade über dem Bilde war der blonde Kopf einer Frau sichtbar, die in einem schmalen Buche las. Sie hielt es mit beiden Händen hoch empor, um das letzte Licht des scheidenden Frühlingstages sich dienstbar zu machen. Sie war von hohem Wuchse, ein Weib, auf dessen ganze Erscheinung das Wort „stattlich" wie kein anderes paßte. Schön war sie nicht zu nennen, dazu waren ihre Züge zu groß. Wer den Bürgermeister kannte, der sah auf der Stelle, daß sie seine Tochter war. Nur die Farbe ihres Haares hatte sie offenbar von ihrer Mutter geerbt, einer kaum mittelgroßen, feingliedrigen Frau, die ihr gegenübersaß und, die Hände im Schoße gefaltet, ihr zuhörte. Sie mochte wohl eine höhere Vierzigerin sein, aber der Ausdruck ihres schmalen, blassen Gesichtes hatte etwas Kindliches. Sie saß in einem großen Lehnstuhle, gehüllt in Kissen und Decken, denn sie hatte eben erst ein schweres Gliederreißen überwunden und war heute zum ersten Male von ihrem Krankenlager erstanden. Mit großen, glänzenden Augen blickte sie auf die Lesende. Sie sah aus, als wäre ihr Geist gänzlich der Welt entrückt.

(Fortsetzung folgt.)



Holländische Rasierstube. Nach einem Gemälde von O. Piltz.

Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung."

Gedankenaustausch zur Trennung von Kirche und Staat.

Religion und Welt. Verstehen wir unter „Religion" das Innerlichste, Heimlichste, Persönlichste, was es gibt. Und verstehen wir unter „Welt" den ganzen Inbegriff der Erscheinungen, die sichtbar, hörbar, spürbar sind, der Stoffe und Kräfte überall mit ihren Wirkungen und Beziehungen. Nichts scheint dann leichter, als beide voneinander zu unterscheiden, zu trennen, zu isolieren. Etwas Derartiges schwebte der Sozialdemokratie vor, als sie in ihr Programm den Satz aufnahm: „Religion ist Privatsache." Und ähnlich meinen es heute viele, wenn sie in die Losung einstimmen: „Trennung von Staat und Kirche." – In Wirklichkeit gilt von Welt und Religion, was Goethe von „Natur" und „Kunst" sagt:

„Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen, Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden."

Die größten Anstrengungen, sich von der Welt loszulösen, hat immer wieder die Religion gemacht. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Die es besonders ernst nahmen mit ihrer Frömmigkeit, sind in Wüsten geflohen. Haben sich, mitten in der Welt lebend, in ihre Seele zurückgezogen. Haben der Welt geflucht. – Aber das ist nur die eine Seite. Die Kehrseite sieht ganz anders aus. Lebendige Religion erhebt einen ungeheuren Herrschaftsanspruch. Sie will herrschen über Kopf, Herz und Gewissen, alles Verhalten und alle Verhältnisse will sie beeinflussen, alle Güter nach ihrem Wert und Unwert bestimmen, nichts ist, nichts regt sich in Natur- und Geisteswelt, an das sie nicht die Forderung richtete, daß es ihr diene. Dieser Herrschaftsanspruch gehört auch zum Wesen der Religion. – Die ganze Religionsgeschichte – und das ist zugleich die ganze Weltgeschichte – zeigt uns dies Spiel und Widerspiel zwischen Welt und Religion. Bleiben wir bei dem uns Nächstliegenden, beim Christentum. Seine Geschichte ist die Geschichte des Weltwerdens einer Religion. In Jesus war seine Innerlichkeit, an ihm war alles Geist. Aber sofort doch zugleich ein Drang, zu wirken, der Welt etwas zu sein, sie umzuschaffen. Gewiß von innen heraus, aber doch zu einer Veränderung ihres ganzen Zustandes. Er richtet in den Herzen seiner Jünger die Herrschaft Gottes auf, aber schließlich soll das doch die Welt draußen spüren, sie soll selber unter diese Gottesherrschaft kommen. Sein Reich ist nicht von der Welt, aber in der Welt und über die Welt. Und nun nimmt diese Religion ihren Siegeslauf – und wird Welt. Die Völker und Zeiten bekehren sich zu ihr. Die Kirche wird selber eine Weltmacht, sie ist es heute noch, eine Macht über die Gemüter, die Sitten und Einrichtungen, die Völker und Staaten. Sie wirft ihr Gewicht in die Wagschale der internationalen Beziehungen – man denke an den „Völkerbund", der werden soll – und greift mit ein in die innere Politik – man denke an den Wahlkampf, den wir gehabt haben. Die christliche Religion ist Weltreligion geworden, siegreich, trotz aller Konkurrenz, spürbar im Großen wie im Kleinen. Aber um welchen Preis? – Die Kirchengeschichte ist die Geschichte des Weltwerdens der Geistesreligion, welche Jesus gebracht hat. Aber nun ebendies Weltwerden! Es hat seinen schweren Doppelsinn. Es bedeutet, daß Geist offenbar spürbar geworden ist in Stoff, in der irdischen Wirklichkeit. Er hat seine schaffende Kraft bewährt, indem er fortdauernd Neues schuf und Altes umschuf. „Eine Welt ohne Liebe" war trotz allem Schimmer ihrer Kultur die heidnische Welt vorher, und nun ergossen sich die sieben Werke der Barmherzigkeit, nun ergoß sich eine neue menschenfreundliche Gesinnung in die Herzen und in die Zustände. Mit unverminderter Wirkung trat bis heute die frohe Botschaft von Jesus und seiner Erlösung unter die Heidenvölker und gewann sie für sein Reich. So gesehen, sind die zwei Jahrtausende ein Sieges- und Triumphzug der christlichen Religion. – Aber gleichzeitig dieses Weltwerden des Christentums – welch ein Niedergang! Welch eine Enttäuschung!

„Was ist die ganze Kirchengeschichte? Glaub' nicht, daß ich fable, daß ich dichte,
Schau hin und finde andre Gestalt: Mischmasch von Irrtum und Gewalt!"

Welche Verbrechen sind im Namen der christlichen Religion nicht begangen worden? Als Konstantin sie zur Staatsreligion erhob, war das nicht zugleich der Anfang vom Ende? Das Weltwerden der Jesusreligion eine Degeneration ohnegleichen? – Lassen wir einmal alle Sentimentalität, alles Mitschwingen des Gefühls, alles moralische Urteilen und Verurteilen beiseite, so gibt es kein interessanteres Schauspiel für den Beobachter als diese doppellinige Entwicklung zum Guten und zum Schlimmen in der Weltwerdung der Religion. Welt wird sie, daran ist nichts zu ändern. Sie hat die Bestimmung dazu mit auf den Weg bekommen. Sie hat den Drang dazu in sich. Sie kann nicht nur heimlich im Herzen bleiben, sie will und muß praktisch werden. Und indem sie das nun wird und sich in die Welt hineinwirft – welch ein Heroismus auf der einen Seite im Emporhalten der Idee und der immer wieder Neugewinnung der Ideale – und zugleich welch ein stetes Erliegen und Sichniederzwingenlassen von der Macht des Irdischen, Stofflichen und Gemeinen. So ist das Bild, gleichviel, ob man ein schlichtes Einzelleben und eine Familiengeschichte durchprüft, oder ob man der Lebenskunst der Großen und den Leistungen der Völker nachgeht. Was aber so dem Interesselosen als seltenes Schauspiel vor Augen steht, das wird dem innerlich Beteiligten zur Aufgabe. Ein uralter Kampf fordert von uns, daß wir unsere Schlachtreihe wählen und uns einordnen. Irgendwie mußten wir Partei ergreifen. Hie Gott! Hie Welt! Entweder – *oder*. Nein, nicht so. Die ganze merkwürdige Doppelseitigkeit der Lage zeigt sich darin, daß die Welt, *die* als widergöttliche, widergeistige Macht auftritt, doch wiederum auch von Gott ist! Die Welt – von Gott geschaffen! Das ist einmütiger, niemals aufgegebener Glaube im Christentum, mag die Erfahrung dem einzelnen noch so oft den Seufzer und Fluch abgepreßt haben, daß sie des Teufels sei. In diesem Glauben an die Erschaffenheit der Welt durch Gott haben die Siegeszuversicht und die Siegeskraft der Religion ihren höchsten, unerbietbaren Ausdruck gefunden. Durch ihn ist sie unüberwindlich. Auch die Welt mit ihrer Trägheit und Sünde, mit ihrer Gottlosigkeit ist Gottes. „Und wenn die Welt voll Teufel wär" – der Glaube wird auch mit dem Teufel fertig und mit Millionen Teufeln. „Es muß uns doch gelingen." Es wird niemals eine Welt ohne Religion geben. Weil es keine Welt ohne Gott gibt. Aber Gott drängt sich der Welt nicht auf. Er will, daß sie sich zu ihm findet, nicht gezwungen und gedrungen, sondern frei. Und darum hat er den Streit zwischen Religion und Welt der Menschheit mit auf den Weg gegeben. Wäre die Welt, die religionslose Welt, das letzte Wort der Geschichte, so wären wir ja um eine Streit- und Lebensfrage ärmer. Aber wir wären wirklich ärmer. Denn in der Spannung, die zwischen den beiden Mächten Religion und Welt liegt, verläuft mit der beste Teil unseres Lebens. Jetzt, auf diesem Tiefpunkt der deutschen Geschichte, was hätten wir, was wären wir ohne die Religion! Denn was wir mit Händen greifen können, ist unser Elend und unsere Niederlage. Aber da regt es sich in uns: Glaube, Hoffnung, Zuversicht! Der todesmatte Körper fühlt, wie ihn Kräfte durchströmen, heilende, verjüngende. Es sind die Kräfte der von ihrer Religion getrösteten Seele. Und so nimmt der getröstete Mensch den Kampf in der Welt und wider die Welt tapfer von neuem auf. Was dem Riesen Antäus die Berührung mit dem Mutterboden Erde immer wieder leistete, das leistet uns immer wieder die Berührung mit dem Mutterboden Religion. Ein Volk, das glaubt, ist unüberwindlich. **Martin Rade.**

Moralunterricht an Stelle des konfessionellen Religionsunterrichtes. Aus welchen Kräften lebt der Mensch sein sittliches Leben? Hat er nur nötig, was an klaren, deutlichen Erkenntnissen in seinem Verstand ruht? Kommt die innere sittliche Selbstbestimmung immer aus jenen Tiefen seines Wesens, die ihm selbst unbewußt ihn bilden und bestimmen und erst in den Reifsten und Abgeklärtesten unseres Geschlechts sich zu wirklichen, herz- und vernunftbezwingenden Grundsätzen, Gedanken, Ideen gestalten? – Immer mehr erkennen wir in Philosophie und Psychologie das letztere. Immer mehr lenkt unsere Zeit hin zum Beachten jener gewaltigen, irrationalen Mächte im menschlichen Sein. – „Moralunterricht." Das dachte man sich früher als ein einfaches Überliefern bestimmter sittlicher Wahrheiten und Grundsätze in die werdende Seele hinein. – Nun lächeln wir darüber. – Auf den Höhen der Bildung wandeln die Menschen nicht, die sich das noch so kindlich einfach denken. – Wie muß er aber sein, dieser „Moralunterricht". – Er muß imstande sein, die Augen des Menschen auf das Inwendige, sein Inwendiges zu richten. Er muß es ihn erkennen lassen, daß dort Kräfte des Sehnens, des Wünschens, Gewalten der Schaffenslust, der Liebe, Triebe zu Gemeinschaft ruhen, an denen sein Schicksal und Glück mehr hängt als an allem Äußern, das er erringen könnte. – Er muß den Menschen erkennen lassen, welch eine heiße, wundervolle Kraft er ist in allem seinem leidenschaftlichen Wollen und Glücksverlangen, und wie das alles wieder gebändigt werden muß und kann durch ein anderes, das er in sich trägt, den Willen zur Gestaltung, zum Segen. Bis jetzt hat aber doch nur das religiöse Leben in seinen höheren Formen die Fähigkeit ausgebildet, so dem Menschen sein Inneres als eine lebendige Größe zu erschließen. Ich sehe nicht, wie man es dem Kinde in seiner ganzen heiligen Größe darstellen könnte, ohne das zu verwenden, was die Frömmigkeit gibt. Hier allein ist der Blick in die Tiefe, aus der das alles quillt. Aber muß deshalb die Moral verbunden sein mit „konfessionellem Religionsunterricht"? – Ganz gewiß nicht. – Nur mit jenem aus der Frömmigkeit, was aus deutschem Geiste geboren, dem deutschen Geiste sein inneres Wesen enthüllt und durchleuchtet. Dazu gehört: Luthers Bibel, aus der die deutsche Sprache wurde, aus der Goethe soviel schöpfte. – Deutsches frommes Lied, das wie nichts anderes deutsches Gemüt und Innerlichkeit ausdrückt und bildete. – Dazu gehört deutsche Kunst (Dürer, Uhde, Steinhausen usw.), Dichtung (Goethe, Schiller usw.), Musik (Bach, Beethoven) und Erzählung (Raabe, Jer. Gotthelf). Dazu gehört ein Verstehen all unserer großen deutschen Männer und ihres suchenden, bildenden Wesens, dazu gehört auf höchster Stufe der Gedankenbildung die Berührung mit den großen deutschen Denkern. Überall quillt das sittliche Leben in die Seele und ruft deren Kräfte wach, und überall, wo es so quellend vorhanden ist, ist es tiefe, starke Frömmigkeit in verschiedenster Form. Solchen Moralunterricht an die Stelle dessen zu setzen, was man jetzt Religionsunterricht nennt, scheint mir allein berechtigt. Alles andere wäre ein Surrogat. Emil Fuchs.

Wirkungen im gesellschaftlichen Leben. Es ist gesagt worden, es sei verhängnisvoll, daß durch die Trennung der Einfluß religiösen Geistes und seiner ethischen Begleitkräfte auf das Volksleben aufgehoben oder doch eingeschränkt werde. Wir wollen den Wert dieses Einflusses durchaus nicht geringschätzen, müssen aber doch – gerade als Vertreter der Religion – ganz ernstlich fragen, ob nicht jener Verlust aufgewogen wird durch den Einzug des Geistes der Wahrhaftigkeit. Für mich ist jede Wahrhaftigkeit, jeder hohe männliche Wahrheitsernst nicht bloß sittlicher, sondern auch frommer Art, wie andererseits jedes religiöse Leben ohne den Wahrheitsernst im tiefsten Grunde unreligiös ist. Wie wird sich die Wahrhaftigkeit unter den neuen Verhältnissen zeigen? Ich greife andeutend nur einiges heraus. Die Gesellschaft wird künftig nicht mehr die Kirchenzugehörigkeit zum Maßstab in der Bewertung ihrer Einzelglieder machen. Deutlicher: sie wird nicht mehr fragen, was einer glaubt, sondern was er ist! Das bedeutet das Ende des Anstands-Kirchentums, das bei der Kirche nicht religiöse Anregung suchte, sondern lediglich die Auszüge aus den Kirchenbüchern: Tauf-, Konfirmations- und Trauscheine, die Dokumente für gesellschaftliche Existenzberechtigung und für – die Karriere. Auch der Pastor wird künftig nach anderen Gesichtspunkten eingeschätzt werden. Als Amtsträger wird er seine Rolle ausgespielt haben, als religiöse Persönlichkeit wird er innerhalb und außerhalb seiner Kirchgemeinde erfolgreich wirken, und als geistig Überlegener wird er auch weiterhin ein Führer sein können. Es trägt ihn keine außer ihm liegende Autorität mehr; er ist, was er ist, lediglich durch seine Persönlichkeit. Das bedeutet eine Steigerung der Ansprüche an die innere Kraft des Pastors, eine Steigerung, die dem ganzen Stande zugute kommen muß. Es wäre gewiß außerordentlich bedauerlich, wenn der segensvolle Einfluß des protestantischen Pfarrhauses unserem Volke verlorenginge. Er braucht nicht verlorenzugehen, sofern das Pfarrhaus nicht bloß ein Hort des christlichen Liebesgeistes, sondern auch des weitschauenden, führerstarken Geistes überhaupt ist. Nicht die Glorie der Institution, sondern die packende Gewalt des Menschen sei das Wirkende! Das ist auch ein Zug der neuen Wahrhaftigkeit. – Aber auch die Institution der Kirche selbst wird jenseits dieser chaotischen Übergangstage intensiver wirken können als bisher. Das Mitläufertum lähmt, die Echtheit in der Gesinnung der Getreuen wird neue Stoßkraft haben. Ein Trüppchen innerlich Überzeugter schafft mehr als eine Armee von Indolenten. Zumindest verschafft es sich Achtung auch in einer anders überzeugten Gesellschaft. Und freiwillige Achtung ist mehr wert als die bisherige unfreiwillige Mitgängerei. – Im ganzen: Was die Kirche in der neuen Gesellschaft bedeuten wird, das liegt in ihrer Hand. R. Mühlhausen.

Von den Dissidenten! Eine Trennung von Staat und Kirche würde die bisherigen Dissidenten, das heißt die Mitglieder aller nicht privilegierten Religionsgesellschaften sowie die außerhalb jeder Religionsgemeinschaft Stehenden, von unerhörter staatsbürgerlicher Entrechtung befreien. Diese lastete besonders auf den Dissidenten im engern Sinne, das heißt denjenigen, welche zu keiner Religionsgemeinschaft oder zu einer solchen gehören, die auf nicht-biblisch gebundenem oder nicht-monotheistischem Boden steht. Daher jener bei den Dissidenten im engern Sinne so oft vorhandene ohnmächtige Haß gegen alles Kirchliche, der bei manchen in Verachtung alles Religiösen umschlug! Daher auch im Vordergrunde aller freigeistigen Organisationen der Notwehrkampf gegen die Kirche! . . . Für die Einheit des Volkes bedenkliche Tatsachen, wenn man erwägt, daß gerade diese Dissidenten nach Wiederkehr normaler Verhältnisse unter der Nachwirkung der Kriegseindrücke, auch bei nicht erfolgender Trennung von Staat und Kirche, gewaltig anwachsen dürften! Sollen sie auch fürderhin meist in der Verneinung aufgehen, zu der ungerechter Druck sie trieb? Sollen sie in der Vereinsamung bleiben? Die Gleichberechtigung aller religiösen Richtungen im Staate würde es den freireligiösen Gemeinden ermöglichen, unter Hintansetzung der dann überflüssigen äußerlichen Notwehrkampfarbeit um das Recht ihres bloßen Daseins, ihren innerlichen Aufgaben mehr zu dienen: eine Zufluchtsstätte für alle die zu werden, die außerhalb der Kirche und des Offenbarungsdogmas, unter Anerkennung der Wissenschaft und des neuen Weltbildes, aber ohne neue Verengung auf ein negatives Dogma, nach einem neuen religiösen Leben, das heißt nach seelischer Innenkultur, und nach gemeinsamer Erhebung über Leid und Nöte des Alltags wie über das bloße Erwerbsleben, sich sehnen. Auf dem Boden voller Gleichberechtigung und im gegenseitigen Wetteifer geführt, verlöre der Kampf der Weltanschauungen und Religionen seine Schärfen. Und schließlich verschwände auch der Begriff Dissidenten gänzlich!

Pfarrer Clemens Taesler, Prediger der Freireligiösen Gemeinde Frankfurt a. M.

Alle Beiträge dieser Rundschau werden von den Verfassern mit vollem Namen gezeichnet. Einsendungen erbeten unter der Anschrift: Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung".

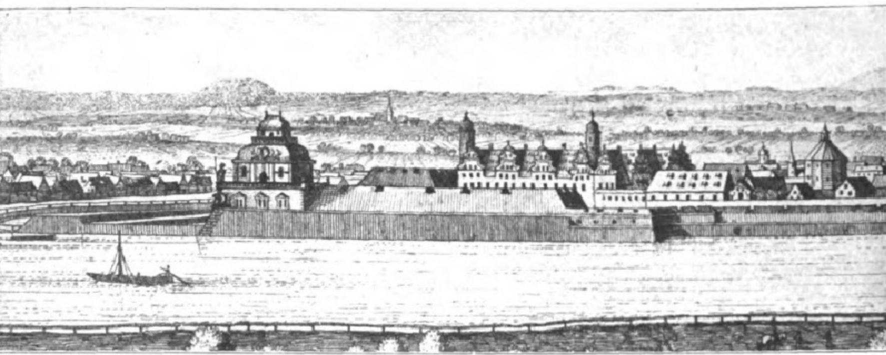


Angebliches Bildnis Böttgers. Nach einem Biskuitmedaillon der Dresdner Porzellansammlung.

Johann Friedrich Böttger. / Von Prof. Dr. Ernst Zimmermann, Dresden.

Zum 200jährigen Todestage des Erfinders des Meißner Porzellans am 13. März.

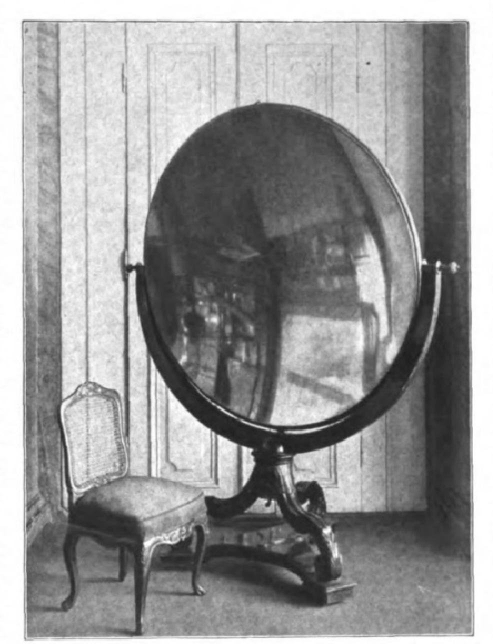
Die Erfindung des europäischen Porzellans, besser gesagt, die Nacherfindung des chinesischen Porzellans durch Johann Friedrich Böttger ist keine Erfindung gewesen, die gleich so mancher anderen die Welt irgendwie aus ihren Angeln gehoben oder sonst irgendwie bedeutende Veränderungen in ihr hervorgerufen hat. Sie hat, im Grunde genommen, nichts weiter bedeutet als eine Veredlung unserer Lebensgewohnheiten, die Besseres an Stelle von weniger Gutem setzte. Daneben freilich auch für Europa eine bedeutende Kapitalerhaltung, indem wir durch sie von einer starken Tributpflicht gegenüber den vordem allein Porzellan herstellenden Ländern China und Japan endgültig befreit wurden, und endlich in unserer Zeit und für Deutschland auch einen sehr beträchtlichen Kapitalszuwachs, seitdem dieses das Hauptproduktionsland für das Porzellan der gesamten gesitteten Welt geworden ist, das ihm im Laufe der Zeit unzählige Millionen eingetragen hat.



Ansicht der Jungfer- oder Venusbastei in Dresden, auf der Böttger das Porzellan erfunden hat.

Sie ist daneben aber auch ein großer geistiger Triumph gewesen. Denn Nacherfindungen sind in der Regel schwerer als ganz neue. Bei letzteren geht die Erfindung doch meist in der Weise vor sich, daß man aus mehr oder weniger zufälligen Feststellungen mit mehr oder weniger Geschick die logischen, die praktischen Folgerungen zieht. Es ist ein Arbeiten nach einem nicht immer von Anfang an ganz klar erkennbaren Ziele hin. Bei Nacherfindungen jedoch stehen Resultat und Ursachen von vornherein völlig fest. Zwischen beiden gibt es in der Regel nur eine Verbindung, die jedoch völlig unbekannt ist und doch um jeden Preis gefunden werden muß, will man zur Nacherfindung gelangen. Nur reiner Zufall oder wirklich geniales Erkennen vermag hier zum Ziele zu führen. Jahrhundertelang hatte man sich daher vor Böttger vergeblich abgemüht, das chinesische Porzellan nachzuerfinden, seitdem es in immer größeren Mengen zu uns gelangte und uns um Unsummen beraubte, in Italien sowohl als auch in Frankreich, England und Deutschland. Und erst als ein wirklich genialer Kopf sich an seine Nacherfindung machte, kam sie glücklich nach vielen Mühen zustande.

Daß Böttger eine solche Persönlichkeit gewesen, steht heute völlig fest. Lange Zeit hat freilich sein Bild stark im Urteile der Geschichte geschwankt. Zwar den Zeitgenossen galt er immer als der große Erfinder, der Investor, wie man damals sagte, zu dem man stets mit der allergrößten Achtung emporblickte. Doch als am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts Engelhardts erste, aber völlig unkritische Biographie dieses Mannes erschien, wurde er, der als Mensch nicht ganz ohne Fehler gewesen war, zum bloßen Glückskinde oder gar Scharlatan, der ganz ohne eigenes Verdienst zu seinem großen Namen gekommen war. Und in unserer Zeit hat man ihn gar von mehreren Seiten aus in unverantwortlich leichtsinniger Weise zu einem ganz verworfenen Betrüger machen wollen, der, sich mit fremden Federn schmückend, in frechster Weise eines anderen Erfindung für seine eigene ausgegeben und sich dadurch dessen Ruhm angemaßt hätte. Alle diese Urteile beruhen jedoch auf einer mangelhaften Erkenntnis seiner Tätigkeit und damit auch falschen Einschätzung seiner Persönlichkeit. Nach allem, was wir heute von ihm wissen, war Böttger in der Tat ein wirklich ungewöhnlich begabter Mensch, eine echte Erfindernatur und die Nacherfindung des Porzellans eine Tat ernstester Arbeit und klarster wissenschaftlicher Erkenntnis, zu der nicht ein jeder berufen war. Auch hatte Böttger eine für seine Tat durchaus ausreichende Vorbildung genossen. Im Jahre 1682 zu Schleiz als Sohn des dortigen Münzkassierers geboren, hatte er von seinem Stiefvater eine sehr gute Erziehung erhalten, war dann in seinem sechzehnten Lebensjahre bei dem Apotheker Zorn zum Apotheker ausgebildet worden, hatte sich hier aber daneben, wie es in diesem Beruf damals so häufig geschah, eifrigst mit der Chemie beschäftigt und war hierbei auch auf das Gebiet der Alchimie geraten, das bald den ehrgeizigen, nach Wohlleben verlangenden Jüngling nicht wieder von sich ließ. Bald scheinen auch einige Tingierungsversuche ihm völlig gelungen zu sein, und als hiervon der Ruf sich weiterverbreitete und er Gefahr lief, von dem immer geldbedürftigen König Friedrich I. von Preußen mit Beschlag belegt zu werden, floh er heimlich nach dem damals noch kursächsischen Wittenberg, um sich unter den Schutz des Königs August des Starken von Polen zu stellen, dort aber gerade das Schicksal zu finden, dem er in Berlin hatte entgehen wollen. Dieser König, nicht weniger geldbedürftig als jener, ließ ihn nach Dresden überführen und dort in Gewahrsam bringen und erwartete nun weitere Proben seiner Kunst. Als diese sich aber dann trotz jahrelangem Bemühen naturgemäß nicht einstellen wollten, ward Böttger durch den damals hochberühmten sächsischen Mathematiker und Physiker Ehrenfried Walther v. Tschirnhausen, der sich bemüht hatte, Sachsens Industrie beträchtlich zu erweitern und hierbei auch, wenn auch vergeblich, das Porzellan nachzuerfinden, bewogen, dessen Versuche fortzusetzen und gleichfalls die Porzellannacherfindung zu versuchen. Zu diesem Zwecke begründete Böttger zunächst 1708 in Dresden eine Fayencefabrik; dann ging er auf die Erfindung edlerer keramischer Materialien aus, zunächst auf die Herstellung aus verschiedenfarbigen Erden zusammengesetzter schleifbarer Fliesen, und fand hierbei jenes Prinzip, das allein zur Erfindung des Porzellans führen konnte, die Vermischung von schmelzbaren mit unschmelzbaren Erden. Dies führte ihn zunächst zur Herstellung eines wunderbar schönen roten Steinzeugs, des sogenannten Böttgersteinzeugs, schon eines der edelsten Erzeugnisse, die die Keramik aller Länder hervorgebracht hat, dann endlich 1708, als er das Prinzip auf die weißen Erden übertrug und hierbei glücklicherweise in Sachsen das für die Porzellanherstellung unumgänglich notwendige Kaolin fand, zur Erfindung des langersehnten Porzellans. Er war damit an seinem Ziel.



Der von dem Mathematiker und Physiker Ehrenfried Walther v. Tschirnhausen hergestellte, 2,26 m hohe Brennspiegel, den Böttger bei seinen Erfindungen benutzte.

Daraufhin ließ der König im Jahre 1710 zu Dresden eine Porzellanfabrik begründen, die freilich bald der Sicherheit wegen auf die Albrechtsburg bei Meißen verlegt wurde. Sie war zunächst nur eine Steinzeugfabrik, in der ausschließlich das erwähnte Böttgersteinzeug, in vielfacher Weise veredelt, hergestellt wurde. Erst 1713 gelang die so schwierige fabrikmäßige Herstellung des Porzellans. So konnte es auf der Leipziger Ostermesse dieses Jahres zuerst in den Handel gebracht werden. Aber von nun an stand die Fabrikation desselben fest und konnte dann höchstens nur noch verbessert werden. Böttgers weitere Schicksale waren dann freilich recht trauriger Natur. Zwar der König behandelte ihn nun wie es ihm nach diesen Taten gebührte. Er gab ihm auch seine Freiheit wieder. Aber finanziell wollte die Fabrik nicht aufblühen. Böttger war eine Erfindernatur, aber kein Organisator. Er unternahm auch zuviel auf einmal, wurde vom König hierbei finanziell viel zu wenig unterstützt. Dazu ward er krank und ergab sich endlich, wohl aus Verzweiflung über seine Mißerfolge, ganz dem Trunke.

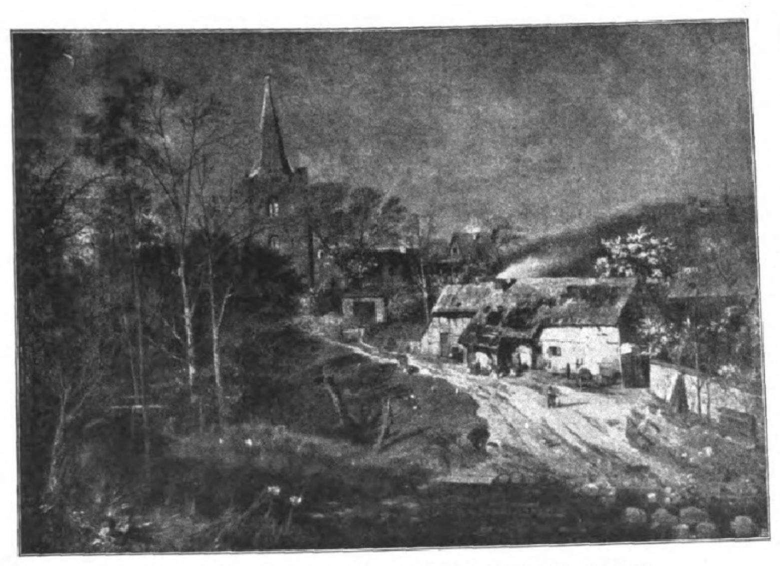
So starb er schon am 13. März 1719, erst siebenunddreißig Jahre alt, und ließ die Fabrik in den traurigsten Verhältnissen zurück. Doch die technische Grundlage für die europäische Porzellanfabrikation war durch ihn gelegt, und als nun geschicktere Männer sie in die Hände bekamen, blühte die Manufaktur zu jenem Weltinstitut auf, das sie bis in unsere Tage geblieben ist und wohl noch für lange Zeiten bleiben wird.



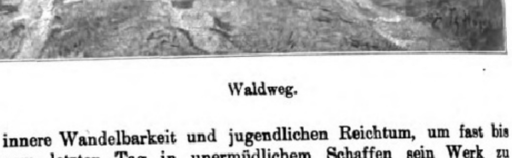
Rotes Steinzeug, sogenanntes Böttgersteinzeug, von Böttger vor dem Porzellan erfunden.



Das von Böttger 1708 erfundene, seit 1713 zuerst in den Handel gebrachte Porzellan.



Landschaft. (Schlesisches Museum der bildenden Künste, Breslau.)



Waldweg.

Theodor Hagen. / Von Dr. Robert Corwegh.

In Theodor Hagen ist einer unserer ersten deutschen Landschaftsmaler, ein Stück bester Weimarer Erinnerung dahingegangen. Karl Alexander von Sachsen-Weimar hatte es verstanden, selbst tief wurzelnd in der Tradition der Klassiker, neben der Pflege der Überlieferung dem Ilm-Athen ein eigenes Kunstleben zu verleihen. Liszt, Peter Cornelius, Lenbach, Böcklin, Begas wurden von dem kunstsinnigen Fürsten in ihren fruchtbarsten Jahren hergezogen, und diesem Kreise gehörte als einer der selbständigsten Künstler der junge Düsseldorfer Theodor Hagen an, der im Jahre 1871 an die Weimarer Kunsthochschule als Lehrer der Landschaftsklasse berufen worden war. Während die anderen allmählich Weimar, das ihnen nur ein Übergang wurde, verließen, blieb Hagen durch seine Ehe mit der Tochter des Majors Ridel, eines Künstlers nicht ohne Begabung, hier bodenständig. Die Art seiner Düsseldorfer Schule und seines Meisters Andreas Achenbach streifte er allerdings zum nicht geringen Erstaunen Karl Alexanders hier ab und liebte es, mit Ludwig v. Gleichen-Rußwurm und mit seinem Schwiegervater die schlichten Motive um Weimar in großen Leinwanden unmittelbar vor der Natur festzuhalten. Es war die Zeit des beginnenden Impressionismus. Damals zog Linnig mit seiner Kupferplatte ins Freie, und Liebermann malte Waschfrauen ohne die verschönende Pose im Sinne Winckelmannscher Kunsttheorie.

„Ausschnitte aus der Natur, gesehen durch ein Temperament," gab diese neue Kunst, und es kam nur auf das Temperament an, den Werken Größe und Bedeutung zu verleihen. Hagen besaß trotz dem Leiden der letzten Jahre genügend



Bildnis des am 12. Februar verstorbenen Künstlers.

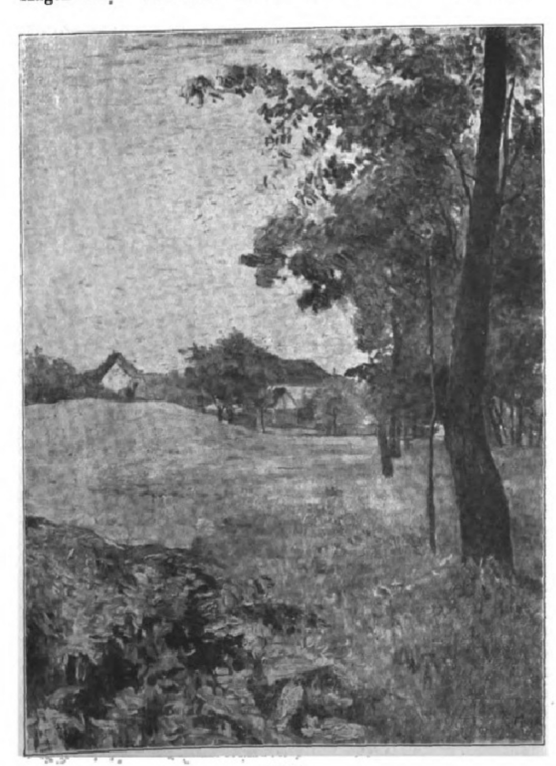
innere Wandelbarkeit und jugendlichen Reichtum, um fast bis zum letzten Tag in unermüdlichem Schaffen sein Werk zu bereichern.

Den schlichten Motiven der deutschen Mittellandschaft verlieh er durch liebevolles Nachgehen der Bewegung der Erdoberfläche Bedeutung. Die Ackerfurche schuf er zu einer Furt in die Unendlichkeit um, und jeder Feldweg wurde unter seinem Pinsel ein Führer in weiteste Ferne. Schlicht wie ein Volkslied sind die Motive seiner Gemälde, aber vom Ewigkeitswert berührt wie ein Volkslied. Man singt solche Lieder nicht zu allen Stunden, aber kommt es, von seltener Stimmung hervorgelockt, auf die Lippen, dann ist es so selbstverständlich in seiner Formung und Ausprägung wie ein Gewächs der Natur. Das sind Erzeugnisse des Menschengeistes, wo Gottes- und Menschenhand beim Schaffen aneinanderrühren.

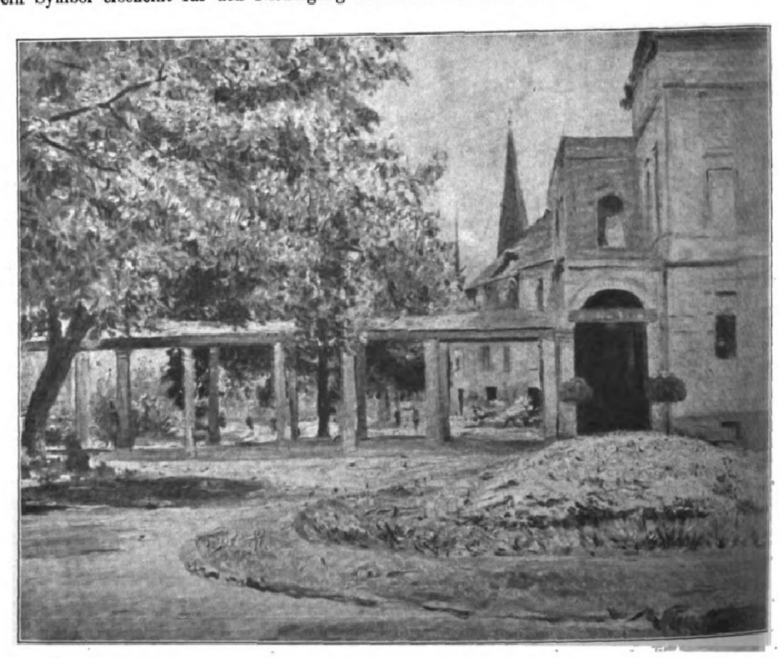
Am 24. Mai 1842 in Düsseldorf geboren, folgte Hagen 1871 dem Ruf als Lehrer an die Kunstakademie nach Weimar. An dieser Anstalt war er eine Zeitlang bis 1881 Direktor. Er blieb ihr aber nach Niederlegung des Direktorpostens bis zum letzten Lebenstage stets lehrend und selbst vor der Natur lernend treu.

Nun, da er dahin ist, wird ihn die Kunstgeschichte in seiner Bedeutung für seine Zeit, für alle Zeiten entdecken, wie man 1906 auf der Jahrhundertausstellung seinen Schüler Karl Buchholz ans Licht des Ruhmes gezogen hat.

Ein reiches Leben ist dahin, so eng verwurzelt dem alten Weimar, daß sein Tod gleichsam ein Symbol erscheint für den Niedergang der alten Residenz Weimar.



Dorf.



Karlsplatz in Weimar.

Der philosophische Backfisch.

Tagebuchblätter einer Sechzehnjährigen.

Von Paula Gura-Ewald (München).

Jetzt ist es wunderschön bei uns. Ich fühle mich wie im siebenten Himmel. Und die Mama und der Papa erst recht.

Wir haben eine entzückende Fünf-Zimmer-Wohnung und ganz neue moderne Möbel. Es riecht bei uns, als ob ich jung verheiratet wäre. So nach frischem Anstrich, Holz, neuen Stoffen und ditto Wäsche.

Die Mama geht wie auf Federn. Sie ist ganz verjüngt. Ihr Gesicht lacht vom Morgen bis zum Abend, und in ihren Augen steht immer eine frohe Erwartung. Ein Glück erwarten, ist aber immer fast schöner als das Glück selbst. Ich weiß das von der Schlagrahmtorte her, auf die ich mich so unsinnig gefreut hatte, und die dann sauer war. Ich tät's ihr gönnen, daß ihre nicht sauer wäre!

Es war zuletzt kein Leben mehr mit dem Papa. Sie konnte ihm nichts mehr recht machen. Gerade wie wenn Mama ein neues Dienstmädchen auf dem Kieker hatte und absolut das alte rausbeißen wollte.

Sie paßten eben nicht mehr zusammen. Dieses ewige Gezanke zuletzt — entsetzlich peinlich für einen abgeklärten Dritten!

Wenn ich mir das nur erklären könnte: Jeder für sich ein so bezaubernder Mensch; zusammengespannt: unausstehlich. Wahrscheinlich ist das so, wie wenn ich meine entzückende feuerrote Bluse zu dem meergrünen Rock anziehen würde ...

Papa mochte Mama eben nicht mehr. Ich konnte ihm das auch manchmal nachfühlen. Mein Gott, man hat doch seine Erfahrungen.

Wenn ich früher eine neue, elegante Puppe bei einer Freundin gesehen hatte, konnte ich auch die alte, wenn sie auch noch ganz nett war, nicht mehr leiden. Papa hatte sicher irgendwo eine neue Puppe gesehen.

Und Mama? Meine süße, schöne Mutti?

In einem Roman würde es jetzt von mir heißen: „Sie lächelte fein."

Ja, ich lächele fein. Ein modernes Mädel wird sich doch beim „gefährlichen" Alter auskennen! Aber ich verrate nichts — Ehrensache!

Um von etwas ganz anderem zu reden: Der Knut Hindrichs ist aber auch wirklich ein reizender Mensch. Alles, was recht ist. Könnte mir, die ich doch längst über derartige Kinderkrankheiten erhaben bin, in seiner blonden Geschmeidigkeit fast auch noch gefallen. Aber ich bin nicht so. Nehme niemandem etwas weg. Ich gönn' ihn schon der Mama. Und benehmen tun sie sich in meiner Gegenwart tiptop. Wirklich tadellos. Neulich ging ich mal aus dem Zimmer. An der Tür drehte ich mich zufällig noch mal um. Da saßen sie schuldbewußt, als sollte nun etwas Schönes kommen. Diese Kinder! Zu nett!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Beim Papa ist eitel Seligkeit. Ich bin auch gar nicht eifersüchtig, daß da nun diese fremde Frau zwischen unsern alten Möbeln haust, unserm geschnitzten Büfett das getriebene Familiensilber entnimmt und den Papa am Ohrläppchen zupft und eigentlich wie einen Bubi behandelt. Nett ist sie ja und — fesch. Das gerade Gegenteil von Mama. Tut auch alles, was Mama nie hätte tun dürfen: Schlägt die Beine übereinander, trägt sehr kurze Kleider, pudert sich und raucht Zigaretten. Er hat eben im Krieg auch „umgelernt", wie wir alle. Und er ist eben furchtbar verliebt in diese schwarze Hexe. Sieht sich komisch an für eine erwachsene Tochter, die mit derlei Sachen längst abgeschlossen hat und den Ernst des Lebens hinter den Dingen sieht. Aber laß ihnen die Freude!

„Kinder," sagte ich neulich, „Kinder, also — warum habt ihr denn das nicht gleich so gemacht?"

Na ja, es ist doch wahr. Diese Elenderei über Jahr und Tag und dann eine so einfache Lösung, die in zwei Tagen auch hätte fertig sein können. Nun ist uns allen geholfen .....

— — — — — — — — — — — — — — — —

Jawohl, Prost die Mahlzeit! Zwei Monate später ....

Die Ilona findet plötzlich, daß Papa schon graue Haare habe, daß er eigentlich gar nicht fesch sei und sie nicht „ausfülle". Der Papa sagt, daß sie keine Hausfrau sei, sich um nichts bekümmere als um ihre schön gepflegte Person (was er bisher als einen Vorzug rühmend hervorgehoben), daß er es in der Zigarettenluft (früher hatte er es ihre „Atmosphäre" genannt) nicht mehr aushalten könne und etwas anderes von seiner zweiten Frau erwartet habe. Sie war aber gar nicht böse, lächelte unendlich geschmeichelt und steckte sich eine neue Zigarette an. Dann sagte sie „Servus", denn sie müsse sich noch ein „bisserl nett" machen, weil sie einen Gast erwarte, und Papa sagte: „Grüß' die Mama!" Das hat er noch nie getan!

Also, ich kenne mich nicht aus. Aber ich bin traurig. Ganz gegen meine Art. Ich muß immer an die saure Schlagrahmtorte denken, und es dämmert mir, daß im Leben vieles sauer ist, auf das wir uns zuerst so sehr gefreut haben. Eigentlich ist das Warten der idealste Zustand. Ein klein wenig — das allerkleinste bißchen Erfüllung bedeutet schon die erste Stufe abwärts vom Glück.

Da fang' ich doch lieber gar nicht damit an, sondern bleibe beim — — — Warten!



Der demobilisierte Familienvater.

„Siehste, Fritz, wie gut ich für meinen Entlassungsanzug Verwendung habe. Der Max trägt meinen Waffenrock als Mantel, der Kurt braucht den Tornister für die Schule, meine Frau benutzt den Brotbeutel als Markttasche, der Stahlhelm dient als Blumenampel, Emil geht mit meinen Stiefeln und meinem Kochgeschirr Fische fangen, und der Kleine trinkt aus der Feldflasche seine Milch."

Der Streik und die Kinderseele.

Gleich dem Krieg und der Revolution sind auch die Streiks nicht ohne Wirkung auf das Kindergemüt geblieben. Der Wortschatz der Kinder ist durch Ausdrücke bereichert worden, die sich ihnen zwangsläufig auf die Lippen drängen. Ein Beispiel dafür lieferte ein Schuljunge, der während des Leipziger Generalstreiks das alte Lutherlied „Ein' feste Burg ist unser Gott" aufzusagen hatte und dabei deklamierte:

Mit unsrer Macht ist nichts getan,
Wir sind gar bald verloren,
Es streikt für uns der rechte Mann....

Verdächtiger Eifer. Von Walter Lebig.

Oft trifft's, daß allzu großer Eifer
Beim andern Argwohn nur erregt,
Am laut'sten schreit meist nach der Spritze,
Wer's Feuer selber angelegt.







Bücherschau.

Fritz Mauthner: „Erinnerungen." (Verlag Georg Müller, München, 1918; Preis 18 Mark.) — Mauthner, der Kritiker, verleugnet sich auch in dieser Lebensbeschreibung nicht. Er legt keine kunstvoll vorgetragene Beichte ab, sondern er kritisiert seinen Werdegang, vor allem seine Schulzeit. Die Kritik der „kindermörderischen" alten Schule ist ihm so sehr die Hauptsache, daß das Buch in seiner ersten Hälfte zu einer grimmigen Anklageschrift gegen die rückständige Pädagogik wird, die einen begabten Knaben um unersetzliche Jahre bestiehlt und dem Lernbegierigen Steine statt Brot reicht. Seine Verbitterung über das Schulelend, das er durchzumachen hatte, hat Mauthner hier und da zur Weitschweifigkeit verführt. Jedenfalls bieten die späteren Abschnitte seines Buches dem Leser einen ungetrübteren Genuß als der allzusehr in die Breite gehende Rechenschaftsbericht über die unerquicklichen Zustände und minderwertigen Lehrkräfte an den Prager Gymnasien. Ein Kabinettstück seiner Erzählerkunst bildet die traurige Liebesgeschichte, die er auf einer Ferienreise mit einer Münchner „Resi" erlebte. Mit Anteilnahme verfolgt man die Schilderung der Prager Universitätsjahre, die mit dem Aufgeben des verhaßten juristischen Studiums nach dem Tode des Vaters endigten, mit Spannung die Darstellung der Nationalitätenkämpfe, in denen der rasch entflammte, deutsch fühlende Student eine gewichtige Rolle spielte, und man verweilt dann gern bei den Kapiteln, die von dem Werden des Schriftstellers und den ersten kecken Taten des Feuilletonisten und des Theaterkritikers am „Tagesboten aus Böhmen" Kunde geben. Mauthner, der Philosoph, gilt uns heute mehr als Mauthner, der Schriftsteller. Seine Gipfelleistung bildet die bis zu den Wurzeln der vieltausendjährigen menschlichen Geistesarbeit vordringende Kritik der Sprache, die ihn zu der Erkenntnis geführt hat: „Wissen ist Wortwissen. Wir haben nur Worte, wir wissen nichts." Wie der Schrecken über die Sprache, deren Analyse er dann zu seiner Lebensaufgabe machte, ihn auf einem Marsche überfiel, wie entscheidend drei Männer, Otto Ludwig, der Verächter der „Schönheit der Sprache am unrechten Ort", Nietzsche, der Kämpfer gegen den Historismus, und Bismarck, der Tatmensch, auf die Ausbildung des sprachkritischen Gedankens eingewirkt haben, das ist ungemein fesselnd zu lesen. Auch die strenge Selbstkritik Mauthners nimmt für ihn ein. Seine bedeutende, achtunggebietende geistige Persönlichkeit verleugnet sich nirgends. Und nachdem man ihm einmal in diesem die Prager Jugendjahre behandelnden ersten Bande bis zu seiner Ankunft in Berlin gefolgt ist, sieht man der Fortsetzung der „Erinnerungen", die über die Berliner Zeit berichten soll, mit Spannung entgegen. Dr. Artur Ploch.

A. Proust: „Erinnerungen an Edouard Manet." Übersetzt von M. Mauthner. (Bruno Cassirer, Berlin, 1917; Preis gebunden 7 Mark.) — Im selben Verlag erschien schon früher das prophetische Buch Emile Zolas: „Malerei." Alles, was hier über Manet vorausgesagt wurde, ist heute zur Wirklichkeit geworden. Manet ist heute einer der großen französischen Meister, ja Klassiker. A. Proust, der französische Politiker und Literat, ein begeisterter Freund Manets, hat uns in seinen Erinnerungen an Edouard Manet in impressionistischer Weise den Menschen und Künstler mit überzeugendem Wahrheitsgefühl und tiefster Objektivität überliefert. Gute Abbildungen begleiten die Worte Prousts. Mögen die Worte, mit denen er an Manets Bahre vom Freunde Abschied nahm, für dieses beste aller Manetbücher werben: Ich kenne keinen Menschen, der würdiger gewesen wäre, geliebt und wegen der Lauterkeit seiner Gesinnung bewundert zu werden. Menschen von Manets Schlage sind so selten, daß jeder, dem die Erkenntnis für ihren hohen Seelenadel geworden ist, davon durchdrungen sein muß: sein Werk bleibt bestehen. Eduard Einschlag.

Sven Hedin: „Jerusalem." (F. A. Brockhaus, Leipzig, 1918, 8°, VIII und 342 S. Zahlreiche Tafeln und Textabbildungen, 1 Kartenskizze, 1 Plan; Preis geb. 20 Mark.) — Abermals liegt ein Kriegsbuch Sven Hedins vor uns, hervorragend durch alle jene Eigenschaften, welche die volkstümlichen Reisewerke des berühmten Reisenden so fesselnd und lehrreich gestalten. Scharfe Beobachtungsgabe, nicht nur gegenüber der Natur, sondern auch gegenüber dem Menschen. Einstreuung zahlreicher historischer Notizen in den Fluß einer fesselnden, in einzelnen Kapiteln geradezu dramatisch spannenden Darstellung. Eine scharfsichtige, aber überaus wohlwollende und nirgends verletzende Betrachtung von Zuständen und Menschen. Der aufmerksame Leser kann hier vielerlei zwischen den Zeilen lesen. Das Buch ist mit zahlreichen flotten Handzeichnungen des Verfassers und prachtvollen künstlerisch aufgenommenen Photographien seines Begleiters Larsson ausgestattet, die den Eindruck von Land, Städten und Leuten, die das geschriebene Wort vermittelt, noch vertiefen. Nur gegen den Titel des Buches müssen wir Einspruch erheben. Er gibt weniger, als das Buch hält, das uns durch ganz Syrien und Palästina und fast bis an die Grenzen Ägyptens führt. A. Merz

Georg Steinmetz: „Grundlagen für das Bauen in Stadt und Land." Im Auftrage des Reichsverbandes Ostpreußenhilfe. Herausgegeben vom deutschen Bund Heimatschutz. (Georg D. W. Callwey, Berlin-München, 1917. II. Band, Preis 16 Mark.) Das Buch, von dem der II. Band bisher erst erschien, lehrt in sehr eindringlicher und geschickter Weise, wie aus den Ruinen Ostpreußens Neues und doch an das Alte Anknüpfendes, Bodenständiges entstehen kann. Es handelt sich dabei weniger um große Bauten als um das Haus des Bauern, des Kleinstädters. Ein solches soll nicht eine Nachbildung dessen sein, was die Großstädte schaffen, namentlich nicht jener Protzenkunst der letzten Jahrzehnte, sondern führt zu einer schlichten, aber handwerklich wohl durchgebildeten Kunst, die Sparsamkeit mit gesunder Gestaltung verbindet. Nicht billig bauen kann das Ziel sein, sondern es muß auf Wirtschaftlichkeit gedrungen werden, die bei Vermeidung alles unnötigen Aufwandes doch Dauer und behagliches, den Landesgewohnheiten entsprechendes Wohnen verbürgt. Wer diesem Ziele zustrebt, wird auch für das Bauen außerhalb Ostpreußens das stattliche Werk nicht ohne Vorteil zur Hand nehmen. Cornelius Gurlitt

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Die Handels-Hochschule in Mannheim gibt bekannt, daß ihr Vorlesungs-Verzeichnis für das Sommer-Semester 1919 erschienen ist. Ergänzt wird der regelmäßige Vorlesungsplan durch eine Reihe neuer Vorlesungen. Das gesamte Vorlesungs-Verzeichnis kann von der Handels-Hochschule für 20 Pfg. bezogen werden.

Eine deutsche Gesellschaft für den Auslandbuchhandel. In Leipzig sind die Vorstände des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, des Deutschen Verlegervereins, des Vereins der Buchhändler in Leipzig, des Vereins Leipziger Kommissionäre und Vertreter namhafter Verlagsbuchhandlungen zusammengetreten, um eine Deutsche Gesellschaft für den Auslandbuchhandel ins Leben zu rufen. Es wurde als notwendig erachtet, eine buchhändlerische Organisation, die die gesamten Aufgaben der deutschen Bücherausfuhr ins Ausland und des deutschen Auslandbuchhandels prüft und fördert, zu gründen. Dazu wurde ein Ausschuß mit der Aufgabe gewählt, einen Arbeitsplan auszuarbeiten und sodann mit den maßgebenden Reichsbehörden in Verbindung zu treten.

Zur Notlage des deutschen Wirtschaftslebens wird von den zentralen Verbänden von Deutschlands Industrie, Gewerbe, Handel und Landwirtschaft am 13. März in Berlin eine gemeinsame Kundgebung geplant. Als letzte Warnung vor dem Zusammenbruch werden hervorragende Vertreter der genannten Erwerbsstände die jetzige Lage des deutschen Wirtschaftslebens und die dringenden Forderungen von Industrie, Gewerbe, Handel und Landwirtschaft darlegen.

Zwei von wahrer Menschenliebe getragene Schriften sind die von F. E. Bilz, Dresden-Radebeul, dem Verfasser des in zwölf Sprachen in über zwei Millionen Exemplaren verbreiteten Werkes „Das neue Heilverfahren." Diese beiden neusten Bilz'schen Schriften betiteln sich: „Befreiung von allem heutigen Erdenelend durch ein neues, naturgemäßes Staatssystem" und „Fortleben nach dem Tode und Beschreibung des Jenseits durch Verstorbene." Preis dieser beiden Schriften je 4 Mark, gebunden 6 Mark, dazu 30 Pfg. für Porto. Wer die beiden Bücher von Bilz Verlag in Dresden-Radebeul kauft, erhält die Bilz'sche Schrift „Wie ich mich 77 Jahre ferngesund und jung erhielt" kostenlos.

Das Selbstunterrichtswerk „Klavierspiel im Selbstunterricht" von Prof. Wagner-Ernest, Charlottenburg 5 kann als bahnbrechend auf diesem Gebiete bezeichnet werden. Der sinnreiche Aufbau nach der Primavista-Lehrmethode läßt den Schüler die Schwierigkeiten des Klavierspiels leicht überwinden und macht ihm auch die schwierigen Werke der Klavierliteratur zugänglich, was die alte Notenschrift nur schwer vermag. Das unbestreitbare Verdienst Professor Wagner-Ernest's ist es, den weitaus größeren Teil der klassischen Klavierliteratur, der seither unbenutzt blieb, einem größeren musikliebenden Publikum zugänglich gemacht zu haben.

Die vom Kunst-Auktionshaus Rud. Bangel, Frankfurt a. M. veranstaltete Auktion der Sammlung Gogel (Frankfurt a. M.) erzielte ansehnliche Preise, so z. B. Nr. 3 Joh. Dan. Bager, Familienbild Gogel II 8500 Mark; Nr. 4 Joh. Dan. Bager, Bilderkabinett Gogel II 4500 Mark; Nr. 7 Antwerpener Bildnismaler Hans G. 8100 Mark; Nr. 43 Daniel de Savoye, Joh. Martin G. und Nr. 44 Daniel de Savoye, Marie G. 4800 Mark; Nr. 45 Carol. Louise Seidler, Joh. Noe G. IV und Nr. 46 Carol. Louise Seidler, Marie Sophie Elisab. G. 3600 Mark; Nr. 52 Jan Verspronck (?), Hans G. III und Nr. 53 Jan Verspronck, Marie G. 10000 Mark; Nr. 54 Joh. Georg Ziesenis, Joh. Noe G. I, Nr. 55 Joh. Georg Ziesenis, Maria Elisabeth G. und Nr. 56 Joh. Georg Ziesenis, Joh. Noe G. II 15000 Mark, usw. usw.

Wer Garten und Feld zu bestellen hat, läßt sich am besten von F. C. Heinemann, Samenkulturen und Samenvertrieb in Erfurt 30 das kostenlose Hauptverzeichnis 1919 kommen. Dasselbe enthält außer Gemüsesamen auch je eine Abteilung über Blumensamen, Pflanzen, Knollen, Gartengeräte und Gartenbauliteratur. Es entspricht allen Anforderungen. Wer Zeit und Geld sparen will, bestelle sich Heinemanns Gemüsesamen-Sortiment D in über 30 Sorten zu 12 Mark 50 Pfg. einschl. Verpackung mit Gratisbeigabe des Pflanzungsplanes für jedes Beet.



Gesunde Schlaf- und Liegestätte für Neugeborene



Brennabor-Werke * Brandenburg (Havel)
Gegründet 1871 ca. 3500 Arbeiter
In jedem besseren Kinderwagengeschäft erhältlich







Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst

Leiter: Dr. v. Grolman, Wiesbaden, Kapellenstr. 41, versendet gegen Portoersatz (70 Pfg. in Briefm.) aus ihrem ca. 2000 Entwürfe umfass. Vorlagematerial f. d. einzelnen Fall passend zusammengest. Auswahlkoll.; dsh. Grabgröße u. falls möglich ungef. Preisl. angeben. **Künstl. Mitarbeiter:** Prof. W. Kreis, Prof. M. H. Kühne, Prof. Haiger, Prof. G. Metzendorf, Prof. E. Körner, H. Kaletsch u. v. a. **Vertretergeschäfte** in Berlin, Hamburg, Bremen, Königsberg, Breslau, Erfurt, Halle, Düsseldorf, Köln, Essen, Dortmund, Osnabrück, Frankfurt a. M., Leipzig, Dresden, Greiz, Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Fürth (Generalvertreter für Bayern), Wien, Zürich und 30 weiteren Städten. Man beziehe sich auf diese Anzeige.

Die Postsperre nach dem besetzten Gebiet ist wieder aufgehoben.

PSYCHE

Monatlich erscheinende Zeitschrift für den gesamten Okkultismus ... Linser-Verlag G. m. b. H., Berlin-Pankow.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Weber's Illustrierte Handbücher. Prospekte kostenlos. J. J. Weber, Leipzig 26

174. Sächs. Landeslotterie (In Österreich-Ungarn verbot.)
mit Haupttreffern von 500000, 300000, 200000, 150000, 100000, 60000, 3×50000, 3×40000, 4×30000, 7×20000 *u.* ev. 800000 Mark. **Hauptziehung 5. Klasse vom 2. bis 30. April c.** Lose dazu: Ganze 250 M., Halbe 125 M., Fünftel 50 M., Zehntel 25 M. Plan u. Prosp. kostenfrei — vers. die seit 1861 bestehende Staatslotterie-Einnahme von **Heinr. Schäfer in Leipzig 13, Petersstrasse 33.**
Telephon 1778 — Postscheck-Konto Leipzig 51205.

Wieder lieferbar:
Dr. Glaser's Haarfarbe
zur Erzielung eines schönen, natürlichen Farbtons.
Nr. 1 für lebendes, Nr. 4 für totes Haar.
In all. Nüancen v. hellblond bis schwarz. Flaschen zu M. 4.–, 7.–, 10.–, 13.–
Dr. W. Glaser & Co., Berlin W. 57 f.

Lose zur 174. Sächsischen Landes-Lotterie
mit Haupttreffern von 500000, 300000, 200000, 150000, 100000, 60000, 3×50000, 3×40000 4×30000, 7×20000, 6×15000, 14×10000 usw. evtl. 800000 Mark. Ziehung 5. Klasse findet vom 2. bis 30. April d. J. statt. (In Österr.-Ung. verbot.)
Lose 5. Klasse: 1/1 250.– 1/2 125.– 1/5 50.– 1/10 25.– Mk. (Liste und Porto extra) empfiehlt und versendet:
Herm. Schirmer Nachf., Sächsische Staats-Lotterie-Einnahme, **Leipzig I.**
Giro-Konto: Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt. Postscheck-Konto Leipzig Nr. 2560.

HEIRAT

Ich möchte mich glücklich verheiraten und bitte
Dame
mittleren Alters (bis Mitte 30), die Lebensgefährten wünscht u. Vermögen besitzt, zunächst um unverbindl. Briefwechsel. Auf Namensnennung wird für den Anfang verzichtet. (Postlagernde Briefe sind wieder zulässig.) Antworten vermittelt die Annoncen-Exp. Wilh. Scheller, Bremen unter M. 229.

Hauptziehung
174. Sächs. Landes-Lotterie vom 2. bis 30. April 1919.
Schnellste Entscheidung, zur sicheren Auslosung kommen innerhalb 4 Wochen 39600 Gewinne mit über 16 Millionen Mark.
Hauptgewinne (Bargeld) Mark:
800000
500000
300000
200000
150000
100000
(In Österreich-Ungarn verboten.)
Lose
Zehntel M. 25.– Fünftel 50.– Halbe 125.– Ganze 250.–
Amtl. Gewinnliste u. Porto 65 Pfg. extra. – Versand auch Nachnahme, durch die amtl. Sächsische Lotterie-Einnahme
Richard Dittrich, Leipzig 803, Täubchenweg.
Postscheck Leipzig 51404.
Ziehung 1. Kl. 175. Lotterie 18. u. 19. Juni 19.

Heureka
Überraschender Erfolg.
Haarfarbe- Verjüngungsmittel – gibt dem ergrauten Haar durch einfaches Überbürsten die Naturfarbe wieder. Orig.-Flasche 4 M.
Alleiniger Hersteller
Franz Schwarzlose, Berlin, Leipziger Str. 56 • Friedrichstr. 183.

Duftspender
„ODORIFERA"
Das kostbarste Kleinod im Wäscheschrank der Dame. Nachn. 10 Mk. Wiederverkäufer gesucht.
INSTITUT ISIS, LEIPZIG

Furunkulose und **Hauterkrankungen** werden durch den Genuß von **Kieselbrunnen** in Vernarbung und Heilung gefördert. Prospekte und Versand durch die **Brunnenverwaltung, Doberan i. M.**

Mangel an Energie, Arbeitsunlust, Blutarmut, Nervosität und Schwächezustände
behandelt man erfolgreich mit Apotheker **Link's**
gesetzlich **CONCORDIA-PILLEN** geschützt
(verstärkte Lecithin-Pillen)
Andreas-Apotheke Link, Berlin (Versand-Abteilung). Andreasstr. 15 (gegenüber Concordia), Königstr. 2789. Kgl. konzess. 1839.

Alle Krankheiten die mit gleichmäßiger Wärme zu behandeln sind wie Rheumatismus, Gicht, Magenleiden, Ischias, Leibschmerzen, Zahn- u. Ohrenreißen, Hexenschuß usw. **finden Linderung u. Heilung** durch unsere bekannten, seit nahezu 4 Jahrzehnt. best. bewährten, nur durch kurzes Kochen stundenlang gebrauchsfert.
Natron-Wärmer ohne Kohlen, jahrelang haltbar, die wir in gebog. Schalenform Gr. I. M. 3.–, Gr. II. M. 6.–, flacher Etform M. 3.– liefern. Prospekt mit Gebrauchsanweisg. frei
Carbon Natron Heiz-Cie. Alwin Nieske, G. m. b. H., Dresden N 8

Stottern
Stammeln, Lispeln usw. beseitigt dauernd Dr. Schrader's Spezialinstitut für Stotterer, Berlin W., Lützowstr. 30.
Jeder, der stotterfrei singt, ist heilbar.

Schwere Leiden
sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzdg., Geschwulst, Beingeschw., Kinds- oder Ader-Beinen, Flechten aller Art, Gelenkerkrankung, Plattfuß, Rheuma, Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie **kostenlos:** Lehren u. Ratschläge für Bein- u. Hautleiden u. deren Selbstbehandlung von Dr. Ernst Strahl, G. m. b. H., Hamburg L. P.



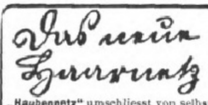
Elektr. Staubsaugemaschine „Waku"
Vorzüglich bewährt.
An jede Lichtleitung anzuschließen
Mitteldeutsche Industrie-Gesellsch. m. b. H. **Chemnitz,** Zöllnerpl. 26
Vertreter gesucht.

Rauchertrost-
Tabletten ermöglichen das Rauchen ganz oder teilweise einzuschränken. Unschädlich.
Preis pro Schachtel 2 Mark frei Nachnahme.
Ernst & Witt, Hamburg 23 L.

Schwerhörigkeit
Auskunft umsonst bei Ohrensausen, Ohrengeräuschen etc. Ärztlich glänzend begutachtet, täglich Anerkennungen.
Institut Englbrecht, München 12 SW., Kapuzinerstraße 9.

ORIZALINE
gibt grauen Haaren **sicher** die Naturfarbe wieder. Fl. 5 Mk.
Apt. J. Gadebusch, Posen, Abt. F.-P.

Vogelfutter-
Mischung für Kanarien-Vögel in Packung zu Mk. 1.– versend. geg. Nachnahme bei Mindestabnahme von 5 Pak. à Mk. 1.–
Gebr. Hambrecht, Samenhandlg., Freiburg i. B., b. Münsterpl.



„**Haubennetz**" umschliesst von selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar zu sein. Preis M. 1.40 ab 6 Stück, Einzelpreis M. 1.60 (garant. echt. Menschenhaar). Dazu grat. meine lehrreichen Abbildungen Nr. 85 zum Selbstfrisieren.
Haarnetz-Fabrik Wörner, München 85, Färbergraben 27

Gewinne
der Sächs. Landeslotterie
ev. 800000 Mk.
Prämie 300000 „
Haupt-Gewinne 500000 „ 200000 „ 150000 „ 100000 „ usw.
(In Österreich-Ungarn verboten)
Ziehung der Haupt- u. Schlußklasse **vom 2. bis 30. April 1919.**
Lose 1/10 1/5 1/2 1/1
M. 25.– M. 50.– M. 125.– M. 250.–
(Porto u. Listen 40 Pf. extra) versendet
A. Zapf
Staats-Lotterie-Einnahme Leipzig, Brühl 2.

Schwerhörigkeit,
Auskunft umsonst bei Ohrgeräusch, nerv. Ohrschmerzen. Glänz. Anerkennungen.
Sanis-Versand München 94b.

Graue Haare
und Bart erhalten garant. u. dauernd Naturfarbe und Jugendfrische wieder d. uns. seit 12 Jahren best. bewährt
„Martinique".
Tausende von Nachbestellungen.
Sanis-Versand München 94.



174. Sächsische Landes-Lotterie
(In Oesterreich-Ungarn verboten)
Hauptziehung 2. bis 30. April 1919
Hauptgewinn Mark
800000
Gewinne Mark
500000
300000
200000
150000
100000
usw.
Klassenlose zu amtlichen Preisen:
1/10 1/5 1/2 1/1
Mk. 25.- 50.- 125.- 250.-
empfiehlt und versendet unter peinlichster Wahrung der Spielerinteressen
Wilhelm Kessler
Leipzig 4, Mittelstraße 10,
Postscheckkonto Leipzig 51664.

Hauptziehung 5. Klasse vom 2. bis 30. April 1919.
174. Sächsische Landes-Lotterie
(In Österreich-Ungarn verboten.)
39600 Gewinne im Gesamtbetrag von
16,649200 M.
ev. 800000 „
Haupt-gewinne: 500000 „ 300000 „ 200000 „
Lose 1/10 M. 25.– 1/5 50.– 1/2 125.– 1/1 250.–
(Porto u. Liste 40 Pf. extra) empfehlen und versenden
Ad. Müller & Co. Leipzig, Brühl 10/12.
Postscheckkonto Leipzig 3844.



Orientalische Gesichtsemaille
„Gesetzlich geschützt"
ein wahres Wunder, macht die Haut sammetweich, glättet jede Runzel. Preis Mark 32.–
Nur allein echt bei **FATMA R. BICH,** Charlottenburg, Weimarer Straße 28/3 Tel.: Steinpl. 1534. **Viele Dankschreiben.**

Millionen
können Sie verdienen, nachdem Sie meine Broschüre
Wie wird man nach dem Kriege reich
gelesen haben. Nachnahme M. 2.50 durch **Karl Paesler, Berlin 42** Alexandrinenstraße 31.

Haubennetze
grosse Dtzd. 15.– M., **Stirnnetze** Dtzd. 20.– M. Frisierkämme St. 7.– M. Nachn.
Hans Bähr, Berlin C. Spittelmarkt 7



Lichtbilder vom Weltkrieg
nach den Originalvorlagen der Illustrirten Zeitung. Kostenfreie Verzeichnisse durch die Lichtbilder-Abteilung der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich ... Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest V., Orszaghaz-ter 4.
Inseraten-Annahme für Österreich: ... gasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

(A)



Verlag von J. J. Weber Leipzig.

Nr. 3951.

Einzelpreis 1 Mark 30 Pfg.
(Jede Woche eine Nummer, vierteljährlich 13 Mark.)

152. Band.

AUS WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Die Rotation der Sonne. Das haben ſich die drei Entdecker der Sonnenflecken und der Sonnenbewegung, der Sonnenrotation, Galilei, Fabricius und Scheiner, gewiß nicht träumen laſſen, daß die genaue Beſtimmung der Achſendrehung unſeres Zentralgeſtirns den Aſtronomen noch nach 300 Jahren ernſtlich zu ſchaffen machen würde. Allerdings erkannten ſchon dieſe erſten Sonnenbeobachter, insbeſondere die unermüdlichen Forſcher Fabricius und Chr. Scheiner, die ſtarke Veränderlichkeit der Flecken und damit auch die Schwierigkeit einer ſicheren Ableitung der Sonnenrotation von den unbeſtändigen Gebilden. In der Folgezeit führte man überhaupt alle Abweichungen in den Beobachtungen auf den gleichen Umſtand zurück und begnügte ſich 250 Jahre lang mit dem immer wieder gewonnenen Ergebnis einer Rotationsdauer von 25 bis 26 Tagen. Zwar hatte bereits Scheiner herausgefunden, daß ſich die Flecken in größerer Entfernung vom Äquator langſamer bewegen als in deſſen Nähe; er legte dieſem Umſtande aber keine große Bedeutung bei. Dasſelbe gilt von Hevel, Silberſchlag, Schröter, Böhm u. a., die ſpäter zwar die gleiche Eigentümlichkeit der Fleckenbewegung erkannten, aber auch keine Geſetzmäßigkeit in ihr erblickten. Dieſe zu entdecken, blieb C. H. F. Peters und bald danach Carrington (1863) vorbehalten. Carrington und vor allem Spörer (1874) wieſen endlich aus langjährigen Beobachtungen und Rechnungen nach, daß die tägliche Winkelgeſchwindigkeit der Flecken am Äquator der Sonne in der Tat größer ſei, als in höheren Breiten, oder, was dem gleichkommt, daß die Rotationsdauer der Sonne vom Äquator nach den Polen hin zunähme. Damit war eines der merkwürdigſten Geſetze unſeres Planetenſyſtems aufgefunden, ein Geſetz, deſſen eingehendes Studium die Aſtronomen begreiflicherweiſe bis heute im Banne hält, und damit war zugleich der phyſikaliſche Beweis geliefert, daß der Sonnenkörper ſich in einem flüſſigen oder gasförmigen Aggregatzuſtande befinden müſſe – denn ein feſter Körper, beiſpielsweiſe ein Planet, beſitzt in allen Breiten (d. h. als Ganzes) eine gleiche Umdrehungsgeſchwindigkeit. Für den Äquator ſelbſt ermittelten E. W. und A. S. Maunder aus 4700 Fleckengruppen die Rotationsdauer zu genau 25 Tagen ſideriſch, d. h. in bezug auf die Sterne, entſprechend 27 Tagen ſynodiſch, d. h. in bezug auf die ſich im gleichen Sinne fortbewegende Erde. Zur Beſtimmung der Rotationsdauer in nördlichen und ſüdlichen heliographiſchen Breiten reichen aber Fleckenbeobachtungen allenfalls nur bis zu 40° aus, über 30° bilden ſich nur wenig, in höheren Breiten gar keine Flecken; Carrington, Faye, Spörer, Zöllner u. a. ſchufen deshalb Interpolationsformeln, um noch für höhere Breiten Werte zu erhalten. Spörer z. B. fand mit Hilfe ſeiner Formel die Rotationsdauer am Äquator = 25 Tagen 2 Stunden 10 Minuten, dagegen in 60° Breite = 31 Tagen 10 Stunden 48 Minuten. Nachdem es J. Scheiner gelungen war, die Richtigkeit des Dopplerſchen Prinzips (Linienverſchiebung im Spektrum durch bewegte Lichtquellen) an der Sonne nachzuweiſen, wandte Dunér dieſes zu dem in Rede ſtehenden Zwecke mit Erfolg an und kam (1905) zu dem Ergebniſſe, daß die Rotationszeit der Sonne z. B. in 0°,4 Breite 24,37, in 45° 28,24 und in 75° 33,66 Tage wäre. Schon hieraus erſieht man die eigentümliche Zunahme der Rotationsdauer mit wachſender Breite; noch weſentlich ſtärker tritt dieſe in den neuen Unterſuchungen Th. Epſteins (1918) hervor, deren Ergebniſſe als die zur Zeit genaueſten und zuverläſſigſten angeſehen werden müſſen. Epſtein verwandte ausſchließlich Flecken von größerer Beſtändigkeit, die zweimal den Zentralmeridian der Sonne durchſchritten hatten, und ſtellte dann eine neue Formel für den allgemeinen (täglichen) Rotationswinkel der Sonne mit Einſchluß der Pole auf. Es ergab ſich nun folgende höchſt merkwürdige Reihe:

Heliographiſche Breite:	0° (Äquator)	10°	20°	30°	40°	50°	60°	70°	80°	85°	90° (Pol)
Rotationswinkel:	14°,383	14°,296	14°,015	13°,479	12°,598	11°,270	9°,396	6°,904	3°,763	1°,955	0°
Rotationszeit in Tagen:	25,029	25,182	25,687	26,708	28,576	31,943	38,314	52,144	95,668	184,143	–

Danach nimmt der „Sonnentag“ in höheren Breiten fabelhaft ſchnell an Länge zu, beträgt bei 70° ſchon 52 und bei 85° ſogar ſchon 184 Erdentage; die Sonnenpole ſcheinen nahezu oder ganz ſtillzuſtehen. Die flüſſige Maſſe des Sonnenkörpers ſchraubt ſich alſo vom Äquator zu den Polen ſpiralförmig ineinander. Betrachten wir im Anſchluſſe hieran die Geſchwindigkeiten und Umlaufszeiten der großen Planeten in ihrer Reihenfolge von der Sonne bis zur Grenze des Planetenſyſtems, ſo haben wir nachſtehende Reihe:

Planet:	Merkur	Venus	Erde	Mars	Jupiter	Saturn	Uranus	Neptun
Tägliche ſideriſche Bewegung:	14732″,4	5767″,7	3548″,2	1886″,5	299″,1	120″,5	42″,2	21″,5
Umlaufszeit in ſideriſchen Jahren:	0,24	0,61	1,00	1,88	11,86	29,46	84,02	164,76

Auch hier prägt ſich dasſelbe Geſetz: Abnahme des täglichen Revolutionswinkels und Zunahme der Umlaufszeit mit wachſender Entfernung vom Zentrum (der Sonne) aus, auch hier ſchrauben ſich die Maſſen (Planeten) ſpiralförmig ineinander. Man iſt verſucht, anzunehmen, daß dieſes ſowohl in der Ebene der Planetenbahnen als auch ſenkrecht zu ihr geltende Bewegungsgeſetz von ferner Urzeit her beſteht, da unſer Sonnenſyſtem noch ein Spiralnebel war.

A. Stentzel.

Fliegende Fröſche. Die Tropen ſind das Schlaraffenland für die Fröſche. Der Reichtum an Inſekten, ihrer Hauptnahrung, hat die Zahl der Arten und Einzelindividuen ins Unermeßliche geſteigert. Die Sonne malte ihnen ein buntes Kleid, und auch die Körperformen bildeten ſich äußerſt mannigfaltig in ihrer Anpaſſung. Beſonderes Intereſſe erregten von jeher die eigenartigen Flugfröſche auf Java und Sumatra, unter denen in jüngſter Zeit die Biologie von Rhacophorus Reinwardti eingehender erforſcht wurde. Er iſt ein Flugfroſch von kaum 7 cm Länge, in ſeiner äußeren Erſcheinung unſerem Laubfroſch ſehr ähnlich. Den Tag verbringt er ſchlafend auf Bäumen und Sträuchern und iſt nicht leicht zu entdecken. Denn die Oberſeite ſeines Körpers gleicht dem Grün der Blätter. Bloß die verſteckte Fläche von Kehle, Bruſt und Bauch zeigt lebhafte hellgelbe Färbung. Am Abend dunkelt das Grün mehr und mehr bis zu olivenbrauner Tönung. Nur die großen Schwimm- oder Flughäute zwiſchen den Fingern behalten ihre dunkle blauſchwarze Farbe. Jetzt erwacht er aus ſeinem Schlafe. Die Lungen pumpen Luft ein, die faltige Haut an den Beinen wird glatt, die Zehen ſpreizen ſich, und getragen von einer Körperoberfläche, die faſt ſiebenmal ſo groß iſt wie vorher, ſpringt er im Gleitfluge durch die Luft. Auch vom Boden aus iſt er imſtande, 2 m weit ſpringend ſich zu erheben. Zur Paarungszeit iſt die Luft erfüllt von ihrem ohrenbetäubenden Lärm. Haben ſich die Geſchlechter gefunden, ſo klammert ſich das Männchen feſt auf dem Weibchen an und befruchtet die vom Weibchen gelegten einzelnen Eier. Dabei treten beide Tiere emſig mit ihren Hinterbeinen auf die Eier und ſchlagen aus der Gallerthülle derſelben einen blaſigen Schaum. Iſt die Eiablage beendet, ſo verläßt das Männchen ſeine Gefährtin, und dieſe faltet nun um die etwa 90 Eier einige Blätter in Form einer Tüte. Die äußere Wandung wird hart. Aus dem Laich ſchlüpfen bald die jungen Kaulquappen. Sie ſchwimmen munter in der Hülle und atmen die Luft des geſchlagenen Schaumes. Bald auftretende Platzregen weichen ſchließlich die Hülle auf und ſpülen den Inhalt vom Baum hinab auf den Erdboden. In einem Waſſertümpel oder Teiche vollendet ſich dann die Entwicklung.

R. Schiffel.

Der Nährſtoffgehalt der Kriegsernährung. Während des Krieges wurde in vielfach tendenziöſer Abſicht in zahlreichen Veröffentlichungen die rationierte Kriegskoſt als völlig ausreichend und unſchädlich hingeſtellt. Im Juni 1917 z. B. ging durch manche Blätter eine Notiz, wonach ein Belgier behauptet haben ſoll, er hätte ſich ſechzehn Jahre lang nur von Waſſer und Brot ernährt. Daraus ſollte zu erſehen ſein, „daß man mit noch weniger leben kann als mit dem, was man jetzt während des Krieges erhält“. Geheimrat Neumann, der Direktor des Hygieniſchen Inſtitutes in Bonn, hat ſich dem verdienſtvollen und opferreichen Unternehmen unterzogen, durch genaue Stoffwechſelunterſuchungen am eigenen Leib den Einfluß der Kriegsernährung feſtzuſtellen. Er hat daher vom 1. November 1916 bis 31. Mai 1917, alſo ſieben Monate in einer Zeit, wo die Verſorgungsverhältniſſe beſonders ſchwierig waren („Rübenzeit“), ſtreng im Sinne der behördlichen Rationierung gelebt und als „Zuſatznahrung“ von den im Freihandel käuflichen Waren nur ſoviel zugeführt, als es ſich die ärmſten Familien neben der rationierten Nahrung leiſten konnten. Um zu ſehen, wie ſich der Körper unter dieſer Koſt bei ſchwerer Arbeit verhalten würde, ſchaltete er in den Monaten April und Mai körperlich anſtrengende Beſchäftigung auf dem Felde ein. Die Veröffentlichung der Ergebniſſe dieſer 1917 fertiggeſtellten Arbeit wurde charakteriſtiſcherweiſe von der Zenſurbehörde unterſagt und konnte daher erſt jetzt erfolgen („Vierteljahrsſchrift für gerichtliche Medizin“ 57). Die „Kriegsnahrung“ betrug pro Tag durchſchnittlich 45 g Eiweiß, 18,9 g Fett und 286,8 g Kohlehydrate (dabei iſt außer der rationierten Nahrung eine monatliche Zuſatznahrung von etwa 5,5 Pfund Gemüſe, 0,5 Pfund Fiſch, 3 l Buttermilch mitberechnet). Im Frieden hatte man nach Voit mit einer Durchſchnittstageskoſt von 105 g Eiweiß, 56 g Fett, 500 g Kohlehydrate gerechnet. Die zugeführte Kalorienmenge betrug im täglichen Durchſchnitt 1482 Kalorien (gegenüber 3000 der Friedenszeit). Die Folge dieſer Unterernährung war eine Gewichtsabnahme innerhalb der ſieben Monate um 37 Pfund, d. h. um den vierten Teil des früheren Gewichtes. Die Schwerarbeit veranlaßte eine doppelte Verminderung des Gewichtes. Wenn bei Neumann auch außer der Gewichtsabnahme ſichtbare ſchädliche Folgen nicht aufgetreten ſind, ſo warnt er doch ausdrücklich und entſchieden vor der Annahme, daß eine ſo geringe Nahrung den Körper nicht in Mitleidenſchaft zöge. In einem Stoffwechſelverſuch konnte Zuſatz von Zucker trotz gleichbleibenden niedrigen Eiweißgehaltes und äußerſt niedrigen Fettgehaltes die Nahrung beträchtlich verbeſſern. Die Gewichtszunahme nach hohen Zuckerdoſen beruht auf Fettbildung, wie dies bisher bei Tieren feſtgeſtellt iſt. Brot ſcheint in gemiſchter Nahrung ein wenig beſſer ausgenutzt zu werden, als wenn es allein genoſſen wird. Beſondere Zufuhr von Mineralſalzen zur normalen Nahrung iſt nicht notwendig, weil jegliche tägliche Nahrung ſchon mehr als die nötige Menge enthält. Durch umfaſſende Stoffwechſelverſuche konnte die Beobachtung, daß die Kriegsnahrung für die Erhaltung des körperlichen Gleichgewichts nicht ausreichend iſt, geſtützt werden. Die Angabe, „daß man auf die Dauer mit noch weniger leben kann, als man im Kriege erhält“, läßt ſich experimentell nicht ſtützen und beruht auf irrtümlicher Vorausſetzung. Der Organismus verlor bei der Kriegsnahrung innerhalb fünf Tage 700 g an Gewicht, und es trat täglich ein Stickſtoffverluſt von 8,15 g ein. Durch „Gewöhnung“ allein kann man den Körper nicht zwingen, auf die Dauer mit unzureichender Nahrung auszukommen. Als praktiſche Folgerung ergibt ſich aus den intereſſanten Unterſuchungen: Eine ſo wenig zureichende Nahrung, wie wir ſie im Kriege haben, muß unter allen Umſtänden auf die Bevölkerung unheilvoll wirken; eine Beſſerung iſt mit allen Mitteln zu erſtreben. Die alten Koſtſätze waren rationell, weil ſie ſtets eine genügende Menge Reſerveſtoffe in ſich vereinigten und dem Körper Schutz vor Unterernährung boten. Vor allem muß die dem Friedenskoſtmaß entſprechende Kalorienmenge zur Verfügung ſtehen, auch wenn man die Menge des Eiweißes, des Fettes und der Kohlehydrate ändern will.

Dr. W. Schweisheimer, München.

Angewandte Seelenkunde. Die neuzeitliche Seelenforſchung iſt von rein wiſſenſchaftlicher Forſchung zu unmittelbar praktiſcher Anwendung fortgeſchritten. So bietet ſie z. B. hundert Möglichkeiten, für verantwortungsreiche Poſten die geeignetſten Bewerber auszuwählen. Welche Verantwortung haben Kraftwagen- und Lokomotivführer, U-Boots-Kommandanten, Kapitäne, Flugzeugführer! Die Schnelligkeit und Sicherheit ihrer Entſchlußfähigkeit läßt ſich durch oft wiederholte wiſſenſchaftliche Verſuche feſtſtellen. Ob ſie während der Verſuche leicht in ſtarke Aufregung geraten oder ihre Ruhe behalten, zeigt der Pulsmeſſer an. Auf Tauſendſtel-, ja Zehntauſendſtelſekunden kann genau gemeſſen werden, wieviel Zeit ſie brauchen, um nach gegebenem Licht- oder Schallſignal die richtigen Hebel in Bewegung zu ſetzen. An Hunderten von Verſuchen kann feſtgeſtellt werden, ob und wie oft ſie die falſchen Hebel ergreifen, oder ob ſie gar, wie es einer ganzen Anzahl Menſchen geſchieht, in der Aufregung ſchon vor dem Zeichen falſch handeln. Solche Leute ſind natürlich ſofort von der Bewerbung auszuſchließen, ſie könnten Menſchenleben und Tauſende von Werten vernichten. Da der Staat das größte Intereſſe daran hat, die zuverläſſigſten Leute für verantwortungsreiche Poſten zu gewinnen, läßt er in pſychotechniſchen Inſtituten die Bewerber prüfen. So wurde z. B. in Dresden das Raumgedächtnis für Eiſenbahnanwärter folgendermaßen geprüft: Mehrere ſymmetriſch oder unſymmetriſch ſich ſchneidende Linien bilden etwa fünfzehn Kreuzungspunkte, die Gleiſe und Weichen eines Bahnhofs darſtellend. Mit runden Marken ſind dieſe Knotenpunkte verdeckt, von denen nun der Prüfende eine ganze Anzahl Marken wegnimmt. Zwei bis drei Minuten Zeit hat der Prüfling, ſich das Bild genau einzuprägen. Dann werden alle Knotenpunkte wieder zugedeckt. Nach drei Viertel- bis eineinhalb Stunden muß er dieſelben Marken ſelbſt abheben und das frühere Bild genau wiederherſtellen. Es iſt nicht geſagt, daß ein Bewerber mit vorzüglichen Schulzeugniſſen und gutem Wortgedächtnis gerade den beſonderen Anforderungen des Eiſenbahndienſtes vom Weichenſteller bis zum Bahnhofsvorſteher hinauf gerecht wird; denn ſo viele geiſtige Fähigkeiten es gibt, beinahe ebenſo viele Sondergedächtniſſe gibt es. Darum iſt es ſchon nötig, daß man die Bewerber ſolchen und ähnlichen Aufgaben in engſter Anlehnung an die Forderungen eines Berufszweiges unterwirft.

Alfred Leopold Müller.

Der Kapitalwert des Waldes. Zur Sicherſtellung der von den Franzoſen beanſpruchten ungeheuren Entſchädigungsſumme wollen dieſe nach ausländiſchen Blättermeldungen ihre Hand auf die deutſchen Forſte legen. Die Franzoſen erweiſen ſich dabei als gute Rechner. Der Wald, der in Deutſchland mehr als ein Viertel der Geſamtfläche bedeckt, ſtellt heute eine Kapitalsanlage von ſtets wachſendem Werte dar. Die moderne Forſtwirtſchaft lehrt, wie er ausgenützt werden kann, ohne große kahle Flächen ſtehen zu laſſen, bei denen man jahrzehntelang auf Nachwuchs warten muß, während welcher das Anlagekapital zinſenlos daliegt. Es geſchieht dies durch das „Plentern“ oder „Femeln“, wobei nur kleine, eng umſchriebene Flächen abgeholzt werden, auf denen der junge Nachwuchs ſich des wirkſamen Schutzes der umſtehenden Holzrieſen erfreut. Infolge ſtreifenförmig verlaufenden Abhiebs beſcheinen die Sonnenſtrahlen das grüne Holz reichlicher als ſonſt, und ſie ſind es, die den Baum wachſen und gedeihen laſſen. Eine ſich vollen Sonnenlichtes erfreuende Fichte kann in ihrem hundertfünfzigjährigen Leben mehr als ein Drittel dicker werden als bei mangelnder Beſcheinung. So kann ſie durch Sonnentätigkeit allein im Werte von 120 Mark auf 160 Mark wachſen. Bei ſolchem „Femelſtreifenbetrieb“, dem die neueſten Ergebniſſe unſerer vorgeſchrittenen Forſtwirtſchaft zugrunde liegen, vermag man den Nutzen des Waldes pro Hektar mit 50 Mark zu veranſchlagen. Deutſchland hat ungefähr 15 Millionen Hektar Waldfläche, ſomit wirft das in deutſchen Forſten ſprießende Holz 750 Millionen Mark an Zinſen im Jahr ab. Das entſpricht bei Annahme vierprozentiger Verzinſung einem Kapital von 18¾ Millionen Mark. Dabei iſt aber nur der Holzwert allein in Betracht gezogen! Es liegen jedoch außerdem noch unermeßliche Schätze im Forſt, in Form von Zelluloſe für Pergament, Kollodium und Zelluloid, von Stärke in Eichen, Buchen, Ahornen, Ulmen und Pappeln, von fetten Ölen in Linden und Birken, von Zucker, in den ſich Stärke überführen läßt, und von Alkohol, zu dem Zucker vergärt, ebenſo von Eſſig, Azeton, Holzgeiſt, Holzteer, Benzin, Terpentin, Harz, Pech, Kolophonium, Harzſpiritus, Gas, Kienruß, Holzkohle uſw., die ſich durch trockene Deſtillation und andere chemiſche Vorgänge aus dem Holz gewinnen laſſen. Welchen Schatz die Rinde der Eichen und Nadelbäume in Form von Gerbſäure birgt, lernte man im Kriege ſchätzen, wo ſie die für Deutſchland jährlich notwendigen 300000 Zentner Quebracho erſetzen mußte, deren Zufuhr plötzlich abgeſchnitten war. Dazu kommen noch eßbare Früchte und Samen ſowie die Hutpilze. Dabei iſt vieles noch im Walde geborgen, was deutſche Wiſſenſchaft und Technik aus ihm in Zukunft hervorholen werden.

Dr. Ludwig Karell.

Der wirtſchaftliche Nutzen der Sommerzeit. Zweifellos hat die große Mehrheit der Menſchen in vergangenen üppigen Friedenszeiten ſehr unzweckmäßig gelebt, als ſie morgens bis tief in den Tag hinein ſchlief, oft auch noch mittags in der Zeit des hellſten Lichtes, und dafür abends bei künſtlichem Licht wach blieb. Der Weltkrieg, der uns auf ſo vielen Gebieten die ſegensreiche Kunſt des Sparens gelehrt hat, hat ſeit 1916 die Mehrzahl der Kulturnationen auch veranlaßt, zum Zwecke der Kohlenerſparnis die Sommerzeit einzuführen. Im allgemeinen ſind mit dieſer die vortrefflichſten Erfahrungen gemacht worden. Ein äußeres Kennzeichen hierfür iſt der Umſtand, daß 1916 die Sommerzeit in Deutſchland erſt am 1. Mai begann, 1917 und 1918 ſchon Mitte April, während ihr Beginn 1919 in einigen weſtlichen Kulturländern gar ſchon auf Anfang März verlegt wurde. Wie große Erſparniſſe an Licht und Kohle dadurch möglich gemacht werden, zeigt eine amerikaniſche Statiſtik von S. Inſull. Nach ſeinen Ermittlungen ſind 1918 in den Vereinigten Staaten durch die Sommerzeit in ſieben Monaten nicht weniger als 300000 t Kohle erſpart worden, eine Menge, die ſelbſt im kohlenreichen Amerika nicht gering geſchätzt werden muß. Die Elektrizitätswerke haben durch die Sommerzeit eine Mindereinnahme von 8,5 Millionen Dollar, alſo von rund 35 Millionen Mark, gehabt! Wenn man ſich in den U. S. A. entſchließen würde, die Sommerzeit zur Dauereinrichtung zu machen, wofür manche Gründe ſprechen, wäre nach Inſull ſogar eine Erſparnis von 425000 t Kohlen im Jahre zu erzielen. – Dieſe Feſtſtellungen ſollten in unſerem an ſchwerer Kohlennot leidenden Deutſchland mit größter Aufmerkſamkeit geprüft werden und zu einer ernſten Erwägung Veranlaſſung geben, ob nicht auch wir noch erheblich weitere Kohlenerſparniſſe möglich machen können, indem wir die Sommerzeit ſchon im März beginnen und nötigenfalls ſich über das ganze Jahr erſtrecken laſſen.

Dr. R. Hennig.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerſtraße 1–7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 3951. 152. Band. Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 13 Mark; frei ins Haus 13 Mark 25 Pfg. Preis dieser Nummer 1 Mark 30 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 1 Mark, auf Seiten mit Text 1 Mark 20 Pfg. 20. März 1919.



Dr. Lahmann's Sanatorium

in Weißer Hirsch bei Dresden.

Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilfaktoren.

Neuzeitliches Inhalatorium. **Stoffwechselkuren.** Luft- und Sonnenbäder.

Für kurgemäße Verpflegung ist bestens gesorgt.

Eigenes großes Gut mit besonders ausgedehnten Obstplantagen und Milchwirtschaft; seit 20 Jahren dem Sanatorium angegliedert.



Thüringer Waldsanatorium SCHWARZECK

Bad Blankenburg i. Thüringerwald

für Nervöse und innerlich Kranke (auch Erholung). — Schönste Umwelt. Gute Verpflegung. Jede Bequemlichkeit. Leitende Ärzte: Besitzer Sanitätsrat Dr. **Wiedeburg**, Sanitätsrat Dr. **Poensgen** (früher Bad Nassau), Dr. **Wichura** (früher Schierke), Dr. **Happich** (früher St. Blasien). — Prospekte und Auskünfte kostenlos durch die Schwarzecker Verwaltung.

Dr. Nöhring's Sanatorium für Lungenkranke

Neu-Coswig i. Sa. Eig. Beh.-Meth. mit glänzend. Erfolgen Reichl. Verpfleg. 20 bis 25 Mark tägl.

Hauptziehung 5. Klasse vom 2. bis 30. April 1919.

174. Sächsische Landes-Lotterie

(In Österreich-Ungarn verboten).

39600 Gewinne im Gesamtbetrag von

16,649 200 M.

Haupt-gewinne: ev. **800 000 „ 500 000 „ 300 000 „ 200 000 „**

Lose	1/10	1/5	1/2	1/1
	M. 25.-	50.-	125.-	250.-

(Porto u. Liste 40 Pf. extra) empfehlen und versenden

Ad. Müller & Co. Leipzig, Brühl 10/12.

Postscheckkonto Leipzig 3844.

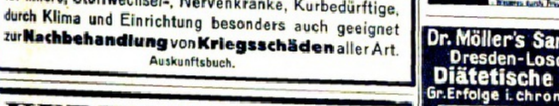
San.-Rat **Dr. Wanke, Friedrichroda i. Th.** Kuranstalt f. Nerv.- u. Seelisch-Leidende. Spezialkur bei allen Störungen des Unterbewußtseins: Zwangsvorstellungen, Angstgefühlen, Schwermut usw.

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen

(Bayerisches Hochgebirge)

Sanatorium

für Innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Kurbedürftige, durch Klima und Einrichtung besonders auch geeignet zur **Nachbehandlung** von **Kriegsschäden** aller Art. Auskunftsbuch.





Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz

Diätetische Kuren. Gr. Erfolge i. chron. Krankh.

Billige Zweiganst. — Prosp. fr.

Ostsee-Sanatorium Zoppot

wird im April d. J. wieder eröffnet

für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Erholungsbedürftige. **Nachbehandlung** von **Kriegsschäden** aller Art. Vorzügliche Verpflegung. Leit. Arzt: **Dr. M. Gumz.**

Hautjucken beseitigt in einigen Tagen Hautcreme „**Radikal**". Sproedt, Bochum 73, Postfach 199. — Mäßige Preise.

Wie ein Wunder beseitigt San.-Rat Dr. Strahls **Haussalbe** jeden Hautausschlag, Flechten, Hautjucken, bes. Beinschäden, Krampfadern der Frauen und dergl., Originaldosen zu M. 2.25, 4.25 u. 7.50 versendet **portofrei** Elefanten-Apotheke Berlin 2, Leipzigerstr. 74 (a. Dönhoffplatz).

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**

bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera.

Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

Duftspender „**ODORIFERA**" *Das kostbarste Kleinod im Wäscheschrank der Dame. Nachn. 10 Mk. Wiederverkäufer gesucht.* INSTITUT ISIS, LEIPZIG



Sanatorium Elsterberg für Herz-, Magen-, Nieren- und Stoffwechselkranke. Nervenkranke (Neurastheniker, Entziehungskuren), nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige, Lungen- und Geisteskranke ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.

Auskunft umsonst bei **Schwerhörigkeit,** Ohrgeräusch, nerv. Ohrschmerzen. Glänz. Anerkennungen. **Sanis-Versand** München 94b.

Sie rauchen zu viel! Rauchertrost-Tabletten ermöglichen das Rauchen ganz oder teilweise einzuschränken. Unschädlich! Preis pro Schachtel 2 M. fr. Nachnahme. **Ernst & Witt,** Hamburg 23, Abt. L.

Alle Krankheiten die mit gleichmäßiger Wärme zu behandeln sind, wie Rheumatismus, Gicht, Magenleiden, Ischias, Gesichts-, Zahn- u. Ohrenreißen, Hexenschuß usw. **finden Linderung u. Heilung** durch unsere bekannten, seit nahezu 4 Jahrzehnt. best. bewährten, nur durch kurzes Kochen stundenlg. gebrauchsfert. **Natron-Wärmer** ohne Kohlen, jahrelang haltbar, die wir in gebog. Schalenform Gr. I. M. 3.-, Gr. II. M. 6.-, flacher Eiform M. 3.- liefern. Prospekt mit Gebrauchsanweisg. frei. **Carbon Natron Heiz-Cie. Alwin Nieske. G. m. b. H., Dresden N. 8.**

Harmoniums mit edlem Orgelton. Katalog umsonst. Alois Maier, Hofl., Fulda 172.

Was will der Lebensbund?

Der „Lebensbund" bemüht sich mit beispiellosem Erfolg seit 1914 das zu erfüllen, was Hunderte großer ernster Männer der Wissenschaft, Geistliche, Ärzte, Sozialpolitiker und Menschenfreunde, was Tausende denkender Frauen von der Kultur unserer Zeit fordern: Die Wahl eines Lebensgefährten nicht vom Zufall abhängig zu machen, nicht unter Wenigen zu treffen, die gerade den Lebensweg kreuzen, nicht die Frauen warten zu lassen, bis einer kommt und sie holt, sondern sich, alle törichten Vorurteile überwindend, in unbedingter Wahrung von Takt und Diskretion gegenseitig zu finden durch gegenseitiges Suchen unter Gleichgesinnten, ohne an irgendwelche örtliche oder persönliche Rücksichtnahme gebunden zu sein oder gesellschaftliche Rücksichten zu verletzen, ohne sich sofort jedem gänzlich Fremden gegenüber offenbaren zu müssen, und endlich auch, ohne Zeit zu verlieren! Der „Lebensbund" ist keine gewerbsmäßige Vermittlung, er löst das schwierige Problem in einer Weise, die als „überaus genial" gekennzeichnet wurde und hundertfache höchste Anerkennungen aus allen Kreisen fand! Jeder, der die Absicht hat, zu heiraten, fordere vertrauensvoll gegen Einsendung von 40 Pfg. unsere Bundesschriften. Postscheckkonto Nr. 20792, Amt Leipzig. Zusendung erfolgt sofort unauffällig in verschlossenem Brief. Allerstrengste Verschwiegenheit wird zugesichert. Geschäftsstelle und Adresse: Verlagsbuchhändler G. Bereiter, Schkeuditz 514 bei Leipzig.

174. Sächs. Landes-**Lotterie**

Hauptziehung 5. Klasse vom 2. bis 30. April.

Hauptgewinne eventl. M. **800 000, 500 000, 300 000, 200 000** usw. Viele Mittelgewinne.

Kauflose für diese Ziehung:

Bei Kaufen v. 100 M. an nehme ich **Kriegsanleihe** zu ... Zahlung.

Felix Fliess, Leipzig 4. Amtl. Staats-Lott.-Ein.

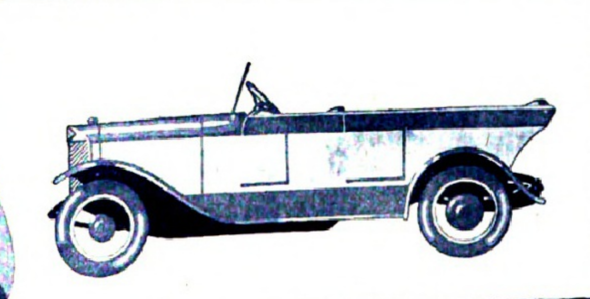


ZÜRICH G^RD HOTEL BELLEVUE AU LAC

in herrlichster Lage. — 200 Betten. — Moderner Komfort. — Wohnungen mit Privatbädern und fliessendem Wasser. — Bei längerem Aufenthalt Preisermässigung. — Gepflegte Küche. — Renommierter Keller. —

CARLTON-RESTAURANT. Direktion: **W. Deig-Perret.**





Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Dr. Fischersche Vorbereit.-Anstalt, Leit. Dr. Schünemann, Berlin W. 57, Zietenstr. 22, auch für **Damen. Hervorragende Erfolge,** besonders bei **Reife-, Einjähr.-, Prim.-, Notschluß- und Kriegsreifeprüf.,** für letztere 3 **Sonderkurse.** Bis 1. Januar 1919 bestanden: **5335 Zöglinge,** 1918 u. a. **42 Abit. (7 Damen), 24 Prim., 141 Einjähr.**

April — Ausbildung zu — Oktober
Privat-Sekretärinnen
Blunck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Töchterheim Anna Krause, Dresden, Werderstraße 44, a. d. Lukaskirche. **I. Ranges. Eigens erbaute moderne Villa in freier Lage.** Zentralheizung, fließendes Wasser in den Schlafzimmern, Bäder, Turn- u. Tanzsaal, elektrisches Licht, Tennisplätze, großer Garten. **Lehrfächer:** Sprachen, Wissenschaften, Künste. Körperausbildung durch Gymnastik, Sport. Referenzen und Prospekt. **Anna Krause,** wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Gießener Pädagogium.

Höhere Privatschule für alle Schularten. Sexta — Oberprima.
Einjährigen-, Primareife-, Abiturienten-Prüfung.
Schülerheim in etwa 25000 qm großem Park. **Gute Verpflegung.** Charakterbildung durch Arbeit und Pflichten. Musik. Sport.
Drucksachen durch Dir. **Brakemann, Gießen a. d. L.,** Wilhelmstr. 16.
Nähe Universität.

Lähn i. Riesengeb. b. Hirschberg — **Pädagogium. Landschulheim** auf deutscher u. christl. Grundlage. Gegr. 1873
Kleine Klassen, real und realgymn. Ziel. Einjähr. und Vorbereitung auf Obersekunda. Streng gereg. Internat famil. Charakt. Beste Pflege, Unterricht u. Erziehung. Eigene Ökonomie. Sport. Wandern. Bäder. Medizin. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 4. Prospekt frei durch die Direktion

Kaufmännische Privatschule

Höhere Handelsfachklasse von Prof. O. Kühne, Direktor des Evang. Pädagogiums
in Godesberg a. Rhein
Gründl. Ausbildung in allen kaufm. Wissenschaften. Sonderabteil. für Knaben u. Mädchen. Internat für Knaben in Familienhäusern des Pädagogiums, f. Mädchen in gutempfohlenen Familien am Ort.

Barth**sche Privat-Realschule mit Internat in **Leipzig,
Gegründet 1863 — Georgi-Ring 5
*Die Anstalt besteht aus 6 Real- und 3 Vorschulklassen. Sie hat die **Berechtigung zur Ausstellung des Reifezeugnisses.** Regelmässige Arbeitsstunden, sorgfältigste Nachhilfe, gewissenhafte Beaufsichtigung. Neues, modern eingerichtetes Schulhaus. Prospekt auf Verlangen. Direktor Dr. L. ROESEL.*

Pädagogium Neuenheim in Heidelberg-Neuenheim.
Kleine Gymnasial-Realklassen. Sexta/Prima. Erfolgreicher Übertritt i. **Prima u. Sekunda** (7./8. Kl.). **Abitur. Modern** bewährte Einrichtungen. Sport. Gr. eig. Spielfeld. Wandern. Fluß- u. **Hallenbäder.** Werkstätte. Gartenarbeit. Vorzügl. empfohl. **Familienheim** i. eigener Villa. Keine Schlafsäle. Einzelbehandlung. Verkürzte Unterrichtsstunden. Förderung **körperl. Schwacher u. Zurückgebliebener.** Aufgaben unter Anleitung in tägl. **Arbeitsstunden.** Prüfungserfolge: **Abitur. Prima** (7./8. Kl.) d. d. Direktion.

Technikum Mittweida (Sachsen). **Höheres techn. Institut** für Elektro- und Maschinen-Technik. Direktor: Hofrat Prof. Holzt. **Aelteste und besuchteste Anstalt.** Programm unberechnet v. Sekretariat.

Stotterer erhalten umsonst die Broschüre: „Die Ursache des Stotterns u. Beseitigung ohne Arzt u. ohne Lehrer sowie ohne Anstaltsbesuch." Früher war ich selbst ein sehr starker Stotterer u. habe mich nach vielen vergebl. Kursen selbst geheilt. Bitte teilen Sie mir Ihre Adresse mit. Die Zusendung m. Büchleins erfolgt sofort im verschloss. Kuvert ohne Firma vollständ. kostenl. **L. Warnecke, Hannover,** Friesenstr. 33.

Fachlehrbücher I. Ranges mit vielen Abbildungen.

Moderne Seifenfabrikation M. 12. Seifensieder 11. Destillierkunst 4. Essigfabrikation u. Senfbereitung 4. Parfümeriefabrikation 4. Der Gerber 12. Moderne Lederfabrikation 8,70. Gerbereitechnisches Auskunftsbuch 44. Das Fleischergewerbe 21,35. Fleischwaren und Wurstfabrikation 10,65. Tabak und Tabakfabrikate 18. Zigarettenfabrikation 8. Die Bäckerei 13,35. Konditorei 26,65. Back- und Süßspeisenbuch 15. Marmeladenfabrikation 9. **Der Metallarbeiter** 8,70. Schlosser 17,35. Schmied 8,70. Kupferschmied 10. Klempner 16. Autogenes Schweißen und Schneiden 12. Die Blechabwickelungen 4,40. Der moderne Installateur 28,20. Wasserleitungsinstallateur 10. Dachdecker 8,70. Maschinenbau 44. Maschinist 10. Heizer und Kesselwärter 17,20. Heizungsmonteur 13,70. Metallgießerei 18. Formerei 12. Galvanotechniker 8,70. Elektrizitätspraxis 46,75. Leitfaden der Elektrotechnik 8,80. Starkstromanlagen 8,80. Automobiltechnik 12. Flugzeugtechnik 4. Fachzeichnen 10. Optik 15. Pianofortebau 15,35. Orgelbau 8,70. Harmonium 4,70. Der Schreiner 18. Der Drechsler 16. Schreinerhandwerk 23,10. Möbeltischler 13,35. Bürgerliche moderne Möbel 12. Einfache moderne Möbel 10. Moderne Schlafzimmer 33. Wohn- und Speisezimmer 33. Der Zimmermann 8,70. Dachausmittelungen 8. Dachschiftungen 3. Der Holzbau 8,70. Stellmacher 14. Holzberechner 5. Schnittholzberechner 2,70. Der **Maurer** 8,70. Der Bauführer 8. Stukkateur und Gipser 14. Der Kunststein 10. Ziegelfabrikation 17,35. Steinmetz 8,70. Steinberechner 4. Der Sattler 18,70. Sattlerhandwerk 25,30. Das Polstern 11. Wagenfabrikant 15. Tapezierer und Dekorateur 12,70. Dekorateur und Stubenmaler 7. Firmenschriften 12. Zeichenschule 6,50. Kürschnerkunst 18,70. Hutmacher 8,70. Zuschneidekunst (Herren) 16,50. Buchdruckerkunst 12. Der Buchbinder 13. Lehrbuch der Landwirtschaft 20,60. Lehrbuch der Milchwirtschaft 9,10. Gärtnerbuch 12,10. Lohnrechner 2. Rechnen 5.25. Deutsch 5,25. Englisch 5,25. Französisch 5,25. Buchführung 5,25. Arithmetik u. Algebra 5,75. Geometrie 5,50. Juristisches Formularbuch 5,25. Bankwesen 5,25. Der Gute Ton 5,25. Klavierschule 7,20. Violinschule 5,60. Gedichtsammlung 5. Tanzlehrbuch 3.35. Wir liefern auch **jedes** andere Werk. Gegen Nachnahme.
L. Schwarz & Co., Verlagsbuchhandlung, Berlin K. 14a, jetzt Annenstr. 24.

2 echte billige **Briefmarken** Alle verschieden!

		100 verschied. Kriegsmarken nur	M. 17.50
25 alte Montenegro	M. 3.50	36 Deutsch. Kolonien	M. 5.75
15 Türkei Krieg	M. 3.75	4 gest. Warschau	M. 2.25
18 gest. Nyassa	M. 4.—	4 alte Sachsen	M. 2.25
Deutsche Post in Rumänien		8 Werte gest.	M. 6.50

Max Herbst, Markenh., **Hamburg A.** Illustr. Markenliste auch über Alben und **Kriegsnotgeld** kostenlos.

Briefmarkensammler! Verlangen Sie sofort gegen Portoersatz Prospekt und Probenummer des **Leipziger Briefmarken-Anzeigers.** Das Blatt ist für Sie sehr wichtig. **Franz Junghanß** Leipzig 13 Postfach 6

Briefmarken. Preisliste kostenlos. — Auswahlen ohne Kaufzwang. — **August Marbes, Bremen.**

An die Arbeit

muß das deutsche Volk. Alle! Männer und Frauen müssen darnach trachten, ihre Kräfte und ihre Fähigkeiten zu erhöhen, um

durch die Arbeit

die Schäden und die Wunden des Krieges zu heilen. Das beste Mittel, sein Wissen zu erweitern, und damit seine Lage zu verbessern, bietet eine umfassende Allgemein- und fachliche Bildung. **Rasch und gründlich führt die Methode „Rustin" (5 Direktoren höherer Lehranstalten, 22 Professoren als Mitarbeiter)** jeden Vorwärtsstrebenden ohne Lehrer durch Selbstunterricht unter energischer Förderung des einzelnen durch den persönlichen Fernunterricht. Wissensch. geb. Mann, Wissensch. geb. Frau, Geb. Kaufmann, Die geb. Handlungsgehilfin, Bankbeamte, Einj.-Freiw.-Prüfg., Abit.-Examen, Gymn., Realgymn., Oberrealschule, Lyzeum, Oberlyzeum, Mittelschullehrerprüfung, Zweite Lehrerprüfung, Handelswissenschaften, Landwirtschaftsschule, Ackerbauschule, Präparand., Konservatorium. **Ausführliche 60 S. starke Broschüre über bestandene Examen, Beförderungen im Amte, im kaufmännischen Leben usw. kostenlos durch**

Bonneß & Hachfeld, Potsdam, Postfach 284.

Städtisches Friedrichs-Polytechnikum Cöthen Anhalt C. 22.

Institut Boltz Ilmenau i. Thür. Einj.-Abitur. Pr. fr.

Stottern heilt u. Garant. in 1-4 wöch. Kur **K. Buchholz,** Hannover, Lavesstr. 67. — Keine Sprechübungen.

Seelisches Gefühlsleben, Charakter deute gewissenhaft nach Handschrift M. 1.75. Prosp. fordern. **Friedrich W. Jark, Bülkau S. E. 346,** Kreis Neuhaus a. d. Oste, Bez. Hamburg.

Ingenieur-Schule Zwickau (Sachsen)
Ingenieur- und Techniker-Kurse für Masch.-, Elektr.- u. Betriebstechnik.
Laboranten-Kurse für techn. Chemie u. Metallographie.
Auskünfte kostenlos.

Technikum Neustadt i. Mecklbg. Höhere Lehranstalt. Ingenieure, Technik. Werkm., Masch.-Bau Elektrot. Progr. frei.

Erste deutsche Chemieschule für Damen • Dessau 301
Chemische und bakter. Kurse. Prospekte frei.

Die entzückenden Kunstbreviere

Rembrandts Erzählungen, gewählt u. eingef. v. Prof. Dr. E. W. Bredt m. ca. 70 Abb. ca. M. 2.80
Albrecht Dürer, Hrsg. v. Prof. Dr. H. Singer mit ca. 70 Abb. ca. M. 2.80
Chodowiecki, Zwischen Rokoko und Romantik Hrsg. v. Prof. Dr. E. W. Bredt mit ca. 70 Abbildungen ca. M. 2.80
Neureuther, Bilder um Lieder Hrsg. v. Prof. Dr. E. W. Bredt mit ca. 60 Abb. ca. M. 2.80
Ludwig Richter, Heimat und Volk Hrsg. v. Prof. Dr. E. W. Bredt m. ca. 70 Abb. ca. M. 2.80
M. v. Schwind, Fröhliche Romantik Hrsg. v. Prof. Dr. E. W. Bredt m. ca. 70 Abb. ca. M. 2.80
Spitzweg, Bürgerlicher Humor Hrsg. von R. Braungart mit ca. 60 Abb. ca. M. 2.80
Busch, Der lachende Weise Hrsg. von R. Braungart mit ca. 70 Abb. ca. M. 2.80

Das heitere Buch Hrsg. von W. Jerven mit Beiträgen erster Autoren. Bd. I, II, III, jeder Band mit Bild. geschm. Preis ca. M. 5.50 brosch., M. 6.80 geb. pro Band.
Verlagsverzeichnis gegen Einsendung von 30 Pfg.
Durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen.
H. Schmidt Verl., München J. L. Franz Josefstraße 14.

Der schönste Wandschmuck sind meine prachtvoll **hochkünstlerisch** ausgeführten farbigen

Kunstbilder

nach berühmt. Gemälden alter u. neuer Meister. **140 versch. Bilder.** Jedes Bild auf Karton gezogen **1,75 Mark.** Illustr. Katalog 60 Seit. **1,50 M.**

Nordische Kunst nach berühmt. nordisch. Malern. **25 verschied. Bilder.** Jedes Bild auf Karton gezogen **1,75 Mark.**

Moderne Kunstblätter, darstellend: **„Intime Szenen aus dem Frauenleben".** Tanz, Gesellschaftsleben, Landschaften usw. **251 verschiedene Bilder** nach Reznicek, Lendecke, Kainer, Wennerberg, Dudovich, Heine, Thöny, Sieck, Schulz u. s. w. Illustr. Katalog. 168 Seiten, 1 Mark.

Jagd- und Naturbilder nach Originalgemälden von Specht u. Grashey. — Große Blätter. — Bild **2,50 Mark.**

Museums-Gravüren nach Gemälden aus russischen Museen. — 100 Bilder. — Jedes Bild bestausgeführt **2,50 Mark.** Illustr. Katalog, 18 Seiten, 30 Pf.

Kunstbilder „Aus großer Zeit" Dauernde Erinnerungsblätter **an unsere Helden** von Malern der Lustigen Blätter wie Heilemann u.s.w. Einzelne Bilder 1 Mark u. 2 Mark. 10 Bilder sortiert statt 15 M. 12 M. 22 Bilder sortiert statt 33 M. 26 M. Zu je 5 Bildern eine fein ausgestattet. **Sammelmappe gratis.**

Neu-Erscheinungen: „Unser Sonnenschein". Reizender Mädchenkopf. Bild **1,50 Mk.** **„Der gerupfte Amor". „Der Goldfasan". „Strandnixe". „Im Spiel der Wellen".** Pikante, dezente Frauengestalten von Kirchner und Wennerberg. Bild **2.— Mark.**

Alle Bilder werden gerahmt geliefert. Wiederverkäuf. Vorzugspreise.
Kunstverlag Max Herzberg, Berlin SW 68, Neuenburgerstr. 37.

6 Millionen **Todesopfer** hat die Grippe **erfordert**
Schutz gegen die Grippe von Kreisphys. Dr. Berger. Hochaktuelle Broschüre, behandelt zum **ersten Male eingehend die Entstehung, Heilung u. Vermeidung d. Grippe.** Verkaufspreis M 1.50 Nachnahme durch **Karl Paesler, Berlin 42,** Alexandrinenstraße 31.

Fuchs, Gesch. d. erotischen Kunst. Mit 385 Illustr. u. 36 Beilagen. Nur für Wissenschaftler, Sammler und Bibliotheken. Geb. Leinen, frei Post 46.— M **Louis Marcus Verlag, Berlin W 15,** Fasanenstrasse 65.

Buchführung brieflich sicherer wie jeder mündliche Unterricht. Bücherrevisor **M. Gey, Dresden 6 N. 12,** Königsbrückerstr. 64.

Stenogr. Buch z. Selbstunterricht (Stolze-Schrey) M. **1.60.** Bekannt. Bewährt. **Verlag Thimm, Potsdam W.**

Interessante Bücher! Verlangen Sie kostenlose Prospekte von **Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla.**

Briefmarken und Sammlungen kauft zu hoh. Preis., Verkaufspreislisten umsonst, **S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47 L.**

Briefmarken *Auswahlen an Sammler ohne Kaufzwang. Illustrierte Briefmarkenzeitung gratis.* ***Karl Hennig, Weimar.***

Kriegsbriefmarken der Zentralmächte — Preisliste gratis **W. Franke, Berlin W. 8,** Unter den Linden 17/18. Ankauf von Sammlungen jeder Art.

Sächsische Landes-Lotterie
Staatsunternehmen mit größten Gewinnaussichten. Jedes 2. Los gewinnt.
2. April beginnt die **Hauptziehung** und dauert bis 30. April

800000 — 200000
500000 — 150000
300000 — 100000

(In Österr.-Ung. verb.)



und namentlich zahlreiche Mittelgewinne. Im ganzen kommen 39600 Gewinne und 1 Prämie
16 Millionen 649200 Mark
an 20 Ziehungstagen zur sicheren Verlosung. Daher beteiligen sich viele erst zur Hauptziehung.

Lose	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
M	25.-	50.-	125.-	250.-

Geg. Voreinsdg. 450 ₰ f. Porto u. Liste extra od. u. Nachn. durch d. Lotterie-Einnehmer
Hermann Straube
Leipzig, Lortzingstrasse 8.
Bankkonto Deutsche Bank. Postscheckkonto Leipzig 7516.
Gewinnlisten u. Auszahlung schnell.

Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit
(Alte Leipziger)
Gegründet 1830 • Leipzig • Dittrichring 21
Versicherungsbestand
1 Milliarde 179 Millionen Mark
übernimmt Versicherungen unter
günstigsten Bedingungen
und gegen
billigste Beiträge

Sächs. Staats-Lotterie-Einnahme
Friedr. Otto Kunze
Chemnitz
In Oesterreich-Ungarn verboten



Elektr. Staubsaugemaschine „Waku"
Vorzüglich bewährt.
An jede Lichtleitung anzuschließen
Mitteldeutsche Industrie-Gesellsch. m. b. H. Chemnitz, Zöllnerpl. 26
Vertreter gesucht.

Wer heiraten will

sollte sofort die sozial-psychologische Studie Dr. Bergners **„Aerztliche Ratschläge über die Ehe"** lesen. Unser Buch, mit einem farbigen, zerlegbaren Modell des weiblichen Körpers in der Entwicklungsperiode sowie den dazugehörigen Tabellen versehen, enthält Tatsachen über das sexuelle Verhalten von Mann und Weib vor und in der Ehe, die für das Wohlbefinden und Lebensglück beider Gatten von unschätzbarem Werte sind. Preis 3.80 M. Nachnahme 35 Pf. teurer.

Seinen Stammhalter sichert jeder, der nach der tausendfach erprobten Methode von Friedr. Robert verfährt, wie solche in seinem Buche **Knabe oder Mädchen** **Die Tatsache der willkürl. Zeugung** dargestellt ist. Zahlreiche Eltern bestätigen freudig den Erfolg der Ratschläge, die Robert in seinem Buche gibt. Die Beigabe von **vier Tafeln mit zwanzig farbigen Abbild.** zeigt alles Wichtige auch im Bilde. Es geht alles natürlich zu und ist verblüffend einfach, wie das Ei des Kolumbus. Preis 3.— M. Nachn. 35 Pf. teurer. Linser-Verlag, G. m. b. H., Berlin-Pankow 60. h.

Hoffende Frauen!
Werdende Mütter!

Verlangt Prospekte über die Erzielung **leichter, oft fast schmerzloser Entbindungen!** Geprüft und begutachtet von hervorragenden Aerzten und Professoren, u. a. mit grossem Erfolg angewandt an einer deutschen Universitäts-Frauen-Klinik. — Man verlange Prospekte in Apotheken, Drogerien, Reformgeschäften oder von der Tausende und abertausende Anerkennungen aus allen Volkskreisen!
Rad-Jo-Versand-Gesellschaft, Hamburg 40. Amolposthof

Illustrirte Zeitung

Nr. 3951. 152. Band.



Der Sonnenstrahl. Nach einem Gemälde von J. A. Muenier.

Die wirtschaftlichen Voraussetzungen des Völkerbundes. / Von Walter Oehme, Berlin.

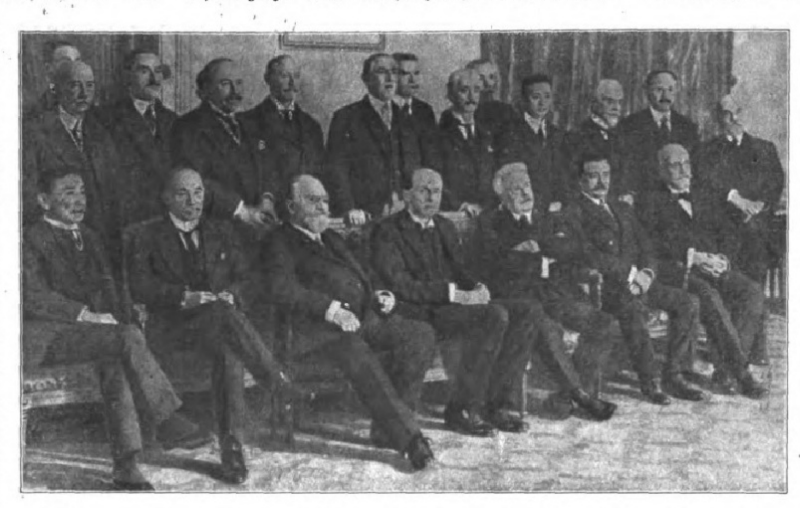
Die Verwirklichung jeder Idee ist nur möglich, wenn die Idee mit den wirtschaftlichen Voraussetzungen der Zeit in einer gewissen Übereinstimmung steht. In ganz besonders hohem Maße gilt das von der politischen Idee; denn die Politik ist letzten Endes nichts anderes als die völkerrechtliche, verfassungs- und verwaltungstechnische Konsolidierung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Verwirklichung der Idee des Völkerbundes ist deshalb nur möglich, wenn es gelingt, die notwendigen wirtschaftlichen Voraussetzungen für sie zu schaffen.

Der Völkerbund kann nichts anderes sein als die Schaffung eines Weltwirtschaftszustandes, in dem die größtmögliche Weltproduktion dadurch erreicht wird, daß jedem einzelnen Volke die weitestgehenden Rechte zur wirtschaftlichen Produktion und zum Eigenleben eingeräumt werden. Der Völkerbund bleibt eine Illusion, wenn unter seinem Deckmantel die Weltherrschaft irgendeines einzelnen Volkes proklamiert und rechtlich festgelegt wird. Die Vorherrschaft einer einzelnen Macht oder einer Mächtegruppe bedeutet immer die wirtschaftliche und politische Unterdrückung schwächerer Völker. Das aber ist ein Vergehen an der weltwirtschaftlichen Entwicklung, da die gesamte Weltproduktion dadurch vermindert wird, daß einzelnen Völkern die Möglichkeit des vollen Einsatzes ihrer Arbeitsleistung und Produktivität genommen wird. Die Entwicklung rächt sich für diese Vergewaltigung dadurch, daß sie die unterdrückten Völker, die um ihre Existenz kämpfen, zum Aufstande zwingt. Damit ist der Völkerbund dann illusorisch geworden. Das ausschlaggebende Moment für die Gestaltung des Völkerbundes sind also nicht völkerrechtliche und politische Abmachungen, sondern einzig und allein die wirtschaftlichen Grundlagen. Der uns bisher vorliegende Völkerbundsvertrag schließt vorläufig nur Amerika, England, Frankreich, Italien und Japan ein. Die Verteilung der Stimmen gibt ohne weiteres den beiden angelsächsischen Mächten ein großes Übergewicht insofern, als nicht alle Staaten gleichmäßig eine Stimme erhalten, sondern England für seine Kolonien eine besondere Stimme im Völkerbunde besitzt. Aber selbst wenn die Stimmenverteilung vollkommen gleichmäßig erfolgte, so würde trotzdem die gewaltige Übermacht des anglo-amerikanischen Blocks durch seine wirtschaftliche Stellung gesichert sein.

Im Deutschen Reiche war die Hegemonie Preußens nicht etwa durch irgendwelche besonderen politischen Vorrechte gesichert. Im Gegenteil, die Verfassung des Deutschen Reiches gab im Bundesrat Preußen eine verminderte Stimmenzahl, die nicht ein Drittel der Gesamtstimmen überschreiten durfte; dennoch ist die preußische Vorherrschaft niemals gefährdet gewesen. Die Ursache dafür war die gewaltige wirtschaftliche Überlegenheit des preußischen Staates, dessen Wirtschaftskraft gegenüber die einzelnen Bundesstaaten nicht aufkommen konnten. Alle Bundesstaaten waren vom preußischen Wirtschaftsleben in einer Weise abhängig, die jeden politischen Widerstand in wichtigen Lebensfragen unmöglich machte.

Dasselbe Bild zeigt heute der Völkerbund, den die Ententestaaten der Welt anbieten wollen. Fast die gesamten Rohstoffquellen der Welt sind in den Händen Englands und Amerikas. Es ist notwendig, sich das einmal in aller Deutlichkeit klarzumachen. Nicht nur die gesamten afrikanischen Rohstoffe, sondern auch die Rohstoffe des Orients, des Balkans, Indiens und Australiens sind in den Händen der Engländer. Die Rohstoffquellen Nordamerikas sind ebenso wie die Südamerikas völlig von den Vereinigten Staaten beherrscht. So besitzen die angelsächsischen Völker in der Tat alle wirtschaftlichen Rohstoffe. In ihrem Belieben steht es, ob sie einem Staate die für seine Produktion notwendigen und zur Ausschöpfung seiner Arbeitskraft erforderlichen Rohstoffe zur Verfügung stellen wollen. Dadurch geraten alle Völker der Welt in wirtschaftliche Abhängigkeit vom anglo-amerikanischen Block. Die Folge davon ist, daß, wie immer die Verfassung eines Völkerbundes gestaltet sein mag, doch einzig und allein England und Amerika stets die ausschlaggebenden Staaten in diesem Völkerbunde sein werden. Ihr wirtschaftliches Übergewicht ist so groß, daß sie in der Lage sind, jede selbständige Politik der anderen Staaten einfach durch den wirtschaftlichen Druck der Rohstoffsperre zu verhindern, wofür Deutschland in diesen Tagen ein klassisches Beispiel bildet.

Diese Erwägungen zeigen, daß alle völkerbundsrechtlichen Abmachungen, alle politischen Verträge lediglich eine formale Lösung des Problems, ein „Fetzen Papier" bleiben werden und niemals geeignet sind, die Völkerkonflikte wirklich zu lösen. Die Weltproduktion wird dadurch, daß die Rohstoffquellen in die Hände zweier Mächte gekommen sind, auf das empfindlichste geschädigt. England und Amerika sind nicht in der Lage, die gesamten Rohstoffe in der eigenen Industrie produktiv zu verwerten; sie spielen deshalb die Rolle eines Verteilers der Rohstoffe auf der ganzen Erde. Das hat zunächst die Folge, daß sie als Zwischenhändler auch das Recht des Zwischengewinnes für sich in Anspruch nehmen werden. Dadurch erreichen sie, daß alle andern Völker die Rohstoffe teurer kaufen als sie selbst. Die Folge davon ist, daß ihre eigene Industrie durch die günstigeren Vorbedingungen des Rohstoffeinkaufs am Weltmarkt stets leistungsfähiger erscheinen wird als die der andern Staaten. Dazu tritt noch die Erscheinung, daß England und Amerika aus den Rohstoffquellen zunächst ihre eigene Industrie bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit voll versorgen werden. Erst aus dem verbleibenden Rest an Rohstoffen wird die Industrie der übrigen Welt ihren Bedarf decken können. Es ist zum mindesten sehr zweifelhaft, ob der Rohstoffbestand immer groß genug sein wird, um den Bedarf der übrigen Industrievölker vollauf zu decken. Da aber nicht bewiesen ist, daß die englische und die amerikanische Industrie auf allen Gebieten die leistungsfähigsten sind, da es sehr leicht denkbar ist, daß auf diese Weise eine bedeutend leistungsfähigere Industrie eines anderen Volkes aus Mangel an Rohstoffen sich nicht zur vollen Kraft entwickeln kann, so wird auf diese Weise die Weltproduktion auf die empfindlichste Weise geschädigt werden. Zum dritten erhalten die anglo-amerikanischen Völker durch ihren Besitz sämtlicher Rohstoffquellen die Möglichkeit einer willkürlichen Verteilung der Rohstoffe. Es ist menschlich durchaus verständlich, daß England und Amerika ihren gefährlichsten wirtschaftlichen Konkurrenten eine geringere Menge von Rohstoffen zuteilen als den wirtschaftlich ungefährlicheren, um auf diese Weise die Wirtschaftskraft des wirtschaftlichen Gegners zu schwächen und die Konkurrenz niederzuhalten. Da aber dieser wirtschaftliche Gegner eben durch seine Leistungsfähigkeit beweist, daß er für die Weltproduktion ein bedeutsamer Faktor ist, so wird auch auf diese Art die wirtschaftliche Entwicklung der Welt auf das empfindlichste geschädigt.



Mitglieder der von der Vorfriedenskonferenz in Paris eingesetzten Kommission zur Vorbereitung der Satzungen des Völkerbundes.

Von links nach rechts, sitzend: Chinda, Makino (Japan), Leon Bourgeois (Frankreich), Lord Robert Cecil (England), Orlando (Italien), Pessoa (Brasilien), Benizelos (Griechenland). Von links nach rechts, stehend: Oberst House (Amerika), Dmowski (Polen), Vesnitsch (Serbien), General Smuts (England), Präsident Wilson (Amerika), Diamandi (Rumänien), Hymans (Belgien), Major Bonsall (Amerika), Wellington Koo (China), Reis (Portugal), Scialoja (Italien), Larnaude (Frankreich).

Es ist nicht Deutschland allein, das unter den Folgen dieses Völkerbundes zu leiden haben wird. In dem jetzt entstehenden Völkerbunde, in dem angeblich außer England und Amerika nur Frankreich, Italien und Japan eine Stimme haben, werden Frankreich und Italien der englisch-amerikanischen Willkür ausgeliefert sein. Insonderheit die Stellung Frankreichs ist im Augenblick nichts weniger als beneidenswert. Die wirtschaftliche Konstellation kann jeden Augenblick so umschlagen, daß England auf irgendeinem Gebiete in Frankreich einen gefährlichen Konkurrenten sieht. Es wird dann nicht im geringsten zögern, die ihm gefährlich werdende französische Industrie durch Vorenthaltung der nötigen Rohstoffe niederzukämpfen. Frankreich und Italien sind in diesem Völkerbund hilflos dem anglo-amerikanischen Block ausgeliefert und besitzen nicht die geringste Möglichkeit, sich ernsthaft in irgendeiner Form gegen dessen Politik zu wehren. Dazu kommt noch, daß Frankreich in falscher Erkenntnis der wirtschaftlichen Entwicklung seine Stellung auf Kosten Deutschlands zu festigen sucht. Man muß die französische Mentalität zu verstehen suchen, um dem französischen Volke gerecht zu werden. Der Menschenbestand des französischen Volkes ist durch den Krieg weit mehr geschwächt als der deutsche. Das Wachstum des französischen Volkes vermag mit dem Deutschlands nicht Schritt zu halten. Die Franzosen sehen in Deutschland noch immer einen gefährlichen wirtschaftlichen Gegner, fürchten das Erstehen einer deutschen Revancheidee und versuchen, vor dieser sich durch einen Sicherungsfrieden zu bewahren. Da sie diesen nur durch große Zugeständnisse an die beiden weltbeherrschenden Vormächte England und Amerika erreichen können, so liefern sie sich diesen immer mehr aus. Die Folge davon ist die Erzeugung künstlicher politischer Konflikte und eine ungesunde Verschiebung der wirtschaftlichen Konstellation. In etwas anderen Formen gilt all dieses auch von der Stellung Italiens. Japan hat man in diesen Völkerbund nur aufgenommen, um es zu neutralisieren und den anglo-amerikanischen Block für einige Zeit von dieser Gefahr zu befreien.

Es ist ohne nähere Erläuterung klar, daß in diesem Völkerbunde eine solche Fülle wirtschaftlicher und politischer Konflikte schlummern, daß ihr sofortiger Ausbruch nur durch die tatsächliche Vorherrschaft des anglo-amerikanischen Blocks für einige Zeit verhindert werden kann. Auf die Dauer wird die Austragung dieser Konflikte aber nicht vermieden werden können. Die Jahre werden immer neuen Konfliktstoff sammeln, und die Folge wird ein gewaltiger Abrechnungskrieg der unterdrückten Völker sein.

Es ist falsch, die Schuld an dieser Entwicklung England und Amerika zuschieben zu wollen, wie es falsch ist, für die preußische Vorherrschaft im Deutschen Reiche Preußen selbst verantwortlich machen zu wollen. Die Schuld liegt tatsächlich auf der andern Seite, bei den Staaten und Völkern, die durch die künstliche Zersplitterung die Vorherrschaft einer einzelnen oder zweier geeinigter Mächte möglich machen. Hätten die übrigen deutschen Bundesstaaten es verstanden, sich zusammenzuschließen und sich gemeinsam der preußischen Macht entgegenzustellen, so hätte es eine preußische Vorherrschaft niemals gegeben. Würden die europäischen Staaten unter sich den Weg zu einer Einigung finden, so gäbe es keine anglo-amerikanische



Die Eröffnung der Preußischen Nationalversammlung im Abgeordnetenhause zu Berlin am 13. März: Blick in den Sitzungssaal.



Die Erörterung des Völkerbundproblems in einer Vollsitzung der Pariser Vorfriedenskonferenz. Nach Zeichnungen von J. Simont in der „Illustration" (Paris).

Oben: Barnes begrüßt den Völkerbund im Namen der englischen Arbeiter. Unten: Bourgeois (Frankreich) fordert Garantien gegen jeden Angriff.

Berlin nach den Unruhen: Kinder in einem Schützengraben des Berliner Ostens.



Nach der Besetzung Lichtenbergs durch die Regierungstruppen: Verpflegung der ausgehungerten Kinder durch die Befreier.



Das Heim des Reichspräsidenten Ebert, das frühere Palais des Prinzen August Wilhelm in der Wilhelmstraße zu Berlin.



Das Geburtshaus (links) des Reichspräsidenten Ebert in Heidelberg.

Weltherrschaft, und das Gleichgewicht der Kräfte wäre die wirtschaftliche Basis für einen wahren Völkerbund. Der Zusammenschluß der europäischen Staaten und Völker zu einem Kontinental-Europa ist nicht nur möglich, sondern eine Notwendigkeit, die von einer Gruppe deutscher Politiker seit Jahren erkannt und in den „Sozialistischen Monatsheften" von meinen politischen Freunden in konsequentester Weise vertreten wird. Wir müssen trotz aller französischen chauvinistischen Hetze vor allem Frankreich davon überzeugen, daß ein Ausgleich der deutschen und französischen Wirtschaftsinteressen durchaus möglich ist. **Die Völkerversöhnung zwischen Frankreich und Deutschland ist die nächste wichtigste Aufgabe der deutschen Politik.** Mit dieser muß Hand in Hand gehen die Erschließung der östlichen Rohstoffquellen in Rußland, das die natürliche Brücke zum japanischen Wirtschaftsleben bildet. Dieser kontinental-europäische Block wird von dem anglo-amerikanischen nicht einfach seiner Rohstoffquellen beraubt werden können. England und Amerika werden das Recht auf Kolonialbesitz allen rohstoffbedürftigen Industrievölkern zuerkennen müssen. Erst auf diesem Wege der gerechten Verteilung der Rohstoffe werden wir zu einer wirtschaftlichen Grundlage für den wahren Völkerbund kommen.

Die Idee des Völkerbundes wird stets eine rein formale bleiben, solange sie die hier dargestellten wirtschaftlichen Grundlagen außer acht läßt. So sicher es ist, daß die wirtschaftliche Entwicklung zu ihrer Produktivität der befruchtenden Idee bedarf, so sicher ist, daß eine Idee, die in ihrer Form den wirtschaftlichen Grundsätzen widerspricht, stets zu großen Konflikten führen muß. Die Form des Völkerbundes, den England und Amerika heute der Welt präsentieren, bedeutet eine sträfliche Mißachtung der wirtschaftlichen Bedingungen der Entwicklung. Sie muß, sofern ihre Korrektur nicht in ganz kurzer Zeit gelingt, zu schweren politischen Konflikten führen. Es ist vergeblich, dies den Vertretern der englisch-amerikanischen Mächte zu predigen, denn sie sind der Überzeugung, daß ihr guter Wille, die Welt in Frieden zu erhalten, und die ihnen zu diesem Zweck gegebenen Machtmittel genügen, um der Welt den Frieden zu sichern. Sie erkennen nicht, daß im Konflikt der Idee mit den wirtschaftlichen Grundlagen stets die wirtschaftlichen Notwendigkeiten recht behalten werden und die Idee eine Niederlage erleiden muß. Die anderen Völker aber, also die europäischen, die nicht in einer Lage sind, in der ihre Machtmittel so groß sind, um ihnen die Durchführung jeder Idee scheinbar garantieren zu können, werden dies Gesetz eher begreifen, und an sie wird sich der Appell aller derer richten müssen, die ernsthaft einen Völkerbund und mit diesem einen ewigen Frieden wünschen. Nicht England und Amerika, sondern das Verhalten der kontinental-europäischen Völker wird die nächste Zukunft der Welt bestimmen.



General v. Lüttwitz, wurde mit dem Oberkommando der Truppen Groß-Berlins betraut. (Phot. Binder, Berlin.)



Zur Ankunft unserer Gallipoli- und Palästina-Kämpfer in Wilhelmshaven am 17. März: Das Transportschiff in der Schleuse. (Phot. Kloppmann, Wilhelmshaven.)

August v. Kotzebue u. Karl Ludwig Sand.

Von Prof. Dr. Richard Schwemer.

August v. Kotzebue. Nach einem Gemälde von Fr. Tischbein gestochen von J. P. Bittheuser.

Karl Ludwig Sand, der Mörder Kotzebues. Nach einem Stich von C. Wilh. Bock (1819).

Aus dem Jammer der Gegenwart flüchten wir gern in die Vergangenheit, allein wir kommen damit nicht immer wirklich los von der Gegenwart. Gehen wir zum Beispiel von heute um hundert Jahre zurück, dann treffen wir auf eine Zeit, die uns in einzelnen Zügen merkwürdig an das Heute erinnert, denn auch im Jahre 1819 bot Deutschland ein tief unerfreuliches Bild: damals wie jetzt nach unendlichen Leiden und Opfern schwere Enttäuschung, damals wie heute materielle Not, Gärung der Geister, Altes und Neues in Erbitterung miteinander ringend, schwüle Atmosphäre, Gewitterstimmung, und aus den dunklen Wolken, die die Zukunft verhängen, plötzlich, wie ein Blitz hervorbrechend, der politische Mord!

Der politische Mord! — Damals für Deutschland noch etwas Unerhörtes, aber deshalb auch um so Verhängnisvolleres: die Ermordung August v. Kotzebues durch Karl Ludwig Sand, die am 23. März 1819 stattfand, sie war zugleich der Todesstoß für die verheißungsvolle Bewegung, die sich an den deutschen Universitäten herausgebildet hatte, und die die Geister für den Gedanken eines freien, in sich einigen nationalen Staates bereiten sollte, der Todesstoß für die deutsche Burschenschaft und für alles, was im politischen Leben Gesamtdeutschlands an verheißungsvollen Keimen überhaupt vorhanden war.

Die Tat Sands ganz begreiflich zu machen, ist fast nicht möglich. Sie erscheint an sich zunächst völlig unsinnig, denn Kotzebue war ein Mann, dessen Sein oder Nichtsein für den wirklichen Verlauf der Dinge fast gleichgültig war, da er in keiner Beziehung ein Träger des herrschenden politischen Systems war; und auch der deutschen Burschenschaft, deren Kreisen der Mörder angehörte, konnte die gewaltsame Beseitigung Kotzebues nicht im entferntesten irgendeinen Vorteil bringen, denn die Beziehungen Kotzebues, des vielgenannten Publizisten und Verfassers unzähliger Theaterstücke, zu der Burschenschaft bestanden einzig darin, daß Kotzebue in dem „Literarischen Wochenblatt“, das er 1817 gegründet hatte, sich verschiedentlich ungünstig über den an den Universitäten herrschenden neuen Geist geäußert hatte, daß er infolge seiner Beziehungen zum russischen Hofe — er führte den Titel eines russischen Staatsrates — von Zeit zu Zeit Berichte über die deutschen Zustände an den russischen Kaiser gelangen ließ, und daß durch einen Zufall das Bruchstück eines solchen Berichtes, in dem die Wirksamkeit des Jenenser Historikers Heinrich Luden, eines von der Burschenschaft besonders verehrten Mannes, in sehr abfälliger Weise besprochen wurde, gerade in die Hände Ludens gefallen und dann von seinen Freunden veröffentlicht worden war. Die Folge war eine gerichtliche Klage Kotzebues gewesen, Kotzebue war aber in letzter Instanz kostenpflichtig abgewiesen worden.

Kotzebues Tod. Nach einer Zeichnung von Gebrüder Henschel.

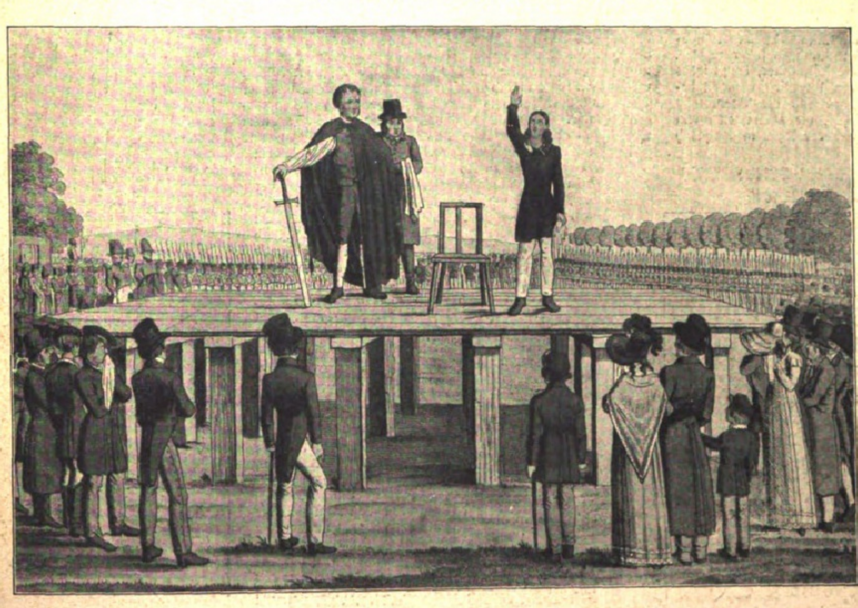
In der ersten Instanz (dem Leipziger Schöppenstuhl) allerdings waren Luden und seine Freunde verurteilt worden, und damals, im Mai 1818, hatte Sand in sein Tagebuch die Eintragung gemacht: „Herr, mitunter wandelte mich heute wieder eine so wehmütige Bangigkeit an; aber fester Wille, feste Beschäftigung löst Alles und hilft für Alles; und das Vaterland schafft Freude und Tugend; unser Gottmensch, Christus, unser Herr, er ist das Bildnis einer Menschlichkeit, die ewig schön und freudig sein muß. — Wenn ich sinne, so denke ich oft, es sollte doch einer mutig über sich nehmen, dem Kotzebue oder sonst einem solchen Landesverräter das Schwert ins Gekröse zu stoßen.“

Die Stelle eröffnet uns einen merkwürdigen Einblick in die Seele Sands: kindliche Frömmigkeit, Gott und Vaterland in innigster Verbindung, Bedürfnis nach schöner Menschlichkeit und daneben eine beinahe unheimliche Bereitschaft zu blutigem Rächeramte, denn Kotzebue ist in seinen Augen gerichtet wegen seiner Schreiberei im Dienste des Auslandes: er hat sich an dem vergangen, was von jeher Sand als das Heiligste galt, an dem Vaterlande und an seiner Schar, der Burschenschaft, und dies zu rächen fühlte er sich um so mehr berufen, als er nicht nur Mitglied, sondern Mitbegründer der Burschenschaft war.

Die deutsche Burschenschaft war ein Ergebnis der deutschnationalen Strömung, die, schon vor dem Freiheitskriege unter dem Drucke der Fremdherrschaft anhebend, in dem Freiheitskriege ihren Höchststand hatte, und die dann mit den zurückkehrenden Freiheitskämpfern auch in das Universitätsleben hineinflutete. Noch immer stand bis dahin das Treiben der Studenten unter dem Einflusse mittelalterlicher Überlieferungen: rohe Trinksitten, derbe Vergnügungen, Faust- und Fehderecht in üppigster Blüte. Oft genug waren Versuche einer Reform unternommen, aber viel war nicht erreicht worden. Erst die große Erschütterung, die die deutsche Seele in der Napoleonischen Zeit erfuhr, half vorwärts. So wie jetzt das ganze Volk erfaßt wurde von der einen großen Empfindung, ein in sich zusammengehöriges Ganzes zu sein, so schmolz endlich auch unter den Burschen an den Universitäten die harte Rinde des Partikularismus, der in den Landsmannschaften zum Ausdruck kam, und so fanden sich die Landsmannschaften, zunächst in Jena, in dem Entschlusse zusammen, nicht mehr einander befehdende studentische Sonderstaaten darstellen, sondern einen einzigen universitären Jugendbundesstaat bilden zu wollen: ihre Mitglieder wollten nicht mehr in erster Linie Vandalen, Teutonen, Frankonen usw., sondern sie wollten zuerst und vor allem deutsche Burschen sein.

Während aber in Jena die Studentenschaft für sich die Idee der deutschen Einheit zum Panier erhob, wurde gleichzeitig in Wien in der Begründung des Deutschen Bundes wieder feierlichst die deutsche Vielheit zum deutschen Staatsgrundgesetz erhoben. Vom Standpunkt der auf diese Weise wiedererrichteten Einzelsouveränitäten erschien das Streben nach einem einheitlichen deutschen Staatsgebilde als hochgefährlich, und sobald daher der zweite Friede von Paris abgeschlossen war, begannen auch von dieser Seite die Bestrebungen, den deutschen Geist gleichsam zu demobilisieren. Diejenigen, die dieses deutschen Geistes voll waren, brausten entrüstet auf. Ihre Reihen schlossen sich. In dem Wartburgfeste, an dem auch Sand von Erlangen aus teilnahm, erneuerten sie ihre Gelübde in beinahe religiöser Ergriffenheit; bei dem Nachspiele auf dem Wartenberg, der Verbrennung einer Anzahl freiheitsfeindlicher Bücher, loderte freilich auch herausfordernder Freiheitstrotz auf, und auf dieses Nachspiel stürzten sich nun natürlich die Gegner: die Anklage auf Umsturzgesinnung wurde erhoben, und bald erschien vielen der Angegriffenen, meist ehemaligen Freiwilligen, der innere Feind so hassenswürdig wie früher der äußere, und in einzelnen besonders Exaltierten entstand der Gedanke, daß der Kampf gegen den inneren Feind auch mit denselben Waffen zu führen sei.

Sand gehörte zu diesen Exaltierten. Nicht dem äußeren Eindruck nach. Er war meist in sich gekehrt, oft trübsinnig, grüblerisch, eifrig in quälerischer Selbstprüfung, von beinahe wertherischer Sentimentalität, leicht reizbar, aber vor allem tief fromm. Der Gedanke, sich für eine große Sache zu opfern, war ihm früh geläufig. Wird doch berichtet, daß er in ganz jungen Jahren einmal die Stadt Hof verließ, weil Napoleon in die Stadt kam und es ihm unmöglich schien, den Unterdrücker seines Vaterlandes in Hofs Mauern zu wissen, ohne sein Leben an ihn zu wagen. — Einen ähnlichen Haß wie Napoleon widmete er nun auch Kotzebue, weil er in diesem Manne alles das personifiziert sah, was das Werk der Befreiung nachträglich zu Schanden zu machen schien; am 31. Dezember 1818 schrieb er: „Soll es etwas werden mit unserem Streben, soll die Sache der Menschheit aufkommen in unserm Vaterlande, soll in dieser wichtigen Zeit nicht alles vergessen werden und die Begeisterung wieder auflohen im Lande, so muß der Schlechte, der Verräter und Verführer der Jugend, A. v. Kotzebue, nieder — dies habe ich jetzt erkannt. Bis ich dies ausgeführt, habe ich nimmer Ruhe, und was soll mich trösten, bis ich weiß, daß ich mit ehrlichem Willen mein Leben darangesetzt habe? Gott, ich bitte dich um nichts, als um die rechte Lauterkeit und Mut der Seele, damit ich in jener höchsten Stunde mein Leben nicht verlasse.“



Sand auf dem Blutgerüste zu Mannheim am 20. Mai 1820 „Mein Vertrauen steht auf Gott!“ Nach einem zeitgenössischen Blatt aus dem Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

Es war zur Religion gesteigertes Vaterlandsgefühl, das ihm den Dolch in die Hand drückte. Er bestieg das Schafott in der Überzeugung, ein Märtyrer zu sein: „Ich nehme Gott zum Zeugen,“ sagte er im Anblick des Richtblocks, „daß ich für Deutschlands Freiheit sterbe.“

Es war alles Wahn, beklagenswerter Irrwahn! Nicht Erlösung brachte er durch seine Tat, sondern im Gegenteil gesteigerte Knechtung: die Karlsbader Beschlüsse machten der Burschenschaft zunächst ein Ende und ächteten den Gedanken eines einigen Deutschlands, aber das deutsche Volk widmete trotzdem dem Mörder Kotzebues Bewunderung und Verehrung, und noch viele Jahre lang war sein Bild in den Bürgerhäusern zu finden. Sand war eben doch der Exponent seiner Zeit: da ihr politisches Handeln verwehrt war und blieb, so artete sie aus in politisches Schwärmen.

Der Kampf gegen die Verkehrsnot. / Von Professor Dr. Tiessen.

Die Verkehrsnot ist nun mehr als zwei Jahre alt, und jeder wünscht ihr ein rasches Ende. Bisher aber ist sie noch immer gewachsen. Zuletzt durch den gewaltsamen Eingriff der grausamen Waffenstillstandsbedingungen in den schon geschwächten Bestand des rollenden Materials unserer Eisenbahnen. Der Feind hat uns vorgerechnet, was wir an Eisenbahnmaterial während des ganzen Feldzuges nach gutem Kriegsrecht erbeutet hatten, und dessen Herausgabe diktiert. Diese Forderung brauchte nicht verhängnisvoll zu wirken, wenn jene Beute wirklich ein Zuwachs für unsere Bahnen gewesen wäre. Aber Lokomotiven und Wagen mußten während des Krieges zu Tausenden im besetzten Gebiet verteilt werden und sind dort in großer Zahl verlorengegangen, und außerdem wurde beides, besonders aber die Lokomotiven, derart überanstrengt, daß Reparaturen und Neubauten längst nicht mit der Abnutzung Schritt zu halten vermochten. So muß damit gerechnet werden, daß uns der ersehnte Eintritt des Friedens auf dem Gipfel der Verkehrsnot findet.

Was kann, was muß zur Hebung der Verkehrsnot geschehen? — Die vielen großartigen Pläne zur Entlastung der Eisenbahn durch die Verbesserung der alten und durch den Bau neuer Wasserstraßen helfen vorläufig nichts. Selbstverständlich müssen die vorhandenen Wasserstraßen jetzt bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit wieder herangezogen werden. Aber auch das wird nur ein Hilfsmittel, kein Heilmittel gegen die Verkehrsnot sein. Der zweite Hoffnungsanker ist ein Hochdruck im Neubau von Lokomotiven und Wagen. Aber selbst wenn alle vorhandenen Werkstätten mit ganzer Kraft ihre Arbeit aufnehmen und durch Erweiterung und Vermehrung unterstützt werden, müssen Jahre vergehen, ehe das fehlende und minderwertige Material einen so vollkommenen Ersatz gefunden hat, daß das Gespenst der Verkehrsnot als beschworen gelten kann. Bliebe also nur der Ausweg des Sparens, des ewigen Rationierens, das wir in den vier Kriegsjahren so gründlich satt bekommen haben, weil eben ein Sattwerden dabei unmöglich ist. Aber wenn es schon nicht anders geht, was soll denn beim Verkehr rationiert werden? — Der Personenverkehr? — Davon haben wir schon so viel erlebt an Verteuerung, Einschränkung, zeitweilig fast gänzlicher Aufhebung, daß „zu tun fast nichts mehr übrigbleibt". Auch sind die Personenwagen in viel größerer Zahl vorhanden, als sie gegenwärtig ausgenutzt werden können, zumal sie sich zum Warentransport nicht gebrauchen lassen. Da sich auch die Lokomotiven der Personenzüge nicht zum Vorspann für Güterzüge eignen, so kann mit Bestimmtheit angenommen werden, daß der Personenverkehr nach Behebung der Kohlenschwierigkeiten und Reparatur des gegenwärtig in den Werkstätten brachliegenden Materials eine neue Belebung erfahren darf und erfahren wird. Käme jedoch einmal der Personenverkehr für einige Zeit zum Stillstand, wie wir es ja fast schon erfahren haben, so brauchte daran noch kein Mensch im Deutschen Reiche zu sterben, dagegen würden zahllose Menschen zugrunde gehen, wenn der Güterverkehr auch nur wenige Tage eingestellt werden würde. Man braucht eigentlich nur die beiden Wörter „Kohle" und „Nahrungsmittel" auszusprechen, um des allgemeinen Verständnisses sicher zu sein.

Im Friedensverkehr gab es 28 Massengüter, deren jedes die Eisenbahn jährlich mit mehr als 1 Mill. t Gewicht belastete. An der Spitze standen natürlich die Brennstoffe (Steinkohle, Braunkohle nebst Koks), die zusammen allein über zwei Fünftel des gesamten Güterverkehrs in Anspruch nahmen, genauer 225 von 500 Mill. t. An zweiter Stelle folgte die Gruppe der Steine und Erden, also hauptsächlich Baumaterial, mit rund 90 Mill. t. Für alle anderen Güter (Nahrungsmittel, Holz, Industrieerzeugnisse aller Art) blieben also nur 185 Mill. t oder erheblich weniger als für die Brennstoffe allein. Während des Krieges haben sich die Verhältnisse stark verändert, bei den allermeisten Gütern in der Richtung einer mehr oder weniger großen Mengenabnahme. Je mehr aber von diesen Massengütern erzeugt und befördert werden, desto besser für jeden einzelnen und für die ganze deutsche Wirtschaft. Bei vielen aber, wie Kohle, Eisenerz, allen Nahrungsmitteln, Düngemitteln usw., muß eine Verminderung der Menge schlechthin verhängnisvoll wirken. Verträgt somit die Mengenbelastung der Verkehrsmittel keine Verringerung, so bleibt nur ein Ausweg, nämlich eine Herabsetzung der **Betriebsbelastung**. Sie setzt sich zusammen aus Menge mal Weg. Wenn es gelänge, an den Transportwegen in der Weise zu sparen, daß die Versorgung mit gleich großen Mengen auf kürzerem Wege bewerkstelligt werden könnte, dann wäre das Ideal einer Entlastung oder, mit anderen Worten, einer wirtschaftlicheren Ausnutzung der Verkehrsmittel erreicht, ohne daß jemand einen Mangel zu verspüren brauchte. Also eine Rationierung nicht der Menge, sondern der Wege müßte das Zeichen sein, in dem wir wirtschaftlich siegen, der Verkehrsnot das ersehnte Ende zu bereiten bestrebt sein müßten.

Kann das nun geschehen? Und wie kann es geschehen? Die Aufgabe ist durchaus neu. Im Frieden hatte zur Aufstellung einer solchen Forderung keine Veranlassung vorgelegen, insbesondere nicht von seiten der Eisenbahnverwaltung, deren Leistungsfähigkeit sich gerade darin bewährte, daß sie **jeden** Transportauftrag zu bewältigen imstande war. Unter dem Druck der Verkehrsnot muß sich auch die Eisenbahnverwaltung dazu bequemen, auf eine Rationierung wenigstens der Transportwege einzugehen, obgleich ihre Einnahmen ebenso von deren Länge wie von den beförderten Mengen abhängig ist. Die Schwierigkeit, deren Überwindung als erste Vorbedingung für einen Erfolg zu betrachten ist, liegt in dem ungeheuren Umfang des Tatsachenmaterials, wie es von der Verkehrsstatistik für das ganze Deutsche Reich zusammengestellt wird. Jahr für Jahr werden die Ergebnisse dieser Statistik in großen Tabellenbänden, für den Eisenbahn- und für den Binnenwasserstraßenverkehr, veröffentlicht. Darin ist der Verkehr für 76 verschiedene Waren oder Warengruppen in der Weise erfaßt, daß die Mengen jeder Ware angegeben sind, die zwischen je zwei Verkehrsbezirken des Deutschen Reichs befördert wurden. Da sich die Zahl der Verkehrsbezirke, in die das Reich eingeteilt ist, auf 37 beläuft, ergibt sich eine solche Fülle von Kombinationen, daß eine Übersicht über die Einzelmengen und Einzelwege, in denen sich der Verkehr auch nur einer Ware abgewickelt hat, zur Unmöglichkeit wird. Ohne einen solchen Überblick aber, der alle Einzelheiten gleichzeitig ergreifen muß, fehlt es an einer Grundlage für die Beurteilung, wo an Transportwegen gespart werden könnte. Die einzige wirksame Hilfe kann durch eine geographische Karte geboten werden, auf der sowohl die Transportwege nach Lage und Länge als auch die transportierten Mengen klar verzeichnet sein müssen.

Die Lösung ist durch die von mir entworfenen **Einheitskarten** versucht und erfolgreich erprobt worden. Das Verfahren stützt sich auf die Annahme einer ziffernmäßigen Einheit, die durch eine einfache Linie (Einheitslinie) dargestellt wird; eine stärkere Linie (Doppellinie) bezeichnet das Doppelte der Einheit. Durch die Kombination dieser beiden verschieden starken Linienarten wird eine große Reihe von Zahlenstufen gewonnen. Um einen noch weiteren Spielraum zu schaffen, tritt eine noch stärkere Linie als „Balkenlinie" hinzu, die das Zehnfache der Doppellinie bedeutet. Dies einfache Mittel läßt sich für alle Zwecke verwenden, bei denen es auf die Darstellung von Zahlengrößen auf geographischen Karten ankommt, z. B. auch für Produktionskarten. Da eine bildhafte Übersicht über die Erzeugung unserer unentbehrlichsten Rohstoffe und Fabrikate für die Wirtschaft ebenso wichtig ist wie entsprechende Bilder des Verkehrs, ist hier ein Beispiel beigefügt, das die Roheisenerzeugung im Hochofengebiet des rheinisch-westfälischen Industriereviers nachweist. Nach dem erläuterten Verfahren sind die betreffenden Ortsnamen mit einer Kombination von Linien unterstrichen, die der täglichen Roheisenförderung entsprechen.

Neuer und vielseitiger sind die Lehren einer Verkehrskarte nach dem Einheitsliniensystem. Durch die Eintragung sämtlicher Verkehrsbezirke des Deutschen Reichs mit Kreisen, die durch verschiedene Größe die Bedeutung des einzelnen Bezirks für den Transport der betreffenden Ware ausdrücken, werden die festen Punkte zur Beurteilung der geographischen Verteilung der Verkehrsgrößen geschaffen. Sie sind aus den Linien oder Linienbündeln zu ersehen, die je zwei Kreise miteinander verbinden. Da auch die See- und Rheinhäfen, die Industriereviere und wichtigsten Großstädte als Kreise ausgeschieden sind, so lassen sich alle Besonderheiten des Verkehrs, wie die Einwirkung der Ein- und Ausfuhr zur See, der Einfluß der industriellen und großstädtischen Bevölkerung als Schwerpunkte der Erzeugung oder des Verbrauchs u. a. aus dem Kartenbild ablesen. Der Hauptnutzen der Darstellung zeigt sich bei der Betrachtung von Karten derselben Ware für mehrere aufeinanderfolgende Jahre, und auf diesem Wege ist es überhaupt erst möglich gewesen, in das Wie, Wo und Warum der Verkehrsnot tiefer einzudringen. Insbesondere ist erst dadurch festgestellt worden, daß der Hauptgrund der Störung nicht in der Erweiterung des Betriebsbereichs unserer Eisenbahnen infolge der Hinausschiebung der Kriegsschauplätze, sondern in der von England verhängten Hungerblockade, also in der Sperrung der Rheinmündung und der Nordseehäfen, gelegen hat.

Wie die Seesperre die Belastung der Eisenbahn vermehrt hat, ist aus den Veränderungen zu ersehen, die der Getreideverkehr eines einzigen Bezirks (Niederschlesien, Nr. 15 der Reichsstatistik) schon im ersten Kriegsjahr erlitten hat. Die Schrumpfung der Kreisgrößen zeigt, daß der Getreidetransport in der Gesamtmenge erheblich abgenommen hat. Dagegen haben die Transporte eine außerordentlich starke Zersplitterung erfahren. Während Niederschlesien 1913 mit nur sechzehn anderen Bezirken im Getreideverkehr stand, war die Zahl der Transportverbindungen 1915 auf neunundzwanzig gestiegen, und zwar reichen diese auch bis nach dem äußersten Westen des Reichs, nach Württemberg, Baden, dem Elsaß usw. Die Fiedern der Pfeile bezeichnen den Grad der Gegenbewegungen, enthüllen also die bedauerliche Tatsache, daß z. B. von Duisburg nach Niederschlesien nicht viel weniger Getreide bzw. Mehl gefahren wurde als von Niederschlesien nach Duisburg. Schon dieser kleine Ausschnitt aus der Karte des Deutschen Reichs führt somit klar vor Augen, eine wie große Mehrbelastung der Eisenbahn trotz geringerer Gesamtmenge der Ware durch Zersplitterung der Transporte oder, mit anderen Worten, durch **Vermehrung und Verlängerung der Transportwege** herbeigeführt worden ist.

Wenn diese Erfahrungen, die sich beim Studium der Karten ergeben, zur Aufstellung genauer Verkehrspläne führen, die die Warenverteilung auf den kürzesten Wegen ermöglichen, so wird dadurch die Gesundung unseres Wirtschaftslebens in weitgehendem Maße gefördert werden.

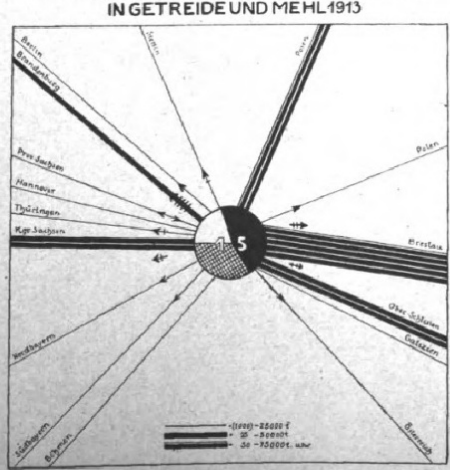
DIE HOCHÖFEN IM RUHRGEBIET.

ROHEISENERZEUGUNG i. 24 STUNDEN.

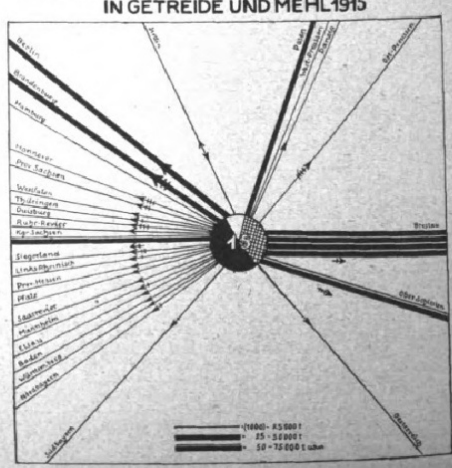
bis 100 Tonnen
100 - 200
200 - 300 usw.
anstatt 10 starker Linien = 2000 Tonnen

Herne, Dortmund, Hamborn, Gelsenkirchen, Oberhausen, Borbeck, Bochum, Hörde, Aplerbeck, Duisburg, Essen, Steele, Mülheim, Horst, Hattingen, Rheinhausen, Rhein, Ruhr, Hagen, Haspe

EISENBAHNVERKEHR NIEDER-SCHLESIENS IN GETREIDE UND MEHL 1913



EISENBAHNVERKEHR NIEDER-SCHLESIENS IN GETREIDE UND MEHL 1915





Regierungsrat Pfundtner,

vom Reichswirtschaftsamt, der zum Vorsitzenden der Reichsstelle für Druckpapier ernannt wurde.

Der Zusammentritt der Sächsischen Volkskammer.

Die verfassunggebende Landesversammlung des Freistaates Sachsen, ist am 25. Februar in Dresden zu ihrer konstituierenden Sitzung zusammengetreten. Gemäß der vorwiegend industriellen Zusammensetzung des Landes haben in ihr die sozialdemokratischen Mitglieder die absolute Mehrheit; 39 Angehörigen der bürgerlichen Parteien (22 deutsche Demokraten, 13 deutschnationale Volksparteiler und 4 deutsche Volksparteiler) stehen 57 Mitglieder der beiden sozialdemokratischen Parteien (42 Mehrheitssozialisten und 15 Unabhängige) gegenüber.

Die Entwicklung der innerpolitischen Verhältnisse in Sachsen hat sich bisher in durchaus ruhigen, besonnenen Formen vollzogen; die in der ersten Phase der Revolution aus drei Mehrheitssozialisten und drei Unabhängigen gebildete, am 16. Januar von einem rein mehrheitssozialistischen Kabinett abgelöste Regierung hat mit organisatorischer Kraft und praktischer Einsicht in das unter außergewöhnlichen Verhältnissen Mögliche einerseits und Notwendige andererseits das Land vor inneren Erschütterungen zu bewahren vermocht.

Die Rede, mit der der Vorsitzende im Gesamtministerium Sachsens, Minister des Innern und des Äußern Dr. Gradnauer, den Zusammentritt der Sächsischen Volkskammer eröffnete, war von dem Geiste einer klugen, ruhig abwägenden und besonnenen Staatspolitik erfüllt. In ihrem Mittelpunkte stand die Mahnung an das Sachsenvolk, dahin zu wirken, daß zunächst einmal wieder geordnete, ruhige Verhältnisse im Lande geschaffen werden, die den Wiederaufbau des wirtschaftlichen Lebens ermöglichen.

Der Rede des Ministers folgte die Wahl des Kammerpräsidenten. Mit 88 von 91 abgegebenen Stimmen wurde der Abgeordnete der mehrheitssozialistischen Parteien Julius Fräßdorf zum Präsidenten der Sächsischen Volkskammer gewählt.

Der für Sachsen vorgesehene Staatspräsident ist von der Volkskammer abgelehnt worden. Die Obliegenheiten dieser Stellung sind dem Ministerpräsidenten übertragen worden, als welcher in der Sitzung vom 14. März der bisherige Vorsitzende im Gesamtministerium, Minister des Innern und des Äußern Dr. Gradnauer, gewählt wurde. Dr. Gradnauer wurde am 10. November 1866 zu Magdeburg geboren. Er studierte in Genf, Berlin, Marburg und Halle Geschichte und Philosophie, war während der Jahre 1890 bis 1896 als Schriftleiter an der „Sächsischen Arbeiterzeitung“ (jetzt „Dresdner Volkszeitung“) tätig, gehörte während der Jahre 1897 bis 1905 der Schriftleitung des „Vorwärts“ an und übernahm seit dem Jahre 1906 die Leitung der „Dresdner Volkszeitung“, die er bis zum Ausbruche der Revolution behielt. Dem Reichstage gehörte Ministerpräsident Dr. Gradnauer während der Jahre 1898 bis 1906 und 1912 bis 1918 an. Bei Beginn der Revolution wurde Dr. Gradnauer zunächst mit der Leitung des Ministeriums der Justiz, später, als die Unabhängigen Sozialisten aus der Regierung austraten, mit der des Ministeriums des Innern und des Äußern und mit dem Vorsitze im Gesamtministerium beauftragt. Dr. Gradnauer ist auch als Schriftsteller hervorgetreten; von seinen selbständigen Arbeiten sind die folgenden zu nennen: „Mirabeaus Gedanken“, „Das Elend des Strafvollzugs“, „Verfassungswesen und Verfassungskämpfe“.

Dresden. Willy Doenges.

Luise Otto-Peters.

Vor hundert Jahren, am 26. März 1819, wurde Luise Otto-Peters in Meißen als die Tochter eines Rechtsanwalts geboren. Das Jahr 1919 sah die Frauen zum ersten Male ihr volles staatsbürgerliches Recht ausüben. Luise Otto-Peters ist in Deutschland die mächtigste Triebkraft der deutschen Frauenbewegung gewesen. Sie fand den Mut, zu sprechen, zu fordern, in Formeln und Anträgen zu binden, was nötig war, während so viele andere wohl empfanden, aber dennoch schwiegen, überwältigt von ihren inneren und äußeren Hemmungen, niedergedrückt von der eigenen Unzulänglichkeit angesichts der Leistungen einer bisher nur männlich geordneten und aufgebauten öffentlichen Welt. Luise Otto-Peters' erste Kundgebungen haben die Frische und die Unbefangenheit eines urwüchsigen und ganz sicheren Empfindens. So, wenn sie, im Jahre 1848, ganz allein, ohne jede Beratung und Hilfe als ein einzelnes, noch unverheiratetes weibliches Wesen das Unternehmen wagte, der amtlichen Kommission zur Organisation der Arbeit ihre „Adresse eines Mädchens“ zu überreichen, mit der bestimmten Forderung „Glauben Sie nicht, meine Herren, daß Sie die Arbei[t] genügend organisieren können, wenn Sie nur die Arbeit de[r] Männer und nicht auch die der Frauen mit organisieren“ und dem berühmten Schlußsatz: „Und wenn alle an sie zu denken vergessen, ich werde es nicht vergessen.“ Auch de[r] Wahrspruch ihrer 1849 gegründeten „Frauenzeitung“: „Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen“, hat etwas vo[n] dieser schöpferischen Naivität.



Dr. Georg Gradnauer,

der neue sächsische Ministerpräsident. (Mehrheitssozialist.)



Luise Otto-Peters,

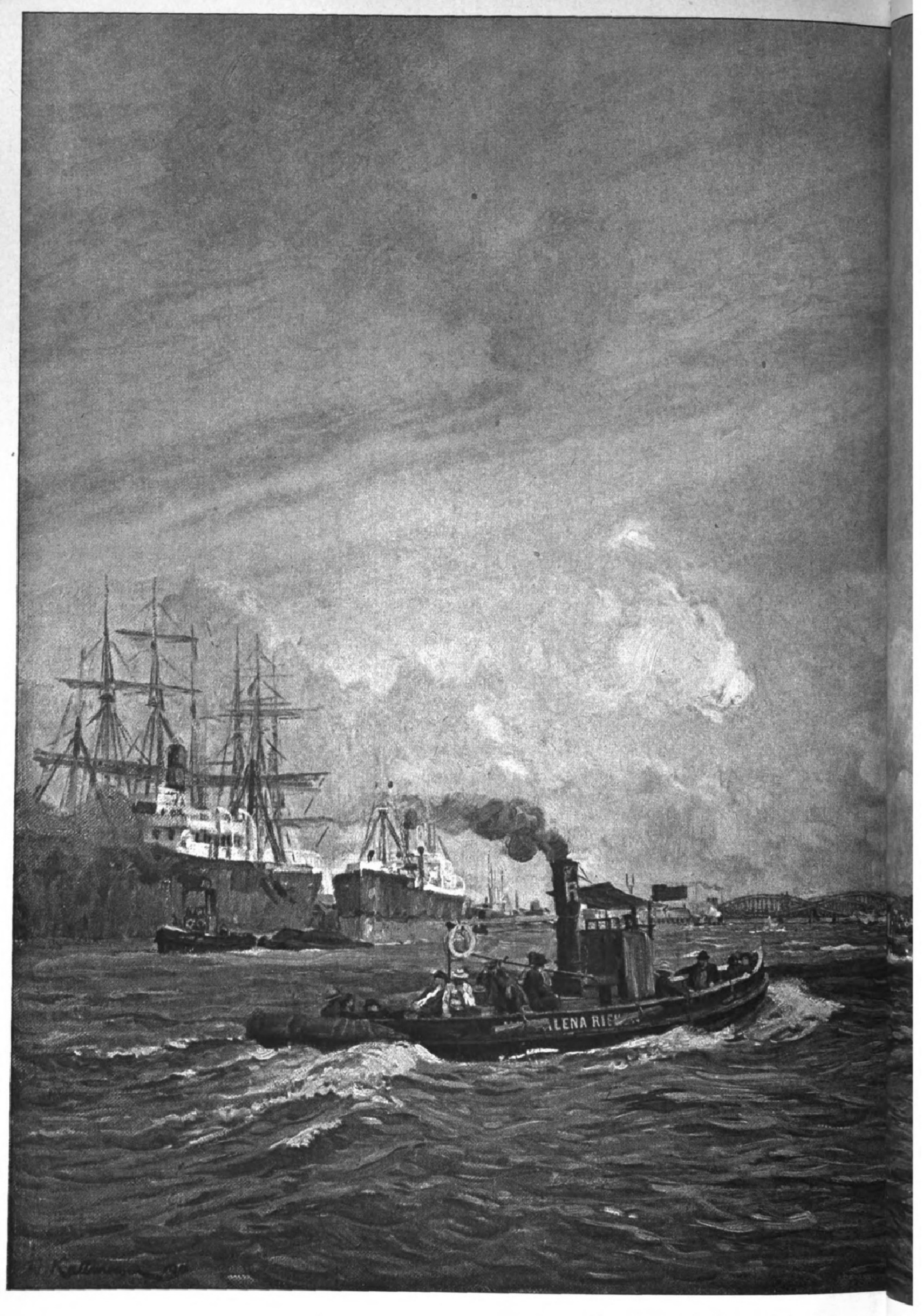
die bekannte Vorkämpferin der Frauenbewegung. (Zur 100. Wiederkehr ihres Geburtstags am 26. März.)

Luise Otto-Peters kam nicht auf dem Wege der intellektuellen Überlegung zu ihren Frauenforderungen. Die No[t] ihres Geschlechtes in fast allen seinen Vertreterinnen brannt[e] in ihrem Herzen. Künst-lerisches und politische[s] Wollen fließen ihr i[n] eins; sie hat sich imme[r] auch als künstlerisch emp-findend und formend be-tont. Ihre zahlreichen, recht umfangreichen, da-mals auch wirkungsvolle[n] Romane sind heute ve[r]-gessen und nur noch fü[r] den lesbar, der dies[er] starken und tüchtige[n] Seele genau nachgehe[n] will. Auch unter ihre[n] Gedichten ist nur wenig[es] über den allerdings krä[f]-tigen Zeitwert hinau[s] gültig. Aber eine Vollen-dung und Erfüllung, d[ie] alles deutsche Leben grundsätzlich umformt[e,] gab sich ihr als Organi-satorin. Hier traf sie au[s] ihrer Natur heraus [so] glücklich Maß und Form, daß sie, wie sie auch selbst in ihrem Büchlein: „D[er] erste Vierteljahrhunde[rt] des Allgemeinen Deut-schen Frauenvereins“, b[e]-zeugt, nie einen Schr[itt] zurückzutun brauch[te.] Heute sind so gut w[ie] alle ihre Wünsche, Fo[r]-derungen und Verheißu[n]-gen Lebensmächte gewo[r]-den. In ihrem reizende[n,] noch jetzt so frischen Büc[h]-lein: „Frauenleben [im] Deutschen Reich“, de[m] günstigere Zeiten ein[en] Neudruck bescheren so[ll]-ten, lese man nach, w[ie] Frauen noch um die Mi[tte] des neunzehnten Jah[r]-hunderts in einem f[ür] uns schon unglaublich[en] Elend schmachteten, [wie] z. B. allen Schneiderinn[en] aufs strengste unters[agt] war, je andere Arb[eit] als auf Tagelohn, auß[...]

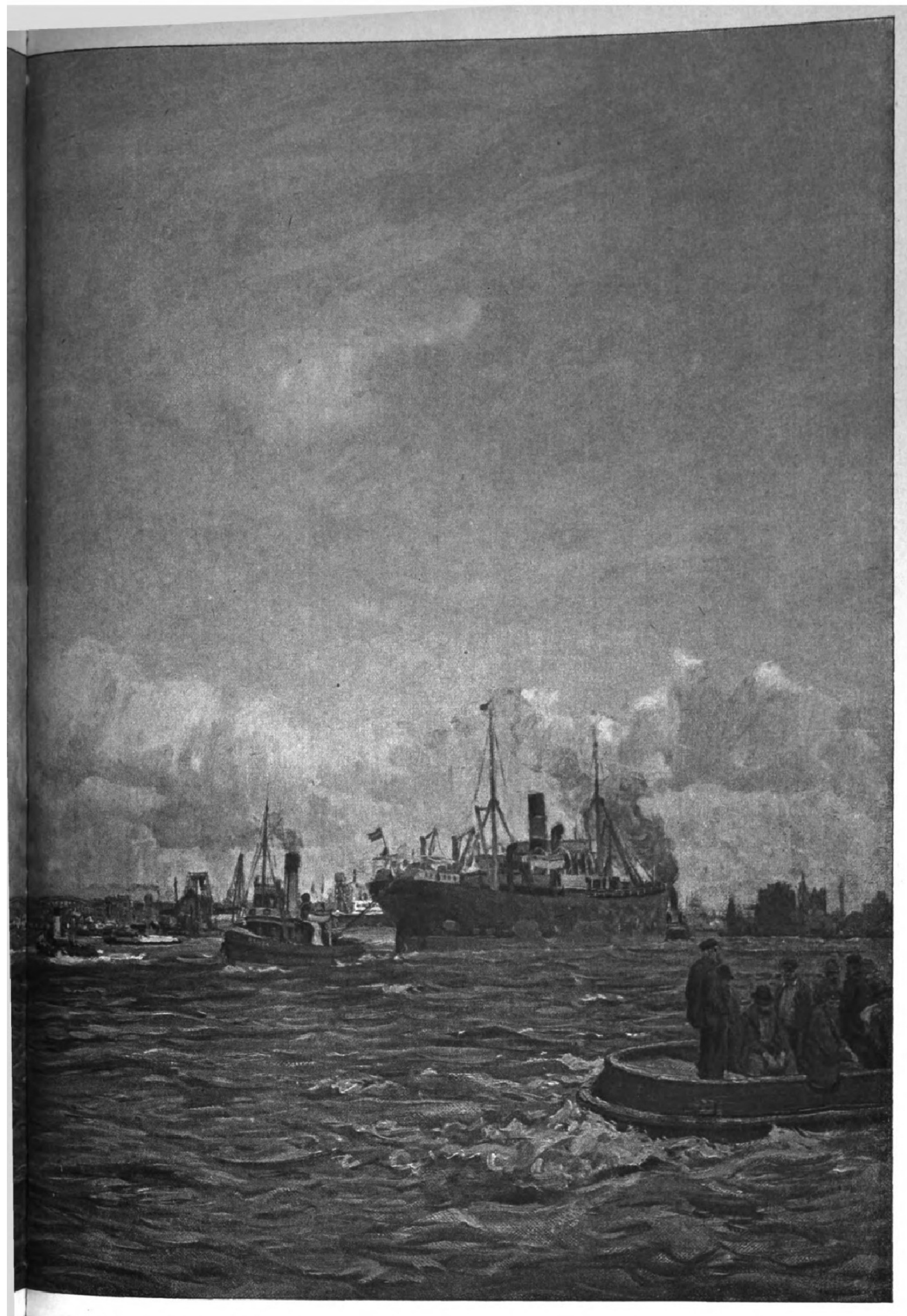


Eröffnungssitzung der Sächsischen Volkskammer in Dresden. Nach einer Sonderaufnahme für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Hugo Erfurth, Dresden.

Am Präsidententisch, sitzend, von links nach rechts: Sekretär Dr. Wagner, Vizepräsident Dr. Dietel, Präsident Fräßdorf, Vizepräsident Lipinski, Sekretär Winkler.



Hamburger Hafen. Nach einem Gem[...] Profe[...]



...e von Professor Friedrich Kallmorgen.

halb ihrer Wohnung, auszuführen, und der männliche Widerstand auch jede andere weibliche selbständige Betätigung mit härtesten Gewaltmaßregeln zu verhindern wußte. Gegen solchen bösen Druck ist Luise Otto-Peters unerschrocken, aufs nachdrücklichste und nie verzagt immer wieder aufgetreten. Aber sie kannte auch die Not der Frauen aus den höheren gebildeten Schichten, deren Töchter damals unbedingt und ausschließlich zu dem einen Beruf erzogen wurden, der doch wahrlich auch schon damals nichts weniger als allen zufiel, dem der glücklichen Nur-Ehefrau. Luise Otto-Peters gründete im Jahre 1865 einen Frauenbildungsverein, aus dem sich nach Einberufung einer allgemeinen deutschen Frauenkonferenz im selben Jahre noch der Allgemeine deutsche Frauenverein heraushob. Als Mitarbeiterinnen traten Ottilie v. Steyber, Auguste Schmidt, Henriette Goldschmidt zu ihr. Dieser Verein hat fast alle Gebiete ausgespäht und zugänglich gemacht, die heute die deutsche Frauenbewegung besitzt. Er hat in immer wiederholten Eingaben, von keinem Nein zurückgeschreckt, die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium gefordert, hat Mädchen-Gymnasien gegründet, die Mittel zu Studienbeihilfen aufgebracht. Er hat Frauenfortbildungsschulen, Kochschulen, Speiseanstalten, Büchereien usw. eröffnet und unterhalten, zumeist so lange, bis diese Anstalten als notwendig und lebenskräftig von den Gemeinden übernommen wurden. Jede deutsche Frau, die ihr Leben heute in einer feineren Bewußtheitsschicht führt, und noch viel mehr jede, die ihren einfachen und geordneten Weg zum Berufe geht, muß die Dankesschuld gegen die Gründerin dieses Vereins, gegen Luise Otto-Peters, spüren.

Leipzig. Dr. Margarete Siebert.



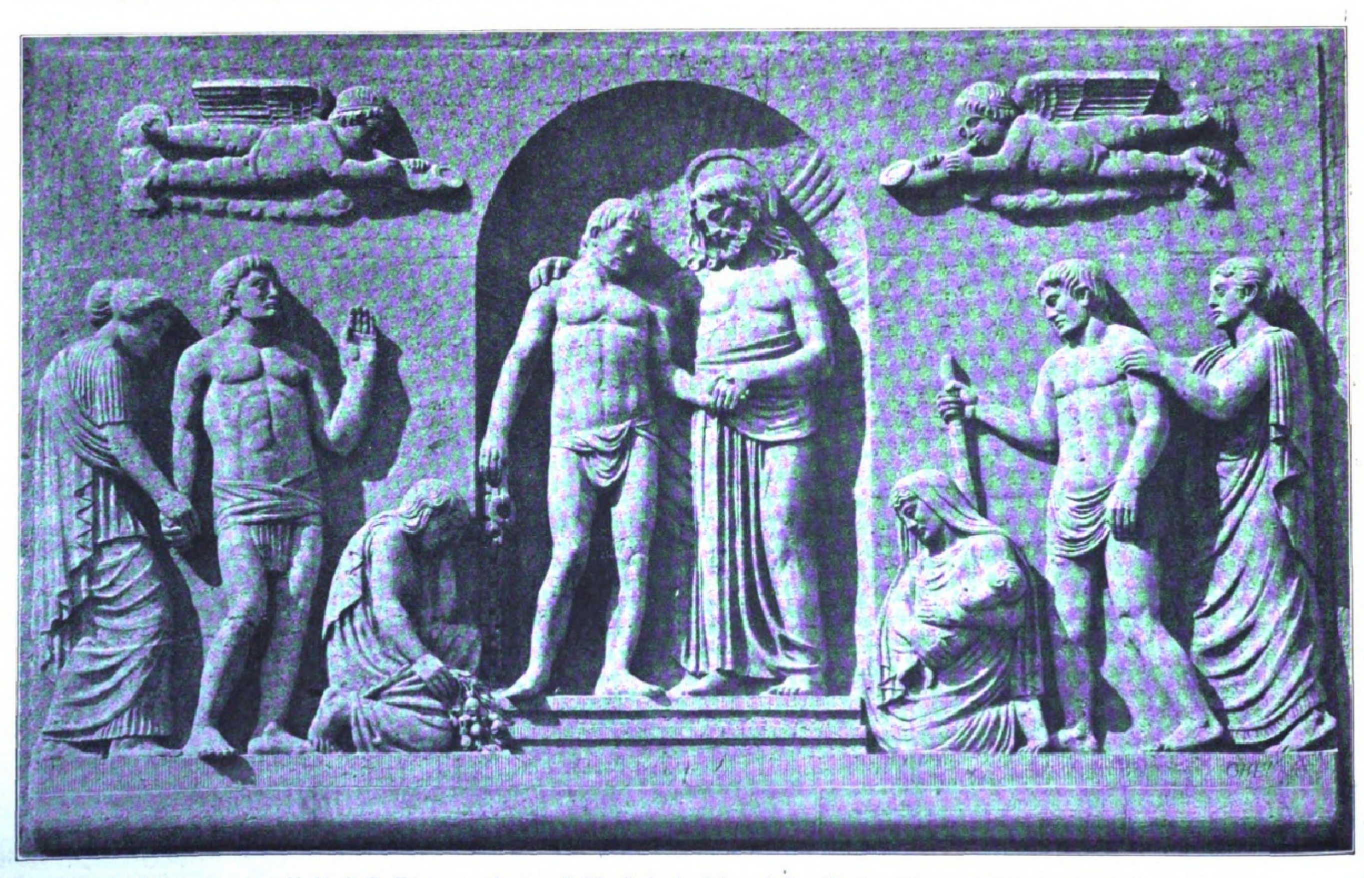
Carl Seffners Goethe-Büste (Marmor). Ausgestellt im Leipziger Kunstverein.

Carl Seffners Goethe-Büste.

Zum 87. Todestage des Dichters.

Von keiner der hervorragenden Persönlichkeiten der Weltgeschichte besitzen wir so zahlreiche Bildnisse wie von Goethe. Als Friedrich Zarncke vor etwa dreißig Jahren sein Verzeichnis dieser Bildnisse veröffentlichte, zählte er einhundertvierundzwanzig, eine Zahl, die seitdem durch glückliche Funde bedeutend vermehrt wurde und in jedem Jahre noch Zuwachs erhält. Und dabei handelte es sich nur um Originalaufnahmen, die zu Goethes Lebzeiten entstanden sind! Zahllos sind die Bildnisse, die von Künstlern kommender Geschlechter auf Grund jener Originalaufnahmen und mit Hilfe literarischer Quellen angefertigt worden sind. Von diesen Künstlern hat sich Carl Seffner in Leipzig besonders eingehend mit dem Bildnis des Dichters befaßt. Seitdem er vor fünfzehn Jahren die überlebensgroße Statue des jungen Goethe auf dem Leipziger Naschmarkt modelliert hat, ist das an sich interessante, aber auch schwierige Problem ihm nicht aus dem Gesichtskreis entschwunden. Bekannt ist ja, daß alle die zahlreichen Bildnisse des Dichters sich gegenseitig ziemlich stark widersprechen, und daß selbst die besten von ihnen uns keine einheitlich-geschlossene Vorstellung von der Physiognomie Goethes vermitteln. Eine der wichtigsten Grundlagen für die Rekonstruktion seiner Gesichtszüge bilden die beiden über das lebende Gesicht geformten Masken, deren erste im Oktober 1807 von Weisser, deren zweite von Gottfried Schadow angeblich im Februar 1816 angefertigt wurde. Von dieser zweiten indessen ist vor kurzem von dem Leipziger Georg Bötticher scharfsinnig auf Grund der Seffnerschen Untersuchungen nachgewiesen worden, daß es sich gar nicht um eine selbständige Abformung handelt, sondern daß Schadow lediglich die Abgußform Weissers von neuem hat ausgießen lassen. Als Rekonstruktionsmittel für den modernen Künstler hat also nur die Maske vom Jahre 1807 zu dienen. Goethe zählte damals achtundfünfzig Jahre. Die Maske wurde bereits von den beiden Künstlern benutzt, denen wir die beiden schönsten nach dem Leben modellierten Büsten verdanken: von Rauch und von Tieck, denen der Dichter im August 1820 in Jena saß. Beide Büsten haben in den Zügen einen etwas ernsten Charakter, was Goethe darauf zurückführte, „daß es kein Spaß sei, sich das nasse Zeug (den Gips) ins Gesicht streichen zu lassen, ohne eine Miene zu verziehen. Da ist's eine Kunst, nicht noch viel unwirscher auszusehen.“ Auch Seffner hat sich bei seiner Arbeit in erster Linie von der Autorität dieser Maske leiten lassen. Was er mit eigenen künstlerischen Mitteln hinzutat, und wodurch seine Büste die sprühende Lebenswahrheit erhielt, die uns überzeugt, daß Goethe so und nicht anders ausgesehen haben müsse, das entspringt seinem in zahlreichen Fällen mit unerhörter Meisterschaft bewährten Blick, den inneren Menschen, seine geistige Bedeutung, sein Temperament, seine Herzenseigenschaften, kurz, alles das, was wir mit dem Schlagwort „Charakter“ zu bezeichnen pflegen, prägnant zu erfassen und in die künstlerische Form umzusetzen. Auch aus seiner Goethe-Büste spricht das innere Leben des Dichters zu uns: es ist allerdings nicht der Dichter, wie ihn, an der Schwelle des Greisenalters stehend, Rauch dreizehn Jahre später geschildert hat, sondern der mehr noch im Besitz aller männlichen Kräfte und noch auf der Höhe seines Schaffens stehende Altmeister. Und hierin liegt die hohe physiognomische Bedeutung dieses neuen Goethebildnisses. Aus ihren Zügen spricht etwas heraus, auf das man die Worte von Schiller anwenden möchte:

„Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt.“



Relief an der von Architekt C. Blattner erbauten Erlöserkirche in Oberrad-Frankfurt a. M. von Bildhauer Wilhelm F. C. Ohly.

WILDEFÜER.

EIN ROMAN AUS ALT-HILDESHEIM VON PAUL SCHRECKENBACH.

(2. Fortsetzung.)

Das kleine Buch, in das sich die beiden Frauen versenkt hatten, war Doktor Martin Luthers Auslegung des 14., 15. und 16. Kapitels des Johannesevangeliums. Der Ratsherr Tilo Brandis, der im geheimen der neuen Lehre anhing, hatte es vor einigen Tagen seiner Frau Gesche aus Braunschweig mitgebracht.

Die Vorlesende war von dem Buche offenbar nicht weniger gefesselt als die Zuhörende. Sie las mit blitzenden Augen und geröteten Wangen, und ihre Stimme schallte zuweilen so laut, als wollte sie eine geräumige Kirche ausfüllen. Sie konnte das ohne Gefahr wagen, denn das Gesinde arbeitete im Garten vor der Stadt, und das ganze Haus war leer. Ihres Vaters Heimkehr aus Goslar war noch kaum zu erwarten, auch konnte er sich nicht unbemerkt dem Hause nähern.

„Das ist meine Sprache", klang es tönend von Frau Gesches Lippen. „Friede heißt Unfriede, Glück heißt Unglück, Freude heißt Angst, Leben heißt Tod in der Welt, und wiederum, was in der Welt heißt Unfriede, Angst, Tod, das heiße ich Friede, Trost und Leben. Leben ist es, Freude und Trost ist es; aber nicht in der Welt, sondern in mir werdet ihr solches finden, daß euer Herz durch mein Wort werde ein Demant wider alle Welt, Teufel und Hölle. Wenn ihrer noch viel tausend mal mehr wären und noch viel zorniger wären, so sollten sie es doch so böse nicht machen mit ihrem Zorn und Toben, daß sie mich euch können nehmen, denn ich bin ihnen so hochgesessen, daß ich von ihnen weg kann bleiben. — Darum ist solches »in ihm Frieden haben« nichts anderes denn das: »Wer sein Wort im Herzen hat, der wird so keck und unerschrocken, daß er kann der Welt und des Teufels Zorn und Toben verachten und dawider Trotz bieten; wie sich's auch bewiesen hat an den heiligen Märtyrern, ja auch ein junges Maidlein, als S. Agathe und Agnes, die so fröhlich zur Marter sind gegangen, als gingen sie zum Tanze und ihrer zornigen Tyrannen dazu spotteten«." —

Die Vorleserin hielt plötzlich inne, denn ein leiser Wehlaut zitterte durch das Gemach. Sie blickte erschrocken auf ihre Mutter, deren Augen sich mit Tränen gefüllt hatten, und um deren Mund es zuckte wie von verhaltenem Weinen.

„Liebste Mutter! Was ist Euch?" rief sie und sprang erschrocken auf. „Habt Ihr wieder Schmerzen?"

„Nicht in den Gliedern, aber in der Seele", erwiderte Frau Mette Wildefüer, indem ihr eine große Träne über die Wange rollte. „Solche Worte gehen mir durchs Herz wie ein Schwert. Der Luther hat ja recht: Wer Gottes Wort im Herzen hat, der wird so keck und unerschrocken, daß er den Teufel selber kann verachten. So trage ich denn also Gottes Wort nicht im Herzen, denn ich bin nicht keck und unerschrocken, sondern ganz schwach und verzagt. Wie oft habe ich mir ein Herz wollen fassen und deinem Vater sagen, wie es mit mir steht, und daß ich heimlich eine Lutherin bin. Aber so er mich nur anschaut, sinkt alsogleich mein Mut dahin. So sündige ich zwiefach, bin untreu meinem Manne, der mir vertraut, und bin untreu meinem Heiland, der gesagt hat: »Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.« Das liegt wie eine Last auf meiner Seele, und viele Stunden der Nacht verbringe ich mit Weinen und Seufzen."

„Ihr seid ja krank und schwach, liebes Mütterchen", tröstete die Tochter. „Von kranken und schwachen Menschen verlangt wohl Jesus Christus nicht, daß sie sich als Helden erweisen."

Frau Mette Wildefüer schüttelte leise den Kopf. „War nicht Sankt Paulus auch ein kranker Mann? Geplagt mit der Fallsucht und anderen Gebrechen? Und er konnte doch von sich schreiben: »Seine Kraft ist in den Schwachen mächtig.« Und ist der Doktor Luther nicht auch mit vielerlei Leibesschwachheit heimgesucht? Und bietet er nicht aller Welt die Stirn und trotzt der Hölle und dem Teufel? So sollten wir auch sein."

„Das sind die Großen, die Gott auserwählt hat zu seinen Rüstzeugen", erwiderte Gesche Brandis beruhigend. „Er verlangt wohl nicht von allen das gleiche."

„Er verlangt, daß wir alle seinen heiligen Namen bekennen", versetzte Frau Mette entschieden. „Das aber tue ich nicht, und ich bin in großer Angst und Sorgenpein, ob Gott der Herr mir's vergeben und mich gnädig ansehen wird."

Über Gesches Antlitz flog ein Schatten, und sie entgegnete gedrückt: „Auch mir kommen zuweilen solche Gedanken. Tun wir's doch alle nicht. Keiner wagt es, das Evangelium frei zu bekennen; auch Tilo, mein Mann, hält sich damit zurück." Sie blickte eine Weile nachdenklich vor sich nieder, dann setzte sie hinzu: „Wenn es nicht gerade der Vater wäre, der dem Evangelium widerstrebt, so träten wir wohl beide frei hervor, denn wir fürchten uns vor keinem. Aber es kommt uns über die Maßen schwer an, den zu kränken und zu betrüben, der uns viel Gutes getan hat, und der zudem ein besserer Mann ist als jeder andere, den wir von Angesicht kennen. Man kann wohl niemandem so schwer Widerpart halten wie dem, den man liebhat, und auf den man in herzlicher Ehrfurcht hinschaut."

„Du sprichst aus, was ich denke!" rief die Mutter und schlug die Hände vor die Augen, aus denen jetzt die Tränen stromweise hervorbrachen. „Das ist es! Ich kann deinem Vater nicht wehe tun, und ich kann ihm nicht widerstreben, denn er hat mir so viel Glück gegeben in meinem Leben, wie selten eine Frau genießen darf. Und mit welcher Liebe und Treue umgibt er mich noch jetzt, obwohl ich seit mehreren Jahren schon dahinsieche und oft gelähmt bin, so daß er nur eine Last an mir hat. Es träfe ihn allzutief ins Herz, müßte er erfahren, daß ich abgewichen bin von seinem Glauben. Ich kann es ihm nicht sagen, ich kann es nicht! Aber wie will ich damit vor Gott bestehen?"

Sie sank in die Kissen zurück, und ein Schluchzen erschütterte ihren schmächtigen Körper. Gesche nahm ihre Hände und streichelte sie liebevoll. Dann sank sie vor dem Stuhle in die Knie und legte ihre Stirn auf den Schoß der Mutter. „Ach, liebes, liebes Mütterchen," sagte sie, „entschlagt Euch doch jetzt der schweren Gedanken, sonst könnt Ihr ja nicht gesund werden! Wer weiß, ob nicht eines Tages Gott den starren Sinn des Vaters erweicht, so daß er sich doch noch der neuen Lehre zukehrt, wie das so viele getan haben. Dann wendet sich ja alles von selber zum Besten."

Frau Mette legte ihre durchsichtigen Hände der Tochter aufs Haupt und strich zärtlich drüber hin. „O Kind," erwiderte sie, „wie habe ich gebetet, daß das geschehen möge! Aber ich hoffe nicht mehr darauf. Der Vater sperrt sich ja ab gegen alles, was von Luther kommt. Gäbe ihm jemand eine Schrift des Wittenbergers, so würfe er sie auf der Stelle ins Feuer. Ja, selbst das heilige Wort Gottes, das uns Luther verdeutscht hat, würde er nicht verschonen. Du weißt, daß ich es nicht wage, eine Bibel im Hause zu bewahren, so sehr auch meine Seele danach lechzt. Aber ich könnte das große, schwere Buch nicht verstecken. Wie bist du zu beneiden, daß du mit deinem Manne im Glauben eins bist! Du brauchst wenigstens in deinem Hause nichts zu verstecken und zu verbergen. Wenn ich das erlebte, ich stürbe wohl vor Freude, und ich stürbe ja gern. Aber ich werde sterben müssen mit meiner Heimlichkeit auf der Seele."

Gesche hob den Kopf und blickte ihre Mutter liebevoll an. „Ihr werdet, so Gott will, noch lange nicht sterben, sondern bei uns bleiben noch viele Jahre, und Gott wird alles zum Besten kehren."

„Ach, Kind, ich bin so schwach und werde immer schwächer. Jedesmal, wenn der Winter kommt, ergreift mich die böse Krankheit, und ich bin siech, bis es wieder warm wird in der Natur. Jedesmal aber werde ich weniger und komme schwerer wieder zu Kräften. Vielleicht ist das der letzte Frühling, den ich erlebe. — Aber sieh einmal nach, Gesche, was vor dem Hause ist. Hörst du es nicht? Der Vater kommt wohl von Goslar zurück?"

Gesche sprang auf und trat schnell ans Fenster. „Ja, der Vater!" rief sie. Dann eilte sie rasch auf eine große Truhe zu, die neben der Tür stand, schlug den Deckel zurück und verbarg das Buch Doktor Luthers unter den Linnenstücken, die da aufgespeichert waren. „Der Vater kommt nicht allein", sprach sie dabei hastig. „Er bringt uns einen Besuch mit. Wenn ich recht gesehen habe, ist es Lucke Hary."

„Ach, dann wird wohl Klaus gestorben sein!" rief Frau Mette, und ein ehrliches Bedauern klang aus ihrer Stimme. „Ich habe ihn immer gern gehabt, ob er gleich ein wunderlicher und einsiedlerischer Mann geworden war. Und den Vater wird sein Tod schwer getroffen haben, denn er war sein letzter Freund aus der Jugend."

Während sie noch redete, erklangen schon Hans Wildefüers feste Tritte auf dem Estrich des Vorsaals, und gleich darauf trat der Bürgermeister ein. Er begrüßte seine Tochter, die noch in der Nähe der Tür stand, durch einen Händedruck und ein freundliches Zunicken, dann eilte er auf seine Frau zu, nahm ihr Haupt in seine linke Hand und küßte sie auf den Mund. „Du bist aus dem Bett heraus? Es geht dir besser? Sind die Schmerzen fort?" rief er freudig.

„Ja, Hans, es geht mir, Gott sei Dank, viel besser. Seit gestern abend bin ich die Schmerzen los", erwiderte Frau Mette.

„Nun, das ist ja schön. Das freut mich von Herzen. Leider aber habe ich dir sehr Trauriges zu erzählen." Er faßte das junge Mädchen, das an der Tür stehen geblieben war, bei der Hand und führte es zu seiner Frau. „Ich bringe dir hier Lucke Hary, die du nicht gesehen hast seit ihrer Firmelung. Sie ist eine Waise, denn mein alter Klaus ist gestern gestorben. Ich habe ihm gelobt, sie wie mein Kind zu halten in meinem Hause bis zu ihrer Heirat. Ich denke, Mette, du wirst sie wie eine Mutter aufnehmen."

„Danach brauchst du nicht erst zu fragen. Das versteht sich von selber." Sie streckte dem Mädchen beide Hände entgegen und zog es zu sich heran. „Komm, liebes Kind, laß dir einen Kuß geben. Willkommen in unserem Hause! Und Gott segne deinen Eingang!"

Die junge Lucke war mütterliche Zärtlichkeit nicht gewohnt, denn ihre Mutter war schon vor vielen Jahren gestorben. Aber als sie die Augen der Muhme so voller Freundlichkeit und Güte auf sich gerichtet sah und dann ihren Kuß auf ihrer Wange fühlte, kam ein Gefühl über sie, das sie bisher kaum gekannt hatte. Ihr Herz flog der Frau entgegen, die ihr doch halb fremd geworden war, weil sie schon seit Jahren nicht mehr nach Goslar gekommen war, wenn ihr Ohm Wildefüer seinen alten Freund, ihren Vater, besucht hatte. Mit heißem Weinen glitt sie vor ihr auf den Boden nieder und küßte ihre bleichen, durchsichtigen Hände und ließ ihre warmen Tränen auf sie herniederfallen.

Hans Wildefüer war ein paar Schritte zurückgetreten und stand hochaufgerichtet da, mit seiner linken Hand in seinem starken schwarzen Barte wühlend, wie er zu tun pflegte, wenn er erregt war. Er hatte es ja gehofft, daß seine Mette die Tochter seines verstorbenen Freundes mit mütterlicher Freundlichkeit aufnehmen werde. Dagegen hatte er nicht geringe Sorge gehabt, wie Lucke sich verhalten werde. Das Mädchen war ihm

unterwegs rätselhaft erschienen. Wie versteinert hatte sie zwischen ihm und Oldecop auf dem Pferde gesessen, ohne Träne, aber wortkarg und verschlossen, und wenn er sie verstohlen von der Seite angesehen, hatte er bemerkt, daß sie zuweilen wie eine Verzweifelte vor sich hinstarrte. Trug sie so schweres Leid um ihren Vater? Das dünkte ihn seltsam, denn sein alter Klaus war mit zunehmenden Jahren immer herber im Umgange mit den Menschen geworden und hatte auch gegen seine Tochter keine Ausnahme damit gemacht. Sie mochte in den letzten Jahren wenige freundliche Worte gehört haben aus dem Munde des Mannes, an dessen Herzen der Gram fraß darüber, daß seine geliebte Vaterstadt sich von dem alten Glauben abgewendet hatte, und daß er unter seinen Mitbürgern, denen er einst so viel gegolten, ein Einsamer geworden war. Ihm war sie jederzeit von Herzen dankbar gewesen für jede Freundlichkeit, für jedes gute Wort, das er ihr sagte, sooft er nach Goslar hinaufkam. Sie hatte gegen ihn auch jederzeit eine geradezu töchterliche Zuneigung an den Tag gelegt, wie sie denn auch gestern ihn empfangen hatte wie eine Tochter, die sich in großem Leid an die Brust des Vaters flüchtet. Was hatte sie nun so ganz verwandelt, auch gegen ihn? Er hatte es nicht zu ergründen vermocht, aber gefürchtet, sie werde das liebevolle Entgegenkommen seiner Frau mit eisiger Zurückhaltung erwidern und Mettes freundliches Herz dadurch kränken und erkälten. Daß es nun so ganz anders kam, erfüllte ihn mit hoher Befriedigung, und mit frohen Blicken schaute er auf die beiden Frauen nieder.

Ganz andere Gefühle bewegten derweilen das Herz seiner Tochter. Frau Gesches Augen wurden immer größer und starrer, während sie das Bild betrachtete, das sich ihr darbot. Seit Jahren war sie die nächste Vertraute und Freundin ihrer Mutter und liebte sie mit einer Zärtlichkeit, die ihr niemand zugetraut hätte. Auch in der Seele der großen blonden Frau lebte das Bedürfnis, zu schützen, zu hegen und zu pflegen, und dazu ward ihr in ihrem Hause allzuwenig Gelegenheit geboten. Ihr Mann, der Ratsherr Tilo Brandis, stand breit und fest in seinen Schuhen, war ebenso klar und bestimmt wie seine Ehehälfte, bedurfte nie des Schutzes und der Pflege. Krank war er höchstens dann, wenn auf dem Rathause in der Trinkstube der Gildenhäuser gar zu gewaltig pokuliert worden war, und diese Krankheit erstreckte sich nur auf einige Morgenstunden und war mit Hilfe eines sauren Herings leicht zu heilen. Die Kinder des kerngesunden Paares waren ebenso kerngesunde, dralle und rotbäckige kleine Buben, denen nie das Geringste fehlte. Sie fragten auch gar nicht nach Zärtlichkeit, sondern nach Wurst- und Butterbroten, Äpfeln und Kirschen und machten den Eltern durch nichts eine Sorge als durch ihre wilde Unbändigkeit und Rauflust, infolge deren sie täglich Risse und Schäden an den Wämsen und Höslein und dicke Beulen an ihren runden Köpfen mit heimbrachten. So war die Mutter die einzige Person, an der Frau Gesche ihr Pflegebedürfnis befriedigen konnte, und je zarter und kränklicher Frau Mette geworden war, um so zärtlicher umgab sie die Liebe und Fürsorge der Tochter. Sie kam jeden Tag mehrmals, um nach ihr zu sehen, und blieb oft stundenlang bei ihr, und sie konnte das auch mit gutem Gewissen tun, denn ihre Wirtschaft daheim ging wie am Schnürchen. Mit der Zeit hatte sich das Verhältnis der beiden Frauen geradezu umgekehrt; die kraftvolle, willensstarke Tochter pflegte, schützte und leitete die Mutter und erlangte über sie ein vollkommenes Übergewicht, das sie freilich nur dazu brauchte, ihr alle Sorge des Lebens, soweit sie es vermochte, abzunehmen und ihr Liebes und Gutes zu erweisen. Dafür wollte sie aber auch den ersten Platz einnehmen im Herzen der Mutter. Die Mitherrschaft des Vaters duldete sie, denn es war nun einmal so von Gott geordnet, daß eine Frau ihren Mann liebhatte. Aber sonst sollte es niemand versuchen, ihr den Rang streitig zu machen. Mit Widerwillen und Unbehagen sah sie daher, daß Lucke von Hary da kniete, wo sie selbst soeben gekniet hatte, und als sie nun sah, daß ihre Mutter der Fremden liebkosend über das Haar strich, wie ihr vorhin, da wallte eine Eifersucht in ihr auf, die sie nicht bezähmen konnte. Am liebsten hätte sie das Mädchen hinausgewiesen, wenn die geringste Aussicht bestanden hätte, gegen den Wunsch und Willen ihres Vaters aufzukommen. Eine solche Aussicht bestand nicht, aber diesem Auftritt mußte sie sobald als möglich ein Ende machen.

Sie trat rasch auf die beiden zu, und indem sie sich gewaltsam zur Freundlichkeit zwang, sagte sie: „Komm, Lucke, stehe auf! Du wirst ja doch in dem Stübchen wohnen, wo ich wohnte, als ich noch im Hause war. Komm, ich will dir's zeigen. Und sei auch mir willkommen."

Ein dankbarer Blick ihres Vaters belohnte sie dafür, und ihre Mutter rief erfreut: „Ja, das tue. Ich könnte es ja nur schwer tun. Geh, Kind, und laß dich von Gesche führen. Sie ist so gut und wird dich liebhaben wie eine Schwester."

Gesches Wangen brannten bei diesen Worten ihrer Mutter, und sie schämte sich ihrer Eifersucht. Aber es war ihr unmöglich, sie zu unterdrücken oder auch nur zurückzudrängen, und während sie droben der Fremden half, ihre Truhe zu öffnen und ihre Kleider und Schmucksachen in einen Schrank zu räumen, dachte sie heimlich fortwährend nur das eine: Wäre dieses Mädchen doch nicht ins Haus gekommen! Könnte man sie doch recht bald auf gute Art wieder loswerden!

Dasselbe dachte sie, als sie eine halbe Stunde später ihrem Hause zuschritt, wobei sie ein Knecht geleitete, denn eine ehrbare Frau ließ sich nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr ungeleitet auf den Straßen sehen, am wenigsten die Frau eines Geschlechterherrn. Immer grübelte sie darüber nach, wie Lucke wohl zu entfernen sei, denn inzwischen war ihr eingefallen, daß Lucke von Hary, Klaus von Harys Tochter, natürlich eine starre Anhängerin des alten Glaubens sein werde, und daß ihre Mutter in ihr eine gefährliche Aufpasserin erhalten habe. Das beste war vielleicht, sie brachte es dahin, daß sie in ihr eigenes Haus übersiedelte. Denn wie es sonst möglich sein sollte, mit der Mutter heimlich die Schriften Luthers zu lesen, sah sie nicht ein. In ihrem Hause war Lucke unschädlicher. Aber durfte sie es wagen, diese ausbündig schöne Person mit den flimmernden Goldhaaren in ihr Haus einzuführen? Wer konnte wissen, was sie sich damit auflud? Ihr Tilo war ja über die erste Jugend hinaus und fing nicht leicht Feuer, aber den Männern war nun einmal nicht zu trauen, auch den besten nicht. Der Himmel mochte wissen, welch ein Kreuz und Elend sie sich vielleicht ins Haus nahm. Sie konnte nicht darüber ins reine kommen.

An diesem Abend verwunderte sich der Ratsherr Tilo Brandis mehrmals höchlich über seine Frau, denn sie war einsilbig und verstimmt und gab zerstreute und verkehrte Antworten. Noch mehr verwunderte er sich, als sie ihm später, nachdem die Kinder ins Bett gebracht waren, ihre Besorgnisse enthüllte. „Was ficht dich an!" sagte er. „Es ist doch sonst nicht deine Art, Gespenster zu sehen. Die Lucke Hary, das weißt du ja, war dem Christof von Hagen versprochen. Der wird nun bald zurückkommen, denn die Zeit seiner Verbannung ist um. Eigentlich könnte er schon da sein. Nun wollte ja wohl damals der alte Hary nicht mehr, daß er sein Eidam werde, nachdem er meinen Bruder im Streite niedergeschlagen hatte. Aber jetzt ist der Alte tot, und so wird er sie wohl noch kriegen. Der Vater wird ihm keinen Stein in den Weg legen, denn er hatte immer viel für ihn übrig, und es war ja auch damals der Hagen im Recht und nicht mein Bruder, wie wir wohl wissen. Hoffentlich hat der Christof Hagen sich nicht draußen im Reiche an eine andere verplempert. Aber das sähe ihm gar nicht gleich. Er wird ihr wohl die Treue gehalten haben, denn er war toll in sie verliebt, und Geld hat sie ja auch. Paß auf, wir werden in drei oder vier Wochen auf ihrer Hochzeit tanzen. Dann ist deine Mutter sie los, und alles ist wieder im Frieden."

Das war verständig gesprochen, und Frau Gesche hätte können beruhigt sein. Sie war aber nicht beruhigt, obgleich sie sich nichts davon merken ließ. Nachdem ihr Mann längst entschlummert war, fand sie noch keinen Schlaf, sondern lag sinnend und grübelnd da, und als sie endlich in einen kurzen Schlummer verfiel, träumte ihr, Lucke von Hary schaue aus dem Kammerfenster ihres väterlichen Hauses heraus, und das rotgoldene Haar auf ihrem Haupte wachse länger und länger und werde zur feurigen Lohe und setze das ganze Dach mit einem Male in Brand. — Da schrie sie laut auf und erwachte. Auch ihr Eheherr erwachte und er zeigte sich sehr ungnädig, denn eine ungestörte Nachtruhe betrachtete er als einen großen Segen des Himmels und außerdem als heiliges Recht eines Hildesheimer Bürgers und Ratsherrn, und das sollte und durfte ihm ohne dringende Not niemand stören, auch nicht sein ihm angetrautes eheliches Weib.

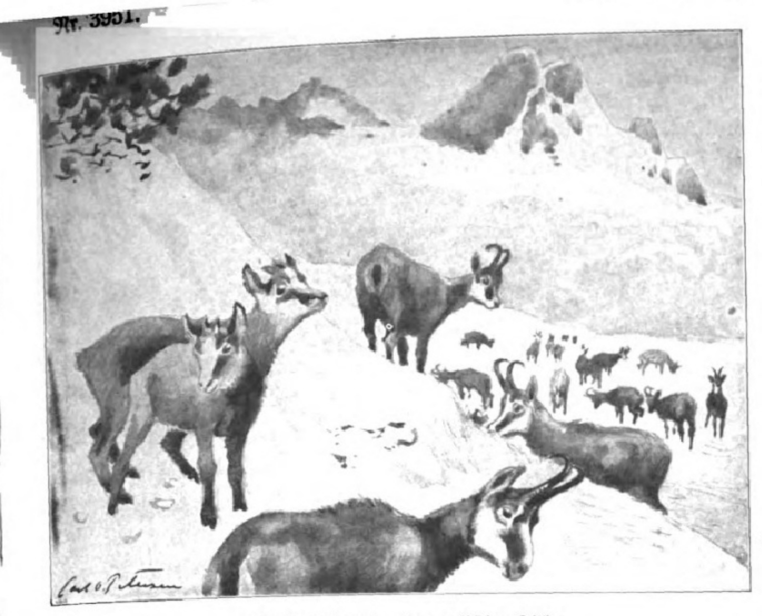
IV.

In der Frühe des folgenden Tages begab sich Hans Wildefüer aufs Rathaus, um die Briefe einzusehen, die während seiner Abwesenheit eingelaufen waren. Seine Brust weitete sich, als er vor seine Tür trat, und mit Behagen sog er die frische, kühle Luft des Frühlingsmorgens ein. Er freute sich des hellen Sonnenscheins, der auf den Dächern und Giebeln lag, und er freute sich des erwachenden Lebens in der Stadt. Langsam schritt er die Almstraße hinauf, bog in den Molkenmarkt ein und stand gleich darauf neben dem prächtigen neuen Gildenhause der Knochenhauer, das eben seiner Vollendung entgegenging. Die Gesellen der Malergilde kletterten mit ihren Farbentöpfen auf die Gerüste hinauf, um die Vorderseite des stattlichen Bauwerkes mit leuchtenden Farben zu schmücken, und der Bürgermeister sah ihnen eine kleine Weile zu. Dann wandte er seinen Blick nach dem Markte hin, der noch halb im Schatten des Rathauses lag. Trotz der frühen Stunde waren schon viele Bauernweiber mit ihren Karren und Körben hereingekommen, und bei dem Anblick fiel ihm ein Stein vom Herzen. Denn seine Hausfrau hatte ihm gestern abend noch erzählt, es seien wieder eine ganze Menge Leute an der Seuche gestorben in den letzten beiden Tagen. Das hatte ihm schwere Sorgen geschaffen und ihn des Nachts wenig schlafen lassen. Jetzt aber wurde ihm das Herz leichter. Das ist doch, Gott sei es gedankt, noch ganz anders als in Goslar, dachte er. Dort fliehen die Leute aus der Stadt, hier kommen sie herein, um Handel zu treiben. Dort alles stumm und tot, hier regt sich das Leben. Gott gebe, daß es nicht auch bei uns noch anders werde!

In solchen Gedanken überschritt er den Markt und trat in das Rathaus ein, wo eben ein Stadtknecht das kleine Bürgermeisterstübchen aufschloß. Dort öffnete er die Lade, zu der nur er und sein Amtsgenosse, der andere Bürgermeister, die Schlüssel in den Händen hatten, und nahm einen Pack von Schriftstücken heraus, die obenauf lagen. Es waren Briefe und Bittgesuche an den Rat, die abgegeben waren, während er der Stadt fern gewesen war. Viel Wichtiges enthielten sie nicht, und so war er bald damit zu Ende. Er legte sie auf den Tisch und trat langsam ans Fenster und blickte hinaus. Aber das Bild des Lebens und Treibens auf dem Markte fesselte ihn nicht lange. Seine Gedanken flogen zurück an das Totenlager seines Freundes, an dem er vorgestern in Goslar gestanden hatte, und dann gingen sie noch viel weiter zurück in eine ferne, entlegene Zeit, in der Klaus von Hary um seine Schwester Ilsabe Wildefüer gefreit und sie endlich in sein Haus geführt hatte, obwohl mehrere reiche Geschlechtersöhne von Hildesheim, ein Harlessem und ein Blome und sein jetziger Freund und Mitbürgermeister Hinrich Galle, seine Nebenbuhler gewesen waren. Sechsundzwanzig Jahre waren seitdem verflossen, aber Hans Wildefüer entsann sich auf alle Einzelheiten der fröhlichen Hochzeit, die drei Tage gewährt hatte. Am vierten Tage war dann das junge Paar mit drei schwerbeladenen Leiterwagen voller Hausrat und geleitet von zwanzig Reitern, nach der neuen Heimat der Braut abgefahren. Was für ein Paar war das gewesen! Seine Schwester Ilsabe das schönste Mädchen Hildesheims, sein Freund Klaus einer der stattlichsten und kraftvollsten Männer des Harzbezirkes.

(Fortsetzung folgt.)





1. Gemsenherde unter einem weiblichen Leittier.



2. Des Kleibers Gefolge. (Der große Buntspecht, Baumläufer, Kohl-, Blau-, Hauben- und Sumpfmeise.)

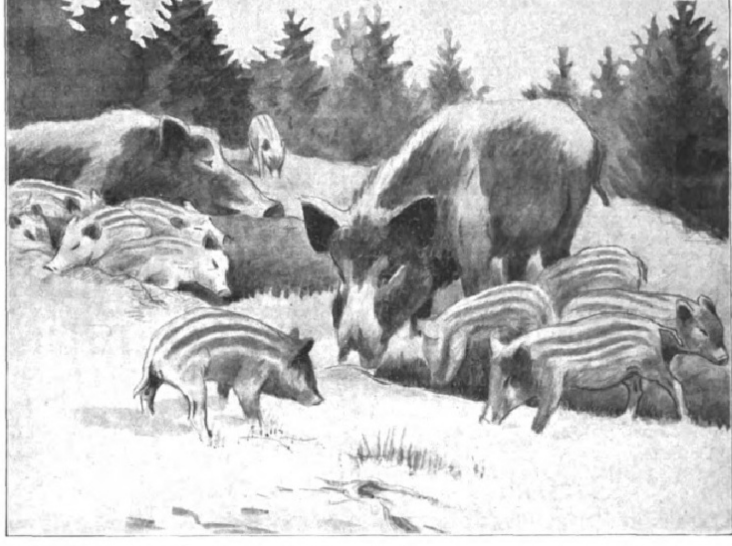
Geselliges Leben im Tierreich.

Von Prof. Dr. Bastian Schmid in München.

(Mit 6 Abbildungen nach Originalzeichnungen von C. O. Petersen.)

Wie im menschlichen Leben, so bedeutet auch bei den Tieren die Massenversammlung noch nicht Geselligkeit. Diese bedingt in ihren höchsten Formen psychologische Bindungen, innere Neigungen zu einem Zusammenschluß, während die an sich zu den gewaltigsten und großartigsten Erscheinungen im Tierreich zählenden Massenversammlungen vielfach im Banne äußerer Mächte stehen bzw. von Kräften getrieben werden, die, im Grunde genommen, die Motoren des Lebens bedeuten.

Nicht selten verurteilen die Voraussetzungen zu solchen Versammlungen die Tiere zu einem rein passiven Verhalten. Massenversammlungen sind es, wenn ungezählte Milliarden kleiner Geißelinfusorien (Flagellaten), sogenannter Leuchttierchen, die imposante Erscheinung des Meerleuchtens hervorbringen, wenn Quallentiere in ihren wunderbaren Farben millionenfach auftauchen, wenn Schwärme von Schmetterlingen in die hohe See hinaus und damit dem Tode in die Arme getrieben werden – das alles sind Ansammlungen, denen hauptsächlich chemische oder physikalische Ursachen zugrunde liegen. Dort beim Leuchttierchen (Noctiluca miliaris) veranlassen wahrscheinlich notwendige Oxydationsprozesse ein Drängen zur Oberfläche; in den anderen angeführten Fällen liegen die Ursachen zumeist außerhalb des Tieres und klingen in physikalische Vorgänge (Meeresströmungen, Winde) aus, wobei das Tier eine passive Rolle spielt. Hydrostatische, Helligkeits- und andere physikalische Verhältnisse bedingen es, wenn Tierformen verschiedenster Arten in Riesenmengen in gleichen Horizonten des Meeres sich befinden. Und wenn die Korallentierchen ausgedehnte Riffe bauen und gleich den Polypenstöcken, die sich in ungeheueren Rasen auf Meeresböden dahinziehen, in Milliarden aneinandergekettet sind, so bestimmt der Charakter der Vermehrungsweise und Organisation diese Massenansammlung.



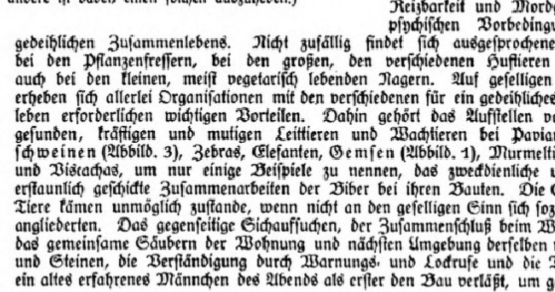
3. Geselligkeit unter den Wildschweinen. (Zwei bis drei Bachen pflegen sich mit ihren Frischlingen zu rudeln. Auf dem Bilde sitzt die eine im Kessel, die andere ist dabei, einen solchen auszuheben.)

Abgesehen von all den zu Massenansammlungen führenden Ursachen, gibt es eine Reihe von Umständen, die Riesenansammlungen von Tieren bedingen, und zwar sind es in erster Linie die dem Leben restlos Antrieb gebenden Mächte: der Hunger und der Fortpflanzungstrieb.

Ein bekanntes Beispiel für diese Fülle bilden die Heringe, bei denen, wie auch bei Sprotten und Sardinen, dauernde Vereinigungen sich bilden und bestehen bleiben, und zwar scheint die ganze Masse von einem einheitlichen Willen beherrscht. So wird der Jungschwarm der Heringe durch eine Art Schutz- und vor allem durch gemeinsames Nahrungsbedürfnis zusammengeschmiedet. Als sogenannter Brutschwarm bilden sie eine in sich geschlossene Einheit von gleichalterigen, gleichrassigen und auch äußerlich gleich großen Tieren, wie sie auch als Laichschwarm in voller Geschlechtsreife, von gleichen Bedürfnissen erfüllt, gemeinsam den gleichen Weg ziehen. Aber auch wenn sich Mischschwärme, Tiere von verschiedenem Alter und verschiedener Reife und Herkunft, aber von demselben Nahrungsbedürfnis veranlaßt, auf die Reise machen, dann sind es die primitivsten Zustände von Geselligkeit, die uns hier entgegentreten, denn alle sind von den gleichen Masseninstinkten beherrscht. Wenn in bestimmten Gegenden, beispielsweise in den Lofoten, in ungeheueren Mengen, geradezu wolkenartig geballten Schwärmen winzige Krebstierchen in ihren verschiedenen Färbungen auftreten und dem Meere selbst ihre Farbe aufdrängen, dann erscheinen die Heringe in überwältigend großen Scharen von meilenweiten Dimensionen. Es ist ein unheimliches Drängen von Körper an Körper, der Widerschein ihrer Silberschuppen erhellt die Luft bis zu den Wolken, das Wasser wirbelt, spritzt, schäumt, Boote geraten ins Stocken, und die Ruder bleiben in der dichten Masse stecken. Hinterher jagen die Räuber dieser beutegierigen Schwärme, die Dorsche in ihren verschiedenen Arten oder auch die Makrelen und andere Wasserräuber, darüber die in großen Scharen kreischenden Möwen und andere Vögel. Das Gedränge wird immer größer, der Raum reicht nicht mehr aus, verschiedene werden vom großen Heereshaufen abgeschnürt, die Heringe schieben sich aufeinander oder werden vom sich stauenden Zuge gehoben, und so zieht der ganze Schwarm, ein grandioses Bild des fleischgewordenen Hungers durch die weiten Flächen des Meeres. Auch ihre Verfolger erfüllt ein gemeinsames Bedürfnis; aber deren Bande waren von Anfang an lockerer und lösen sich eines Tages ganz auf.

Starke gesellige Momente schlummern auch in den ungezählten Millionen brütender Möwen, Alken und Lummen (Brutinseln, Brutkolonien), bei denen die einzelnen Nester hart aneinanderliegen.

Wenn nun auch das gesellige Leben der Tiere auf dem Hintergrunde gleicher Nahrungsbedürfnisse und Ernährungsverhältnisse, gleicher Siedlungsbedingungen und gleicher Abstammung, womöglich von denselben Eltern, sich abspielt, so sind letzten Endes diese Faktoren doch nur eine Seite dieser merkwürdigen und interessanten Erscheinung. Es sind das lediglich die äußeren Bedingungen im Gegensatz zu den inneren, im Tiere vorhandenen psychologischen Veranlagungen. Alle die genannten Voraussetzungen wären nicht zwingend, wenn nicht das Tier gesellige Grundzüge aufwiese. Wir sehen, wie auch hier schon das Seelische ein wichtiger Faktor ist und die rein materiellen Grundlagen nur eine Seite im Biologischen ausmachen. Verträglichkeit und mindestens die primitivsten Elemente des Gemeinsinns im Gegensatz zu Rauflust, Reizbarkeit und Mordgier sind die psychischen Vorbedingungen eines gedeihlichen Zusammenlebens. Nicht zufällig findet sich ausgesprochene Geselligkeit bei den Pflanzenfressern, bei den großen, den verschiedenen Huftieren sowohl als auch bei den kleinen, meist vegetarisch lebenden Nagern. Auf geselligen Grundlagen erheben sich allerlei Organisationen mit den verschiedenen für ein gedeihliches Zusammenleben erforderlichen wichtigen Vorteilen. Dahin gehört das Aufstellen von begabten, gesunden, kräftigen und mutigen Leittieren und Wachtieren bei Pavianen, Wildschweinen (Abbild. 3), Zebras, Elefanten, Gemsen (Abbild. 1), Murmeltieren, Bibern und Viscachas, um nur einige Beispiele zu nennen, das zweckdienliche und geradezu erstaunlich geschickte Zusammenarbeiten der Biber bei ihren Bauten. Die Städte dieser Tiere kämen unmöglich zustande, wenn nicht an den geselligen Sinn sich soziale Instinkte angliederten. Das gegenseitige Sichaufsuchen, der Zusammenschluß beim Wohnungsbau, das gemeinsame Säubern der Wohnung und nächsten Umgebung derselben von Pflanzen und Steinen, die Verständigung durch Warnungs- und Lockrufe und die Tatsache, daß ein altes erfahrenes Männchen des Abends als erster den Bau verläßt, um gegebenenfalls



die anderen zu warnen, die weitere Tatsache, daß Viscachakolonien, wenn sie verschüttet wurden, von den Tieren der Nachbarschaft wieder ausgegraben werden, sie deuten auf hoch entwickelte soziale Gewohnheiten hin und bilden des weiteren einen Beitrag zu dem Kapitel gegenseitiger Hilfe in Unglücksfällen.

Die Geselligkeit unserer höher entwickelten Tiere, der Säugetiere und Vögel, tritt uns hauptsächlich in zwei Arten entgegen. In dem einen Falle haben wir es mit einer aus dem Familienleben hervorgegangenen Vereinigung, der *Familienherde*, zu tun, im anderen mit starken, sogenannten sozialen, geselligen Trieben, die zu einer *sozialen Herde* führen. Beide Formen sind nicht immer streng geschieden und gehen ineinander über. Nicht daß die Familienherde die ausgeprägtere gesellige wäre. Gleichwohl erwachsen aus ihr die Entwicklungsbedingungen zu einer sozialen Organisation leichter als dort. Die Elterntiere sind nicht nur die natürlichen Erzieher, Lehrmeister und Leiter, sie haben sich auch von vornherein eine gewisse Autorität zu sichern gewußt. Viele Tiere, namentlich solche mit langer Jugendzeit, sind auf die Eltern ganz besonders angewiesen. Von bekannten einheimischen Tieren sehen wir bei unseren Enten, Gänsen und Schwänen beispielsweise ein inniges und verhältnismäßig langdauerndes Zusammenleben. Die Familien erweitern sich nach und nach, bilden Gruppen und nehmen auch andere einzelne Tiere, allerdings nach längerer Prüfung, wobei es nicht ohne kleine Zänkereien abgeht, in ihren Verband auf. Familienherden kommen bei den Gorillas und verwandten Formen vor, auch bei einigen Gazellen usw. Häufig sind polygame Familien, wie sie unser Haushahn mit seinen Völkern, in denen die Jungen aufgehen, bildet. Inwieweit sich zwischen der monogamen und polygamen Ehe die Grenzen verwischen, ist nicht immer bekannt, ja selbst bei unseren wildlebenden Huftieren nicht ganz entschieden. Rehe bilden beispielsweise polygame Herden, und zwar kann ein Bock mit einigen Geißen und deren Nachkommen vorübergehend solche Rudel zusammensetzen. Die soziale Herde existiert von den kleinsten Gruppen bis zur ungeheueren Massenversammlung (Bison). Allerlei Vorteile, wie gemeinsamer Besuch von Futterplätzen, Suhlen, Tränken, gemeinsame Verteidigung, verbinden sie, sie setzen sich zusammen aus ehemaligen kleineren Familiengruppen, aus versprengten Trupps, die ihre Leittiere verloren haben, aus Witwen polygamer Herden usw. Andererseits tun sich junge, abgetriebene Männchen, mitunter außer der Brunstzeit (Stiere der Bisons und Kühe) für sich zusammen.

Die Geselligkeit von Herden- und anderen Tieren äußert sich namentlich auch im Verkehr mit anderen Tieren, angefangen von kleinen Freundschaften ungleich gearteter bis zu Verbänden auf irgendwelchen auf Gegenseitigkeit gegründeten Organisationen, die im übrigen ohne die erforderlichen seelischen Voraussetzungen, wie Harmlosigkeit, verträgliches und gutmütiges Wesen, nicht zustande kämen.



4. Stare, ins Röhricht einfallend.

Ich denke an das duldsame Nebeneinander von Storch und Sperling, an die Gemeinschaften bei Herdentieren wie Zebras, Strauß, Giraffen, Gazellen mit Gnus, Zebras und Giraffen, Nashorn und Kuhantilope, an das Idyll der Wiese im Münchner Zoologischen Garten, wo Kamel, Esel, Zebra, verschiedene Pferde- und Schafrassen in Eintracht nebeneinander leben.

Was in Steppe und Savanne Afrikas, im Dschungel Indiens und in den Prärien Amerikas Alltäglichkeit ist, kann auch bei uns dem geübten Beobachter nicht entgehen. Ich denke beispielsweise an jene Vogelgesellschaften, wie sie sich um den außerordentlich geselligen *Kleiber* (Abbild. 2), auch Spechtmeise, Blauspecht, Baumpicker usw. genannt, herum bilden. Tagelang streift die gleiche Genossenschaft von verschiedenen Meisen, wie Hauben-, Tannen-, Blau-, Schwanz- und Sumpfmeisen, denen sich Baumläufer und Goldhähnchen, manchmal auch ein Buntspecht beimischen, unter des Kleibers munterer Führung durch unsere Wälder und mitunter auch Gärten. Wie bei allen Tiergesellschaften, so wird auch hier die Sprache zu einem wichtigen Bindemittel. Bei unserer Genossenschaft sind die Locktöne des Kleibers die große Parole. Kaum hat er auf einem Baum, sei es in den Rissen der Borke oder auf bemoostem Aste, ein Insekt entdeckt, so erschallen auch schon die hellflötenden Töne; ja, mitunter läßt er diese auch schon erklingen, wenn er sich im Fluge einem alten, vertrauenerweckenden Baume nähert. Und das ganze Gefolge weiß, was der Führer will. Ist die Gesellschaft beim üppigen Mahle, dann läßt jedes Mitglied in seiner Sprache behagliche Laute erklingen. Aber auch wenn der eine oder andere eine neue Entdeckung macht, auf eine besonders ergiebige Quelle stößt, verzehrt er seinen Fund nicht in stiller Gefräßigkeit, sondern er macht den anderen in seiner Sprache Mitteilung.

Anlaß zu einer, wenn auch nur vorübergehenden geselligen Vereinigung verschiedenster Vögel kann auch ein gemeinsamer Feind geben. So ist uns der *Uhu* ein bekanntes Beispiel dafür, wie sich Tiere, die nichts miteinander verbindet als gemeinsamer Haß, gegen ihn zusammentun. Irgendein kleiner Singvogel, ein Rotkehlchen, hat den lichtscheuen Gesellen im hohlen Baume entdeckt und stößt sofort zeternde Alarmrufe aus. Ein zweiter und dritter haben es vernommen, auch die Kohlmeise und die Tannenmeise haben es gehört und verstärken das Signal, das durch den ganzen Wald läuft. Denn schon fällt der Häher ein, und die Krähe kommt angerückt, so daß der Geschmähte, dem man von seiten der großen Vögel aggressiv zu Leibe rückt, die Flucht ergreift. Irgendwo konnte er sich unbemerkt niederlassen, und die ganze Gesellschaft verliert sich, wie sie sich gefunden.

Unsere einheimische Tierwelt kennt noch ähnliche Beispiele. Ich möchte aber noch auf jenen Fall verweisen, wo sich nach vollendeter und sorgfältigster Brutpflege die Familie auflöst und die jungen Nestlinge eines Tages sich in ungeheuren Schwärmen zusammenfinden. Ich meine den Star (Abbild. 4). Da gibt es die großen Nachtquartiere im Röhricht und im Unterwald, auf Weiden und Haselsträuchern, und bei Tag werden die großen Weideplätze der Schafe vor allem aufgesucht, wo sich gelegentlich der eine oder andere als Reiter auf dem Rücken des Wiederkäuers zeigt und nach einem fetten Schmarotzer hascht.

Jedes Prinzip findet sein Gegenteil. Hart neben der heiteren Geselligkeit wohnt der sich selbst genügende Einsiedler, der von Natur veranlagte oder auch der aus der Gesellschaft ausgestoßene, vergrämte, abweisende und zu Gewalttätigkeiten jeder Art bereite Sonderling. Einsiedelei ist kein Merkmal einer bestimmten Ordnung, auch kein Attribut einer bestimmten Entwicklungsstufe. Während der Orang-Utan streng für sich dahinlebt, neigt sein Vetter, der Schimpanse, zur Geselligkeit.

Von einheimischen Außenseitern ist der *Dachs* (Abbild. 5) ein bekanntes Beispiel, der außer der Paarung vollständig für sich in seinem Bau lebt, und dem jede Freundschaft fernliegt. Das Extrem sodann bildet der scheue *Kuckuck* (Abbild. 6), insofern sich beim Weibchen selbst die fürsorgende Mütterlichkeit verloren hat und das Familienleben nicht einmal mehr in primitivster Form besteht.

Geselligkeit wie Einsiedlerleben reizen zu Vergleichen mit dem menschlichen Verhalten, und auch in dieser Hinsicht stoßen wir in der Tierwelt auf Wesenszüge, die oft mehr als ein Gleichnis bedeuten.

5. Dachs, aus der Röhre kommend.



6. Unser Kuckuck.




Der Alchimist verschafft dem König die Liebe der Braut, indem er einen weißen Schwan im Ofen verbrennt.

Der Stein der Weisen.

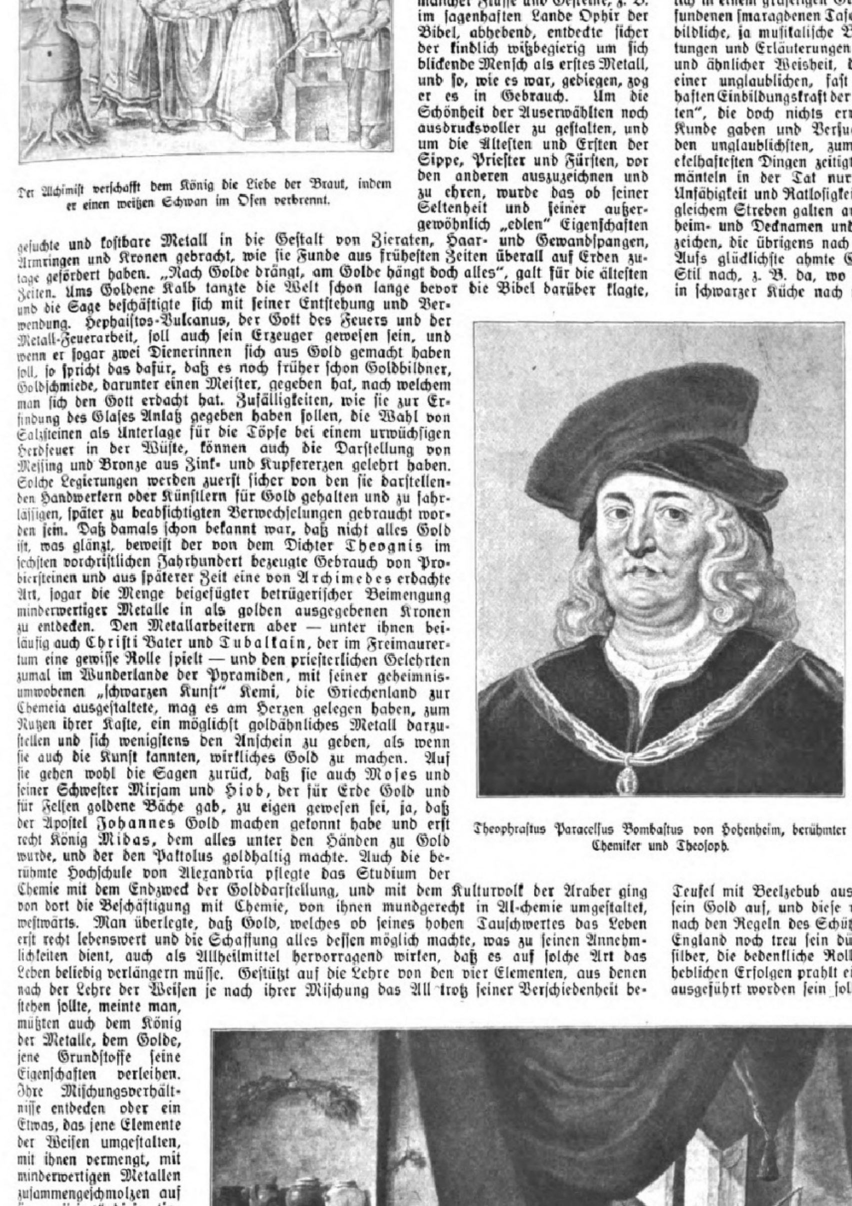
Von Hermann Schelenz, Cassel.

Gold, gleißend gelb sich von dem es „verführenden" Sande mancher Flüsse und Gesteine, z. B. im sagenhaften Lande Ophir der Bibel, abhebend, entdeckte sicher der kindlich wißbegierig um sich blickende Mensch als erstes Metall, und so, wie es war, gediegen, zog er es in Gebrauch. Um die Schönheit der Auserwählten noch ausdrucksvoller zu gestalten, und um die Ältesten und Ersten der Sippe, Priester und Fürsten, vor den anderen auszuzeichnen und zu ehren, wurde das ob seiner Seltenheit und seiner außergewöhnlich „edlen" Eigenschaften gesuchte und kostbare Metall in die Gestalt von Zieraten, Haar- und Gewandspangen, Armringen und Kronen gebracht, wie sie Funde aus frühesten Zeiten überall auf Erden zutage gefördert haben. „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles", galt für die ältesten Zeiten. Ums Goldene Kalb tanzte die Welt schon lange bevor die Bibel darüber klagte, und die Sage beschäftigte sich mit seiner Entstehung und Verwendung. Hephaistos-Vulcanus, der Gott des Feuers und der Metall-Feuerarbeit, soll auch sein Erzeuger gewesen sein, und wenn er sogar zwei Dienerinnen sich aus Gold gemacht haben soll, so spricht das dafür, daß es noch früher schon Goldbildner, Goldschmiede, darunter einen Meister, gegeben hat, nach welchem man sich den Gott erdacht hat. Zufälligkeiten, wie sie zur Erfindung des Glases Anlaß gegeben haben sollen, die Wahl von Salzsteinen als Unterlage für die Töpfe bei einem urwüchsigen Herdfeuer in der Wüste, können auch die Darstellung von Messing und Bronze aus Zink- und Kupfererzen gelehrt haben. Solche Legierungen werden zuerst sicher von den sie darstellenden Handwerkern oder Künstlern für Gold gehalten und zu fahrlässigen, später zu beabsichtigten Verwechselungen gebraucht worden sein. Daß damals schon bekannt war, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, beweist der von dem Dichter Theognis im sechsten vorchristlichen Jahrhundert bezeugte Gebrauch von Probiersteinen und aus späterer Zeit eine von Archimedes erdachte Art, sogar die Menge beigefügter betrügerischer Beimengung minderwertiger Metalle in als golden ausgegebenen Kronen zu entdecken. Den Metallarbeitern aber — unter ihnen beiläufig auch Christi Vater und Tubalkain, der im Freimaurertum eine gewisse Rolle spielt — und den priesterlichen Gelehrten zumal im Wunderlande der Pyramiden, mit seiner geheimnisumwobenen „schwarzen Kunst" Kemi, die Griechenland zur Chemeia ausgestaltete, mag es am Herzen gelegen haben, zum Nutzen ihrer Kaste, ein möglichst goldähnliches Metall darzustellen und sich wenigstens den Anschein zu geben, als wenn sie auch die Kunst kannten, wirkliches Gold zu machen. Auf sie gehen wohl die Sagen zurück, daß sie auch Moses und seiner Schwester Mirjam und Hiob, der für Erde Gold und für Felsen goldene Bäche gab, zu eigen gewesen sei, ja, daß der Apostel Johannes Gold machen gekonnt habe und erst recht König Midas, dem alles unter den Händen zu Gold wurde, und der den Paktolus goldhaltig machte. Auch die berühmte Hochschule von Alexandria pflegte das Studium der Chemie mit dem Endzweck der Golddarstellung, und mit dem Kulturvolk der Araber ging von dort die Beschäftigung mit Chemie, von ihnen mundgerecht in Al-chemie umgestaltet, westwärts. Man überlegte, daß Gold, welches ob seines hohen Tauschwertes das Leben erst recht lebenswert und die Schaffung alles dessen möglich machte, was zu seinen Annehmlichkeiten dient, auch als Allheilmittel hervorragend wirken, daß es auf solche Art das Leben beliebig verlängern müsse. Gestützt auf die Lehre von den vier Elementen, aus denen nach der Lehre der Weisen je nach ihrer Mischung das All trotz seiner Verschiedenheit bestehen sollte, meinte man, müßten auch dem König der Metalle, dem Golde, jene Grundstoffe seine Eigenschaften verleihen. Ihre Mischungsverhältnisse entdecken oder ein Etwas, das jene Elemente der Weisen umgestalten, mit ihnen vermengt, mit minderwertigen Metallen zusammengeschmolzen auf sie „projiziert", diese „tingieren", sie in Silber, dieses in Gold „transmutieren" könne, einen „Stein der Weisen", ein „Elixier" oder ein „Magisterium" suchen, hielt man für eine königliche, ja eine heilige, nebenbei nutzbringende Wissenschaft, und im Andenken an den Ägyptergott Duhit, den Hermes-Mercurius der Griechen und Römer, der als Förderer mathematisch-astrologischer, schließlich magischer Künste verehrt wurde und als Schutzgeist ihrer Anhänger galt, schuf man sich nach dem Vorbilde eines sagenhaften Hermes aus der Schule eines medischen Magiers Osthanes einen dreimal mächtigeren neuen Patron, den Hermes Trismegistos als Schützer der Alchimie, wie die Sonder-Goldmacherkunst seit dem vierten Jahrhundert genannt wurde. Und wie es bei einer so vielversprechenden Kunst begreiflich ist, unter dem Siegel „hermetischer" Verschwiegenheit laborierte man nach halbwegs religiösen Gebräuchen in der hochheiligen Kunst zumeist nach einer angeblich in einem gruseligen Grabe gefundenen smaragdenen Tafel. Auch bildliche, ja musikalische Bearbeitungen und Erläuterungen solcher und ähnlicher Weisheit, die von einer unglaublichen, fast krankhaften Einbildungskraft der „Adepten", die doch nichts erreichten, Kunde gaben und Versuche mit den unglaublichsten, zum Teile ekelhaftesten Dingen zeitigten, bemänteln in der Tat nur eigene Unfähigkeit und Ratlosigkeit. Und gleichem Streben galten auch Geheim- und Decknamen und Bildzeichen, die übrigens nach uraltem ägyptischen Muster für die Präparate eingesetzt wurden. Aufs glücklichste ahmte Goethe, der zeitweise mit Inbrunst Alchimie studiert hat, ihren Stil nach, z. B. da, wo er Faust von seinem Vater erzählen läßt, daß er, ein Adept, in schwarzer Küche nach unendlichen Rezepten das Widrigste zusammengegossen habe:


Der Alchimist sucht das Quecksilber.

„Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt
Und beide dann im off'nen Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach ins andere gequält",

woraus auch der kundigste Chemiker nichts über den alchimistischen Vorgang herauslesen wird.


Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim, berühmter Chemiker und Theosoph.

Wenn von gelungenen Transmutationen berichtet wird, so muß angenommen werden, daß die fahrenden Alchimisten, die von geldbedürftigen Großen, Kaiser Rudolf II. an der Spitze, zur Füllung ihrer Kassen herbeigeholt wurden, mit Taschenspielergewandtheit betrogen, daß ihren Gönnern zum Teil vorher eingeschmuggeltes echtes oder damals schwer zu entdeckendes Truggold in die Hand gespielt worden ist. „Mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung" arbeitete man in England. Eduard III. schloß unter Vermittlung seines Abtes Cremer mit einem hochberühmten Alchimisten Raimundus Lullus einen Vertrag, nach welchem dieser dem König durch seine „göttliche Kunst" Gold zur Ausrüstung einer Flotte schaffen sollte, mit der dieser in eigener Person gegen die Türken zu Felde ziehen wollte. „Aber ach, er brach sein Wort. Die ihm gelieferten 60000 Pfund Gold soll er in Münzen mit einer aufgeprägten Flotte zu unheiligen Zwecken benutzt haben und daheim geblieben sein", was den Helfer veranlaßt haben soll, dem etwaigen Dank durch schleunige Flucht zu entgehen. Mit Nachdruck förderte später im Andenken an den Ahnen Heinrich VI. gleiches Streben. Besonders der Geistlichkeit, die ja täglich Wein und Blut wandelte, empfahl er Goldmacherversuche, und einer Goldmacherkompanie gab er eine Lizenz dafür. Aus ihrem „Gold" prägten die Engländer, bei denen nach Shakespeare das Herz im Geldbeutel ruht, Rosennobel nach französischer Art und spielten sie über ihre heiß umstrittenen, jetzt wieder besetzten Besitzungen in Nordfrankreich nicht nur ins Land der Feinde, sondern auch zu den stammverwandten Schotten. Diese entdeckten den Trug bald, verboten das Falschgeld und setzten den Kurs der Rosennobel auf die Hälfte herab, während jene ihm und leicht erhältlicherem Gold von jener Kompanie flugs englische Gestalt gaben und so den Teufel mit Beelzebub austrieben. Auch den getreuen Holländer-Nachbarn halfte England sein Gold auf, und diese rissen ihm die Maske vom Gesicht. Sie zeigten, daß es tatsächlich nach den Regeln des Schützers der Kaufleute und Diebe Merkur dargestellt gewesen ist, dem England noch treu sein dürfte, daß übrigens auch Merkur, nach Alchimistenschreibart Quecksilber, die bedenkliche Rolle des Steins der Weisen in diesem Gold gespielt hat. Von erheblichen Erfolgen prahlt ein Buch, nach welchem am sächsischen Hofe wahre Transmutationen ausgeführt worden sein sollen. In Wahrheit hatten auf deutschem Boden Alchimisten keine Erfolge. Sie mußten ihre Trugtaufbahn der Regel nach schwer, ein Krohnemann in Bayreuth bezeichnender Art mit dem Tode an einem mit Schaumgold überzogenen Galgen, büßen. Der wenigstens durch seinen, mit den alchimistisch klingenden Aureolus Theophrastus Paracelsus verbrämten Namen Bombastus von Hohenheim auf unsere Zeit gekommene hervorragende Arzt und Zeitgenosse Luthers, ein Reformator auf naturwissenschaftlichem Gebiete, hielt das Goldmachen, der damaligen Zeit entsprechend, wohl für möglich. Aber nur zu Heilzwecken wollte dieser Bahnbrecher auf dem Gebiete der Jatro-, der medizinischen Chemie, Gold verarbeiten. Unaufhaltsam sank das Ansehen der Alchimie, immer mehr gestaltete sie sich in die lautere Chemie um, die auch als Goldspenderin unermeßliche Triumphe in unserer Zeit feiern durfte. Und doch erlebte sie an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts eine Art Auferstehung: die Bildung einer Hermetischen Gesellschaft durch den Jobsiadendichter Kortum. Sein Name allein legt den Gedanken nahe, daß er, ähnlich dem Gründer des Rosenkreuzerbundes Andreae, sich über die leichtgläubige Welt lustig machen wollte.


Der Alchimist. Nach einem Gemälde von David Teniers d. J. in der Staatlichen Gemäldegalerie zu Dresden. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)



Der Stein der Weisen: Ein alchimistisches Experiment. Nach einem Gemälde von J. Lomax.



Joh. Wilh. Ludw. Gleim. Nach dem Bilde H. Rambergs gezeichnet von C. Jordan. Das Bild zeigt Gleim als den Dichter der „Preußischen Kriegslieder" (1758), im Hintergrunde Feldlager der Grenadiere Friedrichs des Großen.

Zur 200. Wiederkehr des Geburtstags J. W. L. Gleims am 2. April.

J. W. L. Gleim.

Am 2. April begeht das Gleimhaus in Halberstadt einen Gedenktag, den zweihundertsten Geburtstag seines einstigen Besitzers.

Gleimhaus, Musen- und Freundschaftstempel! Fremde Klänge, die zu den Irrungen und Wirrungen unserer Tage so gar nicht passen wollen; ist ja alle Romantik schier unwiederbringlich dahin und die blaue Blume, die man in jenen fernen Tagen gepflückt, am Wege verdorrt. Da kommt Gleims Geburtstag. Gewiß — es hat gar viel Größere auf Deutschlands Parnaß gegeben als den Sohn des Obereinnehmers zu Ermsleben, aber keinen, der die deutsche Poesie mehr geliebt, keinen auch, der ihr treuer gedient als der Domsekretär zu Halberstadt. — So laßt uns dem alten, kleinen Haus hinter dem Dome unseren Glückwunsch sagen, daß er einstmals hier gelebt, der ein Künstler der Freundschaft und ein Priester der Liebe. —

„Ein armer Grenadier hat diesen kleinen Tempel,
Ihr Musen, Euch geweiht.
O, keinen Tritt herein, Ihr, die Ihr nicht Exempel
Zu Euren Lehren seid,
Und brächtet Ihr ein Werk, gestempelt mit dem Stempel
Der Ewigkeit."

Also steht es an der Tür des Freundschaftstempels. Zwei große Zimmer nehmen uns auf. Um den länglichen Tisch in der Mitte des einen gruppieren sich altertümliche Stühle mit hohen Lehnen, und an den Wänden reiht sich Bild an Bild; ernst und heiter, mild und strenge, lebensfreudig und weltverloren blicken sie herab. Hier steht der Fürst neben dem Dichter, der Philosoph neben dem Maler, der Geschichtschreiber neben dem Feldherrn und manch anderer, der zu der kleinen Schar der großen Menschen gehörte. Es ist der Gleimsche Freundeskreis; edle Namen, deren Träger einstmals durch diese Zimmer geschritten sind und, wie sie ins Leben geschaut, noch heute aus ihren Bildern niederblicken. Wer nennt sie alle, die sich hier in ihren Bildern zusammengefunden; Lessing und Lavater, Herder und Klopstock, Jean Paul und Wieland, Ewald v. Kleist und Johannes v. Müller, Zachariä und Konrad Arnold Schmidt, Joh. Arn. Ebert, Chr. Felix Weise und Joh. Winckelmann.

Da stehen Gellert und die Fabeldichter Stamford, Pfeffel, Lichtwer und Williamow. Da ist Jerusalem, der Vater des Werther-Helden, und Spalding, Bodmer und Dalberg der Ästhetiker, der Göttinger Dichterhain mit den beiden Stolbergs, Bürger und Voß; die Hallenser Lange und Uz und die Halberstädter Dichterschule: Joh. Michaelis, Wilh. Heinse, Joh. Georg Jacobi, F. W. v. Göcking und Klamer Eberhard Schmidt, der Verfasser von „Als der Großvater die Großmutter nahm".

Da ist die „deutsche Sappho", die Karschin, ihre Tochter Karoline v. Klinke und Sophie de la Roche. Die Selbstbildnisse von Tischbein und Eick, der alte Zieten, Chodowiecki, Friedrich Nicolai und bei ihnen viele, viele andere. Und Friedrich der Große, „der Einzige", wie ihn Gleim genannt, in Bildern und Stichen.

Eine wertvolle Ergänzung des Freundschaftsstempels bildet der gesamte Briefwechsel Gleims mit seinen Freunden, zu vielen Bänden vereinigt. Aus der Fülle des Reichtums sei nur einiges genannt: Hier schreibt Schiller und bittet Gleim um seine Mitarbeit bei der „Rheinischen Thalia"; hier dankt die Königin Luise für ein Lied zum Neujahrstage; dort die Kopien der Schreiben Gleims an die Könige Friedrich Wilhelm II. und III. zu ihren Regierungsantritten mit der Bitte, die deutsche Muse nicht zu vergessen, die Friedrich der Große habe darben lassen — wundervolle Worte eines aufrichtigen Patrioten. — Die Kriegsberichte Ewald v. Kleists, der bei Kunersdorf gefallen, und gleich daneben Klopstock, der sich über Goethe beschwert. Lessings Nichte teilt den Tod ihres Oheims mit, ja, ein Teil der Lessingschen Fabeln im Originalmanuskript schmückt als köstliche Spende diese Schatzkammer.

Der letzte Raum des Gleimhauses birgt die Bibliothek, die etwa 9000 Bände umfaßt. In der Mitte des Zimmers steht Gleims Sessel mit verblichenem grünen Überzug — es ist, als ob Vater Gleim ihn eben verlassen hätte. Auch hier stehen die Dichterfreunde beisammen, und ihre Werke tragen kurze



Das Gleimhaus in Halberstadt. Nach einer Zeichnung von C. Jordan aus dem Jahrgang 1862 der „Illustrirten Zeitung".

herzliche Worte der Widmung. „Meinem Gleim“, „Seinem Gleim“, so haben Lessing, Wieland und Klopstock und die anderen alle geschrieben und dem Dichtervater die ersten Auflagen ihrer Bücher zugeeignet.

Vor den Toren Halberstadts liegt die letzte Heimstätte des Dichtervaters. Inmitten seines Gartens ist er begraben, und um sein Grab stehen Urnen, die die Namen seiner Freunde tragen; das war sein letzter Wunsch — Freundschaft über den Tod hinaus.

Hermann Schwab.

Aus dem Anekdotenschrein.

Zwei „schlaue“ Bauern. Schnofel und Pimmelhuber waren in die königliche Forst mit einem Handwagen gefahren und hatten Holz gestohlen. Wie sie sich mit ihrer Beute entfernen wollen, sehen sie einen „Herrn Gendarmen“ auf sich zukommen. Um diesen, der sie natürlich wegen dieser Langfingerei zur Rede stellen wird, irrezuführen, bereden sie sich rasch, ihn durch Angabe falscher Namen zu täuschen, und auf folgende geniale Weise wird dies auch ausgeführt. Der Gendarm fragt den Schnofel aus Ebertshausen: „Wie heißt er?“, worauf Schnofel antwortet: „Pimmelhuber heiß ich und bin da drüben in Gumpolzkirchen zu Haus!“ — Der Gendarm bemerkt dies in seiner Schreibtafel. „Und er?“ fragt er nun den Pimmelhuber, worauf dieser ebenso pfiffig wie sein Dorfnachbar antwortet: „Ich bin halt der Schnofel aus Ebertshausen.“ — Auch dies wird notiert. — In den nächsten Tagen wurden beide vor den Herrn Landrichter zitiert und wunderten sich über alle Maßen, wie man sie, trotz ihrer pfiffigen falschen Namensangabe, doch entdecken konnte.

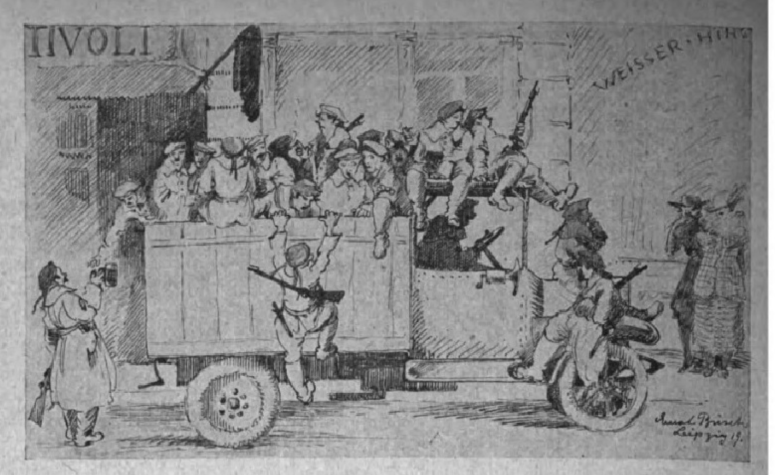
Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar war ein großer Freund der Jagd und zugleich sehr leutselig. Deshalb machten sich denn die Landbewohner gern herbei, wenn er in der Nähe jagte, und achteten ungestört auf alles, was zum edlen Weidwerke gehörte, um sich mit der erlauschten Kenntnis gelegentlich zu brüsten. So erzählt man von einem Bäuerlein, das bei Ettersburg der Ausweidung eines frisch erlegten großen Hirsches zusah und sich auf eigene Weise als Kunstverständigen zu erkennen gab. Der Herzog stand nämlich bei den Jägern, legte vorübergehend Hand an und hatte sich unvermerkt am Finger und mit diesem am Ohr etwas mit Blut befleckt. Der Bauer bückte sich zu ihm vor und sagte: „Durchlaucht, Er hat Schweiß am Löffel!“

Ein Scherz zur rechten Zeit. Es war 1870 in Frankreich. Ein sächsisches Regiment hatte an dem glühend heißen Tage lange Märsche hinter sich. Endlich war der Rastort erreicht. Die Mannschaften warfen sich ermattet auf dem Acker nieder, aber leider waren die Wagen mit Lebensmitteln noch nicht zur Stelle. Die Stimmung war gedrückt. Da rief der Spaßmacher einer Kompagnie mit lauter Stimme über das Feld: „Kellner, die Speisekarte!“ Alles brach in Lachen aus, und als kurz darauf auch die Brotwagen eintrafen, war alles wieder in der besten Stimmung.

Aus der guten alten Zeit. Als im Jahre 1849 eine Zeitlang Preußen in Dresden standen, hatte ein Lehrer über die Worte zu examinieren: „Wo euer Herz ist, ist auch euer Schatz.“ — „Aber, Christlieb,“ fragte der Lehrer, „kannst du mir auch sagen, was man unter einem Schatze versteht. Was ist ein Schatz?“ — Christlieb: „Ein Preuße!“ — Lehrer: „Ich bitte dich, Christlieb, was fällt dir ein?“ — Christlieb: „Ja, unsere Rike sagte gestern: ›Mein Schatz ist ein Preuße.‹“

Wahre Geschichte. Der Landesfürst besuchte ein Gebirgsstädtchen und blieb dort über Nacht. Über den hohen Besuch herrschte große Freude im Städtchen. Es war festlich geschmückt. Am Abend fand eine allgemeine Illumination statt. Ein biederer Fleischermeister bekundete seine Verehrung für den Fürsten durch ein Transparent, das die drollige Inschrift zeigte: „Wer nicht ist für meinen Fürsten, den hack' ich in die Leberwürsten!“

Schlagfertige Antwort. „Wart', ich will dich Äpfel stehlen lehren!“ rief ein Gärtner einem Burschen zu, der sich in seinen Garten geschlichen hatte! — „Geben Sie sich nur keine Mühe,“ erwiderte dieser, die Flucht ergreifend, „Sie sehen ja, daß ich's schon kann!“



Alarm. Nach einer Zeichnung von Ernst Busch.



Sicherheitswache. Nach einer Zeichnung von Paul Schneider.

Aus den Tagen des Leipziger Generalstreiks.

Ende des redaktionellen Teils.

Kunstausstellungen und Kunstauktionen.

Das **Antiquariat Ernst Dannappel in Dresden-Blasewitz**, [Lö]ssnitzgartenstraße 33, veröffentlicht soeben seinen Katalog Nr. 12, enthaltend Bücher [und] Kunstwerke: **Almanache, Archäologie, Architektur und Ornamente**, [Bibl]iographie, Biographien, **Deutsche Literatur**, alte Drucke, Elzevire, Folklore, [Fr]eimaurer, Geschichte Geographie, Ethnographie, **illustrierte Bücher**, Kunst[gesch]ichte, Kunstgewerbe, **Kostüm**, Menzel, Musik und Theater, Okkultismus, [Min]iaturen, Philosophie, Ridinger, Studenten, **Totentanz**, Tortur, Waffen[ku]nde usw. An ernsthafte Sammler wird der Katalog kostenfrei oder leihweise gern [ver]sandt. — Die Firma empfiehlt sich zu Ankäufen guter Kunstblätter aller Art, auch [se]ltener Buchwerke.

Nur für **Kunsthändler: Die Kunsthandlung Gustav Grundstedt**, [H]amburg 24, Elisenstr. 8 (Fernsprecher: Hansa 4395) stellt als allein berechtigter [Na]chlaßverkäufer sämtliche hinterlassenen Gemälde und Zeichnungen aus dem Nachlaß [Th]omas Herbst zum Verkauf. Die Firma erwirbt ständig — nur aus Privatbesitz — [Ge]mälde erster Meister jeder Zeit und Richtung und führt die Realisierung von Nach[lässe]n jeder Art durch, sich stets den obwaltenden Verhältnissen anpassend und den [W]ünschen der Erben weitestgehend Rechnung tragend. Selbst Vorschüsse werden er[for]derlichenfalls gegeben.

Im Frankfurter Kunstverein (Frankfurt a. M.) ist soeben zu Ehren des bevorstehenden 80. Geburtstages von Hans Thoma eine Sonderausstellung „Hans Thoma als Graphiker" eröffnet worden, welche erstmalig neben Aquarellen und Handzeichnungen des Meisters sein gesamtes graphisches Schaffen, Lithographien, Radierungen usw. beinahe vollzählig vorführt. Unter dieser Druckgraphik befinden sich Kostbarkeiten ersten Ranges, namentlich Tachographien, sodann Radierungen in ganz seltenen Probe- und Zustands-Drucken, vielfach überhaupt Unikate. Ein kleiner, durch das Sekretariat kostenlos erhältlicher Katalog mit Vorwort von Dr. K. K. Eberlein führt in die Veranstaltung ein und unterrichtet auch über verkäufliche Blätter der Ausstellung, die bis Mitte April dauert.

Gemälde von A. Achenbach, O. Achenbach, H. Baisch, H. v. Bartels, A. Braith, R. Bunler, A. Calame, G. Courbet, F. v. Defregger, C. F. Deicker, N. Diaz, W. v. Diez, A. v. Gebhardt, Ed. Grützner, L. Hartmann, Pet. Hasenclever, H. Hotschenreiter, Gerh. Jansen, A. Kampf, Eug. Kampf, F. A. v. Kaulbach, F. Kiederich, A. v. Kowalski, Chr. Kröner, Goth. Kuehl, Franz v. Lenbach, Max Liebermann, W. v. Lindenschmidt, Claus Meyer, Paul Meyerheim, Hugo Mühlig, L. Munthe, G. Oeder, Ed. Schleich sen., G. Schönleber, G. Segantini, C. Spitzweg, O. Strützel, Hans Thoma, W. Trübner, F. v. Uhde, B. Vautier, M. Volkhart, V. Weißhaupt, E. Zimmermann, H. v. Zügel, L. v. Zumbusch u. a. empfiehlt mit einer großen Auswahl Werke anderer Künstler **Galerie Jul. Stern, Düsseldorf**, Königsallee 23 (Privatseite), Ruf 4719. — **Gemälde aus Privatbesitz zu kaufen gesucht.**

Allgemeine Notizen.

Deutsches Hilfswerk für die Kriegs- und Zivilgefangenen. [Un]ter dieser Bezeichnung wird gegenwärtig im Auftrage der [zust]ändigen Reichszentralstelle ein großzügiges Liebeswerk be[go]nnen, zu dem das ganze deutsche Volk aufgerufen werden [soll]. Es handelt sich hierbei um die Aufbringung von Mitteln [fü]r unsre noch in Feindesland befindlichen Kriegsgefangenen. [Di]e Mittel sollen dazu dienen, das Los unsrer gefangenen [Br]üder zu mildern und ihnen bei ihrer Rückkehr einen wür[dige]n Empfang zu geben und ihnen weiter helfend zur Seite [z]u stehen. Keine Partei dürfte sich der Ansicht verschließen, [da]ß es Ehrenpflicht jedes einzelnen ist, hier helfend einzugreifen.

Zusammentreten der Organisationen des Roten Kreuzes. [D]as Internationale Komitee des Roten Kreuzes in Genf be[ruf]t alle Rote-Kreuz-Organisationen der ganzen Welt zu einer [Kon]ferenz zusammen, die 30 Tage nach Unterzeichnung des [Fri]edens in Genf zusammentreten soll, um sich mit dem Ge[su]ndheitszustand der ganzen Menschheit zu befassen.

Die Würde eines Doktor-Ingenieurs ehrenhalber ist von [d]er Technischen Hochschule München dem Prof. Hugo Junkers [in] Dessau verliehen worden, dem unermüdlichen Forscher und [In]genieur auf den Gebieten der Wärmeübertragung, der Ent[wi]cklung der Verbrennungskraftmaschine und des Baues der [M]etallflugzeuge. — Dieselbe Würde ist von der Münchener [Ho]chschule dem Professor an der Technischen Hochschule Karls[ru]he, Geh. Rat Dr.-Ing. Hans Bunte anläßlich seines 70. Geburtstages verliehen worden, in Anbetracht seiner grundlegenden Forschungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Brennstoffe, besonders des Leuchtgases. Gleichzeitig wurde Bunte auch von der Technischen Hochschule in Hannover zum Dr.-Ing. ernannt, so daß er nun dreifacher Dr.-Ing. ist.

Entwurfs- und Modellmesse in Leipzig. Zur bevorstehenden Frühjahrs-Mustermesse in Leipzig, die diesmal wegen derzeitiger Verkehrsschwierigkeiten erst am 27. April beginnt, wird das Meßamt für die Mustermessen unter der Bezeichnung „Entwurfs- und Modellmesse" eine Vermittlungsstelle für Künstler und Fabrikanten einrichten. Die Künstler werden in der Diele des Alten Rathauses Entwürfe und Modelle für industrielle Zwecke ausstellen. Entsprechend dem Charakter der Messe überhaupt soll die Veranstaltung nicht nur dazu dienen, den Verkauf dieser Entwürfe in die Wege zu leiten, sondern Fabrikanten und Künstler näher zusammenzuführen. Die ausstellenden Künstler werden also entweder selbst anwesend oder geschäftlich vertreten sein.

Die Neugestaltung der deutschen Handelsstatistik erörtert der Direktor des Hamburger Statistischen Amtes, Professor Dr. v. Tyszka, in einer jüngst vom Handelsvertragsverein (Verband zur Förderung des deutschen Außenhandels, Berlin W 9, Köthener Straße 28 29) als Heft 17 seiner „Handelspolitischen Flugschriften" herausgegebenen Arbeit. Hoffentlich werden die sehr beachtenswerten Anregungen des bekannten Fachmannes an zuständiger amtlicher Stelle die angemessene Berücksichtigung finden.

Die Evangel.-luth. Diakonissen-Anstalt in Dresden ist durch die lange Dauer des Krieges und seinen ungünstigen Ausgang in große Bedrängnis geraten. Anläßlich ihres am 19. Mai stattfindenden 75jährigen Jubiläums erbittet sie sich außerordentliche Beihilfen aller ihrer Freunde und Gönner, damit sie ihren großen Aufgaben auch in Zukunft gerecht werden kann. Die Anstalt zählt jetzt nahe an 1000 Schwestern, von denen während des Krieges rund 750 im Lazarettdienste gestanden haben. Gaben werden unter Postscheck-Konto Amt Leipzig Nr. 41305 erbeten.

„Agfa"-Filme. Die Anfertigung von „Agfa"-Filmpacken war im Verlauf des Krieges leider meist nicht in dem Umfang möglich, wie es Bedarf und Nachfrage erfordert hätten, weil das zu den Gehäusen nötige Blech sich nicht in genügenden Mengen heranschaffen ließ. Dieser Zustand hat sich erfreulicherweise seit einiger Zeit gebessert, so das die Besitzer von Filmpack-Kameras und -Kassetten nicht mehr zu befürchten brauchen, in der Ausübung ihrer Kunst durch Filmmangel behindert zu werden. Sollten dennoch hier und da die bekannten Formate 4.5:6, 6:9, 8:10.5, 9:12 und 10:15 bei dem einen oder andern Photo-Händler fehlen, so wird es nur einer Anregung zur Bestellung bedürfen. Auf Wunsch gibt die Herstellerin, die Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin SO 36, jedem Interessenten bequem gelegene Bezugsquellen an. Näheres über die „Agfa"-Filme wie über die „Agfa"-Artikel überhaupt: Platten, Entwickler, Hilfsmittel und Blitzlicht-Artikel ist im „Agfa"-Photo-Handbuch enthalten, dessen 181. bis 200. Tausend zum Preise von 75 Pfg. durch jede Photohandlung zu beziehen ist.

TRAG- PUFFER- SPIRAL- UND WAGGON-FEDERN AUTO-FEDERN

MAX WEBER ★ ZITTAU

Bei **Hals- u. Lungenleiden**

aller Art, wie Katarrhen, tuberkulösen Erkrankungen, Asthma ɪc. erzielten, wie zahlreiche Mitteilungen von Ärzten, Apothekern und Leidenden einwandfrei beweisen, unsere **Rotolin-Pillen**

in jahrelanger Praxis — vorzügliche Erfolge.

Husten, Verschleimung, Auswurf, Nachtschweiß, Stiche im Rücken u. Brustschmerz hörten auf; Appetit u. Körpergewicht hoben sich rasch; allgem. Wohlbefinden stellte sich ein. — Erhältlich die Schachtel zu ℳ 3.— in allen Apotheken; wenn nicht vorrätig, auch direkt von uns durch unsere Versandapotheke.

Ausführliche Broschüre kostenfrei. Ploetz & Co., Berlin SW 68



Haubennetze grosse Dtzd. 15.— M.
Stirnnetze Dtzd. 20.— M.
Frisierkämme St. 7.—M. Nachn.
Hans Bähr, Berlin C. Spittelmarkt 7.

---

174. Sächsische Landes-Lotterie

(In Oesterreich-Ungarn verboten)

Hauptziehung 2. bis 30. April 1919

Hauptgewinn Mark

800000

Gewinne Mark

500000
300000
200000
150000
100000
usw.

Klassenlose zu amtlichen Preisen:

1/10	1/5	1/2	1/1
Mk. 25.-	50.-	125.-	250.-

empfiehlt und versendet unter peinlichster Wahrung der Spielerinteressen

Wilhelm Kessler
Leipzig 4, Mittelstraße 10,
Postscheckkonto Leipzig 54654.

Gewinne

der Sächs. Landeslotterie

ev. **800000** Mk.
Prämie **300000** „
Haupt-Gewinne **500000** „ **200000** „ **150000** „ **100000** „ usw.

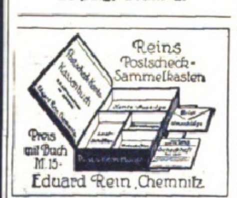
(In Oesterreich-Ungarn verboten)

Ziehung der Haupt- u. Schlußklasse **vom 2. bis 30. April 1919.**

Lose 1/10	1/5	1/2	1/1
M. 25.—	M. 50.—	M. 125.—	M. 250.-

(Porto u. Listen 40 Pf. extra) versendet

A. Zapf
Staats-Lotterie-Einnahme
Leipzig, Brühl 2.





Lose zur 174. Sächsischen Landes-Lotterie

mit Haupttreffern von 500000, 300000, 200000, 150000, 100000, 60000, 3×50000, 3×40000 4×30000, 7×20000, 4×15000, 14×10000 usw. **event. 800000 Mark.** Ziehung 5. Klasse findet vom 2. bis 30. April d. J. statt. (In Oesterr.-Ung. verbot.)

Lose 5. Klasse:	1/1	1/2	1/5	1/10
	250.—	125.—	50.—	25.— Mk.

(Liste und Porto extra) empfiehlt und versendet:

Herm. Schirmer Nachf., Sächsische Staats-Lotterie-Einnahme, **Leipzig I.**
Giro-Konto: Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt. Postscheck-Konto Leipzig Nr. 2560.

BLEICHERT

BLEICHERT

:: Doppelkabelkran von 12 Tonnen Tragkraft ::

Unsere Kabelkrane vereinfachen, verbilligen u. verkürzen die Herstellung von Talsperrenmauern, Brücken, Schleusen, Häfen, Festungswerken u. Hochbauten. Sie sind für Lagerplätze und Floßhäfen in verfahrbarer Ausführung bei ihrer großen Spannweite eines der vorteilhaftesten Fördermittel. Verlangen Sie unsere Beschreibungen 21510 g, 21533 g, 21536 g.

42jährige Erfahrungen im Bau von Förderanlagen. Über 200 Patente. Fabriken in Leipzig-Gohlis, Neuß a. Rh. (Eisenkonstruktion), Wels in Ober-Österreich

Adolf Bleichert & Co., Leipzig-Go. 21

Wo Fälle hoffnungslos erscheinen, bediene man sich des **„Auskunfts-Schütz"** **Abteilung Detektiv, allerersten Ranges** Berlin W., Tauentzienstrasse 3. Fernsprech. Steinpl. 9468. Alle erdenkl. mod. Hilfsmittel. Hervorragende Erfolge. **Spezialauskünfte** ü. Familien und Vermögensverhältnisse, Ruf, Vorleben etc. **Vertrauenssachen u. a. m.** Freiwillige Dankschreiben. Behördl. Inanspruchn.

---

174. Sächs. Landes-Lotterie

(In Österreich-Ungarn verboten.)

Hauptziehung 2. bis 30. April

110000 Lose, 55000 Gewinne u. 1 Prämie

800000
500000
300000
200000
150000
100000

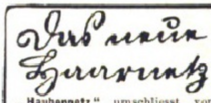
usw. Spielplan gratis und franko.

Lose zu amtlichen Preisen:

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 25.—	M. 50.—	M. 125.—	M. 250.—

empfiehlt und versendet

J. A. Gutzschebauch, Leipzig,
Sächs. Landes-Lotterie-Einnahme.



„Haubennetz" umschliesst von selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar zu sein. Preis Mark 1.40 ab 6 Stück, Einzelpreis Mark 1.60 (garantiert echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildungen Nr. 85 zum Selbstfrisieren.
Haarnetz-Fabrik, Wörner, München 85, Färbergraben 27.



Schwere Leiden

und häufig die Folgen vernachlässigter Krampfadern. Bei Aderentzdg., Geschwulst, **Beingeschw.,** Kinds- oder Ader-Beinen, **Flechten aller Art,** Gelenkerkrankung., Plattfuß, **Rheuma,** Gicht, Ischias, Elefantiasis verlangen Sie **kostenlos: Lehren u. Ratschläge für Bein- u. Hautleiden u. deren Selbstbehandlung** von **Dr. Ernst Strahl, G. m. b. H., Hamburg L. P.**

Auskunft umsonst bei

Schwerhörigkeit

Ohrensausen, Ohrengeräuschen etc. Ärztlich glänzend begutachtet, täglich Anerkennungen.
Institut Englbrecht, München 12 SW., Kapuzinerstraße 9.

Vogelfutter-

Mischung für Kanarien-Vögel in Packung zu Mk. 1.— versend. geg. Nachnahme bei Mindestabnahme von 5 Pack. à Mk. 1.—

Gebr. Hambrecht, Samenhandlg., Freiburg i. B., b. Münsterpl.

Hauptziehung

174. Sächs. Landes-Lotterie vom 2. bis 30. April 1919.

Schnellste Entscheidung, zur sicheren Auslosung kommen innerhalb 4 Wochen **39600 Gewinne** mit über **16 Millionen Mark.**

Hauptgewinne (Bargeld) Mark:

800000
500000
300000
200000
150000
100000

(In Österreich-Ungarn verboten.)

Lose

Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
M. 25.-	50.-	125.-	250.-

Amtl. Gewinnliste u. Porto 65 Pfg. extra. — Versand, auch Nachnahme, durch die

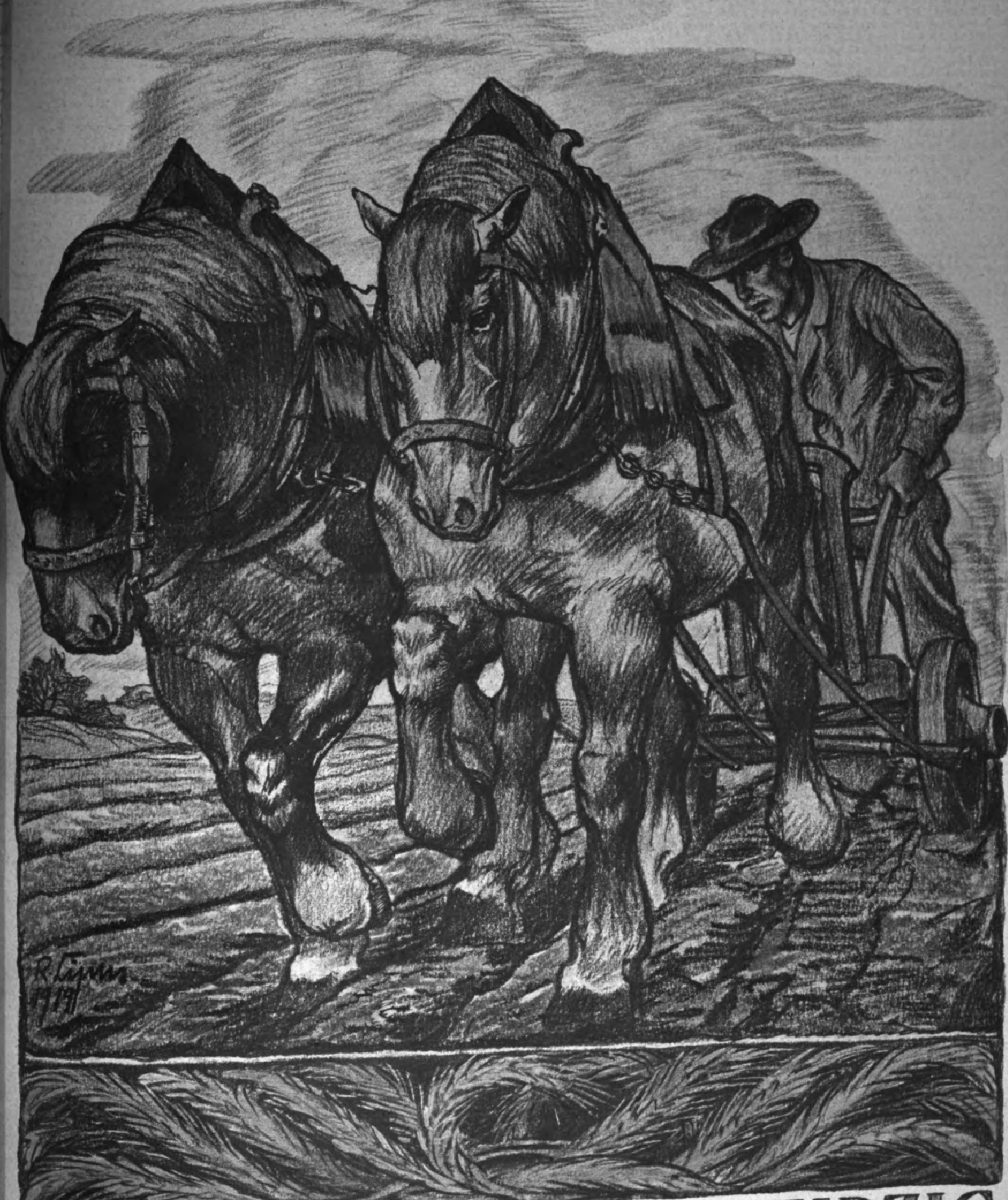
amtl. Sächsische Lotterie-Einnahme

Richard Dittrich, Leipzig 803, Täubchenweg.
Postscheck Leipzig 51404.
Ziehung 1. Kl. 175. Lotterie 18. u. 19. Juni 19.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel, beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schüller, Budapest V., Országház-tér 4.
Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 8; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

(A)



VERLAG I.I.WEBER LEIPZIG

152. Band.

Nr. 3952.

Einzelpreis 1 Mark 30 Pfg.

(Jede Woche eine Nummer, vierteljährlich 13 Mark.)

AUS WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Kriegführungskoſten. In der Neuzeit werden die Kriegführungskoſten nach Milliarden berechnet. Für die Kriege gegen Frankreich von 1793 bis 1815 verwendete England annähernd 16 Milliarden Mark. Die Koſten des Krimkrieges von 1854 ſtellten ſich für Frankreich auf 1,3, für England auf 1,5 und für Rußland auf 2,5 Milliarden Mark. Billiger war der italieniſche Krieg von 1859, der den beiden Kriegführenden, Frankreich-Piemont und Öſterreich, nur je 0,5 Milliarden Mark koſtete. In dem amerikaniſchen Bürgerkrieg von 1862 bis 1865 verausgabten die Nordſtaaten nahezu 9, die Südſtaaten etwas über 9 Milliarden Mark. Der kurze Deutſch-Franzöſiſche Krieg von 1870/71 verurſachte den beiden beteiligten Mächten einen Aufwand von je 1,5 Milliarden Mark. Im Ruſſiſch-Türkiſchen Kriege von 1877/78 beliefen ſich die Koſten für Rußland auf 3,4, für die Türkei auf 1,7 Milliarden Mark. Der Burenkrieg von 1899 bis 1902 belaſtete England mit Ausgaben in Höhe von 4,3 Milliarden Mark. Für ihren großen Krieg von 1903/04 opferten Rußland 2,9, Japan 2,4 Milliarden Mark. Die ungeheueren Koſten eines Weltkrieges von mehr als vierjähriger Dauer konnten nicht vorausgeſehen werden. Indeſſen kamen doch einige Sachverſtändige der Wirklichkeit nahe, als ſie vor dem Kriege berechneten, Deutſchland allein werde annähernd 10 Millionen Mann ins Feld ſtellen können und bei einer durchſchnittlichen Ausgabe von 6 Mark täglich für den Mann rund 22 Milliarden Mark jährlich aufwenden müſſen. Deutſchlands Kriegführungskoſten wurden in der Nationalverſammlung am 15. Februar vom Reichsfinanzminiſter Schiffer auf 161 Milliarden Mark beziffert. Öſterreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei mögen im ganzen rund 100 Milliarden Mark aufgewendet haben, ſo daß auf den Vierbund 261 Milliarden Mark entfallen würden. Erheblich höher waren die Kriegführungskoſten des Vielverbandes; ſie werden für England auf 166, für Frankreich auf 133, für Rußland auf 86, für die Vereinigten Staaten von Amerika auf 103, für Italien auf 42 und für Belgien, Rumänien, Serbien uſw. auf 28 Milliarden Mark veranſchlagt, insgeſamt für den Vielverband auf 558 Milliarden Mark (die Mark nach dem früheren Friedenskurs angeſetzt). Sonach würden die Kriegführungskoſten des Weltkrieges, ohne die Aufwendungen für die Renten an Kriegsbeſchädigte und Kriegshinterbliebene, ohne die Koſten für Wiederherſtellungsarbeiten und ohne die Opfer der einzelnen in der Heimat für die Angehörigen im Felde, rund 770 Milliarden Mark ausmachen. Die erforderlichen Mittel wurden durch Banknoten und ſonſtiges Papiergeld (der Umlauf erhöhte ſich in Deutſchland auf 34,4 Milliarden Mark, in Öſterreich-Ungarn auf 36 Milliarden Kronen, in Italien auf 12 Milliarden Lire und in Frankreich auf 32,5 Milliarden Franken), hauptſächlich durch Schatzſcheine und Anleihen beſchafft. England deckte 14 Proz. der Kriegführungskoſten durch neue Steuern, namentlich auf Kriegsgewinne. Dieſem Beiſpiel folgten die Vereinigten Staaten. Abgeſehen von dieſen beiden Reichen ſtehen die übrigen Staaten, auch diejenigen des Vielverbandes, vor ernſten Finanzſorgen. Nach vielleicht annähernd richtigen Berechnungen der nordamerikaniſchen Mechanics and Metals Nationalbank ſtiegen die Schulden der kriegführenden Staaten ſeit Mitte 1914 bis Ende 1918 (nach Friedenswährung berechnet) in England von 14 auf 160, in Frankreich von 26 auf 120, in Rußland von 18 auf 108(?), in den Vereinigten Staaten von Amerika von 4 auf 84, in Italien von 11 auf 48, in Deutſchland von 20 auf 160 und in Öſterreich-Ungarn von 15 auf 96 Milliarden Mark. Ein ſolches Anwachſen der Staatsſchulden erſchien vordem unmöglich, wird aber noch fortdauern, da der künftige erhöhte Geldbedarf aller Staaten für die Verſorgung der Kriegsbeſchädigten und der Hinterbliebenen, für die Erhöhung der Gehälter und Löhne, für die Beſeitigung der Kriegsſchäden, für die Aufſtellung eines koſtſpieligen Freiwilligenheeres etwaige Erſparniſſe weit überſchreiten wird. Allerdings hat ſich das Geld vermehrt und ſein Wert vermindert, was die Aufbringung größerer Beträge erleichtert. Bei mäßiger Kriegsentſchädigung muß Deutſchland ſeine öffentlichen Einnahmen mehr als verdreifachen. Überſteigt die dem Deutſchen Reich vorgeſchriebene Kriegsentſchädigung ſeine Leiſtungsfähigkeit, ſo wären neue Verwicklungen zu befürchten, ohne daß Frankreich und Italien aus ihren Geldſchwierigkeiten herauszukommen Ausſicht hätten. Auf die Bevölkerungsbewegung, Vermehrung und Auswanderung, kann der kommende harte Steuerdruck empfindlich einwirken. In ſeiner neueſten beachtenswerten Schrift „Völkerfriede" (Berlin, 1919) deutet A. Steinmann-Bucher an, daß nur ein wirklicher Völkerfrieden mit einer gemeinſchaftlichen Ordnung der Staatenfinanzen unter hervorragender Beteiligung der Vereinigten Staaten und der Neutralen aus den drohenden Wirren herausführen kann.
Paul Dehn.

Die engliſche Eiſenbahn Kap-Kongo. Der alte, von Cecil Rhodes zuerſt empfohlene Plan der altbritiſchen Kap-Kairo-Bahn hat im Laufe der Zeit die merkwürdigſten Wandlungen durchgemacht und vor allem politiſch das Geſicht gründlichſt gewandelt. Obwohl nun England mit der Eroberung Deutſch-Oſtafrikas die ſeit langem begehrte Landverbindung vom Kap bis zur Nilmündung erhalten hat, ſieht es vorläufig gar nicht ſo aus, als ob die eigentliche Kap-Kairo-Bahn, deren Führung durch Oſtafrika hindurch geplant war, zuſtandekommen wird. Auch im günſtigſten Falle können wohl noch zwanzig Jahre vergehen, ehe ſie als fortlaufendes Ganzes vorhanden ſein wird, denn bisher läuft ſie nur von Kapſtadt bis zum Südende des Tanganjikaſees, während vom Mittelſtück noch gar nichts und vom Nordende (in Ägypten und im Sudan) nur einige unzuſammenhängende Teilſtücke vorhanden ſind. Statt deſſen aber hat das Südſtück durch eine Reihe von verſchiedenen Umſtänden eine ſtark weſtliche Abbiegung des Hauptverkehrs von der urſprünglich in Ausſicht genommenen Führung erfahren, ſo daß heute nicht mehr die Linie Kapſtadt—Buluwayo—Tanganjikaſee, ſondern die Strecke Kapſtadt—Buluwayo—Viktoriafälle—Katanga—Kongo-Oberlauf das Rückgrat der engliſchen Bahnpolitik in Südafrika darſtellt. Die Kap-Kongo-Bahn iſt zweifellos einer der wichtigſten Schienenſtränge der Erde. Die Tatſache, daß er unmittelbar im Angeſicht des mächtigſten Waſſerfalls der Erde den Sambeſi überſchreitet, verſchafft ihm einen gewaltigen Zuſtrom von Vergnügungsreiſenden, und der Umſtand, daß er in das vielleicht reichſte Mineralland der Erde, die zum Kongoſtaat gehörige Landſchaft Katanga, hineinführt, verſchafft England auf dieſes vorläufig noch belgiſche Gebiet die erſte Hypothek und wird ziemlich ſicher dazu führen, daß in nicht mehr ferner Zeit der Union Jack auch über Katanga weht. Die nunmehr während des Krieges erreichte Heranführung der Bahn an den ſchiffbaren oberen Kongo erhöht natürlich den wirtſchaftlichen Wert der Bahn außerordentlich. Hat doch Katanga nunmehr die Möglichkeit, ſeine ungeheuren Gold- und Kupferſchätze billig der Kongoſchiffahrt zuzuführen, und iſt doch damit gleichzeitig ein vollwertiger, aus Schienenwegen und Waſſerſtraßen kombinierter Überlandweg von Kapſtadt bis zur Kongomündung geſchaffen worden. Die einzelnen Hauptſtrecken der Kap-Kongo-Bahn ſind die folgenden: Kapſtadt—Kimberley 1043 km, Kimberley—Mafeking—Buluwayo 1147 km, Buluwayo—Viktoriafälle 443 km, Viktoriafälle—Broken-Hill—Grenze Kongoſtaat 823 km, Grenze—Eliſabethville—Kambove (Regierungsſitz der Landſchaft Katanga) 201 km, Kambove—Bukama am Kongo 245 km, insgeſamt 3902 km.
Dr. Richard Hennig.

Sulfitſpiritus. Allen Spiritus, den wir bisher verbrauchten, erzeugten wir aus einem unſerer wichtigſten Nahrungsmittel, aus den Kartoffeln. Der Krieg hat uns in die Notwendigkeit verſetzt, auch nach ſeiner Beendigung mit allem zu ſparen, was zu unſerer Ernährung dienen kann. Infolge dieſer Umſtände gewinnt die Frage des Sulfitſpiritus eine weitgehende Bedeutung. Der Sulfitſpiritus wird aus den in den Zellſtoffabriken in gewaltigen Mengen abfallenden ſogenannten „Sulfitlaugen" gewonnen. Der Zellſtoff, der die Grundlage unſerer Papierinduſtrie und vieler ſonſtiger Induſtriezweige bildet, wird aus Fichtenholz hergeſtellt. Das Fichtenholz enthält eine ganze Anzahl von Beſtandteilen, die aus ihm entfernt werden müſſen. Dies geſchieht durch Behandeln mit Kalziumſulfit und überſchüſſiger ſchwefliger Säure, der ſogenannten „Sulfitlauge", unter Druck. Dabei löſen ſich die mit dem Zellſtoff verbundenen Stoffe, die Zellfaſer bleibt in reinem Zuſtande zurück. Die aus den Sulfitkochern ablaufende Sulfitlauge enthält nun die mannigfachſten Stoffe, wie Harze, Eſſigſäure uſw., vor allem aber verſchiedene Zuckerarten. Der Zuckergehalt der Sulfitlauge beträgt durchſchnittlich etwa 3 v. H. Aus dieſer zuckerhaltigen Lauge läßt ſich dann nach verſchiedenen Verfahren Spiritus gewinnen. Die Verfahren beſtehen in der Hauptſache darin, daß der Zucker durch Gärung in Alkohol übergeführt wird. Der gewonnene Spiritus iſt nur für techniſche Zwecke verwendbar, da er eine Anzahl von Stoffen enthält, die ihn zum menſchlichen Genuß ungeeignet machen. Unter dieſen Stoffen ſind Azeton, Methylalkohol, Furfurol uſw. zu erwähnen. Eine Anzahl der Verfahren zur Gewinnung von Spiritus aus Sulfitlauge iſt bereits in die Technik umgeſetzt. So gab es z. B. in Schweden, wo ſich viele und große Zellſtoffabriken befinden, Ende 1918 bereits elf Sulfitſpiritusfabriken, und ihre Zahl dürfte mit Einſchluß der im Bau befindlichen jetzt etwa achtzehn betragen. Dieſe achtzehn Fabriken liefern dann jährlich nicht weniger als achtzehn Millionen Liter Spiritus. Schweden hofft, ſich bald von der Einfuhr des für ſeine Kraftwagen und Motoren benötigten Benzins vollkommen freimachen zu können. In Deutſchland begünſtigten die Geſetze bis vor dem Krieg die Errichtung von Sulfitſpiritusfabriken nicht, da die Beſteuerung des nicht aus der Landwirtſchaft ſtammenden Spiritus ſeinen Preis gegenüber dem aus Kartoffeln gewonnenen zu ſehr verteuert hätte. Der Preis des techniſchen Spiritus, von dem das Hektoliter vor dem Kriege etwa 24 Mark koſtete, hätte in Form von Sulfitſpiritus einſchließlich der Steuer etwa 32 Mark betragen. Infolge des Krieges haben ſich die Verhältniſſe geändert, und es ſind in Deutſchland bis Ende 1918 zwölf Fabriken entſtanden, die Sulfitſpiritus erzeugen. Deutſchland produziert jährlich ungefähr 600000 Tonnen Zellſtoff. Jede Tonne Zellſtoff liefert zehn Kubikmeter Sulfitlauge. Man könnte, wenn man die geſamte anfallende Sulfitlauge, deren Menge ſich infolge der ſteigenden Verwendung des Zellſtoffes noch beträchtlich vermehren dürfte, auf Spiritus verarbeiten würde, jährlich — die gegenwärtige Produktion zugrunde gelegt — etwa 250000 Hektoliter Spiritus gewinnen, wodurch nicht weniger als 200 Millionen Kilogramm Kartoffeln erſpart würden.
Dr. Albert Neuburger.

Das Holz als Futtermittel. Der Krieg hat mancherlei Erkenntnis gezeitigt, die für ſpätere Geſchlechter nicht unintereſſant ſein mag. Zu dieſen Erkenntniſſen gehört auch die, daß es möglich ist, unter Umſtänden Holz als Futter zu verwenden, wenn es in gehöriger Weiſe vorher chemiſch behandelt worden iſt und gleichzeitig noch ein Kraftfutter dazu gegeben wird, außerdem aber die Tiere wenigſtens etwas Hafer und Heu täglich erhalten. Zelluloſe, Stärke und Zucker ſind drei Körper, die chemiſch die größte Ähnlichkeit haben, ſich aber dadurch unterſcheiden, daß nur die beiden letzteren ohne weiteres vom Tier verdaut werden, während die Zelluloſe nur ſehr wenig verdaulich iſt. Nun enthält aber jedes pflanzliche Futter eine bald größere, bald geringere Menge Zelluloſe, die allgemein als Holzfaſer bezeichnet wird. Andererſeits iſt es bekannt, daß auf chemiſchem Wege die Zelluloſe ſich in Zucker umwandeln läßt. So lag der Gedanke nahe, zu verſuchen, ob man Holzfaſer, die man chemiſch behandelt hatte, nicht als Futter verwerten könne. Zunächſt verſuchte man es mit Stroh, das man durch Natronlauge „aufſchloß", und erreichte in der Tat dadurch, das Stroh verdaulicher zu machen. Dann ging man einen Schritt weiter und verſuchte, aufgeſchloſſenes Holz als Futter zu verwenden. Da nun aber der tieriſche Körper zu ſeiner Erhaltung nicht nur Kohlehydrate braucht, d. h. Stoffe, die nur aus Kohlenſtoff, Sauerſtoff und Waſſerſtoff zuſammengeſetzt ſind, ſondern auch eiweißhaltige Stoffe, die außer den genannten Elementen auch noch Stickſtoff enthalten, das Holz aber ſolche Eiweißſtoffe nur in ganz geringer Menge aufweiſt, ſo konnte man mit Holz allein die Tiere nicht ernähren. Eiweißreiche Nährmittel ſind aber alle Fleiſcharten ſowie die daraus hergeſtellten Futtermittel, wie z. B. das Kadavermehl. In der Tat gelang es Ellenberger und Waentig, Pferde mit aufgeſchloſſenem Holzmehl und Kadavermehl einige Wochen lang zu füttern, wenn gleichzeitig etwas Hafer und Heu den Tieren mit verabreicht wurde. Da das Pferd ein reiner Pflanzenfreſſer, alſo ein richtiger Vegetarier iſt, ſo leuchtet ſchon hieraus ohne weiteres ein, wie naturwidrig eine ſolche Futtermiſchung iſt. Man muß in der Tat die Anpaſſungsfähigkeit des tieriſchen Organismus bewundern, daß er überhaupt ein ſolches Futter verdaute.
Prof. Dr. Udo Dammer.

Die deutſchen Metallflugzeuge. Während des Krieges wurde in Deutſchland eine Erfindung ausgebildet, die im Frieden dem Luftverkehr ebenfalls recht bedeutende Dienſte leiſten dürfte, nämlich die Konſtruktion eines Flugzeuges ganz aus Metall. Der Flugzeugbau begann bekanntlich vor etwa dreizehn Jahren in ſehr primitiver Weiſe mit Bambusſtäben, Segelleinwand und allerlei Verſpannungsſchnüren und Drähten. In verhältnismäßig kurzer Zeit wurden die Bambusſtäbe dann durch ſolide Holme und Streben aus verleimtem Holz erſetzt. Man lernte es, die Leinwand wetterfeſt und waſſerdicht zu lackieren, und kam weiterhin zu Überzügen aus dem widerſtandsfähigen Cellon. Auch verſuchte man es bereits vor dem Kriege, wenigſtens die Eckverbindungen der verſchiedenen Holzrahmen durch Metallteile zu bewerkſtelligen. Ein grundlegender Fortſchritt wurde aber erſt erreicht, als Profeſſor Junkers in Deſſau den Entſchluß faßte, Flugzeuge ganz aus Metall herzuſtellen. Es war eine ſchwierige und koſtſpielige Arbeit. Da man die Drahtverſpannungen als die Urſachen großer Wirbelverluſte und die Quelle ſtändiger Unſicherheiten von vornherein aufgab, wurde es zunächſt notwendig, die Schwingen ſelbſt freitragend zu konſtruieren. Dabei aber mußten ſie doch die nötige Leichtigkeit beſitzen. Immerhin gelang es bereits im Herbst 1915, die 6 m langen Schwingen für ein gewöhnliches Flugzeug derart zu bauen, daß ſie, freitragend eingeſpannt, dreizehn Mann pro Schwinge mit Sicherheit trugen und von zwei Leuten mit Leichtigkeit getragen werden konnten. Im Herbſt 1916 waren die Vorverſuche für ein Rieſenflugzeug ſo weit gediehen, daß eine 10 m lange Schwinge freitragend 42 Mann aufnehmen konnte und doch von zwei Leuten bequem transportiert zu werden vermochte. Danach machte die Konſtruktion ſchnell gute Fortſchritte, und gegen Ende des Jahres 1917 tauchten die erſten ganz aus Duralumin beſtehenden deutſchen Flugzeuge an der Front auf. Die Engländer bezeichneten ſie als die fliegenden Tanks, und die Franzoſen ereiferten ſich in ihrer Fachpreſſe darüber, daß nicht Frankreich dieſe wichtige Erfindung gemacht habe. Für den künftigen Luftverkehr geben die neuen Maſchinen der deutſchen Flugzeuginduſtrie ein wertvolles Mittel an die Hand. Denn nur das Metallflugzeug geſtattet die wirtſchaftliche, ja ſogar wohlfeile Maſſenfabrikation, die unbedingt notwendig iſt, wenn der Luftverkehr in den kommenden Jahrzehnten wirklich ebenſo populär werden ſoll, wie es der Automobilverkehr ſeit etwa fünfzehn Jahren iſt.
Hans Dominik.

Der Anſpruch der Verwandten auf ſtandesgemäßen Unterhalt. Die Unterſtützung bedürftiger Verwandter gilt meiſt lediglich als ein Gebot von Ehrliebe und Sitte. In der Tat aber nötigen uns ſtrenge geſetzliche Befehle zur Befolgung dieſer Anſtandspflicht. Müſſen wir doch von Rechts wegen helfend eingreifen, ſobald es die Not geradlinig Verwandter fordert und wir ſelber wirtſchaftlich dazu fähig ſind. Und zwar haben die armen erwerbsunfähigen Verwandten Anſpruch auf ſtandesgemäßen Unterhalt. Maßgebend für die Höhe ihrer Forderungen iſt alſo ihre Lebensſtellung. Mit verſtändigem, alle Begleitumſtände richtig wertendem Auge ſoll von dem zu beurteilenden Geſamtbilde die Höhe der Summe abgeleſen werden, die zu ſtandesgemäßer Lebensführung nötig erſcheint. Prüft man nach ſolchen Grundſätzen, ſo verbietet es ſich von ſelbſt, bei Kindern beiſpielsweiſe rein ſchematiſch und unterſchiedslos ſtets nur die Stellung der Eltern als alleinigen Maßſtab für die Unterſtützungsſumme anzulegen. Deshalb will unſer oberſter Gerichtshof bei der Einſchätzung der Lebensſtellung eines Kindes die geſamten Verhältniſſe der Familie und insbeſondere die Lage und den Vermögensſtand der Großeltern mitſprechen laſſen, Momente, die ihren fortwirkenden Einfluß auf die Stellung des Kindes und ihres Vaters behalten. Derartige Anſchauungen verhalfen einem Enkel zur Verurteilung ſeines begüterten Großvaters zu einem nennenswerten Betrag, obgleich der Vater des Kindes krankheitshalber wirtſchaftlich heruntergekommen und ſich kärglich durchzuringen genötigt war. Das Gericht erwog neben der Berückſichtigung der Lebensumſtände des Großvaters, daß der Vater früher als wohlhabender Mann und Angehöriger des gebildeten Mittelſtandes ſeine Kinder gut erzogen hatte. Nur ſelbſtverſchuldete Not armer Verwandter vermag unſere Unterſtützungspflicht zu ſchmälern. Wer auf Abwege geriet, deshalb um Brot und Lohn kam und nun keinen weiteren Erwerb und Zehrpfennig mehr hat, der ſoll nicht auf fremde Koſten gut leben dürfen. Darum müſſen ſich die infolge ſittlichen Verſchuldens bedürftig Gewordenen an Stelle des ſtandesgemäßen lediglich mit dem notdürftigen Unterhalt begnügen.
Dr. Hans Lieske, Leipzig.

Ehe und Sterblichkeit. Die Sterblichkeit der Eheleute iſt viel geringer als die der Unverheirateten. Nach einer von den Schweizer Blättern für Geſundheitspflege veröffentlichten Statiſtik ſterben von tauſend:

25jährigen	7,5	ledige,	4,2	verheiratete	Männer
30 „	9,2	„	4,9	„	„
35 „	11,2	„	5,6	„	„
40 „	14,6	„	7,9	„	„
45 „	19,0	„	9,2	„	„
50 „	22,7	„	11,6	„	„
55 „	28,6	„	15,4	„	„
60 „	37,1	„	22,1	„	„
70 „	70,4	„	47,9	„	„

Danach kann man ſagen, daß die Ehe für die Männer in hohem Maße lebenverlängernd wirkt. Bei Frauen iſt zwiſchen dem 20. und 40. Lebensjahre der lebenverlängernde Einfluß der Ehe nicht im Durchſchnitt einer großen Statiſtik zu erkennen, weil viele Frauen infolge Geburt und des damit zuſammenhängenden unzweckmäßigen Verhaltens oder mangelnder bzw. mangelhafter ärztlicher und ſonſtiger Hilfe ſterben. Vom 46. Lebensjahre ab iſt dann aber auch bei Frauen der lebenverlängernde Einfluß der Ehe ſtatiſtiſch ähnlich deutlich wie beim Mann.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerſtraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

[N]r. 3952. 152. Band. Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 13 Mark; frei ins Haus 13 Mark 25 Pfg. Preis dieser Nummer 1 Mark 30 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 1 Mark, auf Seiten mit Text 1 Mark 20 Pfg. 27. März 1919.

Bergische Stahl-Industrie G. m. b. H.

Werksgründung 1854

Gußstahlfabrik Remscheid

Zentrale für Stahl:
Telegr.-Adr.: Stahlindustrie Düsseldorf



Düsseldorf
Uhlandstr. 3
Fernsprecher: Nr. 8, 5957, 8756, 8757.

Hochwertiger Konstruktionsstahl

für die **Automobil-, Flugzeug-, Motorpflug-, Motoren-** und **Maschinen-Industrie** in gewalzten und geschmiedeten **Stangen, Zahnrädern** und sonstigen **Fassonstücken** gepreßt und geschmiedet in **Blechen** und **Scheiben.** Besonderheit: **Kurbelwellen,** vorgedreht und fertig bearbeitet sowie sonstige hochbeanspruchte Konstruktionsteile.

Werkzeug-Gußstahl

in altbewährten Spezial-Qualitäten für die verschiedensten Verwendungszwecke; als Besonderheiten: **Fräserscheiben** aus bestem Werkzeug-Gußstahl, sauber geschmiedet und gut geglüht, **Spezialstahl** für **Spiralbohrer, Matrizenstahl** in abgepaßten Stücken, sorgfältig geglüht. — Große Lagerbestände in Stählen für: **Spiralbohrer, Reibahlen, Gewindebohrer, Stempel, Niethämmer, Döpper, Scherenmesser, usw. usw.**

Langjährige Lieferanten der bedeutendsten Firmen.

GESCHÄFTSSTELLEN:

Berlin W. 8	Frankfurt a. M.	Hamburg	Leipzig	Nürnberg	Stuttgart
Unter den Linden 16	Kaiserstraße 31	Eidelstedter Weg 21	Albertstraße 22	Rankestraße 30	Werastraße 46
Fernsprech-Anschluß: Amt Zentrum Nr. 1645	Fernsprech-Anschluß: Amt Hansa Nr. 5553	Fernsprech-Anschluß: Gruppe 5/7466	Fernsprech-Anschluß: Nr. 12939	Fernsprech-Anschluß: Nr. 10669	Fernsprech-Anschluß: Nr. 3267

General-Repräsentanz für Österreich: S. BAUER, behördl. autor. Maschinen-Ingenieur, Wien IX, Strudlhofgasse 13. — Tel. 12033.



Unterricht, Literatur und Sammelwesen.



Handels-Hochschule Mannheim

Anstalt des öffentl. Rechts durch Staatsministerialentschl. v. 21. 7. 11.
Ausbildungsstätte für Kaufleute, volkswirtschaftliche Beamte (Syndici), Handelslehrer.
Semesterbeginn: 28. April. — Vorlesungs-Verzeichnis durch das Sekretariat und in Buchhandlungen für 20 Pf. (Verlag J. Bensheimer). **Kriegsbeschädigte Offiziere werden eingeschrieben.** **Der Rektor:** Professor Dr. V. Pöschl.

Dir. Eckes Höhere **Vorbereitungsanstalt,** Berlin-Steglitz, Fichtestr. 24 (Fichteberg). Alle Klassen, Einjährige, Fähnriche, Abiturienten. (Notprüf.). Gegr. 1883. Unübertroff. Erfolge. Zwei Villen inmitt. großer Garten. Fernruf Steglitz 1562.

Dr. Fischersche Vorbereit.-Anstalt, Leit. Dr. Schünemann, Berlin W. 57, Zietenstr. 22, auch für **Damen. Hervorragende Erfolge,** besonders bei **Reife-, Einjähr.-, Prim.-, Notschluß- und Kriegsreifeprüf.,** für letztere 3 **Sonderkurse.** Bis 1. Januar 1919 bestanden: 5335 **Zöglinge** 1918 u. a. **42 Abit. (7 Damen), 24 Prim., 141 Einjähr.**

Vorbereitungsanstalt für das Einjährigen-, Prima- und Abiturientenexamen zu Bückeburg.
Unter Staatsaufsicht. — Schnelle und sichere Förderung in kleinen Klassen bei grundsätzlicher **Berücksichtigung** der **Eigenart** eines jeden Schülers. Gutgeleitetes **Familieninternat. Beschleunigte Kriegskurse.** Glänzende Erfolge. Prospekt und Jahresbericht durch den Direktor der Anstalt.

April — Ausbildung zu — Oktober
Privat-Sekretärinnen
Blunck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Töchterheim Anna Krause, Dresden, Werderstraße 44, a. d. Lukaskirche. I. Ranges. **Eigens erbaute moderne Villa in freier Lage.** Zentralheizung, fließendes Wasser in den Schlafzimmern, Bäder, Turn- u. Tanzsaal, elektrisches Licht, Tennisplätze, großer Garten. **Lehrfächer:** Sprachen, Wissenschaften, Künste. Körperausbildung durch Gymnastik, Sport. Referenzen und Prospekt. **Anna Krause,** wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Gießener Pädagogium.

Höhere Privatschule für alle Schularten. Sexta — Oberprima.
Einjährigen-, Primareife-, Abiturienten-Prüfung.
Schülerheim in etwa 25000 qm großem Park. **Gute Verpflegung.** Charakterbildung durch Arbeit und Pflichten. Musik. Sport.
Drucksachen durch Dir. **Brademann, Gießen a. d. L.,** Wilhelmstr. 16.
Nähe Universität.



Ev. Pädagogium Godesberg a. Rh. u. Herchen a. d. Sieg
Gymnasium, Realgymnasium und Realschule mit Einjähr.-Berechtigung / Internat in 22 Familienhäusern
Direktor: Prof. O. Kühne in Godesberg a. Rh.
Der Unterricht wird in beiden Anstalten, Godesberg im besetzten, Herchen im unbesetzten Gebiet, ohne Störung weitergeführt mit etwa 400 Schülern und 60 Lehrern und Erziehern.

Lähn i. Riesengeb. b. Hirschberg **Pädagogium. Landschulheim** auf deutscher u. christl. Grundlage. Gegr. 1873.
Kleine Klassen, real und realgymn. Ziel: Einjähr. und Vorbereitung auf Obersekunda. Strenggereg. Internat famil. Charakt. Beste Pflege, Unterricht u. Erziehung. Eigene Ökonomie, Sport, Wandern, Bäder, Medizin. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 1. Prospekt frei durch die Direktion.

Stottern beseitigt **Prof. Rud. Denhardt's Anstalt in Eisenach.** Prospekt ü. d. wissenschaftlich anerk. u. mehrfach staatlich ausgezeichn. Heilverfahren frei.



2 echte billige **Briefmarken** Alle verschieden!
100 verschied. Kriegsmarken nur M. 17.50
25 alte Montenegro M. 3.50 — 35 Deutsch. Kolonien M. 5.75
15 Türkei Krieg M. 3.75 — 4 gest. Warschau M. 2.25
16 gest. Nyassa M. 4.— — 4 alte Sachsen M. 2.25
Deutsche Post in Rumänien 8 Werte gest. M. 6.50
Max Herbst, Markenh., Hamburg A.
Illustr. Markenliste auch über Alben und
Kriegsnotgeld kostenlos.

Briefmarkensammler finden im **Leipziger Briefmarken-Anzeiger** günstigste Einkaufs- und Verkaufs-Gelegenheit, gleichzeitig Ersatz für **Außereuropa-Katalog.** Prospekt und Probenummer gegen Doppelkarte.
Franz Junghanß Leipzig 13 Postfach 6

Briefmarken. Preisliste kostenlos. — Auswahlen ohne Kaufzwang. — **August Marbes, Bremen.**

Sächsische Landes-Lotterie
Staatsunternehmen mit größten Gewinnaussichten. Jedes 2. Los gewinnt.
2. April beginnt die **Hauptziehung** und dauert bis 30. April
800000 500000 300000 200000 150000 100000
(in Österr.-Ung. verb.)
und namentlich zahlreiche Mittelgewinne.
Im ganzen kommen
39600 Gewinne und 1 Prämie
16 Millionen 649200 Mark
an 20 Ziehungstagen zur sicheren Verlosung. Daher beteiligen sich viele erst zur Hauptziehung.

Lose	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
ℳ	25.-	50.-	125.-	250.-

Geg. Voreinsdg. (50 ₰ f. Porto u. Liste extra) od. u. Nachn. durch d. Lotterie-Einnehmer
Hermann Straube
Leipzig, Lortzingstrasse 8.
Bankkonto Deutsche Bank. Postscheckkonto Leipzig 7516.





Chemie-Schule für Damen
Dr. ing. Ulrich, Grimma b. Leipzig.
Unter Aufsicht des Königl. Sächs. Ministeriums.

Baugewerk-Schule
Staatl. Berechtigung. Progr. frei.
Neustadt i. Mecklbg.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.
Seit 1895: **Abitur. Prima** (7./8. Kl.) Erfolgr. Überleitung i. **alle Gymnas. u. Realklassen. — Familienheim.**

Institut Boltz Ilmenau i. Thür. Einj.-Abitur. Pr. fr.

Seelisch fördernde
intime Handschrift-Analyse. Brief-Einfühlung seit 27 Jahren. Acht Bücher „Seelen-Aristokratie" bürgen, daß nicht „bloße Schriftdeutung" gegeben wird. Prospekt. **P. P. Liebe, München 12, West.**

Stottern heilt u. Garant. in 1-4 wöch. Kur **K. Buchholz,** Hannover, Lavesstr. 67. — Keine Sprechübungen.

Vom Erdenelend zum Erdenglück!
durch ein naturgemäßes Staatssystem. Inhaltsauszug: Grundzüge der neuen Staatseinrichtung. Der Staat zahlt jed. Menschen ein ausreichendes Gehalt auf Lebenszeit. Nur täglich 3stündige Arbeitszeit für alle. Ehe oder freie Liebe und Naturehe. Frauen-Emanzipation. Vermeidung von Krankheit und Siechtum, naturgemäße Kindererziehung u. a.
Tote leben! und umgeben uns.
Mit 32 Geisterphotograph. Inhaltsauszug: Spiritismus, Geistererscheinungen u. Tischrücken. Verkehr mit Verstorbenen. Geister beantworten Fragen. Erlebnisse nach dem Tode. Himmelsreisen einer Somnambule u. and. Preis je 1 M., geb. 6 M., Porto 30 Pf., zu beziehen d. **Wilz, Dresden-Radebeul,** u. a. Buchhdl. Wer die beiden Bücher kauft, erhält gratis die Schrift „Wie ich mich 77 Jahre lernaclamb und jung erhielt".

Stenogr. Buch z. Selbstunterricht (Stolze-Schrey) M. 1.60. Bekannt. Bewährt. Verlag Thimm, Potsdam W.

Interessante Bücher!
Verlangen Sie kostenlose Prospekte von **Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla.**

Mediz. Bücher *Katalog gratis.* ***Wir kaufen:*** *Konvers.-Lexika; Handw. d. Staatsw.; Fuchs, Sittengeschichte u. andere Werke.* ***KRÜGER & Co., LEIPZIG 8.***

Fuchs, Gesch. d. erotischen Kunst. Mit 385 Illustr. u. 36 Beilagen. Nur für Wissenschaftler, Sammler und Bibliotheken. Geb. Leinen, frei Post 40.— M. **Louis Marcus Verlag, Berlin W 15,** Fasanenstrasse 65.

Kriegsbriefmarken Auswahl ohne Kaufzwang. gar. echt. **S. Faludi, Berlin,** Friedrichstr. 47 I. Preisliste umsonst. Höchste Bezahl. f. Ankauf.

Briefmarken
Auswahlen an Sammler ohne Kaufzwang. Illustrierte Briefmarkenzeitung gratis. ***Karl Hennig, Weimar.***

Kriegsbriefmarken der Zentralmächte — Preisliste gratis **W. Franke, Berlin W. 8,** Unter den Linden 17/18. Ankauf von Sammlungen jeder Art.

Vogelfutter-
Mischung für Kanarien-Vögel in Packung zu Mk. 1.— versend. geg. Nachnahme bei Mindestabnahme von 5 Pack. à Mk. 1.—
Gebr. Hambrecht, Samenhandlg., **Freiburg i. B.,** b. Münsterpl.

ZÜRICH Grd HOTEL BELLEVUE au LAC
in herrlichster Lage. — 200 Betten. — Moderner Komfort. — Wohnungen mit Privatbädern und fliessendem Wasser. — Bei längerem Aufenthalt Preisermässigung. — Gepflegte Küche. — Renommierter Keller. —
CARLTON-RESTAURANT. Direktion: **W. Deig-Perret.**



Dr. med. K. Schulze's
Sanatorium Am Goldberg.
Das ganze Jahr geöffnet. **Bad Blankenburg — Thüringer Wald.** Tel. 44.
Für Innere, Stoffwechsel-, Magen-, Darm-, Nervenkrankheiten, Erholungsbedürftige.
Diätkuren. Leitender Arzt: **Dr. Wittkugel** (früher Bad Elster).

DRESDEN. Hotel Westminster und Astoria-Hotel
am Hauptbahnhof. Vornehmstes Familienhaus. Alle Zimmer mit Ferntelephon, Warm- und Kaltwasser-Zufluß. Privatbäder.

San.-Rat Dr. Hans Stoll's Sanatorium
Alicenhof Bad-Nauheim
bes. f. Herzleiden u. Aderverkalkung

Tannenhof Dr. Bielings Waldsanatorium Friedrichroda i. Thür.

Stottern u. andere Sprachstörungen heilt **Robert Ernst, Berlin,** Großbeerenstraße 67. Prospekt gratis.



Sanatorium Elsterberg für Herz-, Magen-, Nieren- und Stoffwechselkranke, Nervenkranke (Neurastheniker, Entziehungskuren), **nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige.** Lungen- und Geisteskranke ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.

Dr. Nöhring's Sanatorium für **Lungenkranke**
Neu-Coswig i. Sa. Eig. Beh.-Meth. mit glänzend. Erfolgen. Reichl. Verpfleg. 20 bis 25 Mark tägl.

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen
(Bayerisches Hochgebirge)
Sanatorium
für Innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Kurbedürftige, durch Klima und Einrichtung besonders auch geeignet zur **Nachbehandlung** von **Kriegsschäden** aller Art.
Auskunftsbuch.

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**
bei Nöbdenitz, Sachsen-Altenburg, Linie Glauchau-Gößnitz-Gera.
Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parkes. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entziehungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. — Prospekte durch den Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

Ostsee-Sanatorium Zoppot
wird im April d. J. wieder eröffnet
für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Erholungsbedürftige, **Nachbehandlung** von **Kriegsschäden** aller Art.
Vorzügliche Verpflegung. Leit. Arzt: **Dr. M. Gumz.**

Frauenleiden und offene Beinwunden werden, selbst in veralteten Fällen, durch den Genuß von **Kieselbrunnen** zur Heilung u. Vernarbung gefördert. Prospekte u. Versand durch die **Brunnenverwaltung, Doberan i. M.**



Elektr. Staubsaugemaschine „Waku"
Vorzüglich bewährt.
An jede Lichtleitung anzuschließen
Mitteldeutsche Industrie-Gesellsch. m. b. H. **Chemnitz,** Zöllnerpl. 26
Vertreter gesucht.

Sächsische Landes-Lotterie
Haupt-Ziehung 2. bis 30. April
Im günstigsten Falle:
800000
Hauptgewinne.
500000 300000 200000 150000 100000
usw.
(In Österreich-Ungarn verboten)
Lose:

1/10	1/5	1/2	1/1
25.-	50.-	125.-	250.- M.

(Postgeld u. Liste entsprech. mehr)
empfiehlt und versendet
Alexander Hessel
Sächs. Staatslotterie-Einnahme.
Dresden 1, Weissegasse 1.
Postscheckkonto Leipzig 29 713.



Kartenregister.

---

174. Sächs. Landes- **Lotterie** (in Östr.-Ung. verb.)
Hauptziehung 5. Klasse vom 2. bis 30. April.
Hauptgewinne evtl. M. **800000, 500000, 300000, 200000** usw. Viele Mittelgewinne.
Kauflose für diese Ziehung: 1/1 = 250 M., 1/2 = 125 Mk., 1/5 = 50 Mk., 1/10 = 25 Mk.
Bei Käufen v. 100 M. an nehme ich **Kriegsanleihe** zu 98% i. Zahlung.
Felix Fliess, Leipzig 4. Amtl. Staats-Lott.-Ein.

Akt-Photographien 10 versch. M. 6.50 frk. Nachn. Jeder bestellt nach.
Photographische Anstalt, Einbeck, 23.



4 Volt 25 Kerzen mittelst kleiner Akkumulatoren
Preisliste frei.
Alfred Luscher, Akkumulatorenfabrik **Dresden,** Grüne Str. 118.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3952. 152. Band.



Mädchenkopf. Nach einem Gemälde von Rudolf Köselitz.

Die Franzosen im Hanauer Land.

Von Anton Fendrich.

Wir haben Straßburg geliebt, und ganz besonders wir Menschen der mittelbadischen Rheinebene. Ich habe in meinen Knabenjahren von einem kleinen Rebhügel bei meiner Vaterstadt Offenburg das Münster von Straßburg in der Ferne immer empfunden als etwas feierlich Großes, was ebenso zum Lande gehörte wie der nicht so statuenreiche, aber turmschönere Dom droben in Freiburg im Breisgau. Der Verlust des Elsaß geht wohl keinem — grimmig wörtlich gesprochen! — so nahe wie uns Badenern. Er ist um so schmerzhafter, als wir ihn, nach bester Kenntnis der Dinge, zum großen Teil den mit Blindheit geschlagenen und zur Wiedergewinnung des Landes gänzlich ungeeigneten Erziehern aus dem Norden verdanken zu müssen glauben. Der Trost, der darin liegt, ist sehr bitter. Aber wir haben uns damit abgefunden. Das ist wahrscheinlich die beste Gemütsverfassung für ein Grenzland, dem die schwierige Aufgabe obliegt, die wirtschaftlichen Beziehungen mit dem Elsaß zuerst aufzunehmen. In Entrüstung ist jetzt durchaus genug geschehen. Unsere flammenden Proteste sind alle etwas reichlich spät gekommen. Die langsame Abbröckelung der vierzehn Wilsonschen Säulen amerikanischer Gerechtigkeit hat mich persönlich nie betrübt und nie empört. Ich habe sie nie einen Augenblick für tragfähig gehalten. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker hat mit Genehmigung des Präsidenten der Vereinigten Staaten im Elsaß eine ganz besonders geistvolle Auslegung erfahren durch die Ausweisung der zahllosen Tausende von Deutschen schon während des Waffenstillstandes, die eben das Elsaß für deutsch gehalten haben und bei der „Selbstbestimmung" so gestimmt hätten.

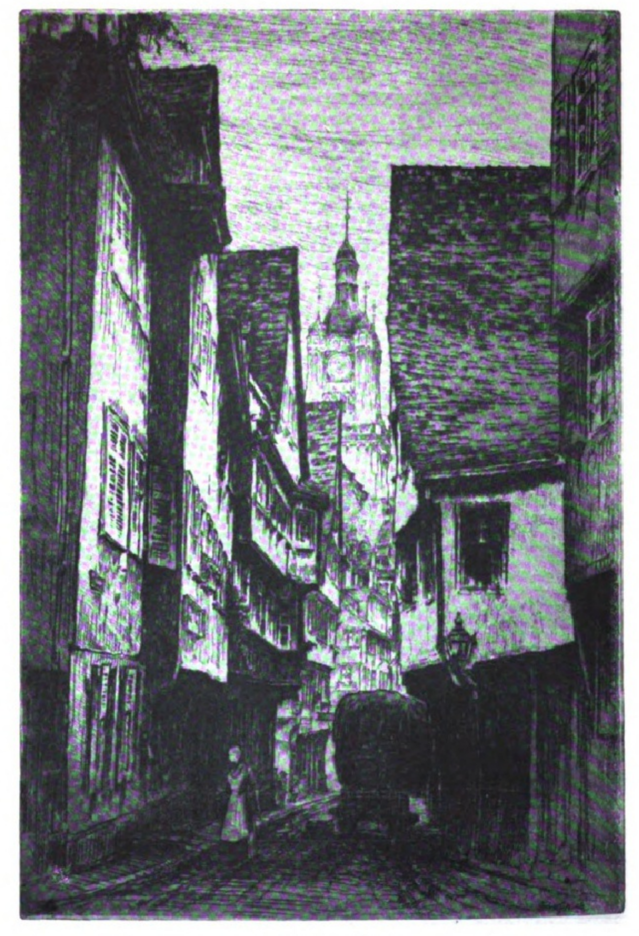


Hauptmarkt in Nürnberg.

Nun geschah aber vor einigen Wochen etwas in seiner Art ganz Neues. Der Franzose schob von Straßburg aus seine Faust über den Rhein vor und besetzte die Stadt Kehl und alle früheren rechtsrheinischen Forts von Straßburg. Damit aber nicht genug, schuf er sich durch eine mit gar nichts als übler Eroberungslust begründete weitere Basis durch die Besetzung des sogenannten Hanauer Lands mit seinen reichen behäbigen Dörfern und seinem Überfluß an Getreide, Tabak, Hopfen, Obst. Wer auf der Landkarte von dem am Rhein gelegenen Altenheim aus über Legelshurst bis gegen Appenweier vor und von da zurück bis in die Linie vor Rheinbischofsheim einen Halbkreis zieht, dem muß es augenfällig sein, wie sich der Franzose mit dieser Besetzung einen ersten Griff geschaffen hat, mit dem er mit einem einzigen Ruck das ganze schmale Badener Land in zwei Stücke reißen und sich ein breites Eingangstor nach Süddeutschland bahnen kann. Die große Verkehrsader der Eisenbahnlinie Basel-Frankfurt liegt schon in der Reichweite kleiner französischer Geschütze. So wie Ludwig XIV. in der alten rechtsrheinischen Festung Breisach mit ihren hohen aus dem Rhein aufsteigenden Mauern den „Schlüssel zu Deutschland" erblickte, so Herr Foch, der Generalissimus der Republik für Verbreitung von Freiheit und Gerechtigkeit, in dem noch viel bequemeren Einmarschtor des Hanauer Landes. Denn es kann nach Zeitungs- wie nach anderen zuverlässigeren Nachrichten gar kein Zweifel daran bestehen, daß Frankreich unter hundert lügnerischen Vorwänden dauernd die Hand aufs Hanauer Land legen, es also annektieren will. Das ist ein neuer Fall, einzig in seiner Art und unabsehbar in seinen Folgen, wenn die Absicht gelingt. Die badische vorläufige Volksregierung hat gegen die französischen Annexionsabsichten folgenden Protest erlassen: „Nach allen Nachrichten, die uns zugehen, müssen wir annehmen, daß Frankreich die Absicht hegt, das rein deutsche, auf dem rechten Rheinufer gelegene badische Gebiet von Kehl und Umgebung sich anzueignen. Gegen ein solches Vorgehen erheben wir schärfsten Protest. Es widerspricht dem Nationalitätenprinzip, dem Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes sowie allen Ankündigungen Wilsons und würde lediglich einen brutalen Gewaltakt darstellen. Das badische Volk ruft das Gerechtigkeitsgefühl aller Völker an, mit der Bitte, ihm gegen die Verwirklichung solcher Absichten beizustehen." Der Protest ist den Regierungen der neutralen Staaten zugeleitet worden. Vielleicht rechnet der Franzose mit der Möglichkeit einer leichten Gallisierung Badens, wenn er nur einmal in einem kleinen Teil sich festgesetzt hat. Er wird sich schwer täuschen. Die Riedbauern des Hanauer Lands sind dickköpfige Alemannen, die schon in ihrem alten Bauernstolz einer jetzigen Regierung nicht wenig zu schaffen machen. Das Dorf Windschläg, das dieser Tage durch einen großen bewaffneten Bauernaufstand gegen amtliche Kontrollbeamte bekannt wurde, grenzt ans Hanauer Land und gehört ethnographisch dazu. Solche Bedenken werden nun die Franzosen in ihrem Taumel, der halb Größen-, halb Verfolgungswahn ist, nicht abhalten, das zu tun,



Gasse am Jakobertor in Augsburg.



Turmstraße in Stuttgart.

Aus dem malerischen Süddeutschland. Nach Radierungen von Paul Geißler (Verlag von Ludwig Möller, Lübeck).



Zur Wiederaufnahme der deutschen Seefischerei: Mit den Fischern auf See. Nach einem Gemälde von Claus Bergen.



Balzender Hahn auf dem Baum. Vorderansicht.



Balzender Hahn auf dem Baum. Seitenansicht.

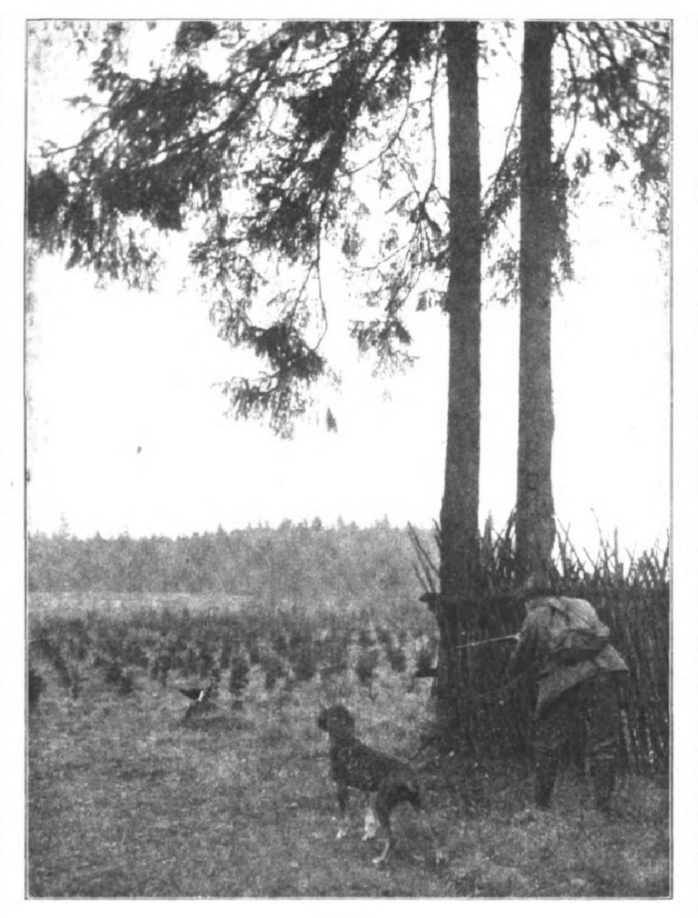
was nun einmal auf dem Weg des allgemeinen Verderbens liegt. Nur sollen sich die Verbündeten und die Neutralen, vor allem die kommende Friedenskonferenz ganz klar darüber sein, daß für jeden Europäer, für den der Völkerbundsplan nicht eine schmutzige Komödie zur Erwürgung Deutschlands, sondern ein Welterlösungswerk ist, die Besetzung des Hanauer Landes ein Faustschlag mitten ins Gesicht bedeutet. Denn zum Völkerbund gehört neben den Satzungen doch auch die Voraussetzung, und über den Bestimmungen steht die Gesinnung. Es wird ganz und gar unmöglich sein, die Gesinnung des Völkerfriedens in die Herzen einer an sich überaus gutmütigen, geduldigen, aber im Ernstfalle lebensgefährlichen Bevölkerung zu pflanzen, wenn der Franzose mit seinen schwarzen Hilfstruppen diesseits des Rheins erscheint und bleiben will. Es gibt keine dauernde Entwaffnung für ein Volk. Keine Knechtschaft währt ewig. Der General Foch mag alle wünschenswerten Einfalltore nach Deutschland besetzen und dazu den Wiederanfang der alten französischen Raubzüge, deren Spuren wir Badener alle gut kennen und noch täglich vor uns sehen, machen: Sache des deutschen Volks wird es sein, nicht in Versammlungsresolutionen, die dem Feind gar nicht wehe tun, sondern durch Regierung und Nationalversammlung es den Gewalttätern der Entente zum Bewußtsein zu bringen, wie gefährlich ihr erster Schritt auf dem rechten Rheinufer ist.

Birkhahnbalz.

Von Julius R. Haarhaus.

Eine Nacht im April, klar und kalt, als wäre der Winter noch einmal zurückgekehrt. Aber da draußen in der Heide, wo weißer Sand und schwarze Moorerde miteinander abwechseln und der Kiefernwald sich in den braunen Lachen des Bruchs spiegelt, ist die Natur schon so gründlich erwacht, daß auch ein später Nachtfrost sie nicht wieder einzuschläfern vermag. Mit hellem Gelächter und klatschendem Flügelschlag zieht die Waldohreule über die Lichtung dahin; bald nah, bald fern schallt das Geheul des Waldkauzes, und kaum, daß der erste Frühdämmer graut, tönt von den sumpfigen Wiesen her durch das Meckern der Bekassinen und die klagenden Rufe des Kiebitzes die melodische Flötenstimme des Brachvogels.

Aber da — was ist das? Drüben jenseits des Bruchs, wo die Äcker beginnen, läßt sich ein seltsames Blasen und Zischen vernehmen. Ein paar Augenblicke bleibt alles still,



Bodenbalz.

Von der Birkhahnbalz.

Nach photographischen Aufnahmen von Johs. Mühler, Leipzig.

dann wiederholt sich der Ton, aber nun geht er in ein dumpfes Kollern über. Ein balzender Birkhahn! Ein Liebestoller, der, unbekümmert um Frost und Finsternis, der Welt seine heißen Gefühle verkünden muß. Wir lauschen. Das Blasen und Kollern wird immer lauter und leidenschaftlicher, und wie ein Echo aus weiter Ferne dringen von der Rodung drüben hinter dem Heidedorf ähnliche Töne an unser Ohr.

Über dem Horizont im Osten rötet sich's. Wir können schon Einzelheiten erkennen: die Blänken im Bruch, die Salweiden auf den Bülten, ein paar Birken am Waldrand. Der Wiesenfleck vor uns mit dem kurzen, harten Gras ist ein alter Balzplatz, wir erkennen's an dem Schirm, den sich der Jagdpächter aus Kiefernzacken gebaut hat. Wir steigen in das Ansitzloch hinunter und harren, durch die Schießluken spähend, der kommenden Dinge. Plötzlich ein hartes Rauschen, ein schwerer Plumps. Von der Zwillingskiefer her, auf die er sich gestern abend zur Nachtruhe eingeschwungen, ist der erste Hahn auf dem Balzplatz eingefallen. Wohl eine Minute lang steht er wie versteinert und sichert. Dann kommt Leben in den schwarzen Klumpen: er macht ein paar Schritte, pickt hastig etwas auf und fährt zusammen. Er hat den Balzgesang des Rivalen jenseits des Bruchs vernommen. Das wirkt auf sein erregtes Gemüt. Er reckt den Hals, senkt den Kopf und beginnt leise zu blasen, oder, wie der Weidmann sagt, zu „schleifen“, spreitet die gewölbten Schwingen, entfaltet das „Spiel“ mit den flatternden Sichelfedern und läßt nun auch das Kollern erschallen. Seine Leidenschaft wächst: er dreht sich um sich selbst, zeigt uns sein weißes Unterspiel, fährt hoch in die Luft, duckt sich, reibt die Kehlfedern am Boden, kollert lauter und springt von neuem empor. Da plumpst wieder etwas auf die Wiese. Ein zweiter Hahn, ein jüngerer! Einen Augenblick stehen die Nebenbuhler einander gegenüber. Dann fahren sie wütend zusammen, als ginge es auf Leben und Tod, aber schließlich packt der alte Hahn den jungen beim Kragen und führt ihn vom Balzplatz, worauf der Gedemütigte klanglos abstreicht. Ein paar Hennen, die in der Nähe eingefallen sein müssen, trippeln heran und schauen dem im Gefühle seines Triumphes doppelt begeistert Balzenden gleichmütig zu. Mit rasselnden Schwingen rennt er hinter einer der Schönen her, aber sie entwischt ihm und verschwindet am Waldrand im Heidekraut. Er taumelt weiter im holden Rausch, bis die Sonne aufgeht und wir uns fröstelnd im Schirm bewegen. Dann stiebt er purrend ab.

Der geplante Kunstraub der Entente.

Ein Protest. Von Lothar Brieger.

Der geplante Kunstraub der Entente, auf den die Fachleute die jetzige deutsche Regierung schon seit Monaten, leider vergeblich, aufmerksam machten, ist



Schlafende Venus.
Nach einem Gemälde von Giorgione.
Dresden. Gemäldegalerie. (Phot. Franz Hanfstaengl, München)

bedauerlicherweise bereits zu einem Teile Wirklichkeit geworden: aus Wien haben in diesen Tagen die Italiener mehr als achtzig Meisterwerke von Tintoretto, Veronese u. a. weggeführt. Das ist erst ein Anfang. Italien ist nur ein wenig rascher und unplanmäßiger vorgegangen als seine Bundesgenossen. In Frankreich und in Belgien ist der geplante Kunstraub an Deutschland als ein Teil der Friedensbedingungen sorgfältiger und systematischer organisiert. In Belgien steht an der Spitze der staatlichen Kommission der Archäologe Lettenhove, Frankreich hat unter Leitung des Louvrekonservators Vitry im Auswärtigen Amte eine eigene Abteilung dafür eingerichtet, und in Italien leitet Ricci die Organisation. In Paris geht die Angelegenheit ganz systematisch so vor sich, daß jeder Franzose, der sich während des Krieges kunstberaubt glaubt, ein gedrucktes Formular erhält, das er genau ausfüllen muß, und das dann nach Überprüfung der Forderung an Deutschland zugrunde gelegt werden soll. Arsène Alexandre hat ein Buch veröffentlicht, das sozusagen als Grundrechnung die zerstörten Kunstwerke von 800 französische Städten und Flecken aufführt. Für jedes zerstörte französische oder belgische Kunstwerk soll ein „gleichwertiges" Kunstwerk aus deutschem Besitz herbeigeschafft werden, wobei die Festsetzung der „Gleichwertigkeit" selbstverständlich den Herren Ententesachverständigen und ihrer natürlichen Unparteilichkeit überlassen werden soll.

In einem großen Aufsatz hat Armand Marguillier in einer Januarnummer der „Illustration" seinen

Die singenden Engel.
Flügelbild des Genter Altars von Jan van Eyck.
Berlin, Gemäldegalerie. (Phot. Franz Hanfstaengl, München)



Die musizierenden Engel.
Flügelbild des Genter Altars von Jan van Eyck.
Berlin, Gemäldegalerie. (Phot. Franz Hanfstaengl, München)



Johannes und Petrus.
Nach einem Gemälde von Albrecht Dürer.
München, Alte Pinakothek. (Phot. Franz Hanfstaengl, München)



Die sixtinische Madonna.
Nach einem Gemälde von Raffael.
Dresden, Gemäldegalerie. (Phot. F. Bruckmann A.-G. München)



Paulus und Marcus.
Nach einem Gemälde von Albrecht Dürer.
München, Alte Pinakothek. (Phot. Franz Hanfstaengl, München)



Etienne Chevalier mit dem heiligen Stephan.
Nach einem Gemälde von Jean Fouquet.
Berlin, Gemäldegalerie (Phot. F. Bruckmann A.-G., München)

Die Briefsieglerin.
Nach einem Gemälde von Jean Baptiste Simeon Chardin.
Berlin, Schloß (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg)

Volks- und Bundesgenossen vor Augen geführt, welche Kunstwerke Deutschland, dem unwürdigen Deutschland, im Friedensschlusse fortzunehmen sind. Der Aufsatz ist so symptomatisch, daß er die beste Gelegenheit bietet, gegen den geplanten Kunstraub mit seinen wahnwitzigen Ideen und irrsinnigen Phrasen aus der Würde eines auch in der Niederlage sich seiner Größe bewußten Volkes zu protestieren. Marguillier ist Herausgeber der „Gazette des Beaux-Arts", der ältesten und trotz ihrer Senilität dementsprechend hochangesehenen europäischen Kunstzeitschrift; seine Nation muß es sich also gefallen lassen, daß man seine Äußerungen nicht als die eines einzelnen Kriegswahnsinnigen, sondern als die eines ganzen Volkes nimmt und bewertet. Es sei an dieser Stelle nur daran erinnert, daß Marguillier seit Anfang des Krieges zu der kleinen Zahl der englischen, belgischen und französischen Hetzer gehört, die den Kunstraub an Deutschland mit Leidenschaft propagierten.

Nachdem Marguillier wenigstens den Wahnsinn derjenigen zurückweist, die Werke wie die Skulpturen des Naumburger Domes nach Reims verpflanzen wollen, gibt er eine Liste von ein paar hundert Bildern, die man von Deutschland als „Ersatz" fordern müßte. Als solcher gelten ihm nun so ziemlich alle französischen Meisterwerke in deutschem Besitz von wirklich erster Bedeutung. Einige wenige will er uns lassen, „als Zeugnisse der Kunstüberlegenheit Frankreichs und heilsame Muster", aber das Beste hat er sich schon gewählt. Er will uns weder die großen französischen Primitiven unserer Museen, die Marmion und Fouquet lassen, noch die großen Landschafter Poussin und Lorrain — wobei ihm das Unglück passiert, die Casseler Lorrainos als schon aus Petersburg zurückgekehrt anzunehmen — noch die großen Meister des Rokokos, die Watteau, Lancret, Chardin, Mignard, Pater, Vanloo und so fort. Er räumt unsere fürstlichen Schlösser und unsere Museen aus. Originell sind seine Begründungen wie die, daß sich viele der Werke in dem ursprünglich für sie bestimmten Rahmen viel besser machen würden. Was bliebe denn im Louvre, wenn die unglaublich gestohlene „Aphrodite von Melos" und die nicht weniger skrupellos gestohlenen italienischen Werke ebenso auswandern würden? Da ist uns immerhin Herr Corradore Ricci noch lieber, der unter dem Vorwand von Deutschlands Mitschuld an dem Kriege Italien-Österreich aus Dresden Raffaels „Sixtinische Madonna" und die „Schlafende Venus" des Giorgione fordert! Es ist ein Wahnwitz, aber er hat wenigstens System.



Römische Landschaft mit Matthaeus und dem Engel.
Nach einem Gemälde von Nicolas Poussin.
Berlin, Gemäldegalerie (Phot. Franz Hanfstaengl, München)

Herrn Marguilliers Wahnwitz aber hat gar kein System. Marguillier kommt dazu, mit gerührter Stimme von dem alten guten Deutschland zu reden und zu folgern, der alte Dürer etwa würde sich schämen, jetzt ein Deutscher zu sein und seinen wahren Platz an der Seite und in der Mitte der Alliierten sehen. Und aus dieser tiefen Kenntnis der Seele des alten Dürer heraus, gemischt mit dem Bedauern, daß die alten deutschen Meister im Louvre so schlecht vertreten sind, kommt Herr Marguillier dazu, Kleinigkeiten wie Dürers „Apostel" in München im Namen der Gerechtigkeit und der höheren Menschlichkeit für den Pariser Louvre zu fordern!

Es ist hier nicht die Stelle, um über das Moralische zu streiten; wer unter uns hätte nicht in diesen schweren Monaten erkannt, daß sich das Moralische offenbar durchaus nicht wie bei Friedrich Theodor Vischer „von selbst versteht", sondern im Gegenteil! Protestierend und warnend soll hier nur auf die endlosen Kunstraubpläne französischer Rachsucht, französischen Hasses, französischer Raubgier in der Hoffnung hingewiesen werden, daß sich ihnen nicht unsere jetzige Regierung als Mitschuldiger an der Kultur unseres deutschen Volkes gesellen wird.

Strindbergs Frauenhaß. / Von Karl Röttger.



Oberingenieur Hans Bredow,

wurde zum Direktor im Reichspostministerium und gleichzeitig zum Leiter der neugebildeten Reichsfunkbetriebsverwaltung ernannt.



Geh. Reg.-Rat Heinrich Albert,

der neuernannte Unterstaatssekretär der Reichskanzlei.



Oberbürgermeister Leinert

in Hannover (Mehrheitssozialist), wurde zum Präsidenten der Preußischen Landesversammlung gewählt.

Bei den Erörterungen über diesen Dichter, hört man immer wieder auch über seinen Frauenhaß sprechen. Da das Werk Strindbergs sehr umfangreich ist, wäre es ungerecht, bei solchen Erörterungen, wie es oft geschieht, von einem einzelnen Werk auszugehen. Zudem gehört Strindberg zu den Dichtern, die in sich, ihrem Leben und ihren Werken die Krisis einer ganzen Zeit und einer großen Zeitwandlung deutlich machen. Somit dürfte es zeitgemäß sein, von seinem Frauenhaß einiges zu sagen. Wir können dabei von seinem Leben, seiner Biographie absehen. Wir brauchen als Unterlagen nichts anderes als die betreffenden Dichtungen und Abhandlungen. Und das sind vor allem eine Reihe Dramen, „Der Vater“, „Kameraden“, „Gläubiger“ u. a., sowie einige Novellen und etliche Stellen in den Blaubüchern. Angesichts der Dramen ist es nun ja einen Augenblick verständlich, wenn, zumal bei Frauen, die Meinung aufgekommen ist, dieser Dichter „hasse“ die Frauen. Strindberg zeigt da eine ganz bohrende, wenn auch manchmal einseitige Psychologie der Frau. Selbst auf Männer wirkt dieser Realismus in der Aufdeckung der Weibpsyche manchmal so stark, daß ich schon öfter Männer aus dem Theater gehen sah mit den Worten: „Dieser Strindberg tut nichts, als daß er die Frauen schlecht macht.“

Ich bin nun der Ansicht, daß er das keineswegs tut. Ich möchte deutlich machen, wie Strindberg zu seinen Dramen und Novellen kommt, in denen er gegen die Frau etwas zu sagen hat. Und das ist sein tiefes Erlebnis von dem elementaren Gegensatz Mann-Weib. Daß dieser Gegensatz oft besteht, darüber wollen wir uns nicht täuschen. Vielmehr scheint die offizielle Lüge, er bestehe nicht, den Dichter Strindberg dahin geführt zu haben, mit solchem Fanatismus den Gegensatz in immer neuen Nuancen zu gestalten. Daß er dabei der „Wahrheit“ hat dienen wollen, das dürfte unzweifelhaft sein. Strindberg war wohl nicht der Mann, der aus „Haß“ seine Werke schrieb. Kann schon überhaupt ein Dichter auf solchen negativen Gefühlen wie „Haß“ sein Schaffen nicht aufbauen, so war vor allem Strindberg nicht der Mann dazu, der ein sehr sehnsüchtiger, nach Frieden und Menschengemeinschaft sich sehnender Mensch war, der dreimal verheiratet war. Wäre er wirklicher Weiberhasser gewesen, hätte er nach der ersten Ehescheidung das Heiraten sein lassen. Wenn er also in seinen Werken Eheprobleme behandelt, so sah er da eben als Psychologe und ethischer Forscher (er war beides) ungeheuer wichtige Probleme und Phänomene. Er fühlte in den so oft ausbrechenden Streitigkeiten zwischen Mann und Frau in der Ehe: Welttragik, Weltkonflikt — etwas, was die Menschen zwingt — obwohl sie sich aus Liebe geheiratet haben. In einer seiner schönsten Dichtungen, im „Traumspiel“, spricht er das klar aus.

Ich glaube, im tiefsten Grunde hat gerade Strindberg die Frauen sehr geliebt. Nur hat er sich und ihnen nichts vorgelogen. Abgründe, die vorhanden waren, wollte er nicht überbrücken. Er riß vielmehr die dünnen Bretter, die Konvention und Gesellschaft darüber gelegt hatten, mit kühnen Händen fort und zeigt, selbst schaudernd, hinab in die Tiefen der Menschenseele. Er liebte vielleicht die Frauen mehr, als sie sich selber liebten, d. h. er hatte ein Ideal vom Weibe. Man könnte ja fragen, ob gerade ein Mann am meisten befugt sei, das Ideal des neuen Weibes aufzustellen. Wir stehen aber vor der unabweisbaren Tatsache, daß die Männer aus Urantrieb ihre Ideale von der Frau nun einmal machen — und umgekehrt die Frauen vom Manne. Hier aber bei Strindberg spricht für den Dichter die in der Tat bohrende, wenn auch quälende, so doch wahrheitsdurstige Psychologie der Frau. Folgert man nun aus der Tatsache, daß die Frau einige Male in Dichtungen bei Strindberg schlecht wegkomme, er sei Frauenhasser gewesen (und nur das), so ist das nicht weitblickend genug. Es wird dann übersehen, wie oft er Schönes oder Liebliches von Frauen oder Mädchen zu sagen weiß, wie er auch ganz andere Charaktere darstellt. Aber auch hinter den Werken, in denen scheinbar der Haß glimmt, pocht vor allem die große Liebe Strindbergs, die Liebe und Sehnsucht nach einem lieben und gütigen Weibe. Er sehnte sich nach dem „neuen Weibe“ und seiner Liebe, das kommen und werden soll. Seine Psychologie der Frau und der Ehe war sehr scharf, manchmal einseitig, aber auch in der Einseitigkeit aufhellend. Er berücksichtigte nicht, wieviel bei den Konflikten zwischen Mann und Frau, bei den Ehegegensätzen — auf Rechnung der ganz einfachen banalen Tatsache zu setzen ist, daß Mann und Frau ja eben zusammenleben müssen. Daß sie so verkettet sind, auch wenn bei Mann und Frau sich verschiedene Willensrichtungen herausstellen. Da ist dann, wie gesagt, gar nicht immer die „Schuld“ auf einer Seite (wie auch Strindberg erkannte), sondern es greift Verhängnis Platz. Nicht immer, aber doch manchmal.

Was ergibt sich nun? Ich meine das, was Otto zur Linde „das Sehen in die Augen des Wirklichen“ nennt — wir sollen den Gegensatz zwischen Mann und Frau, soweit er da ist, scharf ins Auge fassen und erkennen; und das können wir auch bei einem großen Dichter wie Strindberg. Die Praxis des Lebens wird dann im Zusammenhange mit solcher Erkenntnis das Kompromiß finden zwischen Mann und Frau. Sie wird und muß es finden, da ja doch schließlich keine andere Wahl bleibt. Es wird gefunden werden, wo die Menschen bei aller Lebens- und Welttragik sich eines bewußt bleiben: der Liebe! Und die hatte auch letztlich der Dichter Strindberg, wie denn im Grunde überhaupt kein Dichter ohne Liebe denkbar ist. Der „Frauenhasser“ Strindberg ist ein Mißverständnis aus einzelnen Werken heraus.



Gegen die italienischen Ansprüche auf die reindeutschen Gebiete Südtirols: Die Kundgebung für Deutschsüdtirol am Rennweg in Innsbruck am 16. März. (Phot. Rich. Müller, Innsbruck.)



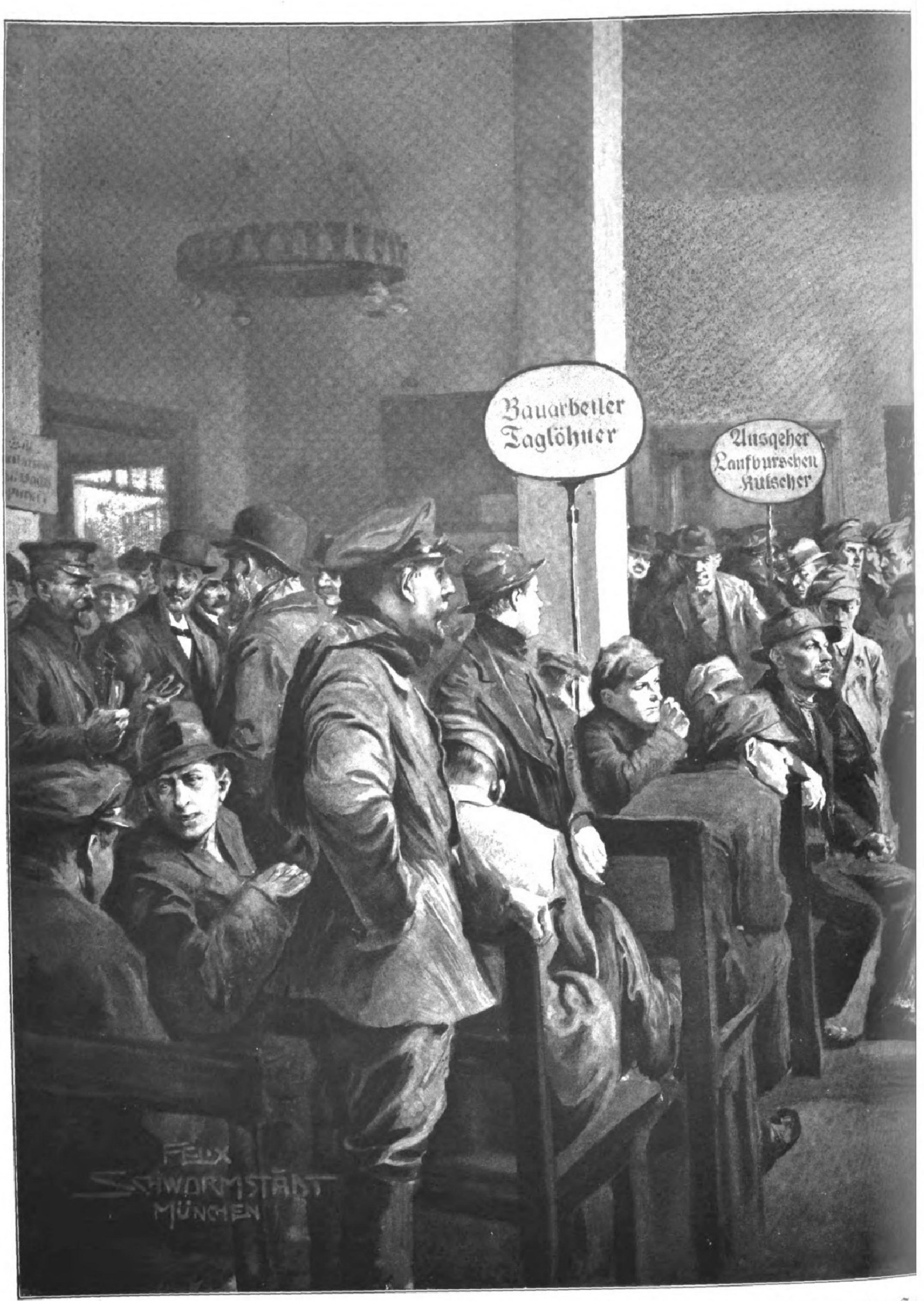
Besichtigung des Freikorps Hülsen durch General v. Lüttwitz in Berlin am 19. März: Vorbeimarsch der Truppen in der Tauentzienstraße.

Rechts von General v. Lüttwitz General v. Hülsen, links (mit Sturmhelm) Oberstleutnant v. Grothe.



Von der Beisetzung der von den Spartakisten in dem Berliner Vorort Lichtenberg erschossenen Kriminalbeamten am 19. März: Die Särge werden zur Gruft getragen.





Arbeitslosenmarkt in München. Nach einer Zeichnung des So

ers der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Die Anfänge der Schrift in Alteuropa. / Von Dr. Ebert.

Man stelle sich einmal vor, es würden in allen Kulturländern plötzlich alle Schriften und Bücher für immer vernichtet, dazu auch der Gebrauch der Schrift, der Gebrauch der mündlichen Sprache aber bliebe erhalten ... ein Räderwerk nach dem andern aus dem Uhrwerk unserer Kultur würde stehen bleiben, und am Ende wäre unsere Zivilisation eine Ruine wie die Kunstuhr an alten Münstern, die man nicht mehr in Gang bringen kann, weil der Schlüssel fehlt" (F. Mauthner). Als unentbehrlicher Teil, als Grundlage und Voraussetzung der heutigen Kultur erscheinen uns die Kenntnis und der Gebrauch der Schrift, ihr Verlust als eine kulturelle Katastrophe. Ein gelehrter Mann war zur Zeit Wolframs von Eschenbach, wer in Büchern lesen konnte; zauberkundig und ein Vertrauter Odins erschien den Germanen der Völkerwanderungszeit, wer es verstand, Runen zu „ritzen". So selbstverständlich den Europäern von heute die Kenntnis der Schrift ist, so haben die Bewohner unseres Erdteiles doch verhältnismäßig spät lesen und schreiben gelernt. Die ältesten Schriftsysteme, die wir kennen, sind in den Kulturländern des Orients entstanden. Die Ägypter besaßen schon in der Mitte des vierten Jahrtausends eine vollständig ausgestaltete Bilderschrift, und nicht viel jünger ist auch die Schrift der Babylonier. In China wird von den Chinesen selbst der Ursprung der Schrift in die erste Hälfte des dritten Jahrtausends gesetzt. Nach einer Sage hat Kaiser Fu-hi dort die Schreibkunst erfunden. Alle drei Schriftsysteme sind selbständig voneinander entstanden, ihre Entzifferung gehört zu den Großtaten der Altertumswissenschaft. Erst in jüngster Zeit haben die Ausgrabungen in Kleinasien und auf Kreta zwei neue Schriftsysteme ans Licht gebracht, die bis jetzt noch nicht gelesen werden können. Die eine gehört den Hettitern an, deren Name uns aus dem Alten Testament geläufig ist. Sie besaßen im zweiten Jahrtausend vor Christi Geburt in Kleinasien ein großes Reich, dessen Hauptstadt Boghazköi fünf Tagereisen östlich von Angora lag. Die andere ist hauptsächlich auf Siegelsteinen und Tontafeln verwendet, die man in den Palästen der mykenischen Periode Kretas (zweites Jahrtausend v. Chr.) gefunden hat. Ihr Inhalt sind vermutlich Titel, heilige Formeln und Geschäftsberichte. Ein ungeheurer Zuwachs unserer Kenntnis der ältesten Geschichte Südeuropas wäre von der Entzifferung der altkretischen Schrift zu erwarten, aber es fragt sich, ob diese je gelingen wird. Denn zur Entzifferung einer unbekannten Schrift gehört zweierlei. Einmal die Feststellung des Sinnes, welchen die Schriftcharaktere haben. Dies könnte gelingen, wenn man eine Bilingue fände, d. h. ein Denkmal, z. B. einen beschriebenen Stein, der dieselbe Inschrift trüge in der unbekannten altkretischen Schrift und in einer schon bekannten Schrift, etwa in altägyptischen Hieroglyphen. Ferner gehört zur Entzifferung die Feststellung des Lautwertes der einzelnen Schriftzeichen. Denn es nützt recht wenig, wenn man nur weiß, was die Zeichen bedeuten, und nicht zugleich, wie sie ausgesprochen wurden.

Wir haben also innerhalb der Alten Welt vier Gebiete, wo sich unabhängig voneinander vier selbständige Schriftsysteme entwickelt hatten: in Ägypten, Mesopotamien, Kleinasien und auf Kreta. Drei davon liegen im Orient, eines, Kreta, an der Schwelle zwischen Orient und Okzident. Aus der mykenischen Schrift hat sich vermutlich die phönikische entwickelt und aus dieser das griechische Alphabet, auf welches letzten Endes unsere Schrift zurückgeht. Jedes der vier Schriftsysteme ist anfangs eine Bilderschrift, aus der allmählich eine Lautschrift entstand. Man hat jedoch seit längerem gewußt, daß auch Europa, daß spätreife Kind der Kulturgeschichte, schon in sehr früher Zeit Ansätze gemacht hat zu einer Schriftbildung, Versuche, den Vorstellungen und Gedanken durch Aufzeichnung Körper, Stimme und Dauer zu verleihen. Aus der älteren Bronzezeit, d. h. aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends, sind uns aus Schweden, wo damals höchstwahrscheinlich schon Germanen saßen, besonders aus den Provinzen Bohuslän, Östergötland und Schonen, Felsenzeichnungen bekannt, die man als schriftliche Aufzeichnungen hat ansehen wollen. Eine sehr charakteristische von Tegneby in Bohuslän ist hier wiedergegeben (Abbild. 1). Man sieht darauf Schiffe, allerhand Tiere, sich bekämpfende Männer, einen Pflüger, eine Jagdszene u. a.



1. Felsenzeichnung von Tegneby in der schwedischen Provinz Bohuslän aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. Das Bild ist im Original 7,50 m hoch und 5 m breit.

Offenbar hat man es mit einem Bilde, nicht mit einer Bilderschrift zu tun. Einzelne Figuren und Szenen sind ohne jedes Kompositionsgesetz in den Felsen eingekratzt. Wahrscheinlich hat es nicht einmal ein einzelner gemacht, sondern verschiedene Individuen, die an dem Platze vorüberkamen, vielleicht den Wechsel des Wildes belauerten oder hier rasteten. Der erste hatte ein Figürchen eingeritzt, ein anderer zeichnete weiter. Es sind Spiele müßiger Stunden, der Nachahmungstrieb wirkte mit. Man denkt an die Schnitzereien in Schultischen oder Promenadenbänken. Auch aus Südeuropa, z. B. aus den Ostseealpen, kennen wir solche Felszeichnungen.

Anders steht es mit zwei Wandzeichnungen aus einer Grabkammer von Kivik in Schonen (Abbild. 2 und 4). Die eine (Abbild. 2) zeigt in einem umrahmten Felde zu beiden Seiten einer Pyramide, die von zwei spitzovalen Gegenständen flankiert wird, zwei symmetrisch gestellte Axte mit gebogener breiter Schneide und unter dem Ganzen einen Schlitten. Die andere (Abbild. 4) ist in zwei übereinanderliegende Felder geteilt mit je zwei gleichen Figuren. Oben zwei schematisch dargestellte Axtklingen, unten zwei Räder. Die Bedeutung, die die Axt und das Sonnenrad im germanischen Kultus der Bronzezeit haben, die Anordnung der Zeichen und der Ort, wo diese Platten sich befanden, bezeugen, daß die Zeichen nicht nur willkürlich zusammengestellte religiöse Symbole sind, sondern daß ihnen ein konventioneller Sinn innewohnt, daß sie etwa eine heilige Formel wiedergeben.

2. Ein Wandstein mit Zeichnungen aus der Grabkammer von Kivik in der schwedischen Provinz Schonen.

Da sich nun sämtliche Bilderschriften, auch die der Ägypter, Babylonier usw., wie man annimmt, aus solchen ursprünglich religiösen oder magischen Symbolen entwickelt haben, so liegen im Germanien des zweiten Jahrtausends v. Chr. die Anfänge der Schrift vor uns. Nur die Anfänge, denn weitere Schriftdenkmäler der folgenden Zeit fehlen. Eine Weiterbildung hat nicht stattgefunden. Warum, das wissen wir nicht.

Sehr überraschend ist es nun, daß man schon aus dem Anfang des dritten Jahrtausends Spuren einer Schrift in Alteuropa gefunden hat, die eine Silben- oder Lautschrift ist.

In der nordportugiesischen Provinz Traz os Montes, im Bezirke von Villa Pouca d'Aguiar liegen megalithische Gräber der jüngeren Steinzeit mit einem ziemlich primitiven Grabinventar: Tongefäßen und Waffen und Geräte aus Stein und Silex. In den Gräbern fanden sich Steine, die mit alphabetartigen Zeichen bedeckt sind. Die Abbildung 3 gibt einen solchen Stein wieder. Die Zeichen sind in mehreren Zeilen übereinander angebracht, woraus mit Sicherheit hervorgeht, daß man es mit einer Inschrift zu tun hat. Der Stein ist durchlocht, war also aufgehängt, vielleicht in der Grabkammer. Er diente demnach dem Totenkultus, und man kann vermuten, daß die eingravierte Inschrift einen religiösen Inhalt hatte.

Was an diesen portugiesischen Inschriften erstaunt, ist zunächst die Tatsache, daß wir in einem so primitiven Milieu in verhältnismäßig früher Zeit bereits eine phonetische Schrift finden. Von einer Bilderschrift, die wir von Babylonien und Ägypten her als die Voraussetzung und Vorstufe der Lautschrift anzusehen gewöhnt sind, ist hier offenbar nichts mehr vorhanden. Man möchte also annehmen, daß diese Schrift von außen her den damaligen Bewohnern der Iberischen Halbinsel zugebracht worden ist. In der Tat zeigen die portugiesischen Zeichen eine merkwürdige Übereinstimmung mit Signen der Schrift Kretas. Aber soweit wir bis jetzt wissen, ist die Schrift der portugiesischen Steingräber älter als die kretische.

Man hat also geradezu behauptet, daß dem südwestlichen Teile Alteuropas der Ruhmestitel zukomme, die Schrift erfunden zu haben, die, von den hochkultivierten Kretern benutzt, auch die Grundlage der phönikischen Schrift wurde. Wir dürfen hoffen, daß weitere Grabungen auf dem Boden Spaniens und Portugals uns Aufklärung über diese interessante Frage bringen werden.

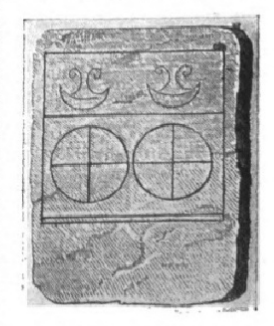
Voraussetzungen fürs Erinnern.

Von Alfred Leopold Müller.

Zu den Rätselfragen unserer Seele, auf die wir gar zu gern eine Antwort hätten, gehören die Fragen nach den Grundlagen des Gedächtnisses. Zur Einführung wählen wir ein anschauliches Erlebnis des Feldmarschalleutnants v. Baumgarten: Er sitzt eines Abends sinnend über einer anstrengenden Arbeit. Plötzlich sieht er bildhaft deutlich einen alten Bettler mit zerdrücktem Hut vor sich, geführt von seiner jungen Tochter, die barfuß, einen leeren Korb an dem Arm, mit ihm in einem tiefeingeschnittenen Hohlweg auf lehmigem Boden herabkommt. Es fällt ihm ein, daß er das wirklich erlebte in einem fernen Lande vor — 30 Jahren. Vor ihm liegen Schreibmappe, zwei Landkarten, Zeitungen. Diese Dinge können die schlafende Erinnerung nicht geweckt haben. Nachdenklich schreitet er auf und nieder, bleibt endlich wie gebannt vor einem Blumenstrauße stehen. Der Duft??! Versteckt unter größeren Blumen waren einige Blüten der Pirola uniflora. Von dem Augenblick an war ihm alles klar. Diese Blume fand er zum ersten Male dort bei jenem Hohlwege. Unsere Seele gleicht also nicht einem Spiegel. Obgleich sich abertausend Dinge in ihm spiegelten, ist nicht die Spur mehr davon zu sehen, wenn er an einen andern Ort gebracht wird. Ganz anders unser Gehirn. Was durchs Auge oder Ohr oder durch die übrigen Sinne aufgenommen wurde, läßt gewisse Anlagen zur Wiedererneuerung zurück, die wir nach vielen Jahren dazu benutzen können, Erlebnisse im Geiste wieder vor uns hinzustellen. Was unser Hirn an solchen Vorstellungen beherbergt, wissen wir nicht. Sie sind gleichsam in einer stockdunklen Erinnerungsschatzkammer niedergelegt. Erst dann wissen wir etwas von ihnen, wenn sie ins helle Bewußtsein gezogen werden, das einer kleinen Opernbühne vergleichbar ist. Aber wie ziehen wir sie ins Bewußtsein? Es muß irgendwelche geheimnisvolle Verbindungen unter den Vorstellungen geben. Nur bildlich können wir uns diese Vorgänge näherbringen, wir reden von Gedankenfäden (Assoziationen). — Des obigen Rätsels Lösung dürfte sein: Der Duft jener Blume wirkte ständig auf das Bewußtsein jenes geistigen Arbeiters ein, blieb zwar unbemerkt, weckte aber doch im Erinnerungsschatze die vor 30 Jahren erworbene Vorstellung jenes Blütenduftes und hob sie ins Bewußtsein. An dieser 30 Jahre alten Duftvorstellung hängt aber, durch Gedankenfäden verwebt, das ganze Erlebnis mit dem Bettler und seinem Kinde. Das wird damit zugleich ins Bewußtsein nachgezogen. In vielen Fällen können wir jene geistigen Zusammenhänge, die unser Erinnern leiten, ohne besondere Schwierigkeiten verfolgen. Manchmal aber scheinen plötzlich Vorstellungen frei zu steigen. Dazu meinen aber hervorragende Seelenforscher, daß es frei steigende Vorstellungen nicht gäbe. Meist ließe sich nachweisen, daß sie irgendwie durch Empfindungen oder unbewußte Zwischenvorstellungen angeregt werden. In der Tat mögen feine Gerüche oft die Mittler sein, wie bei obigem Erlebnis. Man mag bei ähnlichen Fällen nur genauer hinschauen. Oft ist die Ursache draußen noch nachweisbar. — Läßt sich also schon beim unwillkürlichen Erinnern nachweisen, daß schlafende Erinnerungen infolge geheimnisvoller Verbindungsfäden geweckt werden, wieviel mehr ist einem bewußten, schnellen, vollständigen Gedächtnis ein möglichst weitverknüpftes Netz dieser Gedankenfäden förderlich.



3. Inschriftenstein von Alvão in Nordportugal.



4. Ein Wandstein mit Zeichnungen aus der Grabkammer von Kivik in der schwedischen Provinz Schonen.



Das Bad.
Nach einem Gemälde von Jean Baptiste Joseph Pater
Berlin, Schloß (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg)



Blindekuhspiel.
Nach einem Gemälde von Jean Baptiste Joseph Pater
Berlin, Schloß. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg.)
Zu dem Aufsatz: Der geplante Kunstraub der Entente.



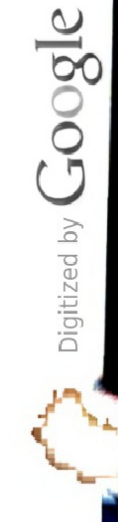


Linke Hälfte. Das Firmenschild des Kunsthändlers Gersaint. Rechte Hälfte.

Nach einem Gemälde von Antoine Watteau.

Berlin, Schloß. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg.)

Zu dem Aufsatz: Der geplante Kunstraub der Entente.



W I L D E F Ü E R.

EIN ROMAN AUS ALT-HILDESHEIM VON PAUL SCHRECKENBACH.

(3. Fortsetzung.)

Frau Ilsabes Schönheit war nun schon längst vermodert, und ihren Gatten hatte er gestern früh neben ihrem Grabe in die Erde gebettet, und an dem Grabe des an der Pest Verstorbenen hatte außer ihm und der verwaisten Tochter niemand gestanden als der Priester und der Totengräber. Wer hätte ihm einst in den Tagen des Glückes und der Freude einen solchen Tod und ein solches Begräbnis weissagen wollen! Hätte es ihm aber jemand vorhergesagt, so würde er gelacht und ihm nimmermehr geglaubt haben. Denn jeder meint, in dem undurchdringlichen Dunkel, das vor ihm liegt, warte das Glück auf ihn, und wer ihm Unheil vorhersagt, den hält er für einen schwarzseherischen Toren. Er selber, Hans Wildefüer, war nicht anders gewesen in seiner Jugend, und auch jetzt noch hätte er bis vorgestern jeden, der ihm Unheil hätte prophezeien wollen, kurz und kalt zurückgewiesen. Aber seit er gestern von Goslar weggeritten war, hatte ihn die Sorge nicht losgelassen: Wie wird einst dein eignes Ende sein? Immer wieder war er darauf zurückgekommen. Das schnelle, düstere Ende seines Freundes hatte die Frage in ihm angeregt, und sie lag ihm ja eigentlich nahe genug. Zwar vor der Pest fürchtete er sich nicht, dagegen glaubte er sich gefeit. Aber er spielte schon seit geraumer Zeit ein hohes, gefährliches Spiel, in dessen Karten nur wenige Vertraute hineinblicken durften. Wurde vorzeitig verraten, was er im Sinne hatte, um seine Stadt beim alten Glauben zu erhalten und dadurch zugleich die Macht Roms im Norden des Reiches zu festigen, so konnte es leicht um seinen Hals gehen. Dann starb er vielleicht nicht in seinem Bette, wie sein Freund, sondern auf dem Hochgericht, oder er mußte, wenn ihm das glückte, bei Nacht und Nebel aus seiner Vaterstadt entweichen.

So stand er in finstere Gedanken verloren eine ganze Weile da, und sie übermannten ihn so, daß ihn ein Zittern durchflog. Das Gemach, in dem er stand, erschien ihm plötzlich wie ein Gefängnis oder wie ein Totengewölbe, und es war ihm, als solle er in seiner dumpfen Luft ersticken. Mit so heftiger Gewalt riß er das Fenster auf, daß es beinahe aus seinen Angeln gefallen wäre.

In diesem Augenblicke traf sein Ohr ein betäubendes Geschrei aus etwa dreißig Knabenkehlen. Die Rangen lieferten offenbar eine Schlacht, denn sie hieben mit hölzernen Schwertern und Spießen wacker aufeinander ein und stießen dabei ein Geheul und Gebrüll aus, als ob es gälte, einen Toten zu erwecken.

Der Bürgermeister lachte. Seine schweren Gedanken waren mit einem Male verflogen, und er dachte daran, wie gar manchmal er selbst in seiner Kindheit auf Markt und Straßen getobt hatte. Jetzt tobte da sein Enkel, der siebenjährige Henni Brandis, mit dem er auf sehr vertrautem Fuße stand. Nicht ohne Genugtuung bemerkte er, daß dieser der Wildeste und Keckste der ganzen Rotte war. Er hielt es aber doch für geraten, dem Unfug ein Ende zu machen, denn die Buben prügelten sich gar zu ernsthaft, und es konnte vielleicht doch ein Auge oder ein Nasenbein zu ernstem Schaden kommen.

„Wollt ihr wohl aufhören!“ schrie er hinunter. „Was tut ihr denn da?“

„Wir hauen uns! Wir führen Krieg!“ tönte es von unten zurück, und der kleine Brandis rief: „Wir sind Helden. Ich bin du, Großvater! Siehst du, das ist meine Streitaxt!“ Dabei schwang der Knirps ein hölzernes Ding, das aussah wie ein Böttcherhammer. Es sollte eine Nachbildung des gewaltigen stählernen Fausthammers darstellen, der Wildefüers liebste Waffe war, und den in der Stadt jedermann kannte.

Hans Wildefüer schmunzelte. „Geh mal zur Großmutter!“ rief er. „Die Trine bäckt heute Wecken. Wenn du noch zur Zeit kommst, kannst du in der Küche den Topf auslecken.“

„Das darf ich nicht. Die Trine hat mir's das vorige Mal verboten, sie ist ein gräßliches altes Weib. Ich bin mit ihr böse,“ antwortete der junge Brandis.

„Dann sei wieder gut mit ihr und sage, der Großvater hätte es erlaubt.“

Aus dem Munde des jungen Helden kam ein lauter Freudenschrei, und seine Schlachtkeule im Triumphe schwingend, sauste er über den Markt hin.

Der Bürgermeister lachte noch einmal kräftig und schloß dann das Fenster, denn er hörte hinter sich das Zufallen der schweren Zimmertür. Als er sich umwandte, blickte er in das Antlitz seines Freundes Galle, und das Lachen verging ihm. Kränklich war sein Amtsgenosse schon vor drei Tagen gewesen, als er ihn verlassen hatte. Seitdem aber schien er ernstlich erkrankt zu sein, denn er hielt sich offenbar kaum aufrecht auf den Beinen und fror trotz des dicken Mantels, den er sich umgelegt hatte. Seine Augen lagen tief in den Höhlen, und sein Gesicht zeigte eine ganz unnatürliche Farbe. Es sah aus wie eine Zitrone.

„Hinrich!“ rief Wildefüer. „Was ist mit dir? Hast du die Seuche?“

„Dieses weniger“, erwiderte Galle und ließ sich in einen Stuhl fallen. „Aber die Gelbsucht kann's schon sein. Ich habe sie mir gestern an den Hals geärgert.“

„Was ist denn geschehen? Hast du Verdruß gehabt in deinem Hause? Hier habe ich nichts gefunden, was einem die Galle aufregen könnte.“

„Das glaube ich“, knurrte Galle. „Nichts Geschriebenes hat mich in Ärger und Verdruß gebracht, sondern etwas Erlebtes. Die Sache ist die: Ehegestern, du warst kaum weggeritten, ward ein Prädikant ergriffen, der in den Häusern hin und her die lutherische Lehre gepredigt, auch wie einer sagte, das hochwürdige Sakrament gespendet hatte nach der Weise der martinischen Sekte. Ich ließ ihn auf der Stelle in das Ratsgefängnis bringen und wollt' ihn gestern verhören. Aber siehe, da war der Vogel ausgeflogen. Und weißt du, wer ihn hat ausfliegen lassen?“

„Nun?“

„Unser Freund Harmen Sprenger.“

Wildefüer fuhr zurück und erblich. „Unmöglich!“ rief er laut.

„Er hat es abgeleugnet, aber er hat es doch getan“, fuhr Galle grimmig fort. „Ich kenne ihn ja von klein auf und weiß genau, wie er aussieht, wenn er lügt. Wir kamen in einen scharfen Wortwechsel, und was sagte mir der Bube? Wir sollten die Sache laufen lassen, wie sie liefe. Der Prädikant sei ein Hesse gewesen, unter dem Landgrafen daheim, und wir sollten froh sein, daß er aus der Stadt entwischt sei, denn da hätte die Stadt keine Händel zu befürchten mit dem Landgrafen, der ja ohnehin auf uns erbittert sei. Ich schrie ihn an, denn ich erboste mich heftig, in Hildesheim habe man zu richten nach Hildesheimer Recht und brauche nicht danach zu fragen, ob einer der lutherischen Bundesbrüder von Schmalkalden die Stirn dazu runzele oder nicht. ›Ihr werdet schon sehen, wie weit ihr mit dieser Dickköpfigkeit kommt, und die Stadt hat dann für euch die Zeche zu zahlen‹, gab er zur Antwort, fing an ein Liedlein zu pfeifen und ging aus der Stube. Ich aber erboste mich so, daß ich zu Mittag und zur Nacht keinen Bissen essen konnte, und gestern abend bin ich krank geworden.“

Wildefüers Antlitz hatte sich während der Rede seines Freundes immer mehr verdüstert, und eine tiefe Falte war zwischen seinen Brauen erschienen. Er schwieg eine Weile, dann sagte er mit einer Stimme, der seine innere Erregung deutlich anzumerken war: „Daß Harmen Sprenger sich den Martinianern zuneigt, glaube ich trotzdem nicht. Aber er hat Angst, wie eben die meisten. Sie haben alle Angst vor dem Schmalkaldener Bündnis und denken, sie könnten ihm nicht widerstehen, denn sie kennen seine Schwäche nicht. Ich aber kenne sie. Der Bund hat zwei Häupter, deren jedes etwas anderes will: den Landgrafen und den Kurfürsten von Sachsen. Darum wird er niemals etwas Großes erringen, und wenn er etwas beginnt, wird er's nicht durchführen. Könnt' ich doch die Leute alle von dieser Weisheit überzeugen! Aber sie sehen immer nur, was vor Augen ist, nämlich daß die Schmalkaldener viel Land und Leute besitzen. Darum wagen sie nicht, die Prädikanten mit harter Faust anzupacken, obwohl unser Stadtrecht klar genug ist. Mit Sprenger rede ich darüber noch heute. — Was gibt's?“ rief er, sich dem Stadtknecht zuwendend, der in die Türe trat und sich unbeholfen verneigte.

„Herr, der hochwürdige Domherr Fridag sendet zu Euch. Er läßt Euch bitten, Ihr wollet Euch zu ihm bemühen. Er ist im Dome.“

„Gut“, erwiderte Wildefüer. „Sage dem Boten, ich käme auf der Stelle.“

„Gewiß wieder ein Brief des Herzogs von Wolfenbüttel“, sagte Galle, als der Knecht die Tür hinter sich geschlossen hatte.

Wildefüer nickte. „Wahrscheinlich. Und viel Gutes wird er nicht bringen.“

„Hast du in Goslar gehört, wie sich der Herzog jetzt erzeigt, nachdem er von der Kaiserlichen Majestät ermahnt worden ist, Goslar und Braunschweig in Ruhe zu lassen?“

Wildefüers Antlitz ward finster. „Wohl hab' ich's gehört, und es hat mich nicht gefreut, was ich hörte. Wahrlich, Herzog Heinrich macht's uns schwer, an ihm festzuhalten. Er kümmert sich um das kaiserliche Edikt keinen Deut und fährt fort, die beiden Städte zu bedrängen. Vor etlichen Tagen hat er wieder zwei Goslaer Kaufleute, die auf der Heimreise waren, auf der Landstraße niederwerfen lassen und in Haft genommen. Das tut er, obschon ihm die Majestät strengstens anbefohlen hat, sich jeder Gewalttat zu enthalten.“

„Er meint wohl, daß es dem Kaiser nicht Ernst ist“, warf Galle ein. „Er weiß, daß ihn der Kaiser lieber hat als jeden anderen Fürsten des Reiches hier im Norden. Denn die anderen sind fast alle abgefallen von der heiligen christkatholischen Kirche, nur Herzog Heinrich ist ihr unverbrüchlich treu. Will Kaiser Karl einmal — Gott gebe, bald! — die Ketzerei wieder ausrotten in den deutschen Landen, so kann er sich in unserem Teile des Reiches nur auf den Herzog stützen. Darum muß und wird er ihm alles nachsehen.“

Wildefüer schüttelte den Kopf. „Wenn du dich nur nicht täuschest! Wohl ist Heinrich von Wolfenbüttel die Säule unserer heiligen Kirche, und deshalb halten wir beide ja auch an ihm fest und wollen unsere Stadt enger mit ihm verbünden. Aber den Bruch des Landfriedens, den der Herzog wieder und immer wieder begeht, kann der Kaiser auf die Dauer nicht mit ansehen. Er muß Ernst gegen ihn gebrauchen, es mag ihm leid sein oder lieb. Läßt der Herzog nicht ab, Goslar und Braunschweig zu schädigen, so werden die Schmalkaldener den Kaiser zwingen, daß er ihn ächtet, und sie werden die Acht an ihm mit tausend Freuden vollstrecken. Im Namen des Kaisers vertreiben sie dann des Kaisers Freund und unseres Glaubens feste Stütze aus seinem Lande, wenn ihnen der Herzog nicht mit der Waffe widersteht.“

Galle schlug mit der Rechten auf die Lehne seines Stuhles und murmelte eine Verwünschung.

„Geschähe das,“ fuhr Wildefüer fort, „so wäre es mit der heiligen katholischen Religion in unserem Lande vorbei. Auch Hildesheim bliebe schwerlich bei ihr, denn wir stünden dann da wie eine kleine Insel mitten im Meere, gegen die tagaus und tagein die wütenden Wogen anprallen. Daher müssen wir dem Herzog helfen und ihm beistehen, so schwer er's uns macht. In welche Lage bringt uns der wilde, unbezähmbare Mann! Er bedrängt zwei Städte, mit denen wir in nachbarlicher Freundschaft leben.



So bringt er uns, die wir seine Freunde sind und heißen, in üblen Geruch bei allen Städten. Wie sollen wir, wenn's zum Kampfe mit den Schmalkaldenern kommt, unsere Bürger vermögen, daß sie ihm zu Hilfe ziehen? Den Rat vermögen wir wohl dazu, aber wenn sich unter den Sprechern der Bäuerschaft einer fände, der das Volk aufwiegelte gegen den Herzog als gegen den Feind der Städte und Landfriedensbrecher, dann könnte es einen großen Rumor geben in Hildesheim."

Galle schlug wieder gegen die Lehne des Stuhles. „Gott sei Dank und allen Heiligen, daß sie keinen haben!" rief er, „und ich wüßte auch keinen in der ganzen Stadt, den sie bei der nächsten Wahl zum Sprecher und Häuptling gegen dich küren könnten, unsere heimlichen Martinianer."

„Ich auch nicht!" versetzte Wildefüer. „Aber nun lebe wohl, Hinrich, ich gehe nach dem Dome. Wenn du gescheit bist, so legst du dich in dein Bett, denn du siehst schlecht aus. Ich komme heute gegen Abend noch einmal in dein Haus und sehe nach dir."

„Du hast recht. Ich schreibe hier nur noch ein paar Zeilen, dann folge ich deinem Rate. Einstweilen gehab' dich wohl. Komme doch nachher gleich zu mir und sage mir, ob der Hochwürdige eine Nachricht vom Herzog an uns hat, und was in dem Briefe steht."

„Gut, das will ich tun", erwiderte Wildefüer und wandte sich der Tür zu. Auf der Schwelle aber hielt ihn ein Ruf des Freundes noch zurück.

„Hans Wildefüer," sagte Galle mit gedämpfter Stimme, „hast du alle Briefe des Herzogs sorglich verwahrt? So sorglich und fleißig, daß sie kein Mensch finden kann?"

„Das versteht sich. Wie kommst du darauf?"

„Weil ich immer so kuriose Träume habe. Die Krankheit steckte wohl schon lange in mir und machte mich unruhig. So träumte ich ehegestern nacht, du und ich wurden nach dem Rabenstein hinausgeführt, und dort stand ein schwarzes Gerüst, und zwölf Trompeter bliesen uns an, denn wir sollten gerichtet werden."

„Und was hatte das mit des Herzogs Briefen zu schaffen?"

„Gerade diese Briefe hatten uns in die Not gebracht. Du weißt, ein Bürger, der mit fremden Potentaten und Herren Briefe wechselt, ohne sie dem Rate vorzulegen, wird als ein Verräter der Stadt angesehen und peinlich gerichtet."

„Das weiß ich. Aber selbst wenn es herauskäme, wer würde mich anklagen? Keiner in der ganzen Stadt. Meinst du das nicht auch?"

„Ich hoffe es", entgegnete Galle nach einigem Nachdenken. „Ja, nochmals, Gott sei Dank, sie haben keinen, keinen, der wider dich aufkommen könnte, obwohl dir viele gram sind in der gemeinen Bürgerschaft, weil du die Lutherei niederhältst mit eiserner Hand. Die Heiligen seien gelobt! Und lange wird es ja nicht mehr währen, da werden den Bürgern die Augen aufgehen. Wenn der Kaiser kommt und dem Unfuge ein Ende macht, dann wird Hildesheim die Frucht unserer Sorgen ernten. Du weißt, daß er uns in einem Briefe gelobt hat um unserer Treue willen und uns ermahnt hat, bei der guten Sache auszuharren. So wird er uns nicht vergessen, wenn der Tag der Abrechnung kommt, und wird uns begnaden vor allen Städten."

„Das ist zu hoffen", entgegnete Wildefüer. „Aber es bestimmt mein Tun und Handeln nicht. Wenn ich der Kirche die Treue halte, so verlange ich dafür keinen Lohn, zum wenigsten keinen, der auf Erden erteilt wird."

Er wandte sich zum Gehen, aber noch einmal rief ihn Galle zurück. „Hans," sagte er, „verüble mir's nicht, wenn ich dich noch etwas frage. Halt' es meinem Zustand zugute, ich bin krank und schwach. Meinst du, daß der alte Fridag, durch dessen Hand unsere Briefe an den Herzog gehen, ganz sicher und verschwiegen ist?"

Wildefüer fuhr mit einem Ruck herum und sah geradezu verblüfft aus. „Mensch!" rief er. „Der Domherr Arnold Fridag? An dem willst du zweifeln? Was fällt dir ein! Er ist der Kirche treuer als jeder andere."

„Sicherlich, Hans, sicherlich. Aber er ist so alt, so uralt! Wie, wenn er eines Tages kindisch würde und zu plaudern und zu schwätzen anhübe?"

„Du bist wirklich sehr krank, lieber Hinrich", erwiderte Wildefüer. „Sonst würdest du dir solche Gedanken nicht machen. Sie würden dir nicht einmal ins Hirn kommen. Arnold Fridag ist so klaren Geistes wie wir beide. Gott hat ihn wunderbar begnadet und ihm, während sein Leib schon halb und halb verfällt, am Geiste jung erhalten. Schlage dir solche Gedanken aus dem Kopfe, und nun gehab' dich wohl."

Er verließ das Gemach und das Rathaus, überschritt den Markt und eilte auf dem kürzesten Wege durch ein Gewirr von Gassen und Gäßchen dem Dome zu. Als er sich dem gewaltigen Gotteshause näherte, kam ihn plötzlich ein Lachen an, indem er der Befürchtung seines Freundes Hinrich Galle gedachte. Daß der Mann, der ihn hatte rufen lassen, und zu dem er ging, schwach und kindisch sein könne, darauf konnte wirklich nur ein Kranker verfallen. Der alte Domherr war ein Mensch, der einige Jahrhunderte zu spät geboren war. Hätte er in den Tagen Bernwards oder Godehards gelebt, so wäre er wahrscheinlich heilig gesprochen worden wie diese beiden. Aber es wehte zur Zeit in Deutschland keine Luft, in der Heilige gediehen, denn die Gemüter waren nicht darauf gestimmt, Wunder und Zeichen zu sehen. Sonst hätte der Greis mit dem schneeweißen Barte, der mitten im großen Reichtum wie ein Weltverzichter lebte, sicherlich schon ruchbare Wunder getan. Er vollendete in Kürze sein achtundneunzigstes Lebensjahr, und nie hatte ihn jemand etwas anderes genießen sehen als ein paar Bissen Brot, ein Glas Milch und einige Früchte. Seit einem Jahrzehnt ging er nur noch von seinem Hause in den Dom. Andere Gänge mied er, denn seine Füße waren schwach geworden, und in einer Sänfte wollte er sich nicht tragen lassen. Aber im Dome blieb er oft stundenlang. Denn Herr Arnold Fridag verwendete die eine Hälfte seines Einkommens auf Werke der Barmherzigkeit und die andere auf Werke der kirchlichen Kunst. Es lebte in seiner Seele etwas vom Geiste des heiligen Bernward, der in seinen Tagen der größte Künstler diesseits der Alpen gewesen war. Schon manches Gemälde, manches Standbild der gebenedeiten Gottesmutter und mehrere Fenster mit herrlichen Glasmalereien hatte er dem Dome und anderen Kirchen seiner lieben Vaterstadt Hildesheim zum Geschenk dargebracht. Jetzt arbeitete schon seit einem Jahre ein trefflicher Künstler mit seinen Gehilfen an einem Lettner, der seinesgleichen nicht haben sollte im deutschen Lande. Er war erst zur Hälfte fertig, eben wurde das Kreuzigungsbild über seiner Mitte aufgerichtet. Der Greis schaute dem zu, auf einem gepolsterten Lehnstuhle sitzend, der in einiger Entfernung davon im Mittelgange aufgestellt war. Als Wildefüer den Dom betrat, leuchteten ihm schon von ferne aus der Halbdämmerung die silbernen Löckchen entgegen, die das Haupt des alten Domherrn zierten.

Die hallenden Schritte des Näherkommenden weckten den Greis aus seiner tiefen Versunkenheit. Er kehrte ihm sein Antlitz zu, lächelte freundlich und rief ihm mit dünner, aber klarer Stimme entgegen: „Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit. Amen!" gab Wildefüer zurück, dann begann er: „Ihr habt mich rufen lassen, Ehrwürden" — Aber der Greis unterbrach ihn.

„Tritt hierher hinter mich, mein Sohn," sagte er, „und schaue dorthin. Sieh, eben fällt ein Strahl darauf. Ist es nicht göttlich schön?"

Der alte Domherr nannte jeden Hildesheimer du, denn er hatte sie alle aufwachsen sehen, ja, die Väter der meisten waren Kinder gewesen, als er schon die Weihen empfangen hatte. Auch mit dem regierenden Bürgermeister machte er keine Ausnahme, und der ließ es sich gern gefallen. Er trat gehorsam hinter den Stuhl des Greises und blickte empor zu dem Bilde, wohin jener mit der Hand wies, und was ihm da entgegenglänzte in bunter Farbenpracht und feinster Ausstattung der Gestalten, entzückte auch ihn, und er versenkte sich eine ganze Weile in den Anblick. „In Wahrheit," sagte er endlich, „es ist prächtig, und wenn das Werk fertig dastehen wird, so wird es alle Herzen erbauen."

„Es ist das einzige, was mich noch an diese Welt fesselt", sprach der greise Domherr mit leiser Stimme. „Ich bete zu dem Allmächtigen und der heiligen Jungfrau, daß sie mich das fertige Werk noch schauen lassen. Ich bete so, obschon es ein törichtes Gebet ist. Denn so mich der Tod hinwegreißen würde, würde ich ganz andere Werke schauen in der Stadt des ewigen Lichtes, die zu erblicken ich sehnlich hoffe und fest glaube." Nach einigen Augenblicken setzte er hinzu: „Das ist's, weshalb ich dem Wittenberger Zerstörer unsrer heiligen Kirche am heftigsten grolle: er stürzt die Altäre in den Staub, und wo seine Lehre zum Siege kommt, da gibt es keine Bilder mehr in der Kirche, deren Schönheit die Gemüter zur Andacht stimmt."

Darauf erwiderte Wildefüer nach einigem Nachdenken: „Ihr wißt es, ehrwürdiger Vater, wie abhold ich ihm bin. Aber die Gerechtigkeit verlangt es zu sagen, daß er dieses Frevels nicht schuldig ist; er hat immer den Schwärmern gewehrt, die in ihrer viehischen Tollheit die Bilder aus der Kirche werfen und zerschlagen wollten."

„Es ist so, und doch habe ich recht!" rief der Greis eifrig. „Du siehst nur, was vor Augen liegt. Ich blicke tiefer. Sei dessen gewiß: wo man den Glauben verliert an die Heiligen und sie zum Gespött macht, da malt und bildet man auch keine Heiligen. Der Glaube muß den Meißel und den Pinsel führen, sonst ist die Kunst hohl und tot, und der Künstler schafft nur leere Larven. — Doch wohin verlieren wir uns! Hier, mein Sohn, ist wieder etwas angekommen an dich, was mir mein Vetter zugetragen hat im Auftrage des Herzogs Heinrich, der ein großer Sünder ist, aber wenigstens ein treuer Diener unsrer heiligen Kirche. Nimm es und birg es in deinem Wamse und lies es zu Hause, denn hier könnte einer dir aufpassen."

Aus einem Ledertäschchen, das er am Gürtel trug, nahm er einen schmalen, vielfach umschnürten und versiegelten Brief und übergab ihn Wildefüer. Es sah aus, als ob er ihm die Hand zum Abschied reiche.

Wildefüer behielt den Zettel in seiner geschlossenen Faust und sagte mit einer ehrfürchtigen Verneigung: „Ich danke Euch, ehrwürdiger Vater, daß Ihr Euch immer wieder bereitfinden lasset, die Briefe zwischen Herzog Heinrich und mir zu vermitteln. Es ist nun schon das fünfte Mal."

„Ich mische mich sonst nicht mehr in die Händel dieser Welt, wie du ja weißt!" gab der Greis zur Antwort. „Ich will es auch gar nicht wissen, was du mit Herzog Heinrich sinnst und planst. Genug, daß ich weiß, es ist zu Nutz und Ehre unsrer Kirche."

„Darauf könnt Ihr Euch allerdings fest verlassen. Und nun lebt wohl, ehrwürdiger Vater."

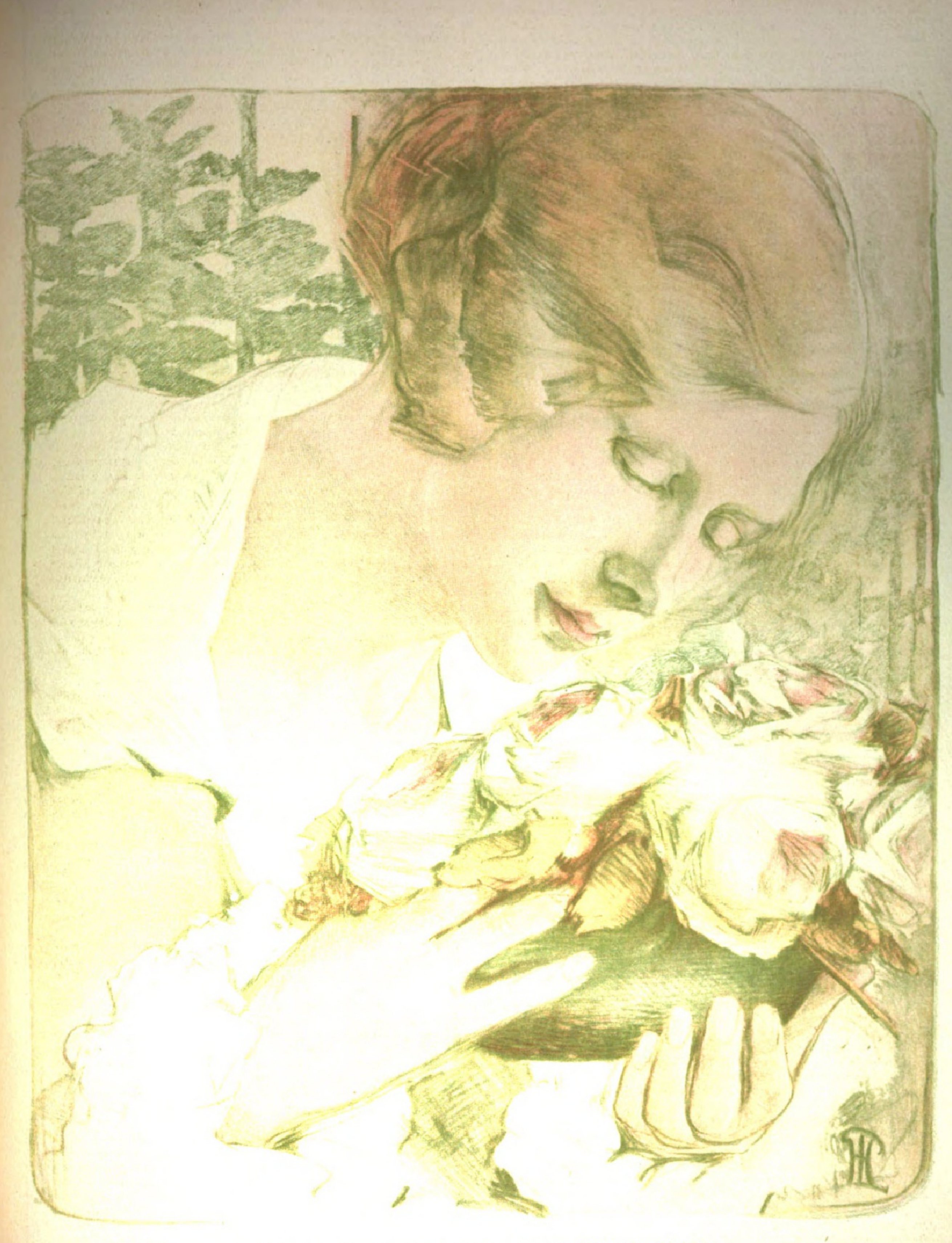
„Der Herr segne dich und behüte dich, mein Sohn", sagte Fridag, erhob segnend die Hand gegen ihn und nickte ihm freundlich zu. Dann versank er sogleich wieder in die Betrachtung des vor ihm sich erhebenden Kunstwerkes.

Wildefüer verließ den Dom durch eine Seitentür. Als er sich im Portal unbeobachtet sah, barg er schnell den Brief in der Tasche seines Wamses. Dann eilte er mit hastigen Schritten seinem Hause zu.

Als er an der Kirche zu Sankt Andreas vorüberkam, blieb er plötzlich stehen, und ein freudiger Schimmer leuchtete in seinen Augen auf. Vor der Tür des Gotteshauses hielten zwei Knechte mit drei Pferden, und aus der Kirche trat jetzt ein Mann, der den Reisemantel und das breite Schwert an der Seite trug. Wildefüer erkannte ihn auf der Stelle. Es war Christof von Hagen, der aus der Verbannung zurückkehrte in seine Vaterstadt. Und sein erster Gang in der Heimat war die Kirche gewesen, in der er getauft und gefirmelt worden war, und in der die Grabsteine seiner Ahnen standen. Hier vor dem Hochaltar hatte er gekniet, um Gott und seinen Heiligen für seine glückliche Heimkehr zu danken. Das litt keinen Zweifel. Was hätte er sonst hier wohl vollbringen wollen?

(Fortsetzung folgt.)





Erste Rosen. Nach einer Original-Lithographie von Helene Petruschel-Lange.

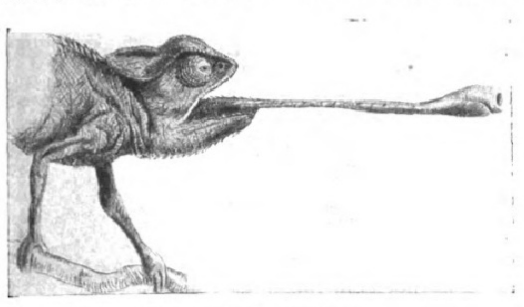
Vorfrühlingssturm. Nach einer Zeichnung von Fritz Sondermann.



Der Zweck der Zunge. / Von Rudolph Schiffel, Leipzig.

Mit sechs Abbildungen nach Zeichnungen von Walther Hammer.

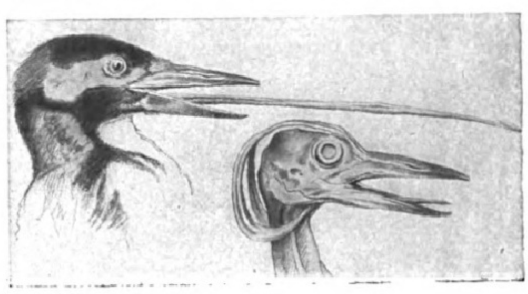
Eine der tätigsten Muskeln des menschlichen Körpers ist die Zunge. Vom ersten Schrei ins junge Leven bis zum letzten Seufzer in der Sterbestunde, von der ersten schluckenden Bewegung bis zur letzten Mahlzeit steht die Zunge im Dienste des Gesamtorganismus. Selbst im Schlafe ruht sie nicht. Von Zeit zu Zeit drückt sie den im Munde angesammelten Speichel in den Schlund hinab. Ihre Haupttätigkeit aber leistet die Zunge bei der Arbeit des Kauens. Mit welcher Vorsicht und Sicherheit schiebt sie den Bissen unter das Mahlwerk des Mundes, mischt den Speichel mit der Speise und läßt die gehörig zerkleinerte Nahrung in die Rachenhöhle und die Speiseröhre hinabgleiten! Nicht minder wichtig ist die Zunge zur Bildung der menschlichen Sprache und als Sitz des Geschmackssinnes. Auch im Reiche der Tiere spielt die Zunge eine große Rolle. Mannigfach ist ihr Zweck, besonders beim Erfassen der Nahrung. Man beobachte im Zoologischen Garten den Löwen beim Mahle! Mit seinen scharfen Klauen hält er das Fleisch fest und zerrt mit den spitzen Reißzähnen Stück um Stück los. Das ganze Geschlecht der Katzen besitzt die rauhe Zunge, also auch unsere Hauskatze, wovon man sich beim Lecken leicht überzeugen kann.



Chamäleon mit vorgestreckter Zunge.



Biene, Honig leckend.



Spechtköpfe. (Mechanik der Zunge.)

Die großen Pflanzenfresser, die Huftiere, erfassen mit der Zunge und den Lippen das Grasbüschel oder das Laub der Bäume und Sträucher und bilden es im Maule zum Bissen. Auch beim Akte des Wiederkäuens hilft die Zunge die Pflanzenkost im Maule bewegen, daß sie, gut zerkleinert und eingespeichelt, zum zweiten Male, aber nun über die Schlundspalte hinweg, in den dritten Magen gelangen kann.

Der Hund formt seine Zunge zum Löffel und schöpft damit das Wasser beim Trinken. Sie nimmt den wesentlichsten Anteil an der Transspiration des Körpers. Der Hund „jappt" mit der Zunge und scheidet dabei große Mengen Wasser aus.



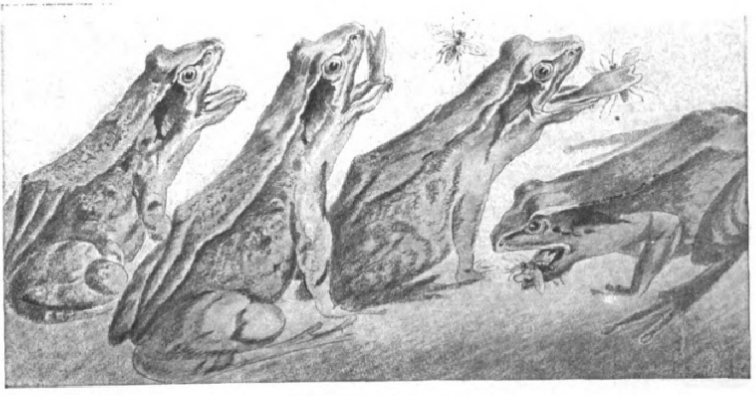
Löwe, leckt Fleisch mit der rauhen Zunge vom Knochen los.

In der Klasse der Vögel weist die Familie der Spechte eine ganz eigenartige Zunge auf. Sie kann bis zur doppelten Länge des Schnabels weit vorgestreckt werden und schiebt sich durch die mit dem Schnabel gemeißelte Öffnung weit in die gewundenen Gänge der Käferlarven in die Rinde des Baumes ein. Kleine Widerhäkchen an der Spitze erfassen die Beute. Wird die Zunge zurückgezogen, so bilden die beiden Zungenbänder zu beiden Seiten des Schädels einen weiten Bogen nach unten (s. Abbildung). Die sehnigen Bänder erstrecken sich vom Grunde der Zunge nach hinten über den ganzen Kopf hinweg bis hinauf nach dem Anfange des Oberschnabels. So vertilgt der Specht eine große Anzahl der Waldschädlinge und zählt zu den nützlichsten Vögeln unseres Waldes.



Ameisenbär, mit vorgestreckter Zunge.

Ein Tier, das in bezug auf seine Ernährung ganz auf seine Zunge angewiesen ist, ist das Chamäleon. In allen seinen Teilen zeigt es die größte Korrelation. Im südlichen Andalusien und Nordafrika bis nach Deutsch-Südwestafrika hat es seine Heimat. Auch in Indien und auf den Sundainseln kommt eine Art, das Gabel-Chamäleon, vor. Im Buschwerk der Bäume lebt das Reptil und nährt sich ausschließlich von Insekten. In seiner Bewegung ist es langsam; nur die Zunge macht eine Ausnahme. Stundenlang sitzt das Tier unbeweglich und ruhig auf einem Ästchen, nur ab und zu die Farbe wechselnd in Anpassung an seine Umgebung, wenn die Beleuchtung wechselt, oder als Ausdruck seiner Lust- oder Unlustgefühle. Läßt sich ein Insekt in seiner Nähe nieder, dann greift das Chamäleon mit dem Klammerfüßchen einen Schritt vorwärts, schnellt blitzartig die Zunge weit aus dem Kopfe hervor und leimt die Beute mit dem verdickten Kölbchen am Ende fest. Ebenso plötzlich ist das Insekt ins Maul hineingezogen. Dann rollt sich die Zunge am Grunde des Maules wieder ein, zum nächsten Fange bereit.



Frosch, eine Fliege fangend.

Anders verhält sich die Zunge beim Frosche. Sie ist im Gegensatz zu den Zungen anderer Tiere ganz vorn hinter dem Lippenrande angewachsen und liegt frei nach hinten. Erblickt der Frosch eine Fliege, so schlägt er die Zunge nach oben und vorn. Dabei befeuchtet er die untere Seite und klebt mit dieser das Insekt an. Die Zunge klappt dann wieder in das weitgeöffnete Maul zurück. Dieses schließt sich über das Opfer und wird verschluckt. Der Vorgang vollzieht sich so schnell, daß der aufmerksame Beobachter kaum nachkommen kann. Da das Auge des Frosches nur in der Nähe sehen kann und auch dann nur die Beute bemerkt, wenn sie sich bewegt, so kann man den Frosch auch mit Mehlwürmern und kleinen Fleischstückchen füttern, die man an einen Faden lose befestigt und vor ihm bewegt. Auch Laubfrösche nehmen so Nahrung an, wenn es an Fliegen mangelt.

Der Ameisenbär, ein Bewohner des tropischen Amerikas, zur Familie der Zahnarmen gehörig, besitzt eine lange, wurmförmige Zunge. Durch eine kleine Öffnung am zugespitzten Kopfe gleitet der Fangapparat in den Ameisenhaufen oder in eine Schar von Termiten. In großer Anzahl kleben die Ameisen an der klebrigen Zunge. Danach zieht der Ameisenbär die Zunge zurück und streicht die Beute im Maule ab. Auf diese Weise werden zahlreiche Insekten vertilgt. Der Ameisenbär lebt teils auf dem Erdboden, teils hängt er träge in den Zweigen der Bäume.

Auch das Reich der Wirbellosen lieferte interessante Beispiele für den Zweck der Zunge. Zur Aufnahme des Nektars aus den Blüten dient die Zunge den Bienen. Das Organ ist lang und biegsam, ein sehr zartes Werkzeug, das eines besonderen Schutzes bedarf. Hat sich eine Biene auf einer Blüte niedergelassen, so senkt sie den Kopf zu den Nektarien oder Honigbehältern hinab. Aus den Unterkiefern und Tastern der Unterlippe bildet das Insekt eine schützende Röhre, aus der die Zunge in den Honig vorgestreckt und eingelegt wird. Die feinen Haarquirle, die die Oberfläche sehr zahlreich bedecken, werden befruchtet und durchnäßt. Zwischen den Härchen haftet der Nektar. Auch der kleine zierliche Löffel am Ende der Zunge schöpft von dem köstlichen Stoffe. Wird die Zunge zurückgezogen, so streift sich die Flüssigkeit in der Röhre ab und wird nach der Mundhöhle emporgesogen. Dieser Vorgang wiederholt sich solange, bis der Vorrat in der Blüte erschöpft ist. Dann fliegt die Biene ins nächste Wirtshaus, um weiterzuschmausen. Da der zangenförmige Oberkiefer nach Zurückschlagen des Saugapparates auch noch Blütenstaub sammelt, so können wir bei den Bienen leckende, saugende und beißende Mundteile unterscheiden.

Auch die Schnecken sind im Besitze einer Zunge. Am Boden der Mundhöhle liegt ein muskulöser, knorpeliger Wulst, der der Zunge der Wirbeltiere entspricht. Ihre Oberseite ist mit einer Chitinplatte bekleidet, die, mikroskopisch betrachtet, eine große Anzahl in Querreihen geordneter Häkchen oder Zähnchen aufweist. Alle sind nach rückwärts gerichtet. Mit dieser Reibplatte oder Radula raspelt die Schnecke die Pflanzenfasern und Algen an den Glaswänden des Aquariums entzwei und nährt sich so. Sitzen mehrere große Weinbergschnecken an einem Blatte beieinander, so kann man beim Fressen das Geräusch der kauenden Reibplatten vernehmen. Kocht man die Mundteile der Schnecken mit Kalilauge aus, so erhält man ein hübsches mikroskopisches Präparat der Radula, die für gewisse Schnecken in der Anordnung der Zähnchen typisch ist und als Mittel zum Bestimmen der Schnecken Verwendung findet.

So zeigt sich, daß auch die Zunge, wie alle Organe des Tierreiches, nach dem Prinzip der Arbeitsteilung in wechselseitigen Beziehungen zum Gesamtorganismus steht. Sie ist vorhanden, wo sie nötig ist bei der Aufnahme der Nahrung, und ist ihrem Zweck entsprechend eingerichtet; sie fehlt oder ist rückgebildet, wenn der Körper zur Aufnahme der Nahrung andere Organe entwickelt hat.



Die Goldschlägerei im Wandel der Jahrtausende.

Von Geheimem Regierungsrat Dr.-Ing. Theobald in Berlin-Lichterfelde.

1. Ägyptischer Goldschläger, etwa 2500 v. Chr., aus einem Grabe zu Sakkarah (nach Perrot und Chipiez).

Unter Goldschlägerei verstehen wir die Herstellung des Blattgoldes durch jenen eigentümlichen Streckprozeß, der sich nicht, wie beim Schmieden, unmittelbar unter dem Hammer, sondern zwischen geschmeidigen Zwischenlagen vollzieht.

Weit in die Urzeit des Menschen reicht diese Technik. Um 2700 v. Chr. können wir das Blattgold im alten Ägypten feststellen, und aus 2500 v. Chr. stammt die älteste Darstellung des Goldschlägers (Abbild. 1), der kniend das auf einem Steinamboß liegende Paket — die heutige „Form“ — von Goldplättchen und Zwischenlagen mit der linken Hand führt, während die rechte ein Steinwerkzeug von abgeflachter Kugelform auf das Paket niederschwingt. Woraus die Zwischenlagen bestanden, ist dunkel. In Königsgräbern gefundene Goldblätter zeigen bis zu $^1/_{1000}$ mm Dünne und bei hohem Goldgehalt geringe Mengen von Silber oder Kupfer.

Im ersten nachchristlichen Jahrhundert lüftet Dioskorides das Geheimnis der Zwischenlagen, indem er uns verrät, daß das Blattgold zwischen Kupferblechen geschlagen werde; während sein Zeitgenosse Plinius berichtet, daß die Römer aus einer Unze (etwa 30 g) Gold 750 Blätter von vier Quadratzoll Größe schlugen, deren Dünne etwa $^1/_{3000}$ mm betrug. Ein römisches Relief des Goldschlägers, des Aurifex brattiarius (Abbild. 2), zeigt uns diesen vermutlich damit beschäftigt, einen Goldbarren zum Blech auszuschmieden, also bei vorbereitender Arbeit.

Ausführlicher schildert das Lucca-Manuskript des neunten Jahrhunderts die Goldschlägerei, besonders fesselnd dadurch, daß es des Dioskorides Angabe über das Kupferblech als Zwischenlage bestätigt. Ein aus einem Goldbarren geschmiedetes Blech wird in quadratische Plättchen zerschnitten, diese, zu einem Stapel vereinigt, noch einmal ausgeschmiedet und dann, zwischen die Kupferbleche gefüllt und in eine Kupferblechtasche eingeschoben, in mehreren Schlagprozessen zum Blattgold ausgestreckt.



3. Deutscher Goldschläger aus 1568 (nach Jost Amman).

4. Deutscher Goldschläger aus 1689, nach einem Porträt in dem Album der Landauerschen Zwölf-Brüder-Stiftung.

Im zwölften Jahrhundert berichtet uns Theophilus einen überraschenden Wechsel des Formblattmaterials, insofern die Formblätter nunmehr aus der Pergamena graeca, einem Papier aus dem Bast des Maulbeerbaumes bestehen. Diese Form wird in eine Tasche aus Kalbspergament geschoben und nun mit einem an der Bahn breiten, oben spitzen Messinghammer geschlagen, bis das Gold aus den Fugen der Formblätter hervordringt. Mit einem feinen Zängelchen streift der Goldschläger das Überstehende ab.

Abbildung 3, die von Jost Amman aus 1568 stammende erste deutsche Darstellung des Goldschlägers, zeigt diesen im Vordergrund vor seinem Schlagstein sitzend und mit der linken Hand die Form führend, mit der rechten den Hammer schwingend, während die Person im Hintergrund der Werkstatt mit dem eben genannten Zängelchen die fertigen Blätter aus der Form in die Vergolderbüchelchen einlegt. Die Form besteht jetzt in den ersten Schlagstufen aus Kalbspergament, in den letzten aus der inzwischen aufgekommenen „Goldschlägerhaut“, dem eigenartig zubereiteten inneren Überzug des Rinderblinddarms.

2. Vatikanisches Relief eines römischen Goldschlägers (nach Jahn).

In Abbildung 4 sehen wir einen altersversorgten Insassen der Landauerschen Zwölf-Brüder-Stiftung zu Nürnberg, einen 1689 verstorbenen Nicolaus Krafft, in Ausübung der Goldschlägerei. Ihm sind drei uns bis dahin unbekannte Geräte beigegeben: die „Spannzange“ zum Festhalten der Form bei deren Füllen und Entleeren, das „Beschneidekissen“, auf dem die fertigen Goldblätter zu Quadraten geschnitten werden, und den hierzu dienenden zweischneidigen „Karren“.



5. Neuzeitlicher Goldschläger beim Fertigmachen der Dünnschlagform.

Den neuzeitlichen Schläger zeigt Abbildung 5 beim „Fertigmachen“ der „Dünnschlagform“. Sie besteht, wie die zweite, die „Lotform“, aus Goldschlägerhaut, während man bei der ersten Form, der „Quetsche“, wieder auf das Papier zurückgegriffen hat. Diesen drei Ausschlagprozessen geht als erste Stufe der ganzen Arbeitsfolge das Schmelzen des mit Kupfer und Silber legierten Scheidegoldes im Koksofen oder mittels Gasgebläses voraus. Der gegossene Barren, „Zain“ genannt, wird zunächst auf dem Amboß vorgeschmiedet, dann in mehrmaligen Zügen im Walzwerk zu einem etwa 30 m langen Goldband gestreckt und dieses in die quadratischen „Quartiere“ zerschnitten, welche dann in die schon genannte „Quetsche“ eingefüllt werden. Die heute erreichte Dünne

der Blätter beträgt etwa $^1/_{10000}$ mm. Eine große Fabrik von 125 Arbeitern verarbeitet im Jahr rund 190 kg Scheidegold zu 25 Mill. Blättern.

Der Krieg hat dem deutschen Goldschlägergewerbe, das vor allem in Nürnberg, Fürth und anderen fränkischen Orten, daneben in Dresden und an einigen Plätzen des sächsischen Erzgebirges zu Hause ist, schwere Wunden geschlagen. Fehlte doch außer dem Gold vor allem das wichtigste Gerät des Goldschlägers, die Form aus Goldschlägerhaut, da diese ebenso zarte wie feste Membran in großen Mengen für die Gaszellen der Luftschiffe gebraucht wurde. Auch diesem Gewerbe ist daher ein baldiges Aufblühen nach dem Abschlusse des Friedens zu wünschen.

Möblierte Zimmer.

Von Hasse Zetterström.

Ich war ein unerfahrener junger Mann, der eben nach der Hauptstadt gekommen war, und wollte mir ein Zimmer mieten. Ich sah in einer Zeitung unter der Rubrik „Zu vermieten" nach und fand einen ganzen Haufen möblierter Zimmer, mit oder ohne separaten Eingang „für bessere Herren". Ich steckte die Zeitung in die Tasche und machte mich auf die Entdeckungsreise.

Ich trabte vom Süden nach dem Norden, sah mir alle möglichen Zimmer an und kletterte alle möglichen Treppen rauf und runter, bis ich endlich ein kleines, „elegantes" Zimmer fand, für das ich mich entschied.

Die Adresse verrate ich keinesfalls — es widerstrebt mir, andere Leute ins Verderben zu bringen. Wie gesagt, ich mietete das Zimmer und zahlte der Wirtin fünf Kronen an.

Während des Tages war ich in der Stadt beschäftigt und kam erst spät in mein neues Heim. Unterwegs hatte ich bei einem Freund meinen treuen Hund Jacques abgeholt, den ich ihm einige Zeit in Pension gegeben hatte. Froh über das Wiedersehen eilten wir nach Hause, so schnell wir konnten.

Die Wirtin kam selbst und öffnete, hatte aber nicht dasselbe übertrieben freundliche Aussehen wie am Morgen. Es flog etwas wie Entsetzen über ihr Gesicht, als sie Jacques entdeckte, der dastand und mit seinem kleinen Schwänzchen wedelte. Sie streckte die Hände abwehrend aus und rief mit angstvoller Stimme:

„Sie haben einen Hund?"

„Ja — wieso?" erwiderte ich und blickte die erschrockene Frau an, die mit ihrer großen Körperfülle die Türöffnung ausfüllte.

„Dann kann ich Sie nicht nehmen", schrie sie in gellendem Falsett. „In meinem Kontrakt steht, daß ich weder Hunde noch Katzen halten darf, und wenn der Wirt das erfährt, dann ..."

„Ach, Jacques ist ein feiner, kleiner Hund, der niemandem was zuleide tut."

„Das ist egal!"

Ich überlegte einen Augenblick, hatte dann eine gute Idee, faßte Mut und sagte in bestimmtem Ton zu der Wirtin, die fortwährend den Eingang bewachte:

„Ich habe hier ein Zimmer gemietet und gedenke, es zu bewohnen. Es ist Ihre Sache, ob Sie den Hund reinlassen wollen oder nicht — ich soll doch rein!"

Darauf schob ich die erschrockene Frau beiseite, trat ein, schloß die Tür und ließ Jacques im Treppenhaus.

Ich hatte gerade angefangen, mich auszuziehen, um zu Bett zu gehen, als ich ein wütendes Knurren, dem ein lautes Bellen folgte, vernahm. Es war Jacques, der reinwollte.

Da ich nicht wagte, ihm aufzumachen, überließ ich ihn seinem Schicksal und ging zu Bett. Jacques aber ging nicht zu Bett. Er bellte weiter, und schließlich hörte ich, wie er die Tür mit Zähnen und Pfoten bearbeitete.

Ich hatte eben das Licht ausgelöscht und war in einen leichten Schlummer verfallen, als ich von einem heftigen Klopfen an meiner Tür erwachte.

Ich sprang aus dem Bett, öffnete und hörte durch die Ritze die angsterfüllte Stimme der Wirtin:

„Lieber, guter Herr, nehmen Sie doch Ihren Hund rein! Er macht solchen Skandal auf der Treppe, daß sämtliche Mieter rausgekommen sind und sagen, daß sie ihn erschießen wollen."

Jetzt fühlte ich, daß ich Herr der Situation war, und lächelnd antwortete ich:

„Ich will keinesfalls, daß Sie meinetwegen Unannehmlichkeiten haben, und da Sie keinen Hund in der Wohnung haben dürfen, ist es am besten, daß Jacques bleibt, wo er ist."

„Aber er weckt ja das ganze Haus!"

„Das ist besser, als daß Ihnen morgen gekündigt wird, und daß Sie meinetwegen auf die Straße gesetzt werden."

Nicht mal dieses Argument half. Die Frau wollte Jacques unbedingt reinhaben. In wenigen Minuten war das Gemüt der eben noch so hartherzigen Frau erweicht, und sie war jetzt eine Tierfreundin sondergleichen. Sie bat, sie bettelte, sie flehte mich an, das Tier reinzunehmen. Schließlich konnte ich ihrem Flehen nicht länger widerstehen, sondern machte Jacques die Tür auf, und er stürzte unter einem Hagel von Feuerhaken, Stiefelknechten und anderen Wirtschaftsgeräten der gereizten Mieter herein.

Am nächsten Tage, als der Hauswirt einen Besuch gemacht und einen scharfen Wortstreit mit meiner Wirtin gehabt hatte, packte ich meine Habseligkeiten und zog aus.

Ich zog nach dem Süden der Stadt, in eine jener Straßen, von denen man nicht weiß, wo sie anfangen, und noch weniger, wo sie aufhören.

Meine Wirtsleute waren sehr nett. Das einzige Mal, daß sie mir zu nahe getreten sind, war an dem Abend, an dem ich einzog. Ich kam gegen zehn Uhr nach Hause und entdeckte sofort, daß mein „elegantes" Zimmer eine merkliche Veränderung erfahren hatte. Der Tisch, das Sofa und sämtliche Stühle waren rausgetragen worden. Alle meine Kleinigkeiten, die ich auf den Tisch gestellt hatte, waren auf das Fensterbrett gepackt worden.

Ich setzte mich auf den Bettrand und überlegte, was wohl die Ursache dieses Chaos sein könnte. Ich brauchte nicht lange zu überlegen, denn der Wirt kam selbst rein und gab mir die Erklärung:

„Die Sache war nämlich die, daß wir heute abend eine kleine Gesellschaft haben, und da wir ein bißchen Karten spielen wollten, aber keinen Tisch hatten, hoffe ich, daß Sie entschuldigen, daß wir Ihren genommen haben. Das Sofa und die Stühle, meinte meine Frau, könnten wir im Wohnzimmer brauchen, und da wir nicht so viele Stühle haben, so ....."

„O bitte sehr," unterbrach ich ihn, „genieren Sie sich nicht. Sollte jemand von den Gästen übernachten wollen, so nehmen Sie sich, bitte, auch noch das Bett."

Es ist mir unmöglich, die Leiden, die ich in der darauffolgenden Nacht auszustehen hatte, zu schildern. Ich überlasse es der lebhaften Phantasie des geehrten Lesers, sich auszumalen, wie eine Nacht Wand an Wand mit einer Versammlung grölender Tollhäusler ist, die zeitweise sogar Bock springen.

Morgens erwachte ich nicht, denn ich war gar nicht eingeschlafen. Unter ohrenbetäubender Begleitung packte ich meinen Koffer und stand fertig zum Ausziehen da.

Mein nächstes möbliertes Zimmer ist das, was ich jetzt bewohne. Ich wohne hier seit ungefähr zwei Monaten und verlasse es wahrscheinlich fürs erste nicht. Ich habe die wiederholten Umzüge satt und mich daran gewöhnt, „möbliert" zu wohnen.

Meine Wirtin ist ein komplettes Phänomen und wäre ein gefundenes Fressen für einen unternehmungslustigen Impresario. Sie ist nämlich Inhaberin einer sogenannten Ewigkeitsmaschine. Das ist ihre Zunge, und wer diese einmal in Betrieb gehört hat, wird meine Behauptung nicht bestreiten können. Sie redet fortwährend, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, wenn ihr Mann nach Hause kommt. Dann hört sie auf zu reden, denn dann keift sie. Gegen Mitternacht schläft sie ein und spricht dann aus dem Schlaf, bis sie gegen sechs Uhr aufsteht, um sofort das Haus zu wecken und von da an wach zu erhalten.

Ich habe mein Zimmer mit Heizung und Aufwartung gemietet, aber bis jetzt ist keins von beiden erfolgt. Sie hält es für überflüssig, zu heizen, „wenn Sie doch jeden Morgen das Fenster aufmachen". Was das Aufräumen betrifft, so sei es ebenso zwecklos, „denn Sie kramen ja doch immer rum".

Ich werde nie den Abend vergessen, an dem ich meinen Einzug in das Haus hielt. Mit Mühe hatte ich mich die vier hohen Treppen emporgearbeitet und die Korridortür aufgeschlossen und stand dann im Entree, in pechkohlrabenschwarzem Dunkel und natürlich ohne Streichhölzer. Streichhölzer und Schutzleute sind nie da, wenn man sie braucht.

Mit den Händen tastete ich nach der Klinke an meiner Tür, fand schließlich eine und trat ein. Meine Hoffnung war, vielleicht eine Streichholzschachtel zu finden, und ich tat deshalb ein paar Schritte nach der Richtung, in der ich den Tisch mit dem Streichholzständer glaubte. Ich war noch nicht

weit gekommen, als ich durch den Schall einer Frauenstimme zusammenzuckte, die sagte:

„Jetzt kommst du nach Hause, du Nachtbummler?!“

Ich stand ganz still vor Erstaunen, denn ich konnte mich nicht besinnen, daß mich jemand zu Hause erwartete. Plötzlich wurde mir jedoch alles klar, und ich begriff, daß ich mich nicht in meinem, sondern in dem Zimmer der Wirtin befand.

Ich verzog mich allmählich rückwärts, in der Hoffnung, auf demselben Wege verschwinden zu können, den ich gekommen war. Während ich rückwärts balancierte, stieß ich an irgendein Möbelstück, und sofort rief die schrille Stimme:

„Mach nicht solchen Spektakel! Du weckst ja das Jör!“

Endlich gelang es mir, rauszukommen und nach einigem Tasten im Dunkeln in mein Zimmer zu gelangen, wo ich Streichhölzer fand und meine Lampe anzündete.

Ich saß gerade da und lachte über mein spaßiges Abenteuer still vor mich hin, als die Korridortür geöffnet wurde und jemand eintrat. Ich hörte, wie er an meiner Tür vorbei- und in das Zimmer der Wirtin ging. Er war kaum eingetreten, als die schrille Stimme rief:

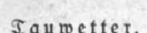
„Wenn du mal reingekommen bist, dann kannst du auch drinbleiben und brauchst nicht nach dem Hof runterzurennen!“

Ich konnte die Antwort des Mannes nicht recht verstehen, aber ich glaube, daß er energisch dagegen protestierte, schon mal drin gewesen zu sein, denn er schlug mit der Faust auf den Tisch und redete in aufgeregtem Ton. Die schrille Stimme der Frau übertönte seine jedoch, als sie schrie: „Willst du mich Lügen strafen?! Glaubst du, daß ich verrückt bin — wie?“

Es hat wirklich sein Gutes, Junggeselle zu sein und „möbliert“ zu wohnen.

(Deutsch von Åge Avenstrup und Elisabeth Treitel.)





Tauwetter.

Detektivabenteuer.

Von Poldi Schmidl.

Drei der berühmtesten Filmdetektive trafen sich nach längerer Zeit wieder in ihrem Klub und erzählten sich ihre letzten Erlebnisse.

„Da kriegte ich kürzlich“, berichtete der eine, „einen ganz verzweifelten Burschen in die Falle, der mir drei Wochen lang die härtesten Nüsse zu knacken gegeben hatte. Als ich ihm nun endlich allein gegenüberstand, da wußte ich auch, er werde sein Leben nicht billig hergeben. Auf fünf Schritte Entfernung stand er vor mir, unbewaffnet, wie ich glaubte. Während ich meinen Browning auf ihn gerichtet halte, sehe ich zu meinem Erstaunen, wie er plötzlich seinen Rock aufreißt und mir die Brust bietet. Noch hatte ich nicht Zeit, zu erfassen, was er da vorhabe, da fühle ich auch schon, wie mir eine unsichtbare Hand den Revolver entwindet. Meine Finger lösen sich, ich muß die Waffe freigeben, die ihm auch sofort gleichsam zufliegt. Unter seinem Rock nämlich, da hatte er einen mit starkem Strom geladenen Elektromagnet verborgen gehabt. Indem der Magnet meine Waffe an sich zog, wurde sie mir entwunden. Wenn er jetzt auf mich Wehrlosen schießt, dachte ich nur noch, dann — dann bin ich gerettet. Zu meinem Glück schoß er. Langsam geht er noch drei Schritte zurück, legt an, zielt und drückt ab. Ein Knall, das Zimmer voll Rauch, ein Schrei . . . er liegt tot am Boden. Er ahnte eben nicht das geringste von der besonderen Art meiner Waffe, die so konstruiert war, daß das Geschoß nach dem Losdrücken nicht nach vorn, sondern rücklaufend, also gegen den Schützen fahren mußte. Sehr einfach, nicht?“

Das Abenteuer des zweiten der Detektive mit dem „kahlen Sami“ war um so gefährlicher, als es sich um einen Verbrecher handelte, den die Natur mit Bärenkräften ausgestattet. Man hatte festgestellt, daß sich der Riese unter falschem Namen in einem der ersten Hotels einlogiert. Kein Mensch im Hotel ahnte den wahren Charakter dieses Gastes, der eines Nachmittags durch einen höchst genialen Einfall des Detektivs überwältigt werden konnte. In seinem eigenen Hotelzimmer, und ohne daß ein Mensch gezwungen gewesen wäre, das Zimmer dieses gewalttätigen Menschen zu betreten. Einen Schlauch, der, für den Verbrecher unsichtbar, im Zimmer verborgen lag, hatte man an eine außerhalb des Zimmers aufgestellte Luftsaugpumpe angeschlossen. Indem man die Pumpe in Tätigkeit setzte, wurde dem Verbrecher langsam die zum Atmen nötige Luft entzogen, bis er das Bewußtsein verlor und hilflos war wie ein gesottener Karpfen.

Da diese beiden Detektive ganz genau wußten, daß es dem unter dem Namen Graf Sonnenfleck bekannten Hochstapler August Sahnenbein gelungen war, nach Amerika zu entkommen, äußerten sie ihre Zweifel, als ihnen jetzt der dritte Detektiv erzählte, er habe den Grafen Sonnenfleck eben verhaftet.

„Waren Sie denn in Amerika?“ fragten sie.

„Keineswegs; ich habe Europa nicht verlassen“, belehrte sie der Detektiv. „Aber ich habe auf die Sekunde genau ausgerechnet, wo und wann ich den Menschen dennoch hier festnehmen kann. Sie wissen doch, daß ich mein eigenes Luftschiff habe. Gestern kreiste ich nun so lange da oben, gerade über der Stadtwiese, bis ich es an der Zeit hielt, niederzugehen und ihn zu verhaften.“

„Obwohl er sich in Amerika befindet und Sie bloß da oben kreisten?“ wandten die Zuhörer ein.

„Jawohl, meine Herren“, bestätigte der Detektiv. „Nach meinen Berechnungen mußte er zu einer ganz bestimmten Stunde in meinen Bereich kommen, da sich doch die Erde bekanntlich dreht!“

Dorf und Stadt.

Der Bauer ist auf die Sparkasse gekommen und sagt zum Kassierer:

„Sö ham 's guat! Dös viele, viele Geld!“

„Mann — das gehört aber doch nicht mir?“

„Na, sachte, sachte! Bei uns z'Haus in der Mühle g'hört dös Mehl auch nit dem Müller; aber sei Rock is doch sehr staubig davo.“

Roda Roda.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Für die deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen ist eine große Anzahl von Hilfsorganisationen unablässig tätig, die mit den Vereinen vom Roten Kreuz Hand in Hand gehen. Welche Unsumme an Arbeit von allen diesen Wohltätigkeitsvereinigungen andauernd geleistet wird, ist aus dem „Nachrichtenblatt der Reichszentralstelle für Kriegs- und Zivilgefangene“ (Berlin W. 8, Wilhelmstraße 72) ersichtlich. Wir entnehmen diesem auch durch die Post — 4. Nachtrag der Postzeitungs-Preisliste — für 70 Pfg. das Vierteljahr zu beziehenden Blatte u. a., daß aus der „Volksspende für die deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen“ und aus Reichsmitteln bisher mindestens 45 Millionen Mark den Kriegsgefangenen in allen feindlichen Ländern zugeflossen sind; ferner, daß außerdem allein der Frankfurter Verein vom Roten Kreuz für die Versorgung der Gefangenenlager in Frankreich im Jahre 1918 die Summe von 1,489,363 Mark ausgezahlt hat. Gleicherweise ist der Hilfsdienst in Bern hervorzuheben, der sich selbst dann zu helfen wußte, als schweizerische Waren für die Kriegsgefangenen erschöpft waren. Er erschloß in Spanien und Dänemark neue Einkaufsquellen durch das ganz besonders verdienstvolle Komitee „Pro Captivis“ in Barcelona und das nicht minder rührige Dänische Rote Kreuz. Rühmend hervorzuheben ist auch der „Deutsche Studentendienst 1914“ (Ausschuß zur Versendung von Liebesgaben an kriegsgefangene deutsche Akademiker, Berlin N. W. 7, Bauhofstraße 7), der wie die vielen andern diesbezüglichen Vereine unermüdlich in der Vervollständigung der Gefangenenlager-Bibliotheken ist. Unauslöschlichen Dank ist das gesamte deutsche Volk allen diesen segensreichen Fürsorgestellen schuldig, ganz besonders der vorangehenden Schweiz! E. M.

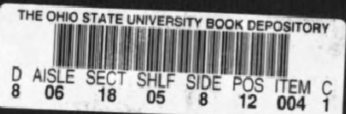
Rückwandererhilfe. Eine Aufgabe des ganzen Volkes bedeutet es, den nach der Heimat zurückkehrenden Auslanddeutschen die Wege zu einer neuen Existenz zu öffnen. Sie waren oft jahrelang interniert oder sind vor bolschewistischen Horden geflüchtet; Vermögen und Verdienstmöglichkeit sind meist völlig verloren. Die „Rückwandererhilfe E. V.“, eine Vereinigung aller an der Fürsorge für die Auslanddeutschen beteiligten Vereine, hat es auf sich genommen, Hilfskräfte für die rückwandernden Volksgenossen zu organisieren. Nicht um festlichen Empfang oder um einmalige Beihilfe handelt es sich hier, sondern um Wiedereinführung in das wirtschaftliche Leben, daß die Betroffenen wieder mitwirken können an deutscher Arbeit. Diese wieder zu stärken, die uns jetzt allein retten kann, sei das Ziel. Darum gebt schnell und reichlich für die „Rückwandererhilfe“. Einzahlungen werden erbeten bei der Reichsbank auf Konto Rückwandererhilfe und auf Postscheckkonto Berlin 49023. Die Geschäftsstelle der Rückwandererhilfe E. V. befindet sich in Berlin W 35, Schöneberger Ufer 21.

Die stärksten radioaktiven Wässer der Welt besitzt das Radiumbad Oberschlema im sächsischen Erzgebirge. Die Radiumbad Oberschlema-Schneeberg G. m. b. H. in Oberschlema (Erzgeb.) erhöht ihr Gesellschaftskapital um 1714000 Mark auf 2 Millionen Mark. Es besteht die begründete Aussicht, durch Bohrungen stärkstradioaktive Wässer warmer, vielleicht heißer Art zu erschließen, wodurch sich für das aufblühende Bad ungeahnte Zukunftsmöglichkeiten ergeben.

Das Ostseesanatorium Zoppot, das während des Krieges zum Leidwesen vieler Erholungsbedürftiger und Kranker von der Heeresverwaltung als Offiziersheim belegt war, ist frei geworden und öffnet seine Pforten wieder allen Erholung und Gesundung Suchenden. Damit ist den vielen an Nachkrankheiten des Krieges Leidenden eine beliebte Stätte zur Wiederherstellung ihrer für den heutigen schweren Lebenskampf erforderlichen Kräfte erschlossen.

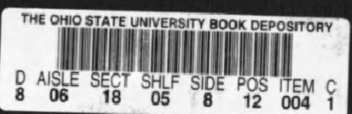
Union-Bücherschränke sind weltberühmt geworden. Die Schränke ermöglichen in bequemster Weise die Unterbringung jeder Bibliothek, mag diese noch so groß oder noch so klein sein. Man kauft die einzelnen Abteile, wie man sie braucht und setzt sie mühelos auf- und nebeneinander. Sie passen sich jedem Raum und jedem Ort an. Die selbsttätige Schließvorrichtung gestattet ein unbedingt sicheres Verschließen aller Fächer mit einem einzigen Druck; die Türen haben Glaswände. In Deutschland sind bereits über 150000 Abteile verkauft, ein Beweis für die Güte der Schränke und die Sorgfalt der Ausführung. Die Firma Heinrich Zeiß (Unionzeiß), Frankfurt a. M., Kaiserstraße 36 ist gern bereit, Interessenten das ausführliche Preisbuch Nr. 377 kostenlos und postfrei zu übersenden.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest V., Országház tér 4.
Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H. Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.


The Ohio State University
3 2435 06502683 3

THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 06 18 05 8 12 004 1

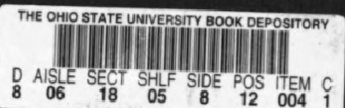

Ohio State University
5 06502683 3
NIVERSITY BOOK DEPOSITORY
SHLF SIDE POS ITEM C
05 8 12 004 1

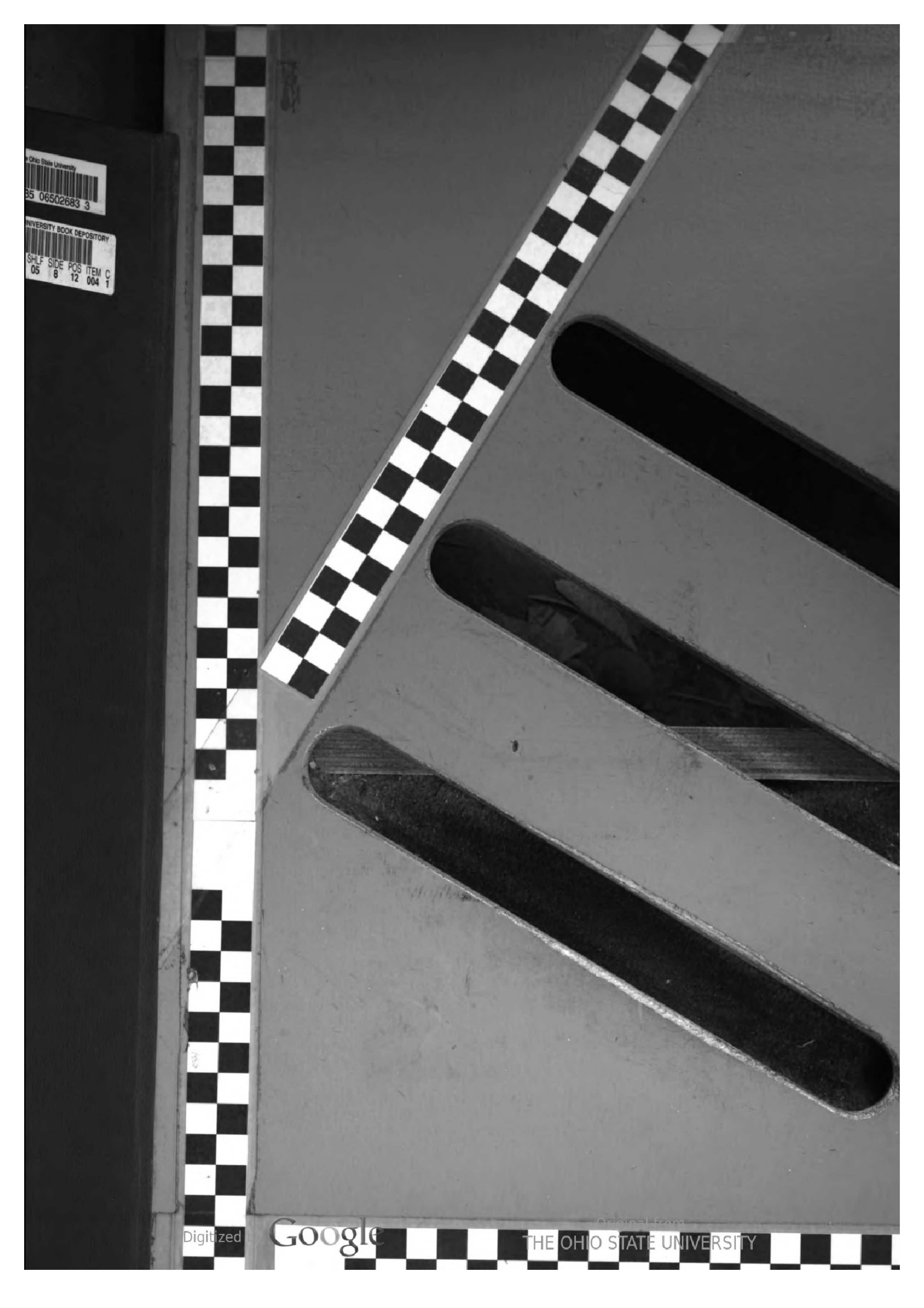


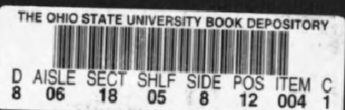



Ohio State University
35 06502683 3
UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
SHLF SIDE POS ITEM C
05 8 12 004 1


The Ohio State University
3 2435 06502683 3


THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 06 18 05 8 12 004 1




The Ohio State University
3 2435 06502683 3

THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 06 18 05 8 12 004 1